Bayreuther Blätter

Richard Wagner, Bayreuther Bühnenfestspiele. ...

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954

Digitized by Google

20 H 39

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954
Digitized by Google

20 H 33

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

RICHARD WAGNERS

herausgegeben

von

HANS von WOLZOGEN.

(Mittheilungen des Verwaltungsrathes der Bayreuther Bühnen-Festspiele und des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.)

Fünfundzwanzigster Jahrgang 1902.

Digitized by Google

Music
ML
5
.B36
v.25

Digitized by Google

STELLFELD

Inhalt des fünfundzwanzigsten Jahrganges.

Ein spezifizirtes General-Register, nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Erstes bis drittes Stück (Januar—März): S. 1—80.

Viertes bis sechstes Stück (April—Juni): S. 81—176.

Siebentes bis neuntes Stück (Juli—September): S. 177—280.

Digitized by Google

Bayreuth. Reden von *Hans von Bronsart* und *H. Thode,* Prolog von *A. Stern.* — Ferdinand Jaeger †. — Bayreuth und Draussen. Einladung zur Generalversammlung. — Aus den Vereinen. — Ausserhalb der Vereine. — Beilage: Verzeichniss der Mitwirkenden bei den Bühnenfestspielen 1902.

Zehntes bis zwölftes Stück (Oktober—Dezember): S. 281—360.

Zum Schlusse der Festspiele. Ansprachen des Grafen *von Wolkenstein-Trostburg,* von *H. Thode* und *H. v. Wolzogen.* — *H. S. Chamberlain.* Heinrich von Stein. — *E. Meinck* Homerisches bei Wagner — *R. Frhr. v. Lichtenberg.* Ueber nationales Wesen der Neugriechen. — Holländer-Nachklänge. — *Leo Geisberg.* Aufgaben. — *S. Benedict.* Golther's „Sagen-wissenschaftliche Grundlagen der Ringdichtung". — Josef Kürschner und E. W. Fritzsch †. — Mathilde Wesendonck †. — Bayreuth und Draussen. General-Versammlung. — Abrechnung der Festspielstiftung. — Voranzeige von Gobineau's „Renaissance" nebst Vorwort von *L. Schemann.* — Caritas. — Berichtigung. — Beilage: Titel und Inhalts-Verzeichniss 1902.

Digitized by Google

Leitspruch.

„Was mächtig der Furcht mein Muth mir erfand,
wenn siegend es lebt, leg' es den Sinn dir dar!“

(„Das Rheingold.“)

A. Die Bayreuther Bühnenfestspiele.

(1. Protektorat. 2. Verwaltungsrath. 3. Bühnenfestspiele 1902. 4. Bayreuther Schule 5. Stipendien-Stiftung.)

1. Protektorat.

Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent Luitpold von Bayern.

2. Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Adolf von Gross, k. Commerzienrath.

3. Bühnenfestspiele 1902.

Erster Cyklus: 22. Juli: Der fliegende Holländer. 23. Juli: Parsifal. 25. bis 28. Juli: Der Ring des Nibelungen.

31. Juli: Parsifal. 1. und 4. August: Holländer. 5., 7., 8. und 11. August: Parsifal. 12. August: Holländer.

Zweiter Cyklus: 14. bis 17. August: Ring. 19. August: Holländer. 20. August: Parsifal.

4. Bayreuther Schule.

Unterricht im dramatischen Gesangsvortrage wird weiterhin an junge Talente ertheilt unter der Leitung des Herrn Musikdirektors J. Kniese.

5. Die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Verwalter: Herr Direktor Max Gross, Laineck bei Bayreuth.

Der Grundstock bestand Ende 1900 aus Mk. 47500. Dazu kommt das Erträgniss der Jubiläumsspende von 1901 laut Abrechnung Ende August: Mk. 43363.59; ferner: ein Vermächtniss der Frau Anna von der Osten, geb. Rodbertus, im Betrage von Mk. 703.50, ein solches des Herrn Generalmusikdirektors Levi in München im Betrage von Mk. 1525.80, diverse Spenden Mk. 3322.60 und eine Stiftung des Herrn Kommerzienraths B. Löser in Berlin von Mk. 10000, deren Zinsen von jährlich Mk. 600 der Stipendien-Kasse zugewiesen werden. Bewerbungen um Stipendien für 1902 sind baldigst einzureichen.

Digitized by Google

B. Das geistige Bayreuth.

„Deinen Befehl nur führte ich aus.“
(„Die Walküre.“)

„Bayreuther Blätter.“

(Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners herausgegeben von Hans v. Wolzogen. Mittheilungen des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele und des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.)

Redaktion und Expedition: Bayreuth, Lisztstrasse 2. — Druck bei Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth, Markt 60.

1. Bestimmungen.

Abonnement auf den laufenden Jahrgang	Mk. 8.—
„ für Mitglieder des Allg. R. W.-V.'s	„ 6.—
Preis aller bisher erschienenen 24 Jahrgänge	„ 100.—
„ mehrer Jahrgänge, je	„ 4.—
„ einzelner Jahrgänge, je	„ 5.—

Wegen besonders geringen Vorrathes kosten aber Jahrgang 1883 und 84 Mk. 6.

Abonnements der Mitglieder einzuzahlen: an die **Redaktion** in **Bayreuth** oder durch die Vertretungen mit den Mitgliedsbeiträgen.

Abonnements der Nichtmitglieder einzuzahlen: an die **Redaktion** oder an den Kommissionär, Musikalienhändler C. F. Leede, Leipzig.

Aeltere Jahrgänge und einzelne Stücke zu beziehen: von der **Redaktion** in **Bayreuth.**

2. Der XXIV. Jahrgang 1901.

Der XXIV. Jahrgang brachte 52 Beiträge von 32 Mitarbeitern. Gesammtzahl der Mitarbeiter: 187.

Kurze Inhaltsübersicht.

Richard Wagner: Briefe an Levi, Gura, Niemann, Betz, Hill, Materna, Fürst Bismarck, Porges. — Aeusserungen über den „Fliegenden Holländer“.

Fürst Bismarck: Brief an Richard Wagner.

Andere Hauptartikel:

a) **Ueber Leben, Kunst und Lehre Richard Wagner's:** Cosima Wagner, an die Mitglieder des deutschen Reichstags. — M. Arend, Analyse des Tristan-Vorspiels. — H. S. Chamberlain, zu den Briefen Wagners an Levi. — K. Fiedler, Briefe aus Bayreuth. — A. Höfler, nach 25 Jahren Bayreuth. — Fr. Hofmann, „Wie wurden Sie Wagnerianer?“ — J. H. Löffler, 1876. — R. Louis, Berendt's „Schiller-Wagner.“ — R. Schlösser, Holländer-Nachklänge. — M. Seiling, auch ein Jubiläum. — R. v. Seydlitz, „Nun

aber kam Johannistag!" — P. Stübe, der Spinnerinnen-Chor. — H. Thode, Wissend durch das Gefühl. — G. Wittmer, in memoriam. — H. v. Wolzogen, Märchenzüge im „Ring." — 1901. — Musikalisch-dramatische Parallelen V. — Zu Berendt „Schiller-Wagner."

b) **Ueber Litteratur, Musik und bildende Kunst:** A. Bartels, Wilhelm Raabe. — W. Golther, germanische Göttersage in Wort und Bild. — Neue Tristan-Dichtungen. — K. Grunsky, L. Pohl's „Berlioz." — F. Laban, Konrad Fiedler. — R. v. Lichtenberg, Suida, „die Genredarstellungen Dürer's. — R. Louis, Hausegger's „deutsche Meister." — K. Mey, die Musik als tönende Weltidee. — H. Porges, Franz Liszt's Faust-Symphonie. — W. Suida, Novalis. — H. v. Wolzogen, O. v. Leixner's „Ueberflüssige Herzensergiessungen."

c) **Ueber Philosophie, Religion und Kultur:** H. S. Chamberlain, Paul Deussen und die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart. — A. v. Lilienbach, John Ruskin. — H. Graf Rantzau, Friedrich Wilhelm I. — E. Richter, eine Bayreuther Stimme aus Paris. — L. Schemann, nach dem Rassenbuche. — H. Thode, Kunst, Religion und Kultur. — Arnold Böcklin. — H. v. Wolzogen, zur Feier des Preussischen Königthums. — 1—100, eine letzte Abrechnung für 99 Jahre. —

d) **Gedenkworte:** Karl Alexander von Sachsen. — Arnold Böcklin (Thode), Alfred Bovet, Bernhard Löser, Heinrich Porges (S. Wagner), Josef Schalk (H. v. Schneller), Alexandra von Schleinitz. —

e) **Stimmen aus der Vergangenheit:** Hans von Bülow über die erste Aufführung des „Tannhäuser" in Berlin. (M. Töppen.) —

Beilagen: Statistische Beilage. — Die Mitwirkenden beim Bühnenfestspiel. — Jubiläums-Spende. — Aufruf zum Schutz des Parsifal.

Auf den Umschlägen: Litterarische Anzeigen 136—139.

Zum **„Geistigen Bayreuth"** s. ferner unter C. III: Vorträge und Vorlesungen in Vereinen.

C. Der Allgemeine Richard Wagner-Verein.

(Anerkannter Verein.)

„Fest im Verein, Brüdertreu."
(„Parsifal.")

(I. Aus den Satzungen: Vereinszweck, Verwendung der Einnahmen, Stiftungsfonds; II. Offizielle Statistik: Präsidium, Centralleitung, Vertretungen, Zweigvereine, Verband der akademischen Wagner-Vereine; III. Geistige Thätigkeit: Vorträge und Vorlesungen.)

I. Aus den Satzungen des Vereins.

(Neue Beschlüsse in der Generalversammlung des Jahres 1899.)

§ 1. Der A. R. W.-V. bezweckt die dauernde Unterstützung und Förderung des gesammten Bayreuther Werkes im Geiste Richard Wagners, insbesondere durch Ermöglichung des Festspielbesuches auch für Minderbemittelte, sowie durch Erläuterung und Verbreitung der Gedanken Wagners in Rede und Schrift.

Digitized by Google

§ 21. Von den Reineinnahmen des Vereins, nach Abzug der Vereinskosten, welche nicht über 10% der Brutto-Einnahmen betragen sollen, werden 40% der bestehenden Richard Wagner-Stipendien-Stiftung zugewiesen, 40% werden dazu verwendet, Eintrittskarten für die Bühnenfestspiele anzukaufen, welche durch die Zentralleitung den Zweigvereinen und Ortsvertretungen nach Maassgabe der im letztvergangenen Jahre eingezahlten Mitgliedsbeiträge zugewiesen werden, und von den betreffenden Vereinen möglichst im Sinne von Vereinsstipendien an minderbemittelte und würdige Vereinsmitglieder zu vertheilen sind.

Zu § 23. Dem Fonds für eine zu gründende Richard Wagner-Festspiel-Stiftung sollen aus dem Vereinsvermögen alljährlich 20% zugehen. (Bestand des Fonds am 1. Juli 1901: Mk. 79064,85.)

Die Satzungen sind zu beziehen von der Zentralleitung des A. R. W.-V. Berlin W. Eichhornstrasse 2. — Jahres-Beitrag Mk. 4.—.

II. Offizielle Statistik.

1. a) Präsidium (Bayreuth).

Casselmann, Dr., Leopold, rechtsk. Bürgermeister der Stadt Bayreuth, Präsident des Vereins.

b) Centralleitung (Berlin).

Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D.,	I. Vorsitzender,
Schelling, von, Hauptmann,	II. „
Tischendorf, Dr. von, Geheimer Ober-Regierungsrath,	I. Schriftführer,
Glasenapp, von, Regierungsrath,	II. „
Thelen, P., Musikalienhändler,	Kassenführer,

Sucher, J., Hofkapellmeister,
Muck, Dr., Hofkapellmeister,
Dirksen, Dr. von, Geheimer Legationsrath,
Wolzogen, Hans Paul Freiherr von, Redakteur der Bayreuther Blätter in Bayreuth,
Waldersee, Graf von, Vice-Admiral à la suite der Marine (dauernd verhindert).

Adresse der Centralleitung: Musikalienhändler P. Thelen, Berlin W., Eichhornstrasse 2.

Adresse des Redakteurs des Vereinsorgans „Bayreuther Blätter“: Freiherr von Wolzogen, Bayreuth, Lisztstr. 2.

2. Zweigvereine und Ortsvertretungen.

Altena i/W., Oskar Rokicki, Musikdirektor.
Amsterdam (Z.-V.), J. W. Wilson, Präsident; J. M. Reynvaan, Kassier.
„ C. G. Alsbach, Musikalienhandlung, Voorburgwal 99.
Asch i/Böhmen, Alb. Lahitzki, Musikdirektor.
Aschaffenburg, Fritz Trockenbrodt, Kaufmann, k. Hoflieferant.
Bamberg, Rothlauf, Justizrath, k. Advokat und Rechtsanwalt.
Barmen, Rud. Ibach Sohn, Hofpianofortefabrikant, Neuer Weg 40.

Digitized by Google

Bayreuth (Z.-V.), Dr. Solbrig, Vorstand, Luitpoldplatz 6; Carl Gramich, Hauptmann a. D., Opernstrasse 11.
„ Redaktion der „Bayreuther Blätter".
Berlin-Potsdam (Z.-V.), Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D., 1. Vorsitzender; v. Glasenapp, Reg.-Rath b. Pol.-Präs., Kassier.
Berlin (Akad. Rich. Wagner-Verein) Z.-V., zur Zeit suspendirt.
Berlin, Julius Bodenstein, Kunstmaler, W. Wilhelmstr. 62.
Braunschweig, Jul. Bauer, Hofmusikalienhandlung, Neue Strasse 11.
Breslau, J. Hainauer, Hof-Musikalien-Verlagshandlung, Schweidnitzerstrasse 52.
Brünn i/Mähren (Z.-V.), O. Rupp, k. k. Hochschul-Professor, Obmann; G. Hellmann, Disponent u. Prokurist der k. k. Creditbank, Säckelwart.
Darmstadt (Z.-V.), H. Sonne, Oberkonsistorialsekretär.
Detmold, Max Ihle, Buchhändler.
Dortmund, Julius Janssen, kgl. Musikdirektor.
Dresden, Franz Plötner, k. s. Hof-Musikalienhändler, Hauptstr. 2.
Eger i/Böhmen, Lorenz Kammerer, Kaufmann.
Erlangen (Z.-V.), Dr. R. Falckenberg, Professor, Spitalstr. 89.
Frankenberg i/Sachsen, Albert Werner, Componist.
Fulda, Richard Maier, Buchhändler.
Gera Reuss, R. Kindermann, Hofbuchhändler.
Göttingen a. L., Freiberg, Professor.
Graz (Z.-V.), Friedr. Hofmann, Architekt, Vorstand; Hans Wagner, Buch- und Musikalienhändler, Kassier, Hauptplatz, Rathhaus.
Grossenhain i/Sachsen, Georg Zechille, Fabrikbesitzer, Vorsitzender; G. Steche, Amtsgerichtsrath, Kassier.
Halle a/S. (Z.-V.), Reinhold Koch, Musikalienhandlung.
Hamburg (Z.-V.), Fr. Lenz, Müpgenkampstrasse 11.
Hannover (Z.-V.), H. Visthum, k. Kammervirtuos, Ubbestr. 1.
Heide i/Holstein, K. Forkel, Bürgermeister.
Heidelberg, Carl Hochstein, Musikalienhändler.
Helsingfors i/Finnland, Rich. Faltin, Professor.
Homburg v. d. H., W. Schmitt-Hartlieb, Lehrer, Dorotheenstr. 10.
Kempten, Hans Sommer, Lehrer.
Köln a/Rhein (Z.-V.), Dr. E. Compes, Rechtsanwalt, Vorsitzender; Dr. R. Schnitzler, Bankier, Schriftführer; Ferd. Sohn, Buchhändler, Kassier.
Laibach (Krain), Hans Gerstner, Konzertmeister, Schellenburggasse 4.
Leipa (Böhmisch), Erwin Martin, Institutsdirektor.
Leipzig, Robert Ravenstein, Kunsthändler, Universitätsstrasse 5.
„ Akad. Richard Wagner-Verein (Z.-V.), Johannes Fichtner, cand. jur., Kassenwart.
Liegnitz, Dr. E. Meinck, Oberlehrer, Neue Goldbergerstr. 70 II.
London (Z.-V.), Charles Dowdeswell Esq., Vertreter; 160 New Bond Street W, Avigdor L. Birnstingl, Schatzmeister, 5 Pembroke Gardens Kensington W.
Magdeburg, A. Heinrichshofen, Buchhändler, Kaiserstrasse 67.
Mannheim i/Baden, Karl Heckel, Hof-Musikalienhändler, Obmann.
Marburg i/Hess., Schenkheld, Gymnasiallehrer, Renthofstr. 10.
Mergentheim i/Württemberg, Gust. Ziegler, Kaufmann.
München (Z.-V.), Freiherr R. von Seydlitz, 1. Vorsitzender; Unico Hensel (A. Schmid's Nachfolger), Hof-Musikalienhandlung, Kassier, Theatinerstrasse.
München-Gladbach-Rheydt, Frau Dr. Nora von Sehlen, Rheydt.
Nürnberg (Z.-V.), Hans Reck, Direktor, Vorsitzender; Egon Schircks, Hof-Musikalienhändler, Kassier; Julius Reissmann, Hof-Pianofortefabrikant, Schriftführer.

Digitized by Google

Oldenburg (Grossh.), W. Kuhlmann, Grossherzogl. Musikdirektor.
Plauen i/V. (Z.-V.), Hugo Leo, kgl. Commissionsrath.
Pössneck i/Meiningen (Z.-V.), J. H. Löffler, Lehrer, Vorstand.
Reichenberg i/Böhmen (Z.-V.), Franz Schütz, Bürgerschullehrer, Obmann; Wilhelm Schindler, Lehrer, Kassier.
Riga, C. Fr. Glasenapp, Staatsrath, Thronfolger-Boulevard 3.
Rostock i/Meckl., Stübe, Paul, cand. theol., St. Georgstrasse 49a.
Spandau, Dr. B. Pretzsch, k. Gymnasial-Oberlehrer, Neuendorferstr. 94.
Speyer (Rheinpfalz), Richard Schefter, Musikdirektor.
Tölz i/Oberbayern, F. Fiedler, Hauptlehrer.
Turin (Italien), Vittorio Todesco, Publicist, Corso Vittorio Emanuele Nr. 58.
Venedig, Carlo Rossi, Kapellmeister, St. Marina, Calle Scaletta.
Viersen i. d. Rheinpr., Fräulein Marie Schmidt.
Weissenburg a/S., Carl Drexler, Lehrer.
Wien Akadem. Rich. Wagner-Verein (Z.-V.), Franz Schaumann, Obmann; Dr. W. Dlauby, Kassier.
Wiener-Neustadt (Z.-V.), Dr. Anton Riehl, Advokat, Obmann; W. Mauriz, Hutmacher, Kassier.
Wiesbaden (Z.-V.), Dr. jur. Hardtmuth, Amtsrichter, Vorsitzender; Ernst Schellenberg, Musikalienhändler, Kassirer, Gr. Burgstr. 9.
Worms, Dr. Karl Stephan, Rechtsanwalt.
Znaim i/Mähren, Karl Redlbach, städt. Organist.
Zürich, Gebrüder Hug, Musikalienhandlung.

---

8. Die Akademischen Richard Wagner-Vereine.

Es bestehen gegenwärtig akad. W.-V. in Berlin und Leipzig, welche einen engeren Verband bilden, in Breslau und in Heidelberg. Dazu die Verbände alter Herren des Berliner und des Leipziger akademischen Wagner-Vereins, welche dem Vereine, aus dem die a. H. a. H. hervorgegangen sind, die Erreichung des Vereinszweckes erleichtern und die Erhaltung des Geistes, in dem der Verein gegründet wurde, gewährleisten sollen.

III. Geistige Thätigkeit.

1901.

a) Vorträge.

Brückner, stud. phil. R. Wagner's Jugendjahre. Leipzig, Ak. W.-V.
Bulthaupt, H. Richard Wagner. Barmen, Verein für wissenschaftliche Vorlesungen.
Chéramy. Wagner et son oeuvre. Angers, Amis des Arts.
Cleather, Mrs. und **Crump,** Mr. „Der Ring des Nibelungen." Sheffield, Lit. Soc.
Decsey, Dr. Cornelius und sein „Barbier von Bagdad". Graz, W.-V.
Deetjen, cand. phil. C. F. Meyer. Leipzig, Ak. W.-V.
Ettler, stud. phil. „Ueber das Dirigiren." Leipzig, Ak. W.-V.
Golther, W., Prof. Dr. Wieland der Schmied. Rostock, Frauenbildungs-Verein. — Tristan und Isolde in Epos und Drama. Rostock, populär-wissenschaftliche Vorträge. — Wagner's „Siegfried". Güstrow. — „Rheingold". Rostock.

Digitized by Google

Grunsky, K., Dr. R. Wagner's „Parsifal". Stuttgart.

Heuss, stud. phil. Mozart als Mensch. Leipzig, Ak. W.-V.

Höfler, A., Prof. Dr. R. Wagner's Kunstwerk und Kunstlehre. Wien, Universität.

Hofmann, Fr. Die dramatische, musikalische und kunstgeschichtliche Bedeutung des „Fliegenden Holländers". Graz, W.-V.

Koch, M., Prof. Dr. Die neueren Nibelungendichtungen Breslau, Humboldt-Akademie.

Linnemann, stud. phil. Aus Leipzig's musikalischer Vergangenheit. Leipzig, Ak. W.-V.

Lorenz, A. 6 Vorträge über Wagner's Werke („Parsifal" und „Meistersinger") in Jena, 3 (über „Rheingold" und „Walküre") in Coburg, 7 in Eisenach, 3 in Gotha, 2 in Erfurt, 4 in Sonneberg.

Masser, Senior. Musikalische und religiöse Gedanken über „Parsifal". Lüneburg, Johanneum.

Muthorst, H. R. Wagner auf der Höhe seines Schaffens. Hamburg, W.-V.

Platzhoff, Dr. La Philosophie de R. Wagner. Genf, Universität.

Prüfer, A., Dr. Die vorwagnerische Aesthetik. Leipzig, Universität. — Hausegger's Buch „Unsere Meister". Leipzig, Ak. W.-V.

Rigler, Wolfg. R. Wagner und das 19. Jahrhundert. Wien, Ak. W.-V.

Ritter, Herm. R. Wagner und seine Kulturbedeutung. Würzburg, Frauenheil.

Schlösser, R., Prof. Dr. „Die Franzosen vor Nizza." Leipzig, Ak. W.-V.

Sternfeld, R., Prof. Dr. R. Wagner's Jugenddramen und „Parsifal". 6 Vorträge. Berlin, W.-V. — 3 Vorträge über R. Wagner. Berlin, Kaufm. Hilfs-Verein. — Ueber „die Meistersinger". Kaufm. Vereine Annaberg, Cassel, Gera, Hamburg, Höchst, Karlsruhe, Zittau; Vortrags-Vereine Goslar, Mühlhausen; Brüder-Verein Stettin. — Ueber „Rheingold" als Einführung in den „Ring". Kaufm. Vereine Pforzheim, Wernigerode, Wilhelmshaven. — Ueber „Parsifal". Kaufm. Vereine Apolda, Frankfurt a/M., Itzehoe. — Ueber „Bayreuth und Parsifal". Charlottenburg, Hauspflege-Verein.

Thode, H., Prof. Dr. R. Wagner's Leben und Werke. Heidelberg, Universität.

Weigel, Dr. und **König**, Dr. Vorträge am Klavier über R. Wagner's „Ring". Gotha, Deutschbund.

Weinel, Dr. R. Wagner und das Christenthum. Darmstadt, W.-V.

Wolzogen, H. v. 25 Jahre Bayreuth. Wien, Ak. W.-V. und Graz, W.-V.

Zenker, M., Dr. jur. Neue Wagnerschriften. Leipzig, Ak. W.-V.

---

b) Vorlesungen.

Berlin. Rezitation des „Parsifal" durch Paul Berthold und das Selbe durch Emanuel Reicher.

Heidelberg, Ak. W.-V. Oper und Drama. — Offenes Schreiben an E. v. Weber. — Was ist deutsch? — Wollen wir hoffen? — „Parsifal".

Leipzig, Ak. W.-V. Kunst und Klima (Referat). — Welti, Lortzing und Wagner aus Kürschner's Jahrbuch. — E. v. Wildenbruch über Wagner als Dramatiker aus dem Musikalischen Wochenblatt. — R. Batka über Verdi aus dem Kunstwart. — Cursorische Lektüre von Brösel's „Das Wesen der Senta" im Anschlusse an Wagner's Worte über den „Fliegenden Holländer".

Der **Plauen**'er W.-V. hat wiederum 8 Exempl. der „Gesammelten Schriften" unter seinen Mitgliedern verloost.

Digitized by Google

D. „Draussen."

„Gefahr ist nicht, doch gut ist's,
wenn Du wachst!"
(„Der fliegende Holländer.")

I. Bücherschau 1901.

1. Richard Wagner.

Ausgewählte Schriften über Staat und Kunst und Religion. (1864—1881.) Leipzig, E. W. Fritzsch. Mk. 3.

„Der Ring des Nibelungen". Orchesterpartituren. Kleine Ausgabe. Mainz, Schott Söhne. à Mk. 24.

„Parsifal", illustrirt von Stassen. **„Die Meistersinger"**, illustrirt von Barlösius. Berlin, Fischer & Franke.

Correspondance de Wagner et de Liszt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

El Capvespre dels Déus. (Götterdämmerung.) Traducció Catalana de Geroni Zanné y Antoni Ribera. Barcelona, Associació Wagneriana.

---

2. Neuere Schriften über Wagner.

a) In deutscher Sprache.

Chamberlain, H. S. Richard Wagner. Neue Ausgabe ohne Bilder. München, Bruckmann. Mk. 8. (9.)

Kloss, Erich. Wagner, wie er war und ward. Berlin, O. Elsner.

Mey, Curt. Die Musik als tönende Weltidee. Leipzig, Seemann Nachf.

Pfohl, F. „Parsifal", Heft 69/70 des „Opernführers". Leipzig, Seemann Nachf.

Reissmann, A. Richard Wagner. Berlin, Schildberger.

Sakolowski, P. Bayreuther Nächte und: Rollwenzelei und Eremitage. Leipzig, Seemann Nachf.

Segnitz, Eugen. Wagner und Leipzig. Leipzig, Seemann Nachf.

Seidl, Arthur. Wagneriana. I. Bd. Richard Wagner-Credo. II. Von Palestrina bis Wagner. Berlin, Schuster & Löffler.

Smolian, A. R. Wagner's „Der Ring des Nibelungen". Ein Vademecum. Leipzig, Seemann Nachf.

Steiner, A. Richard Wagner in Zürich. Neujahrsblatt der Allg. Musikgesellschaft, Zürich.

Storck, Karl. R. Wagner's Dramen erläutert in „Das Opernbuch", neue Auflage. Stuttgart, Muth.

Wolzogen, H. v. Aus R. Wagner's Schule. Im „Türmer-Jahrbuch 1902". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Bayreuth 1901. Praktisches Handbuch für Festspielbesucher. Leipzig, C. Wild.

Praktischer Wegweiser für Bayreuther Festspielbesucher. Bayreuth, Niehrenheim & Bayerlein.

Fanfaren zu den Bayreuther Festspielen 1876—1901. Bayreuth, C. Giessel jun.

Digitized by Google

b) In fremden Sprachen.

Chéramy. R. Wagner et son oeuvre. Paris, Soc. d'éditions d'art.

Dwelshauvers-Dery. Le vaisseau fantôme. Faits, appréciations et analyse thematique Leipzig, C. Wild.

Mainor, Yves. Athènes et Bayreuth. Angers, Lachese & Co.

Schuré, Ed. Le théâtre de l'élite et son avenir. Paris, Revue.

3. Aus verwandten Gebieten.

Gobineau. Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen. Deutsch von Ludwig Schemann. IV. Bd. Stuttgart, Fromann.

Holle, J. W. Geschichte der Stadt Bayreuth. Bayreuth, Seligsberg.

II. Zeitungsschau 1900.

1. In deutscher Sprache.

Allgemeine Musikzeitung. Charlottenburg. 3 ff. A. Heintz. Lichtstrahlen aus Richard Wagner's Werken. — 8. A. Heintz. R. Wagner in Zürich. — 12. R. Wagner über Bach. Aussprüche über das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtkunst. — 26. Brief von Frau C. Wagner an die Reichstagsmitglieder. — 38. Brief Wagner's an Stahr. 31. 5. 51. — 49. A. Heintz. Wagner in Zürich.

Allgemeine Zeitung. München. 176/7. A. Höfler. Zur Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche. — 196/202/5/10. P. Marsop. Bayreuther Randzeichnungen. — 231. H. Hengster. Wagner's Unrecht gegen Nietzsche.

Berliner Tagblatt. 250. Fr. Dernburg. Das Vermächtniss R. Wagner's.

Bohemia. Prag. 17. 5. 91. R. Batka. Der bedrängte Parsifal.

Bühne und Welt. Berlin. 20. E. Kloss. Das 25jährige Jubiläum von Bayreuth. H. Thode. Parsifal und Meistersinger im Bilde. F. Lorenz. Neue Parsifalgesänge. C. Droste. Frau Wagner und ihr Generalstab. W. Golther. Der fliegende Holländer in Sage und Dichtung. J. Kleinpaul. Die Tracht der germanischen Götter.

Deutsche Gesangskunst. 11. P. Schubring. Ortrud.

Deutsches Volkslied. Wien. 7. R. Wagner über musikalische Ausrufe.

Deutsche Wacht. Dresden. 222. Für und wider Bayreuth. Max Bewer. Niedrige Geldriecherei. — 291. O. Zimmermann. Bayreuther Stimmungen.

Deutsche Zeitschrift. Berlin. 13. Kralik. Conservativismus. — 21. R. Wagner's Beziehungen zur Heimathkunst.

Deutsche Zeitung. Berlin. 69. Eine scherzhafte Wagnerkritik. — 241. Erinnerungen an R. Wagner. (H. Ritter.)

Deutsche Zeitung. Wien. 10625. A. Leitich. Die Bayreuther Wagneraufführungen.

Essener Neueste Nachrichten. 269. -Kl. Die Meistersinger von Nürnberg.

Fränkischer Courier. Nürnberg. 21. 8. 91. R. Wagner als Grossaktionär.

Frankfurter Zeitung. 227. Brief Wagner's an Stahr, veröffentlicht von L. Geiger.

Generalanzeiger für Essen und Umgegend. 270. M. H. Die Meistersinger von Nürnberg.

Geraer Zeitung. 4. 12. R. Sternfeld. Vortrag über die Meistersinger.

Digitized by Google

Gesellschaft. München. 2. A. Seidl. Nachträgliches zum C.-§. — 5/6. 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Grazer Tagblatt. 49. Bayreuther Stipendienstiftung. — 102. H. Schuch. Bayreuther Weihegrüsse. — 46. F. Hoffmann. Der deutsche Reichstag und die Bayreuther Bühnenfestspiele.

Hamburger Fremdenblatt. 117. H. Chevalley. Tristan und Isolde.

Hamburger Nachrichten. 56. Richter contra Wagner.

Hannover'sches Tageblatt. 217/221. Gr. Bayreuth im Jubeljahr.

Hessische Post. Kassel. 197. G. Wittmer. Zum Jubiläum des Wagnertheaters.

Kasseler Tagblatt. 344/6/50/6 W. v. Trotha. Die Bayreuther Bühnenfestspiele.

Kunstwart. München. 21. P. Marsop. Von dem Erbfeinde der Bayreuther Kunst. Rückwärts oder vorwärts? C. v. S. Zum Verständniss der Wagner'schen Kunst. XV. 2. R. Batka. Post festum!

Kyffhäuser. Linz. 19. J. Maehly. R. Wagner bei den Franzosen.

Lootse. Hamburg. 33. H. v. Wolzogen. Brief an die Redaction. — 9. A. Seidl. Erlösungsopern.

Lübecker Zeitung. 39. G. E. L. R. Wagner und das Deutschthum.

Magazin für Litteratur. Berlin. 36. P. Preiss. Die ästhetische Bedeutung Bayreuths.

Münchener Neueste Nachrichten. 222. Brief von Frau Wagner an die Reichstagsmitglieder. — 229. Das Werk R. Wagner's.

Musik. Berlin. 1/2. A. Seidl. Bayreuther Jubiläumsbetrachtungen. — 4. R. v. Seydlitz. Erinnerungen an R. Wagner. Aufruf zum Schutz des Parsifal. — 6. C. Mey. Schutz dem Parsifal.

Musikalisches Wochenblatt. Leipzig. 14. P. Ehlers. Die Ouvertüre zu Gluck's „Iphigenia in Aulis". — 23. Frau Wagner an die Mitglieder des deutschen Reichstags. — 41. Briefwechsel zwischen Wagner und Bismarck. — 42/3. H. Ritter. Eine Erinnerung an R. W. — 43. Dr. S. Zur Berechtigungsfrage der Aufführungen von Wagner's Opern im neuen Prinzregenten-Theater zu München. — 49. W. Kähler. Wagner's Rienzi in alter und neuer Gestalt.

Musikwoche. Berlin. 28—31. M. Krause. Die Bayreuther Jubiläumsfestspiele.

Nationalzeitung. Berlin. 446/8. P. Marsop. Die Bayreuther Jubiläumsfestspiele.

Neue Badische Landeszeitung. Karlsruhe. 517. W. Kähler. Rienzi in alter und neuer Gestalt. — 531. W. Golther. Rienzi.

Neue deutsche Rundschau. Berlin. 5. J. Hey. Wie Wagner mit seinem Siegfried probte. — 7. J. Hey. Eine Rheingoldprobe unter Wagner. K. Lamprecht. Fragen moderner Kunst.

Neue musikalische Presse. Wien. 4—7. C. Hynais. Die Harmonik R. Wagner's. — 17. Brief Wagner's an H. Gottwald. 30. 12. 55. Drei Briefe an Amalie Materna. — 41. Wagner als thätiger Revolutionär.

Neue Musikzeitung. Stuttgart. 15. M. Keil. Die Bayreuther Festspiele. H. Ritter. Einige Erinnerungen an 1876. K. Grunsky. Der Widerstand gegen Wagner. F. Lange. Aufenthalt in Bayreuth. R. Sternfeld. Wie bereite ich mich auf die Aufführung eines Wagner'schen Werkes vor? Dr. Kohut. Allerlei Wagneriana. R. Louis. Die Stellung Wagner's zur Programmmusik.

Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung. Berlin 343—6. Bayreuther Jubiläumstage.

Neue Zeitschrift für Musik. Leipzig. 19. 6. 91. R. Wagner und Verdi.

Oberfränkische Zeitung. Bayreuth. 69. Eine Wagnererinnerung. — 140. Die Zukunft der Werke R. Wagner's. — 207. Audax. Vom Festspielhügel. — 235. Audax. Nachklänge nach den Festspielen. — 310. Das Wagner-Denkmal in Berlin.

Prager Tagblatt. 243. R. Wagner in Australien.

Reichsbote. Berlin. 224. Leo Crueger. Das erste Bayreuther Jubiläum.

Digitized by Google

Rheinlande. IX. O. Nützel. Der Bayreuther Styl.

Rheinisch-Westfälische Zeitung. Essen. 3. 9. Aus dem Geburtsjahre des Wagnerianismus.

Rostocker Zeitung. 530. W. Golther. Das Rheingold und seine sagengeschichtlichen Grundlagen.

Sturm. Wien. 21. Bayreuth contra München.

Südwestdeutsche Rundschau. 17. H. Ritter. Erinnerungen an R. Wagner.

Tag. Berlin. 395. Altmann. R. Wagner's Beziehungen zu Ollivier.

Tägliche Rundschau. Berlin. 232. Die Zukunft der Werke Wagners. — 216/8. H. v. Wolzogen. Zum Verständnisse der Bayreuther Festspiele. — 338/44/56. G. Manz. Bayreuther Tagebuch. — 342. Bismarck und Wagner. — Unterhaltungsbeilage 276/7/8/84/5/6/92/3. L. Schemann. Meine Erinnerungen an R. Wagner.

Thier- und Menschenfreund. Dresden. 9. P. Förster. R. Wagner und Bayreuth.

Türmer. Berlin. 11. H. v. Wolzogen. 25 Jahre Bayreuth.

Universalredacteur. Berlin. 52/3. P. Wittmann. 25 Jahre Bayreuth.

Volksbühne. Berlin. 11/12. Mielke. Wagner's Beziehungen zur Heimathkunst. W. Golther. Stoffwahl in Wagner's Dramen. F. Fischbach. R. Wagner und die Edda. R. Louis. Die Weltanschauung R. Wagner's. H. Thode. R. Wagner's Bedeutung für die akademische Jugend. — Tristan und Isolde im Bilde. G. Wittmer. Zum Jubiläum des Wagnertheaters W. Lubosch. Bayreuth und Parsifal. H. v. Wolzogen. Bayreuther Gedanken über das Schauspiel.

Vossische Zeitung. Berlin. Sonntagsbeilage 7/8. Wolfgang Golther. Tristan und Isolde.

Wage. Wien. 39/40. Brief Wagner's an Adolf Müller über die Meistersinger, 20. 11. 69 und über die Walküre, 19. 5. 78.

Wiener Extrablatt. 21. 10. 91. K. Gruby. Seltsame Gäste in Bayreuth.

Wiener Rundschau. 16. E. Lucka. Zur Symbolik im Parsifal.

Woche. Berlin. 22. H. S. Chamberlain. R. Wagner's Bayreuth.

Zeit. Berlin. 1. P. Schubring. Die Natur im Fliegenden Holländer.

Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft. Leipzig. II. 12. M. Koch. Bayreuther Eindrücke. — III. 1. Schmidt. Wagnerakten. G. Münzer. Commentar zu Wagner's Brief an Stahr.

2. In fremden Sprachen.

a) Englisch.

Philadelphia Etude. New-York. XII. 1900. I. II. 1901. Natalie Curtis. Wagner and vocal art.

Sun. Baltimore. 124. The Wagner-Bust unveiled in Druid Hill's Park.

b) Französisch.

Angers-Artiste. 19. Eva. Conférence de M. Chéramy.

Courier musical. Paris. 7–9. 13. 14. Marnold. Wagner et l'oeuvre de Beethoven. — 15. Wagner et Beethoven.

Européen. 28. 12. William Molard, à propos de Siegfried.

Guide musical. Brüssel. 3. Du Ménil. l'Or du Rhin. — 7. Lettre de Wagner à Mr. Strecker. 23. 11. 76. — 31/32. à Bayreuth. — 33/4. Le prestige de Bayreuth. — 41. Lettre de Wagner à Stahr. — 42. Wagner et la Révolution. — 43. Tilly. La leçon de Bayreuth. — 44. Schuré. C. Wagner. — 47. J. Br. Tannhäuser. — 50. M. K. Le crépuscule des dieux.

Digitized by Google

Ouest-Artiste. 521/2. Eva. Lettre d'une Fervente.

Ménestrel. Paris. 16. 6. 91. Bouyer. Bourses de voyage Wagnériennes. — 41. Lettre de Wagner à Stahr.

Monde musical. 16. Moreau. Notes de Bayreuth.

Réforme. Alexandria. 19. Nourrisson. à propos de Tannhäuser.

Revue. Paris. 21/22. Schuré. Le Théâtre d'Élite et son avenir.

Revue Blanche. Paris. 15. H. Lasviges. „Beethoven" par Wagner.

Revue Eolienne. 28. Bayreuth.

Revue d'histoire et de critique musicales. 7. Les représentations à Bayreuth.

c) Holländisch.

Weekblad voor Muziek. Utrecht. 7. „Lohengrin." — 13. De Parsifal-uitvoering te s' Gravenhage. — 30/31. Bayreuth. — 35. H. N. Wagner de zieldoodende Pessimist. — 46/7. Schuré over C. Wagner.

d) Italiänisch.

Cronache musicali. Rom. 13. Mozartino. Wagner e l'orchestra tedesca. — 14. L'inspiratrice di Tristanno e Isotta. — 15. C. W. e i diritti d'autore. — 16. Nel cielo di Wagner. — 22. M. Incagliati. Il giubileo di Bayreuth. Intorno alle rappresentazione di Bayreuth. — 30. Un Opera giovanile di Wagner. Un aneddoto su Wagner. — 32. Puck. Intorno di Maestri Cantori.

Nuova Musica. Florenz. 63. Gino Albaique. R. Wagner e l'opera. II. 28. Il giudizio di Wagner.

III. Aufführungen der Werke.

„Alles ist nach seiner Art,
an ihr wirst Du nichts ändern."
(„Siegfried.")

Vorbemerkung.

Unsere Statistik beruht hauptsächlich auf dem von Breitkopf u. Härtel in Leipzig herausgegebenen „Deutschen Bühnen-Spielplan"; doch kamen uns auch von Seiten einiger Vertretungen (V.) des Allg. R. W.-V's (2) und freundwilliger Privatpersonen (3) nicht unwillkommene Mittheilungen zur Kontrolle und Ergänzung.*)

I. In deutscher Sprache.

In der Zeit vom 1. Juli 1900 bis zum 30. Juni 1901 fanden nach unseren Quellen in 77 Städten (79 im Vorjahr) im Ganzen 1327 Aufführungen (1266 im V.) statt — und zwar in 65 deutschen (1098 Auff.), 8 österr. (185 Auff.), 2 schweizerischen (29 Auff.), 1 russischen (13 Auff.), 1 holländischen (2 Auff.).

*) Wir sagen hierfür besten Dank: den Herren G. Ducati V-Piacenza, C. Gianicelli V-Pest, W. Golther-Rostock, R. Peters-Essen. A. Ribera-Barcelona, P. Stübe-Rostock. sowie dem Grossherzogl. Hoftheater in Schwerin.

Die Red. der „Bayreuther Blätter".

Digitized by Google

Die Reihenfolge der Werke nach der Aufführungszahl ist: L. 283 (Vorjahr 284), T. 273 (275), M. 163 (130), H. 147 (171), W. 126 (127), S. 86 (66), G. 75 (62), Rh. 73 (58), Tr. 73 (49), R. 28 (44).

Am meisten zugenommen haben der „Ring" (ausser der „Walküre"), „Tristan" und „Meistersinger."

Die Städte ordnen sich nach der Gesammtzahl der Aufführungen folgendermaassen: Berlin (82), Wien (70), Hamburg (67), München (62), Dresden (58), Breslau (49), Frankfurt a./M. (45), Leipzig (45), Graz (37), Strassburg (33), Bremen, (32), Prag (29), Weimar (27), Hannover (25), Braunschweig (24), Wiesbaden (23), Köln, Mannheim, Nürnberg, Stuttgart (22), Darmstadt, Dessau, Magdeburg (21), Augsburg, Karlsruhe (20), Essen, Schwerin (19), Chemnitz, Plauen (18), Düsseldorf, Königsberg, Posen, Zürich (16), Linz (15), Erfurt, Mainz, Rostock (14), Halle, Koburg, Lübeck, Riga (13), Kassel, Regensburg (12), Barmen, Freiburg, Würzburg (11), Elberfeld, Metz, Olmütz (10), Altenburg, Bromberg, Danzig (8), Görlitz, Troppau (7), Brünn, Frankfurt a./O. (5), Dortmund, Liegnitz (4), Bayreuth, Gotha, Heidelberg, Koblenz, Osnabrück (3), Amsterdam, Bamberg, Bonn, Detmold, Kolmar, Krefeld, Münster, Neustrelitz (2), Duisburg, Erlangen, Fürth, Halberstadt, Reichenberg i. B. (1).*)

Der „Ring" als Cyklus ward gegeben in: Berlin (8 ×), Bremen (1), Darmstadt (1), Dessau (1), Dresden (4), Frankfurt (3), Graz (3), Hamburg (2), Karlsruhe (1), Leipzig (2), Mannheim (2), Magdeburg (1), München (4), Prag (2), Schwerin (3), Strassburg (1), Stuttgart (1), Weimar (1), Wien (6), Wiesbaden (2), Zürich (1).

Der 13. Februar ward beachtet von den Theatern in: Berlin T., Bremen W., Dessau Tr., Dresden M., Düsseldorf W., Graz H., Hamburg H., Köln W., Königsberg Tr., Leipzig Rh., München Tr., Nürnberg H., Rostock T.; also: 3 H., 3 W., 3 Tr., 2 T., 1 Rh., 1 M.

Der 22. Mai ward beachtet in: Berlin H., Hamburg Rh., München M.

An „Curiositäten" wurden gemeldet: Bamberg $H._2$, $Aida_3$; Hamburg G. vor S. und dazwischen Bajazzo, Nachmittags: Faust I. — In der „Fest"-Woche vom 22. Mai bis 30. Mai: ein Cyklus von Rh., L., W., S., T., G.; — Berlin $H._2$, $Dalila_3$ und Aschenbrödel.

2. In fremden Sprachen:

I. Aus Amerika: H., T., L. in New-York, 4 T., 3 L., 5 Tr. in Buenos-Ayres.

II. Aus England: 4 T., 6 L., 2 S., 5 Tr., 2 M. in London (C. G.), Tr. in Edinburgh und Hull (C. R.).

III. Aus Frankreich: T., L., W., M. in Paris, S. in Lyon, L. in Vichy.

IV. Aus Holland: M. in Amsterdam, L. in Rotterdam.

V. Aus Italien: T. in Venedig und Verona, L. in Brescia und Modena, Tr. in Mailand (15), G. in Genua.

VI. Aus Russland: T. in Warschau, T., L., W. in Petersburg.

VII. Aus Skandinavien: H. in Christiania, 20 H., 2 T., 8 L., 3 W., 8 M. = 41 Auff. in Stockholm.

VIII. Aus Spanien: L. in Madrid (11), Granada, Bilbao, Sevilla (2), Almeria (1) = 18, W. in Barcelona (13), Madrid (12) = 25, S. in Barcelona (10), Madrid (7) = 17. 60 Aufführungen.

IX. Aus Ungarn: 1 H., 5 T., 8 L., 2 Rh., 6 W., 3 S., 4 M. = 29 Auff. in Budapest.

*) Hierzu die Uebersicht.

Digitized by Google

Uebersicht.

Städte	Feen	Rienzi	Fl.Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götter-dämmerung	Tristan	Meister-singer	Summa
Altenburg	—	—	2	2	1	—	—	—	—	—	3	8
Amsterdam	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	2
Augsburg	—	3	2	3	5	—	2	—	—	2	3	20
Bamberg	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	2
Barmen	—	—	—	6	4	—	—	—	—	—	1	11
Baden	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Bayreuth	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	3
Berlin	—	2	10	9	17	8	9	8	9	2	8	82
Bonn	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Braunschweig	—	2	2	5	4	2	3	1	1	2	2	24
Bremen	—	2	1	7	5	3	5	2	2	2	3	32
Breslau	—	—	7	9	11	1	4	5	2	2	8	49
Bromberg	—	—	1	1	1	—	—	2	—	—	3	8
Brünn	—	—	2	1	2	—	—	—	—	—	—	5
Chemnitz	—	—	—	4	6	—	3	—	—	—	5	18
Danzig	—	—	1	3	3	—	—	—	—	—	1	8
Darmstadt	—	—	4	3	2	2	3	2	2	—	3	21
Dessau	—	—	1	3	4	2	1	2	2	6	—	21
Detmold	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Dortmund	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Dresden	—	4	7	12	9	4	4	5	4	4	5	58
Düsseldorf	—	—	—	5	3	2	2	—	—	4	—	16
Duisburg	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Elberfeld	—	—	—	5	4	—	—	—	—	—	1	10
Erfurt	—	—	—	5	5	—	—	—	4	—	—	14
Erlangen	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
Essen	—	—	3	6	5	—	5	—	—	—	—	19
Frankfurt a/M.	—	—	5	8	10	4	5	4	2	3	4	45
Frankfurt a/O.	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	2	5
Freiburg i/B.	—	—	—	2	2	2	3	—	2	—	—	11
Fürth	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Görlitz	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	4	7
Gotha	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	3
Graz	—	2	2	5	4	4	3	3	3	3	8	37
Halberstadt	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Halle	—	—	1	4	4	—	—	—	—	2	2	13
Hamburg	—	3	6	15	14	2	6	6	6	1	8	67
Hannover	—	1	4	5	6	5	4	—	—	—	—	25
Heidelberg	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Karlsruhe	—	—	5	2	2	1	2	2	2	2	2	20
Kassel	—	1	—	3	5	—	1	—	—	—	2	12
Koblenz	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	3
Koburg	—	—	3	5	1	—	—	—	—	3	1	13
43	—	20	77	147	154	42	67	42	41	38	81	709

Digitized by Google

Städte	Feen	Rienzi	Fl. Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götter-dämmerung	Tristan	Meister-singer	Summa
Uebertrag	—	20	77	147	154	42	67	42	41	38	81	709
Köln	—	—	2	3	6	—	5	—	2	—	4	22
Königsberg	—	—	1	4	5	—	3	—	—	3	—	16
Kolmar	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2
Krefeld	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Leipzig	—	1	12	8	7	2	2	2	2	3	6	45
Liegnitz	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Linz	—	—	—	4	2	—	—	—	—	—	9	15
Lübeck	—	—	—	5	5	—	—	—	—	—	3	13
Magdeburg	—	—	2	5	6	1	3	1	1	1	1	21
Mainz	—	—	4	2	3	—	1	—	—	2	2	14
Mannheim	—	—	1	5	3	2	2	2	2	2	3	22
Metz	—	—	—	—	3	—	—	3	—	—	4	10
München	—	—	8	12	13	4	4	4	4	6	7	62
Münster	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	2
Neustrelitz	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Nürnberg	—	—	3	7	3	—	2	—	1	—	6	22
Olmütz	—	—	—	3	3	—	—	—	—	—	4	10
Osnabrück	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3
Plauen	—	—	7	4	3	—	4	—	—	—	—	18
Posen	—	—	—	4	5	—	4	—	—	3	—	16
Prag	—	—	2	5	5	2	3	3	2	3	4	29
Regensburg	—	—	—	4	2	1	2	3	—	—	—	12
Reichenberg i/B.	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Riga	—	—	2	4	6	—	—	—	—	—	1	13
Rostock	—	—	1	2	3	—	—	3	—	—	5	14
Schwerin	—	—	—	2	2	3	3	4	3	—	2	19
Strassburg	—	1	3	7	4	3	4	3	3	3	2	33
Stuttgart	—	—	3	5	5	1	3	1	2	—	2	22
Troppau	—	—	—	3	1	—	—	3	—	—	—	7
Weimar	—	—	5	4	6	2	3	3	2	1	1	27
Wien	—	6	7	9	12	6	6	6	6	4	8	70
Wiesbaden	—	—	1	4	2	3	2	2	3	4	2	23
Würzburg	—	—	2	2	2	—	—	—	—	—	5	11
Zürich	—	—	3	4	3	1	2	1	1	—	1	16
77	—	28	147	273	283	73	126	86	75	73	163	1327

(Abschluss der Statistischen Beilage am 31. Dezember 1901.)

Schlusswort.

„Lauter bewahrt das lichte Gold.“ („Götterdämmerung.“)

Digitized by Google

I.—III.

Ich kann den Geist der **Musik** nicht anders fassen als in der **Liebe**. (Richard Wagner.)

Der Gedanke für **Musik** Geld zu zahlen ist mir zuwider: Musik muss frei geschenkt werden wie die **Liebe**. (Fürst Bismarck.)

Musica ist der besten Künste Eine; die Noten machen den Text lebendig. Wer diese Kunst kann, der ist **guter Art**. (Luther.)

Die Bühnenfestspiele des Jahres 1902.

Erster Cyklus.

22. Juli, Dienstag: Der fliegende Holländer.
23. Juli, Mittwoch: Parsifal.
25.—28. Juli: Der Ring des Nibelungen.
Freitag: Das Rheingold.
Sonnabend: Die Walküre.
Sonntag: Siegfried.
Montag: Götterdämmerung.

{ 31. Juli, Donnerstag: Parsifal.
{ 1. August, Freitag: Der fliegende Holländer.

{ 4. August, Montag: Der fliegende Holländer.
{ 5. August, Dienstag: Parsifal.

7. August, Donnerstag: Parsifal.
8. August, Freitag: Parsifal.

{ 11. August, Montag: Parsifal.
{ 12. August, Dienstag: Der fliegende Holländer.

Digitized by Google

Zweiter Cyklus.

14.—17. August: Der Ring des Nibelungen.
Donnerstag: Das Rheingold.
Freitag: Die Walküre.
Sonnabend: Siegfried.
Sonntag: Götterdämmerung.
19. August, Dienstag: Der fliegende Holländer.
20. August, Mittwoch: Parsifal.

Vorbestellungen, zunächst auf zusammenhangende Vorstellungen, werden beim Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele in Bayreuth angenommen, die Ausgabe der Karten wird im März begonnen; Bestellungen von Wohnungen sind an das Wohnungscomité Bayreuth, Rathhaus, zu richten.

Vermittelungen durch die Redaktion der B. Bl., wie sie öfters gewünscht worden sind, haben keinen besonderen Nutzen, da bei dem geordneten Geschäftsgange von irgendwelchen Bevorzugungen keine Rede sein kann, und Jedermann ohnehin auf die bestmögliche Weise bedient wird.

Anmeldungen zur Berücksichtigung bei der Vertheilung von Stipendien (Verwaltung in Laineck bei Bayreuth) oder von Freikarten des Vereins (bei den Vertretungen) sollten unter genauer Angabe der Wünsche in Betreff der Zeit des Festspielbesuchs so früh wie möglich stattfinden. Es ist dabei jedoch zu bedenken, dass bei zwei aufeinanderfolgenden Festspieljahren für das zweite immer nur in einer verhältnissmässig geringeren Anzahl dergleichen Gesuche berücksichtigt werden können. Die Redaktion der B. Bl. hat ihre Liste der an sie gerichteten Gesuche bereits abgeschlossen und bei der Verwaltung eingereicht.

Die Mitgliedsbeiträge sind vor dem 1. März vollständig einzuzahlen. Von ihrer Anzahl ist die der Berechtigungsscheine für Freikarten des Vereines abhängig.

Auf mehrfach geäusserten Wunsch und infolge häufigerer Anfragen wiederholt diese Mittheilungen und Angaben hier an der Spitze des neuen Festspieljahrganges zu allgemeiner Beachtung mit bestem Bayreuther Neujahrsgruss:

die Redaktion der Bayreuther Blätter.

Digitized by Google

Harmonik und Melodik bei Richard Wagner.

Zugleich eine Kritik der bisherigen Erklärungsversuche.
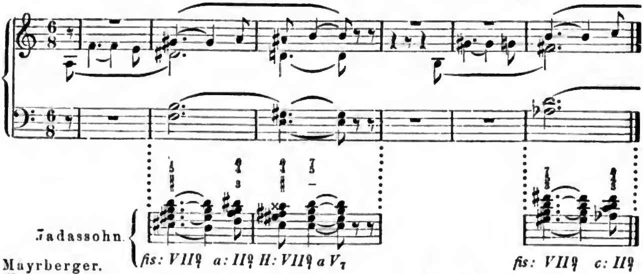
Von G. Capellen-Osnabrück.

Während unsere „Blätter“ auf allen anderen Gebieten ihrer Betrachtungen und Mittheilungen den Vorzug geniessen, innerhalb der festen Linien einer gesicherten und geklärten Weltanschauung sich halten zu dürfen, wie sie ihr Meister und Begründer zu reichlichster Anwendung und Bestätigung hinterlassen hatte: so gibt es gerade für das Gebiet der Musik, genauer gesagt: der musikalischen Theorie, ausserhalb der hinterlassenen grossen Kunstwerke selber, worin sie noch unabgezogen und wohlgeborgen lebt, gar keinen festen Grund und sicheren Halt, da vielmehr Alles erst noch einer ernstlichen künftigen Beschäftigung mit den damit gegebenen neuen Problemen bisher vorbehalten blieb. Wo sich nun jetzt doch schon einzelne Versuche wissenschaftlicher Arbeit auf diesem Felde zeigen, haben wir ohne Weiteres einem Jeden, der sich überhaupt rührt, das Recht zuzugestehen, seinen eigenen Weg zu gehen, oder vielmehr sich zu suchen, dankbar, dass nach solchem Ziele hin einmal Schritte gethan werden, und bereit, in unserem der Wagnerischen Kunst gewidmeten Blatte, solche Proben und Versuche zu sammeln und mitzutheilen, ohne über ihren Werth im Einzelnen uns ein Urtheil zu erlauben, da uns ja kein Standpunkt gegeben ist, um irgendwie „darüber“ zu stehen. Der Werth, den wir von vornherein jeder solchen Mittheilung, die uns selten genug zugeht, allein beimessen können, ist in der damit gegebenen Anregung zu finden, welche von Einem, der sich äussert, auf Andere ausgeübt werden mag, die dadurch zu Gegenäusserungen veranlasst werden, woraus allmählich etwas sich bilden dürfte, was zum Mindesten einer Klärung der theoretischen Probleme ähnlich sieht. Und so wäre es denn unser Loos, dass wir auf den Gebieten, wo die Welt am heftigsten sich streitet, eines wohlthuenden Friedens uns erfreuen, dahingegen einen Schauplatz für Wettstreit und Preiskampf eröffnen auf dem Felde der schönen Kunst der Harmonie. *H. v. W.*

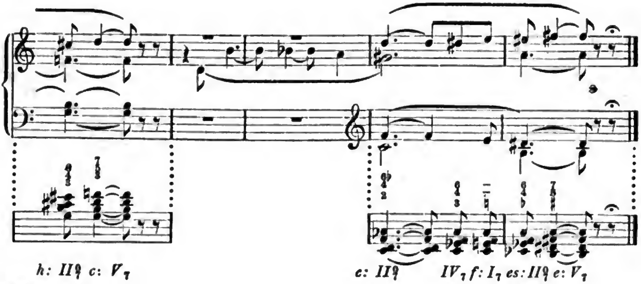
Die musiktheoretische Forschung hat auf dem Gebiete des Wagnerschen Kunstwerkes bisher folgende Monographieen gezeitigt: „Die Harmonik Richard Wagners an den Leitmotiven aus ‚Tristan und Isolde‘“, erläutert von C. Mayrberger (herausgeg. durch den Bayreuther Patronatverein 1881), „Melodik und Harmonik bei Richard Wagner“ von S. Jadassohn (Verlagsges. Harmonie-Berlin 1900) und „Die Harmonik R. Wagners in Bezug auf die Fundamentaltheorie Sechters“ von C. Hynais (Neue musikal. Presse Wien 1901 Nr. 4 bis incl. 7). Auch C. Mayrberger stützt sich auf das System Sechters, von dem er in dem Widmungsschreiben an den Meister sagt: „Ich bin vollständig überzeugt, dass nur dieses und kein anderes, freilich geläutert und bis zum Verständniss der Neuzeit fortentwickelt, die von Ihnen angewandte Harmonik als Ausfluss tiefster musikalischer Kunst in wahrhaft logischer Forschung klar legen könne.“ In der That ist die Fundamentaltheorie Sechters ein grosser Fortschritt gegenüber der längst überlebten, aber leider noch fast alle Lehrbücher beherrschenden, mehr oder weniger modifizirten Generalbasslehre. Diese Be-

Digitized by Google

hauptung wird schlagend bewiesen durch den Vergleich der Analysen des Sehnsuchtsmotives im „Tristan“ bei Jadassohn und Mayrberger.



Mayrberger.
Fundam. A. D. — *H.* — *E.* — *H. E. A. D.*
Stufen in
a-moll: 1. 4. — *2.* — *5.* — *2. 5. 1. 4.*
e-moll/dur — *5.* — *1.*
in d-moll 5.
c-moll/dur 2.
g-moll/dur 5.



Fundam. G. — *A.* — *(Fis) H.*
a-moll — *1.*
e-moll/dur — *4.* — *(2.) 5.*
c-moll/dur 5.
g-moll/dur 1.

Ist die von Jadassohn beliebte Akkorddeutung mit „enharmonisch veränderter Schreibweise“ und dem ganz willkürlichen Modulationsplane nicht geradezu ein Hohn auf alle harmonische und tonale Logik? Zwar lässt sich darüber streiten ob *gis* im zweiten und *h* im sechsten Takte Vorhalte

Digitized by Google

oder Akkordtöne sind; der ersteren Annahme steht indessen die an sich richtige Bemerkung Jadassohns, das Charakteristische der Vorhalts- wie der Durchgangsnoten bestehe darin, dass sie nicht Bestandtheile eines Akkordes bilden, sondern gegen einen solchen dissoniren, nicht entgegen, da *gis* und *h* im Sinne der Bezugs- (Auflösungs-) Akkorde *h dis f a* und *d fis as c* ja doch dissonante Töne sind. Ganz seltsam nimmt sich angesichts obiger Probe Jadassohn'scher Auffassung dessen Zugeständniss S. 25 aus, wo es heisst: „Die Harmonik Wagners ist klar und rein, alles und jedes ist gewissenhaft und sauber nach den strengen (!) Regeln des reinen Satzes gebildet, darum sind die Akkordfolgen, ihre Verbindungen und der Gang der Modulation in Wagners Werken jedem in der Harmonielehre Bewanderten leicht (!) erklärlich." Wenn Wagner wirklich so leicht zu begreifen wäre, so würde gar nicht zu verstehen sein, wie die Musiktheorie die Schöpfungen des Meisters trotz ihres unermesslichen Einflusses auf die moderne Kunst fast durchweg gänzlich ignorirt. Sollte nicht die Ohnmacht der Theoretiker gegenüber den Wagner'schen Reformen das wahre Motiv ihrer Verschweigungstaktik sein?

Es fragt sich nun, ob Mayrbergers Analyse der Leitmotive im „Tristan" bereits so einfach und einheitlich ist, dass jeder anderweiter Erklärungsversuch den Vorwurf unberechtigter Neuerungssucht verdienen würde. Diese Frage muss vom derzeitigen Standpunkt der Musikwissenschaft aus verneint werden. Das von Mayrberger dargestellte Ineinandergreifen verschiedener Tonarten, in deren Sinne die Akkorde verstanden werden sollen, der Sechter'sche Begriff der „Zwitterakkorde", „Zwischenfundamente" und „Harmonischen Ellipsis" sind Hilfsmittel des Verstandes, gegen welche das Gefühl protestirt. „Man setzt nicht für das Auge, sondern für das Ohr!" — diese Mahnung des alten Kirnberger wird leider von Mayrberger, wie von den Theoretikern überhaupt, zu wenig beherzigt. Solange die Analyse auf dem Papier der Gehörsempfindung total widerspricht, solange der weitere Grundsatz, dass das Ohr akustisch hört, nicht überall durchgeführt wird, ist die harmonisch-melodische Erkenntniss von dem oben ausgesprochenen und im Walten der Naturkräfte vorgezeichneten Ideal der Einfachheit und Einheitlichkeit weit entfernt.

Ehe ich diese Behauptungen an der Hand der Mayrberger'schen und Hynais'schen Wagnerdeutungen beweise, will ich kurz ein neues System hier entwerfen, welches nicht nur den Anforderungen der Akustik und Logik, also der Wissenschaft, sondern auch den Ansprüchen der modernen Praxis, insbesondere des Wagner'schen Kunstwerkes, völlig genügen dürfte. Diese Auseinandersetzung ist nöthig, um für die hier beabsichtigte Kritik eine feste Basis zu gewinnen.

Zunächst vertrete ich aus gewichtigen Gründen, unter anderen wegen der Vorherrschaft von Durmoll und wegen des häufigen Geschlechtswechsels in Moll, die Ansicht, dass Moll auf das gleichnamige Dur zurück-

Digitized by Google

zuführen sei, ohne damit die empirische Konsonanz des Molldreiklanges und die Berechtigung der mit Paralleldur gemeinsamen Tonartvorbezeichnung zu bestreiten. Um das Wesen des Molldreiklanges und der Molltonalität ganz zu verstehen, muss man die vierfache akustische Durwurzel des ersteren kennen, bestehend in folgenden Kombinationstönen: 1. dem Basisgrundbass (in a-Moll *a*), 2. dem kleinen Grundbass (*c*), 3. dem grossen Grundbass (*f*) und 4. dem Quintgrundbass (*d*), in dessen Sinne der Molldreiklang ein unvollständiger Durnonenakkord ist. Eine diatonische Molltonleiter gibt es nicht, jeder Versuch, solche zu construiren, ist willkürlich und unzulänglich (vgl. auch Mayrberger S. 8, Ziehn Harmonielehre S. 53). Aus der vierfachen Durwurzel des Mollklanges ergibt sich vielmehr von selbst, dass die Molltonleiter eine chromatische ist; denn die melodische Auseinanderlegung der Hauptklänge der Wurzeltonarten A-, C-, F- und G-dur (*d* . . *a c e* gehört als Nonenakkord zu G-dur) erzeugt folgende a-Molltonleiter: ***a b h c cis d* | *e f fis g gis a***. Diese chromatische Skala ist identisch mit der fallenden chromatischen Basisdurleiter, wenn man den auch in Moll sehr häufigen Nebenton ***dis*** einfügt. Ein Grund mehr, auch in Moll nur die Töne ***a h cis d e fis gis a*** als Haupttöne, die übrigen aber als Nebentöne aufzufassen, nicht anders wie in der gleichnamigen Durtonleiter (Näheres in meiner 1901 Nr. 44—50 der „Neuen Zeitschrift für Musik" erschienenen Abhandlung: „Die Unzulänglichkeit und Ueberflüssigkeit der dualistischen Molltheorie Riemanns; die Lösung des Mollproblems mit experimentellem Nachweis am Klavier"). Durch die geschilderte Zurückführung von Moll auf Dur ist die selbe Einheitlichkeit gewonnen, wie durch den Monismus in Philosophie und Naturwissenschaft.

Wie ist nun die chromatische Durtonleiter akustisch zu rechtfertigen? Nicht durch die alte, ehrwürdige „Tonleiter-Tonart" mit ihrer stufenweisen Diatonik, sondern durch folgendes „tonale" Klangschema, in welchem die „Grundbuchstaben" (Fundamente) durch schräge Linien zickzackweise verbunden zu denken und die Molldreiklänge den Durdreiklängen beigesellt sind:

Tonales Schema von C-dur- und Moll.

	Fis Fis$_\circ$	
		H H$_\circ$
	E E$_\circ$	
A A$_\circ$		
	D D$_\circ$	
		G G$_\circ$
	C C$_\circ$	
F F$_\circ$		
	B B$_\circ$	
		Es Es
	As As$_\circ$	
Des Des$_\circ$		
	Ges Ges$_\circ$	

Digitized by Google

Die akustische Begründung dieses „Klangzickzacks“ beruht auf der quintweisen Folge der Fundamente im Zuge der schrägen Linien, sodann auf dem Terzabstande der fettgedruckten drei Gruppen „Mittel-, Ober- und Untergruppe.“ In Anlehnung an die Tonleitertonart ist ausserdem in der vertikalen Mittellinie die Diatonik vertreten. Die Geschlossenheit des Klangsystems wird durch die enharmonische Gleichheit der äussersten Akkorde hergestellt. Als Hauptklänge der C-dur- und -molltonart gelten nur die drei Durakkorde der Mittelgruppe, da die selben sämmtliche Haupttöne von C-dur enthalten („Tonische“ Klänge im weiteren Sinne). Die Akkorde und Tonarten ausserhalb der Mittelgruppe sind lediglich Ausweichungen (nicht Modulationen), vorausgesetzt, dass die Herrschaft des Centralklanges gewahrt bleibt.

Analog dem obigen tonalen Schema sind auch die übrigen Specialtonarten darzustellen. Das g e n e r e l l e Schema ist folgendes:

	$Z\,Z_{\circ}$	
		$oR\,oR_{\circ}$
	$O\,O_{\circ}$	
$oL\,oL_{\circ}$		
	$oZ\,oZ_{\circ}$	
		$R\,R_{\circ}$
	$M\,M_{\circ}$	
$L\,L_{\circ}$		
	$uZ\,uZ_{\circ}$	
		$uR\,uR_{\circ}$
	$U\,U_{\circ}$	
$uL\,uL_{\circ}$		
	$Z\,Z_{\circ}$	

Die Buchstaben bedeuten: Mittelklang, Mittelmollklang; Rechtsklang, Rechtsmollklang; Linksklang, Linksmollklang; Oberklang, Obermollklang; Unterklang, Untermollklang; o-Linksklang, o-Linksmollklang (dafür auch kürzer *öL* = ö-Linksklang), o-Rechtsklang, o-Rechtsmollklang (*öR* = ö-Rechtsklang), Zwischenklang, Zwischenmollklang, o-Zwischenklang etc. Wegen seiner Anschaulichkeit und Symmetrie ist der generelle Klangzickzack ein vorzüglicher Ersatz für die harmonisch und melodisch ganz unzulängliche Tonleitertonart. Durch die Projektion der terzverwandten Ober- und Unterdurtonart nach der Basis *M* findet die chromatische Mitteldurleiter ihre einfache akustische Erklärung. So werden durch die Projektion von E-dur in C-dur die Nebentöne *fis, gis, cis* und *dis*, durch die Projektion von As-dur die Nebentöne *as, b, des* und *es* gewonnen. Die chromatische Tonleiter in C-dur ist also

steigend: *c cis d dis e f fis g gis a b h c*
fallend: *c h b a as g fis f e es d des c.*

Digitized by Google

Primäre akustische Klänge („Naturklänge") sind allein der Durdreiklang, Dursept- und Nonklang.

Charakteristische Dissonanz des Rechtsklanges ist die Sept (Non), charakteristische Dissonanz des Linksklanges die Sexte. Durch Hinzufügung der letzteren entsteht der (Rameau'sche) Sextakkord, ein den Terzenbauern unbekannter, aber für die tonale Logik unentbehrlicher Klang (vgl. Riemann Harmonielehre §§ 26, 30, kurzgef. Harmonielehre im Musiktaschenbuch X).

Der üblichen Auffassung des verminderten Dreiklanges, des kleinen und verminderten Septimenakkordes als selbständiger (originaler) Klänge widerspricht sowohl das akustische Phänomen des Kombinationstones, als auch die reguläre Auflösung dieser Akkorde und Nichtverdoppelung des tiefsten Tones, obwohl dieser doch im leitereignen System die Rolle eines Grundtones spielt. Offenbar ist jene falsche Ansicht lediglich durch den Wunsch entstanden, die siebente Stufe in Dur und Moll und die zweite in Moll mit Drei- und Vierklängen besetzen zu können. In Wahrheit sind letztere stäts als elliptische Akkorde zu erklären, nämlich *h d f* als *(g) h d f* in C-dur und -moll, als *d f (a) h*, *(e gis) h d f* und *h d(is) f(is)* in A-dur und -moll, endlich als (♭) *h d f*, d. h. als *b d f* mit erhöhtem Grundton, in F-dur und -moll. Entsprechend sind die Deutungen des kleinen und verminderten Septimenakkordes; *h d f as* würde also als *(g) h d f as* in C-dur und -moll und als (♭) *h d f as* in F-dur und -moll ansässig sein. Stäts entscheidet über die tonische Zugehörigkeit eines Klanges nicht das rein äusserliche Moment der Stufenzahl, sondern die latente akustische Qualität des Klanges selbst. Alle, selbst die komplizirtesten, Akkorde sind auf Dur- und Molldreiklänge zurückzuführen, die Molldreiklänge wiederum, wie wir sahen, auf Durdreiklänge. Alle nichttonischen Klänge sind entweder alterirte (stellvertretende) Hauptklänge, z. B. $G^{9>}$ = G-Tiefnonklang, $g^{9>}$ = Klein g-Tiefnonklang (der kleine Buchstabe zeigt die Auslassung des Grundtones an), $G^{5<}$ = G-Hochquintklang, $G^{7}_{5>}$ = G-Tiefquintseptklang, — oder Doppelklänge, z. B. *f a c e g* = F-C-klang, *f as c e g* = $F_{\circ}$-C-klang, *f as c es g* = $F_{\circ}$-$C_{\circ}$-klang, *fis a c e g* = d-C-klang. Auch der Molldreiklang und der übermässige Dreiklang sind als Doppelklänge deutbar nämlich *a c e* = A-C-klang, *c e gis* = C-E-klang. Auf dieser Duplizität des Molldreiklanges beruht sogar dessen Konsonanz, wie experimentell am Klavier nachgewiesen werden kann.

Da in allen Klanglagen der Grundton als Kombinationston mitklingt, so rechtfertigt es sich, den Einzeltönen stäts die Benennung zu belassen, welche sie in Grundstellung haben; daher „Terzprimklang" = Sextakkord („Sextakkord" bezeichnet nunmehr stäts den Rameau'schen Sextakkord s. o.). „Quintprimklang" = Quartsextakkord, „Terzprimseptklang" = Quintsextakkord, „Terzseptklang" = verminderter Dreiklang, „Terztiefnonklang"

Digitized by Google

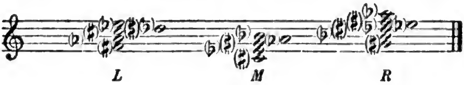
= verminderter Septimenakkord etc. (vgl. auch Riemann Harmonielehre §§ 4, 25, 28, 29, kurzgef. Harmonielehre XI).

Zum Schluss ist das vollständige harmonische Mittelgruppenbild von C-dur und -moll wie folgt darzustellen:

1. „Tonisch“, d. h. allein mit den Haupttönen der Tonart:



2. „Meditonal“, d. h. mit sämmtlichen Haupt- und Nebentönen der Tonart:



Die Hochprim kann natürlicherweise nur mit der Hauptquinte zusammentreffen. Desgleichen setzt der Non- und Tiefnonklang die Hauptterz voraus, da die Mollterz Doppelklänge erzeugen, somit die primärakustische Natur des Nonenakkordes zerstören würde. — Was die meditonale Melodik betrifft, so haben wir oben die Haupt- und chromatische Tonleiter von Dur und Moll kennen gelernt. „Nebentonleiter“ würde in C-dur beispielsweise sein: *c des e f g as* $\frac{h}{b}$ *c*. Der Begriff „Harmonische und melodische Chromatik“ bei Mayrberger ist nicht ganz korrekt; denn nach Mayrberger würde diese Tonleiter eine „chromatische“ sein, da *des*, *as* und *b* ja durch chromatische Erniedrigung der Haupttöne *d a h* entstanden sind. Das würde aber dem Sprachgebrauch widersprechen. Von „Chromatik“ kann nur da die Rede sein, wo das Notenbild wirklich im Mit- oder Nacheinander chromatische Intervalle aufweist, also z. B. bei dem chromatischen (Querstands-) Akkord *fis a c f* ($\underline{L}^1$) in C-dur oder bei der Tonfolge *fis — f*. Andernfalls spricht man richtiger von „Nebentönen und Nebenklängen.“
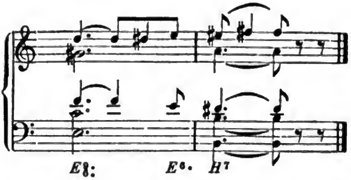
Damit sind die Grundzüge des neuen Systems erschöpft, dessen akustische und logische Berechtigung hoffentlich anerkannt werden wird! Wir kehren nunmehr zum Sehnsuchtsmotiv im „Tristan“ zurück. C. Kistler erklärt in seiner Harmonielehre (S. 33) den eröffnenden Vierklang als verminderten Septakkord mit weichem Dreiklange. Mit Recht erklärt sich Mayrberger (S. 11) gegen diese Deutung. Ihre Unmöglichkeit wird sofort durch unser meditonales Schema erwiesen, in welchem verminderte Septen als Nebentöne unzulässig sind. Nur als alterirter Nonenakkord ist jener Klang meditonal verständlich, *gis h dis f* = (*e*) *gis h dis f*. Transtonisch ist er dagegen als alterirter Sextklang zu erklären, nämlich = *h dis f(is)*

Digitized by Google

gis. Doch halten wir an der natürlicheren Auffassung des *gis* als Vorhalt vor dem Akkordtone *a* fest! Mayrberger bezeichnet *h dis f a* als „Zwitterakkord“, dessen Ton *f* aus a-Moll und dessen Ton *dis* aus e-Moll stamme, da solcher Akkord rein weder der einen noch der anderen Tonart angehöre. Dieser Deduktion kann ich nicht beipflichten; denn dem Gehör sind der H-dur- und -mollklang wie der H-durseptklang als ausweichende (transtonische) Klänge in A-moll so geläufig, dass das *f* unzweideutig im Sinne allein dieser Akkorde, nämlich als alterirte Quint verstanden wird, zumal *h dis fis a* ein Naturklang ist. Meine Analyse des Sehnsuchtsmotives ist folgende:



Die Erklärung der beiden letzten Takte wird noch deutlicher bei Ergänzung des ausgelassenen Grundtones:



In beiden Klängen des vorletzten Taktes ist die Quinte als von selbst verständlicher akustischer Oberton ausgelassen.

Es sei hier ausdrücklich betont, dass stäts nur solche Töne zu ergänzen sind, welche als akustische Obertöne (Quint, Terz, Sept) oder als Kombinationston (Grundbass) mitklingen. Alle anderen Ellipsen stehen blos auf dem Papier, ohne logisch zwingend und dem Ohre vernehmlich zu sein. Daher ist die Sechter'sche Theorie der „Zwischenfundamente“ (s. o. S. 4 das eingeklammerte *Fis* im vorletzten Takt), soweit sie der Akustik widerspricht, nicht zu rechtfertigen. Man höre nur die so häufige Kadenz *M L R M!* Diese Klangfolge wird zweifellos direkt, ohne Einschiebung des Fundamentes *D*, verstanden. Die Nothwendigkeit, „das eingeklammerte Fundament sich im Geiste zu denken, um eine gute Beziehung zweier stufenweise auf einander folgende Fundamente herzustellen“, wird gar nicht empfunden; denn auch direkt sind zwischen *L* und *R* gute Beziehungen vorhanden, einmal durch den leitweisen Anschluss *c—h,* sodann durch das Mitklingen der Natursept *f* im Rechtsklange, da dieses *f* durch den Linksklang vorbereitet ist:

Digitized by Google



Wozu also das transtonische Fundament *D* heranziehen, wo doch die Klangfolge tonisch direkt verständlich ist?

Auch die umgekehrte Klangfolge *R L*, welche ohne diese Ruhetonbeziehung und daher nur fernverwandt ist, wird direkt aufgefasst; denn darauf beruht allein die spröde asketische Wirkung von *R L*. Die Willkür und Ueberflüssigkeit der Theorie der Zwischenfundamente wird weiter unten noch deutlicher hervortreten. Dass im Uebrigen reine Quinten und nächst ihnen grosse und kleine Terzschritte zu den verständlichsten Grundtonintervallen gehören, versteht sich nach dem akustischen Aufbau unseres tonalen Klangsystems, nach der Herleitung der Mollklänge und nach dem Verwandtschaftsprincip, beruhend auf Ruhe- und Leittonverbindung, von selbst.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt bei Wagner die Sequenz, eine noch zu wenig gewürdigte Thatsache. Auch das Sehnsuchtsmotiv ist sequenzmässig fortgeführt. Das Wesen der Sequenz besteht in der Repetition (Nachahmung) eines Harmonie- oder Melodieabschnitts (Modells) in verschobener Stimmlage und gleichem Rhythmus. Die beiden ersten Noten des Modells (*a—f*) werden nun, verglichen mit den ersten Noten der Repetition (*h—gis*), zweifellos als F-durklang aufgefasst, nicht, wie Mayrberger will, als Töne zweier Fundamente (*A D* bezw. *H E*). Zwischen dem ersten und zweiten Takt, den Fundamenten *F* und *H*, entsteht dann der bei Wagner so häufige und mit den herrlichsten Wirkungen gebrauchte verminderte Quintschritt, welcher ebenfalls direkt verständlich ist.

Wie das nachschlagende *e* im ersten Takt, so ist das nachschlagende *g* im fünften Takt im Sinne des F-dur- bezw. E-durdreiklanges Durchgang (Dissonanz).

Jede Sequenz wird entweder im Sinne der Zieltonart oder der eröffnenden Tonart verstanden und notirt. Die generelle Analyse obiger Sequenz kann also folgende sein:

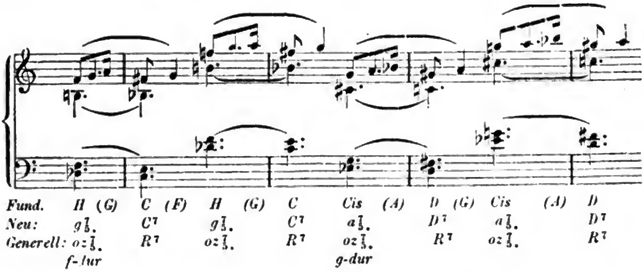
$$\underset{a\text{-Moll}}{U} \quad oZ^{7}_{5.} \quad R^{7} \;\Big|\; \underset{c\text{-dur}}{O} \quad oZ^{7}_{5.} \quad R^{7}$$

Hier kommt das symmetrische Verhältniss des Modells zur Repetition sehr anschaulich zum Ausdruck. Vergleicht man mit diesem Resultat die komplizirte Stufennotirung bei Mayrberger, so wird man nicht bestreiten, dass das neue tonale Klangsystem eine Einfachheit und Einheitlichkeit besitzt, welche der alten Tonleitertonart unerreichbar ist, ganz abgesehen von ihrer akustischen Anfechtbarkeit.

Digitized by Google

Ein wahres Labyrinth ist in der Theorie das Kapitel von der Figuration, hier ist Alles schwankend, flüssig und ohne logische Konsequenz. Man vergisst stäts, dass das Wesen des Vorhalts und Durchganges ein rhythmisches und harmonisches Abhängigkeitsverhältniss von Tönen oder Klängen, dass der Vorhalt betont, der Durchgang dagegen unbetont ist, dass beide sich von den Akkordtönen durch ihre Dissonanz in Ansehung des Bezugsklanges unterscheiden. Auch Mayrberger ist noch nicht zur vollen Klarheit dieser Begriffe durchgedrungen. Wie will er z. B. die Bemerkung zu dem vorletzten Takt der mitgetheilten Stelle des Tristanvorspiels rechtfertigen, dass das ***gis*** Vorhalt der hinaufgehenden Septime sei, der auf dem im Geiste gedachten Fundamente ***fis*** zur None werde und sich später in die Dominant-Septime des Fundamentes *H* auflöse? Wird wirklich das ***gis*** harmonisch und rhythmisch auf *H* bezogen, derart, dass es als Verzögerung des H-durseptklanges gehört wird? Sicherlich nicht. Das ***gis*** ist nicht Vorhalt, sondern Akkordton!

Soviel über das Sehnsuchtsmotiv. Wir wenden uns nunmehr zu der Nr. 7 Mayrbergers (Umkehrung des Tristan-Motivs).
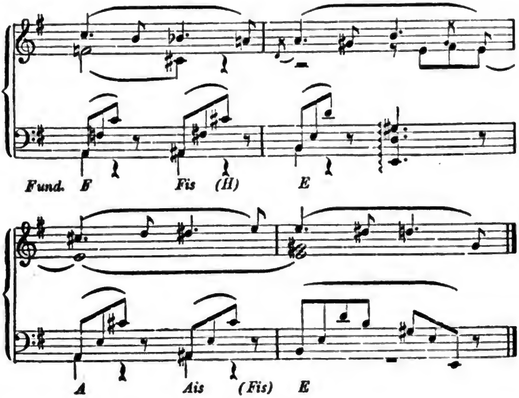


Wir haben hier eine Sequenz, welche harmonisch ganz ähnlich wirkt, wie die im Sehnsuchtsmotiv. In der That haben die Akkorde gleiche Abstammung wie dort, wie man bei der Vergleichung der beiden generellen Analysen sofort ersieht. Der Unterschied besteht blos darin, dass in vorstehender Sequenz der akustisch zu ergänzende Grundton *Z* fortgelassen ist (daher der klein geschriebene Klangbuchstabe). Bei Mayrberger ist die Analogie ganz verwischt, eine Folge der alten Klangtheorie.

Weshalb notirt Mayrberger zwischen *C* und ***Cis*** kein Hilfsfundament? Ich glaube nicht, dass ein Druckfehler vorliegt. Man erwartet, ebenso wie im Takte vorher, das Zwischenfundament ***F***; dann würde aber auf ***F*** bei Mayrberger ***Cis*** folgen, eine nach der Fundamentaltheorie sicherlich nicht verständliche Intervallfolge!

Digitized by Google

Nr. 11. (Motiv des siechen Tristan.)



Hierzu bemerkt Mayrberger: „Kann man die Auflösung der Dissonanzen in dem Falle unterlassen und sie dann als Konsonanzen weiterführen, wenn ihre Auflösung möglich gewesen wäre, was ich eine harmonische Ellipsis nenne, so kann man konsequenter Weise diese Ellipsis auf solche Akkorde ausdehnen, welche blos die Vermittlung zwischen zwei Harmonien bilden. Auf dieser Maxime beruht der Beweis für die Richtigkeit chromatisch aufsteigender Fundamentalfolgen (*F Fis*).“ Mayrberger schiebt zwischen *F* und *Fis* die Akkorde *h d f as* und *eis gis h d* ein und notirt als Fundamente *F H Eis* (*Cis*) *Fis*. Ein höchst willkürliches Verfahren und die reine Augenmusik! In Wahrheit wird die Folge *F—Fis* direkt verstanden und gerade darauf beruht die eigenartige Wirkung chromatischer Rückungen.

Mayrberger ist in der Erklärung chromatischer Fundamentfolgen auch nicht einmal konsequent. Man höre: „Dass dem Fundamente *A* das Fundament *Ais* folgen dürfe, hat mit der zum ersten Takte gegebenen Erklärung einer scheinbar (!) ähnlichen Fundamentalfolge nichts gemein, sondern seinen Grund darin, dass es in jeder Molltonart erlaubt ist, nach der natürlichen die erhöhte siebente Stufe chromatisch zu bringen, da man sich ohnehin bei letzterer die Dominantstufe im Geiste denken muss.“ Aber auch auf die natürliche sechste Stufe *F* lässt Mayrberger die erhöhte Stufe *Fis* in a-Moll direkt folgen! (s. S. 24, 25 seiner Schrift.) Damit ist doch die Theorie der Zwischenfundamente erheblich durchlöchert.

Digitized by Google

Statt *Ais* (*Fis*) in Nr. 11 ist es übrigens natürlicher, den Hochprimklang <u>*M*</u> (Tonart A-dur) zu setzen; am häufigsten wird die Erhöhung des Grundtons beim Linksklang angetroffen.

Noch ist zu untersuchen, warum statt der chromatischen Folge *F—Fis* nicht die diatonische *F—Ges* steht, welche wegen ihrer Leittonbeziehungen dem Gefühl näher liegt als jene. Erst durch den Zusammenhang mit der in der Partitur vorhergehenden A-molltonart und dem folgenden A-dur wird die Notirung *Fis* verständlich, da nur der Fis-durklang in A-moll und -dur (als *oL*) tonal berechtigt ist, während der Ges-durakkord transtonaler Dreiklang sein würde.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird bewiesen durch die Fundamentfolge *F—Ges—F* bei vorausgehendem F-dur (s. Klavierauszug von Bülow S. 65) und *A—B—H* in A-dur (daselbst S. 26); denn in F-dur sind *Ges* und in A-dur *B* (als *uL*) tonale Dreiklänge. An und ausserhalb der enharmonischen Tonartengrenze kommt allerdings die tonale Logik in Konflikt mit der Neigung des Ohres, alle Klangphänomene auf die einfachste und natürlichste Weise zu deuten (vgl. innerhalb Es-dur *Es E F* S. 28 und *Es Fes F* S. 213 des Klavierauszuges). Das *C Cis D* in C-dur S. 28 ist von Wagner wohl nur wegen der Symmetrie mit der Repetition *Es E F* in Es-dur geschrieben, da in C-dur *Des* tonaler Dreiklang ist (vgl. auch *G Gis Fis* in G-dur S. 29 und *G As Fis* in gleicher Tonart S. 213).

Kehren wir nunmehr zu der Nr. 11 Mayrbergers zurück! Das *b* zu dem Fis-durklang in der Oberstimme ist ein Beispiel für die gar nicht seltene Diskrepanz zwischen Harmonie und Melodie. Gründe solcher melodischer Abweichungen sind: diatonischer, insbesondere Leittonanschluss, ferner Symmetrie bei Intervallfolgen, insbesondere bei Terzen- und Sextengängen. Das *b* ist demnach als Leitton vor *a*, analog dem vorausgegangenen *c* vor *h* wohl verständlich. Hierher gehörige Terzenfolgen finden sich in der Nr. 8 Mayrbergers (Motiv des Todestrotzes): $\frac{a}{f}\ \frac{gis}{e}\ \frac{g}{es}$ über dem Akkorde E^7, in dessem Sinne harmonisch *dis* statt *es* stehen müsste, ferner in der „Götterdämmerung" (bei Hynais S. 99): $\frac{e}{cis}\ \frac{f}{d}\ \frac{fis}{dis}\ \frac{g}{e}$ über dem Akkorde fis^{9}_{6} (= *cis ais e g d*), in dessem Sinne harmonisch allein *eis* statt *f* berechtigt ist. Beiläufig sei erwähnt, dass Sextsept- und Sextnonakkorde, mit oder ohne Grundton und Quint, mit oder ohne Erniedrigung der Sexte und None bei Wagner häufig genug vorkommen, und zwar auch als selbständige Klänge (weitere Beispiele die „Frohnharmonie" aus „Götterdämmerung", *f d as h ges — f es a c f*, wo *h* melodisch statt *ces* steht und die Fundamente *B—F* sind, ferner die Stelle aus „Parsifal" bei Ziehn S. 73).

Um die Richtigkeit chromatischer Fundamentalfolgen zu beweisen, knüpft Mayrberger an die harmonische Ellipsis bei Dissonanzen an (s. o. S. 13). Die wissenschaftliche Erklärung dieser Erscheinung findet er in dem Vorbilde der rhetorischen Ellipse (S. 6 der Mayrberger'schen Schrift). Meines Erachtens hinkt dieser Vergleich, da die Verschweigung von Satz-

Digitized by Google

theilen in Redewendungen nie unbemerkt bleibt, in musikalischen Vorträgen aber schwerlich empfunden wird. Zudem würde nicht leicht eine Dissonanzführung zu konstruiren sein, die nicht elliptisch (durch ein oder zwei Zwischenfundamente) zu erklären wäre, sodass die Mayrberger'sche Regel ebenso gut fehlen könnte. Richtiger ist auch hier die Annahme direkt verständlicher Klangfolgen, da sie der Gehörsempfindung entspricht. So wird in Nr. 17 (Sterbelied mit der Verklärungsfigur) das Ohr kaum geneigt sein, zwischen H^7 und D die Fundamente E A einzuschieben, wie Mayrberger S. 31 zu glauben scheint.

Der richtige Ausgangspunkt für die Dissonanzlehre ist der Grundsatz, dass sowohl der obere wie der untere Intervallton gegenüber dem anderen (dem „Ruheton") dissonant („Strebeton") sein, dass ferner auch beide Intervalltöne gegen einander dissonant (Strebetöne) sein können (einseitige und zweiseitige Dissonanz).

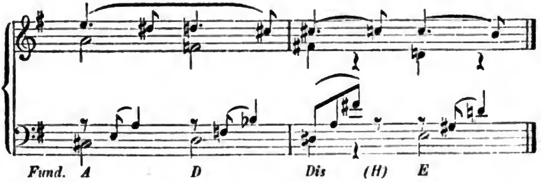
Der Ruheton der einseitigen Dissonanz kann in beliebiger Höhenlage liegen bleiben, wenn auch nur als akustisch ergänzbarer Ton ($\frac{f}{g}$ $\frac{f}{c}$). Wegen des auch in der Musik geltenden Gesetzes der Schwere ist die reguläre Ruhetonqualität des unteren Intervalltones bei Auflösung des oberen als Strebetones sehr begreiflich.

Die Auflösung ist vollkommen, wenn sie in ein konsonantes Intervall, am vollkommensten, wenn sie zugleich in einen Naturklang (Durdrei-, Sept- oder Nonklang) oder einen Molldreiklang erfolgt. Die Dissonanz bleibt ungelöst beim Uebergange von einer milderen zu einer herberen und zwischen zwei gleich rangirenden Dissonanzen (abgesehen vom Fall der „Ruhedissonanz"). Im Begriff „Auflösung" ist nämlich der Fortschritt des Unbefriedigenden zum Befriedigenden resp. des weniger zum mehr Befriedigenden von selbst enthalten.

Damit sind leitende Gesichtspunkte für die Dissonanzlehre gefunden, welche bei Wagner und überhaupt in der modernen Musik stäts zutreffen (vgl. Ziehn S. 83, 125, 93—95, 109 ff.).

Fortsetzung des Motives Nr. 11.

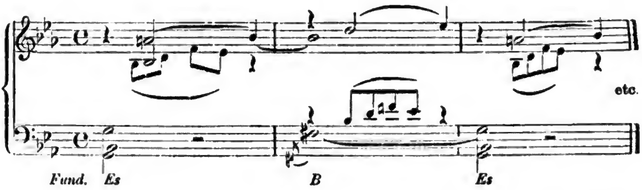
Die ersten Takte notirt Mayrberger so:



Digitized by Google

Dem Leser muss hier sofort im Vergleich mit Nr. 11 die Unsymmetrie der Klangdeutung auffallen, ein Widerspruch gegen die Gleichartigkeit des Effektes. Der Widerspruch wird vermieden, wenn wir dem Gehöre nach schreiben: A B H^9 E^7. Unverständlich ist mir, mit welchem Recht Mayrberger das *b* der unteren Mittelstimme als Vorhalt erklären will, wo doch zweifellos ein Akkordton vernommen wird. Anfechtbar ist auch Mayrbergers Bemerkung, dass im zweiten Takte das *cis* und *c* der Oberstimme (auch *c?*) Vorhalt der None auf dem Fundamente *H* sei, und dass, da das *c* auf dem Fundamente, bevor es sich auflöse, noch als Tredezime vorgehalten werde, hier die doppelt verzögerte Auflösung zum Vorschein komme. Viel natürlicher ist die Auffassung des nachschlagenden unbetonten *c* als Durchganges und des wiederanschlagenden betonten *c* als Vorhaltes.

Nr. 12. (Brangänens Beschwichtigungs-Motiv.)
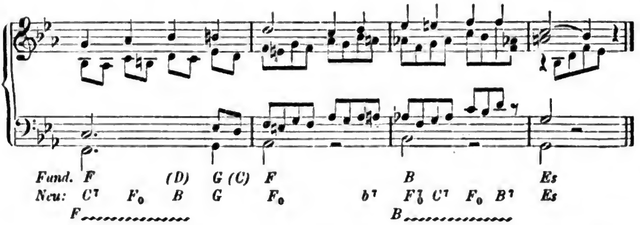


Mayrberger bemerkt zum zweiten Takte: „Das *fis* der tiefsten Stimme ist die übermässige Quinte der B-Stufe, chromatisch aus g-moll entnommen, kann aber auch als melodische Chromatik statt *f* aufgefasst werden. Das *es* der Ober- und unteren Mittelstimme ist Antezipation des nachfolgenden Fundamentes *Es*.“ Diese Ansicht ist unrichtig. Nach dem einleitenden Es-durdreiklange vernimmt das Ohr einen Geschlechtswechsel (Es-moll), das *d* in der obersten Stimme und das *f* in der unteren Mittelstimme sind freie („besprungene“) Vorhalte des Akkordtones *es*. Das nachschlagende *d* in der unteren Mittelstimme ist besprungener Durchgang. Wie es nämlich besprungene (statt gebunden oder stufenweise vorbereiteter) und springende (statt stufenweis sich auflösender) Vorhalte gibt, so sind auch besprungene und springende (statt stufenweiser) Durchgänge nichts Aussergewöhnliches.

Das *fis* im Bass ist enharmonisch umgedeutetes *ges* und lediglich melodisch berechtigt, als Leitton zu dem Basston *g*.
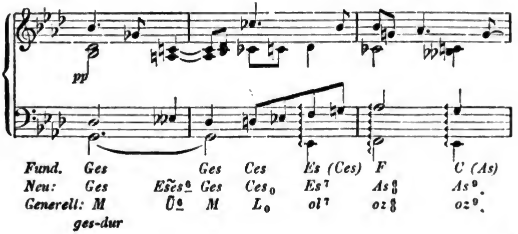
Digitized by Google

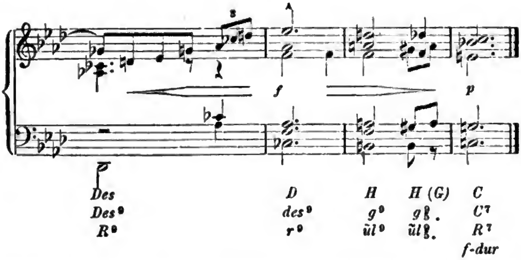
Fortsetzung des Motivs Nr. 12.



Das Wesen des Orgelpunktes besteht in der Schaffung einer neuen Basis für Klänge und Töne, so zwar, dass die Basis für deren Erklärung nur sekundäre Bedeutung hat, indem primär die über dem Orgelpunkt stehenden Klang- und Tonfolgen ihren eigenen innewohnenden Gesetzen folgen. Mit Recht darf man daher, wie vorstehend, die Selbständigkeit der Orgelpunktsakkorde vertheidigen. Die Töne der Oberstimme sind also selbständige Klangvertreter; nur im zweiten und vierten Takt sind die halben Noten nach dem harmonisch-rhythmischen Zusammenhang Vorhalte. Was die Achtel anbetrifft, so sind im Sinne der ersten drei Orgelpunktsakkorde die nachschlagenden Töne springende Durchgänge, das *es* ist dagegen besprungener Sextvorhalt des Akkordtones *d*. Das *e* im zweiten Takt ist springender Durchgang, das *g* besprungener Vorhalt. Das nachschlagende *f* im dritten Takte ist Akkordton etc.

Nr. 15. (Schlummermotiv mit der neuen Form des Todes-Motives.)
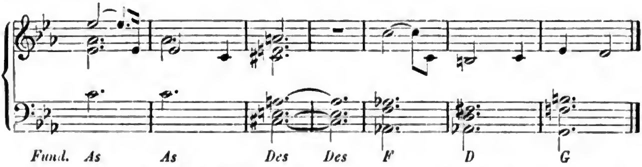




Zum ersten Takt bemerkt Mayrberger: „Das *eses*, *a* und *c* der drei Mittelstimmen sind harmonisch-chromatische Umspielungen der Akkordnoten *des*, *b* und *des*. Ihr gleichzeitiges Erklingen mit dem *ges* der tiefsten Stimme verleiht dieser Gestaltung den Charakter eines Zwitterakkordes; denn seine chromatischen Töne sind drei verwandten Molltonarten entnommen, und zwar: das *eses* aus ges-moll, das *a* aus b-moll und das *c* aus des-moll." Diese Erklärung ist viel zu komplizirt. Einfacher und logischer ist sie nach dem neuen System zu geben, nämlich: Tonal ist in ges-dur der eses-durakkord, direkt verständlich (U^6 = *eses ges bb c*); das *a* ist aus melodischen Gründen für *bb* gesetzt, um des Leittonanschlusses und der Symmetrie der Terzenfolge $\frac{des}{b}\ \frac{c}{a}\ \frac{des}{b}$ willen. *A*, *c* und *eses* sind Nebentöne in Ges-dur. Dieser partiell enharmonisirte Unterhochsextklang ($\hat{U}^6$) wirkt durchaus als selbständiger Akkord, nicht etwa lediglich als dreifacher Durchgang; er darf daher in der Analyse nicht übergangen werden. Desgleichen ertönt im zweiten Takt der Ces-molldreiklang (*d* steht melodisch statt *eses*) mit nachschlagenden Durchgängen *es* und *c*. Der dann folgende Es-septklang wird durch die Vorhalte *f* und *ces* verzögert; das ruhende *ces* kann als „werdender" Vorhalt bezeichnet werden. Die beiden ersten Viertel des dritten Taktes beherrscht der As-mollsextklang mit *b* als vorbereitetem Vorhalt, dessen Auflösung *as* durch den besprungenen Durchgang *g* unterbrochen wird; auf dem letzten Viertel zeigt sich der As-tiefnonklang mit dem Grundton *as* als werdendem Vorhalt. Im vierten Takt erklingt der Des-nonenakkord mit dem Quartvorhalt *ges*, welcher auf dem dritten Viertel in dem akustisch (als Terz des Grundbasses *des*) zu ergänzendem *f* seine Lösung findet, nicht, wie Mayrberger annimmt, erst im nächsten Takte, da der Auflösungsakkord eines Vorhalts nie stärker betont sein kann als der Vorhalt selbst; denn dann wird nicht mehr eine Akkordverzögerung, ein rhythmisches Abhängigkeitsverhältniss empfunden. Mit dem fünften Takte beginnt das neue Todesmotiv (vgl. u. Nr. 9). Dazu bemerkt Mayrberger: „Das *es* der Oberstimme ist freier Vorhalt der None, der sich erst im nächsten Takte auf dem Fundamente *H* auflöst. Durch

Digitized by Google
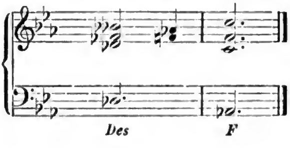
die enharmonische Verwechslung der verminderten Septimenharmonie von es-moll mit jener von c-moll, welche dem Auge nicht sichtbar ist, sondern im Geiste gedacht werden muss, verwandelt sich der Vorhalt der None des Fundamentes *D* in den Vorhalt der Undezime des Fundamentes *H*."

In Wirklichkeit hat der erste Takt des neuen Motives durchaus selbständige Bedeutung, d. h. das *es* ist nicht Vorhalt, sondern Akkordton des Des-nonklanges (Naturklanges) mit ausgelassenem Grundton und zu Ges-dur gehörig. Es fällt ferner dem Ohre gar nicht ein, den Akkord enharmonisch umzudeuten, vielmehr wird der folgende Akkord ebenfalls als direkt anschliessender G-nonklang (Naturklang) mit fehlendem Grundton verstanden. Die nächste Harmonie ist der selbe g-nonklang, aber mit alterirter Quinte *des* und dem Nonenvorhalt *gis; des* und *gis* sind Nebentöne der Tonart C-dur, in welche hier ausgewichen wird. Die Fundamentfolge *Des—G* ist wieder der bei Wagner so beliebte verminderte Quintschritt. Mit dem letzten Takte tritt ein einschneidender Wechsel der bisherigen Ges-durtonalität, eine Modulation nach F-dur ein.

Nr. 9. (Todesmotiv.)



Mit der enharmonischen Verwechslung des A-durklanges und der Annahme einer Modulation nach des-moll erreicht Mayrberger den Gipfel der Komplizirtheit. Man höre: „Das *heses* (*a*) der Oberstimme ist freier Vorhalt der Tredezime, nur löst es sich nicht auf dem Fundamente *Des*, sondern erst auf dem nächsten Fundamente *F* auf, was die Lehre als einfache Verzögerung des Vorhaltes erklärt. Dass das vorhergehende *fes* (*e*) nach *f* geht, statt liegen zu bleiben, beruht auf der harmonischen Freiheit, die Molltonart in Dur abzuschliessen, und ist, da dieses nicht auf der Des-, sondern auf der F-stufe geschehen, als Ritardation anzusehen. Zum leichteren Verständnisse folgt hier die einfache Akkordgestaltung mit der Auflösung des Tredezimen-Vorhaltes auf dem Fundamente *Des*."
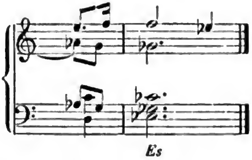


Digitized by Google

Wird hier wirklich jemand glauben, den Des-moll- oder -durakkord und das *a* (*heses*) als Vorhalt zu vernehmen? Werden nicht die Klänge *As, A, F°* direkt und als selbständige Akkorde verstanden? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, wenn man das Ohr als maassgebenden Beurtheiler anerkennt. Wie schon oben erwähnt wurde, beruht gerade die eigenartige, abgerissene Wirkung chromatischer Rückungen auf dieser direkten, nicht elliptischen Auffassung.
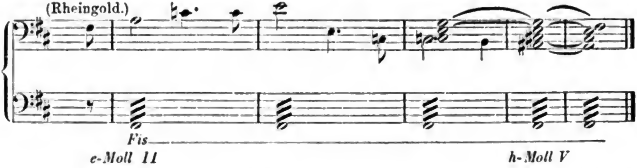
Ferner liegt kein Grund vor, hier eine Modulation anzunehmen. Vielmehr ist nach den dem Todesmotiv vorausgehenden Takten und nach dessen Abschluss C-moll die herrschende Tonart, in welcher der As- und A-durklang, ebenso wie der D-durklang tonal (als Ausweichungen) verständlich sind.

Unnatürlich ist bei Mayrberger endlich auch die Auffassung folgenden Taktes in Nr. 10 (Fortgestaltung des Blickmotivs):



„Das *f* der Oberstimme ist Vorhalt der None des Fundamentes *Es*, welchem das Fundament *Ces* substituirt erscheint.“ Warum soll das wirklich gehörte Fundament *Ces* nur Substitut sein?

Nach dieser Kritik der Mayrberger'schen Wagnerdeutungen ist über C. Hynais nicht viel mehr zu sagen, da er ganz auf Sechters und Mayrbergers Schultern steht. Daher hier nur einige Beispiele! Das „Fluchmotiv“ der Trilogie wird von Hynais so erklärt:



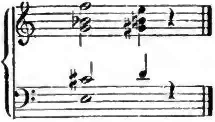
„Es ist der Septnonenakkord der II. Stufe von E-moll (*fis a c e g*), der zur Dominantenharmonie der verwandten H-moll (*fis ais cis e g*) wird.“ In Wirklichkeit wird in den beiden ersten Takten ein unvollständiger Dominantnonenakkord, nämlich d^9 = (*d*) *fis a c e* vernommen (vgl. o.

Digitized by Google

S. 8), ferner im dritten Takt *fis c e g* als alterirter Dominantnonenakkord (mit erniedrigter Non und Quinte und ausgelassener, aber akustisch zu ergänzender Durterz *ais*). Vielleicht noch näher liegt der Gehörsempfindung folgende Orgelpunktsanalyse:

$A_\circ$ $\quad C \quad Fis^{9.} \quad Fis^{7}$ (vgl. o. S. 17).
Fis ~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Im folgenden Motive aus der „Götterdämmerung“:

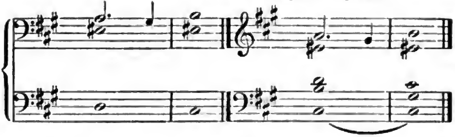


E ______

nimmt Hynais ebenfalls einen Septnonenakkord der II. Stufe, nämlich *e g b d f* (D-moll) an, dessen Sept durch den freien Vorhalt *cis* verzögert werde. Man wird indessen nicht fehl gehen, wenn man ein harmonisches Abhängigkeitsverhältniss zwischen beiden Akkorden leugnet, da vier Töne, darunter zwei chromatisch, fortschreiten und nur einer liegen bleibt. Natürlicher ist daher die Deutung mit zwei selbständigen Akkorden: a^{9}_{6}: E^7 (vgl. o. S. 14).

„Schicksalsmotiv“ (Walküre):

Deutung bei Hynais:
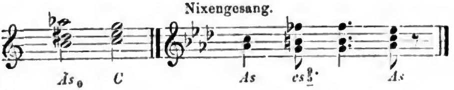


Dazu bemerkt Hynais: „Auf den ersten Blick fällt hier auf, dass Wagner in einem scheinbaren D-molldreiklange statt *f eis* notirt. Dieses Motiv ist eben die unvollständige Dominantseptnonenharmonie von Fis-Moll, als welche sie eben durch das *eis* kenntlich wird. Das *d* im Basse ist die None, das *a* in der obersten Stimme der freie Vorhalt der Tredez (Sexte), der die Quint *gis* verzögert. Sept und Fundamentston sind verschwiegen.“ Ein erfreuliches Zeichen der durch Sechter angebahnten akustischen Erkenntniss der Harmonieen!

In der That ist, die Vorhaltsqualität des *a* vorausgesetzt, die obige Analyse durchaus berechtigt. Hört aber wirklich das Ohr in dem auf drei Viertheilen verweilenden geschlossenen Dreiklang das *a* als Vorhalt?

Digitized by Google
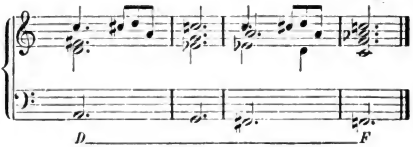
Sicherlich nicht, vielmehr wird unzweideutig der D-molldreiklang vernommen und das folgende *gis* als Durchgang zu diesem. Wir haben hier einen Konflikt zwischen Verstand und Gefühl, dadurch veranlasst, dass der Verstand sich an das Ziel einer Modulation, also an das Folgende, hält, das Gefühl dagegen von dem Vergangenen und Gegenwärtigen beherrscht wird. Dass auch sonst solche Konflikte vorkommen können, haben wir bereits S. 14 gesehen. Es wäre nun verkehrt, einseitig Partei zu nehmen und dem Schicksalsmotive das Fundament *Cis*— unterzusetzen, wie Hynais es gethan hat. Das Richtige ist, beide Auffassungen zu berücksichtigen und zu schreiben: $\tilde{D}_0$ Cis^7. Zu derartigen enharmonischen Dreiklängen gehören bei Wagner auch die Akkorde *h dis as* in „Lohengrin" und „Tristan", *g h fes* in „Rheingold":



Akustisch: g^{9}_{5}

Das Ohr neigt in diesen Fällen dazu, sich der akustischen, weil zugleich meditonalen Deutung anzuschliessen, weshalb die Notirungen g^{9}_{5} und es^{9}_{5} einwandfrei sind.

Endlich noch ein Wort über den Quartsextakkord im Anschluss an folgende, von Hynais citirte Stelle aus dem I. Akte der Walküre:



Hynais meint: „Der Quartsextakkord im zweiten Takte des letzten Beispieles ist durch die durchgehende Bewegung des Basses *a—g—fis* und der oberen Mittelstimme *fis—g—a*, sowie durch den zurückkehrenden Durchgang der unteren Mittelstimme *d—es—d* leicht zu erklären, also kein wirklicher, sondern künstlicher oder zufälliger Quartsextakkord." Dieser Ansicht kann man unmöglich beipflichten, da der Zusammenklang im zweiten Takt zweifellos als selbständiger Akkord, also wirklich als Quartsextakkord (alias „Quintprimklang") verstanden wird. Weiteres hierüber siehe in meiner Abhandlung „der Quartsextakkord, seine Erklärung und Zukunft", abgedruckt im vorjährigen Novemberheft der Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, ferner die Erörterungen bei Ziehn S. 59—63.

Digitized by Google

Möge es mir gelungen sein, mit diesem Wenigen den Beweis zu liefern, dass die bisherigen Wagner-Erklärungsversuche noch nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen, dass musikalisch und logisch befriedigende Analysen nicht eher gewonnen werden können, als bis die Theorie mit der grossartigen Reform Wagners Schritt zu halten sich anschickt und vor Allem anerkennt, dass die alte Tonleitertonart und Figurationslehre im Sinne einer natürlichen Klang- und Tonauffassung auf akustischer Grundlage durchaus anfechtbar und unzulänglich ist.

G. Capellen.

Ueber die Freiheit des Willens
im Ring des Nibelungen.

Von Dr. Wilhelm Lubosch.

> **Ganz befriedigt durch den Eindruck eines Kunstwerkes sind wir nur dann, wenn er etwas hinterlässt, das wir, bei allem Nachdenken darüber, nicht bis zur Deutlichkeit eines Begriffes herabziehen können.**
>
> Schopenhauer, Ueber das innere Wesen der Kunst (Welt als Wille und Vorstellung 2. Band, Ergänzung zum IV. Buch).

Auch wer nie Schopenhauers Philosophie auf sich hätte wirken lassen und sich von ihm den tiefen Blick in die schauerlichen Abgründe unseres Daseins geliehen hätte, auch er müsste bei selbst nur oberflächlicher Bekanntschaft mit dem Ring des Nibelungen bald erkennen, dass in zwei Begriffen der Schlüssel zum Verständniss der Tragödie liegt: in denen des Willens und der Freiheit: Wotan, der ursprünglich die Freiheit besitzt, durch Verträge zu bannen, wird schliesslich durch eben diese Verträge der Unfreieste von allen. Er ersehnt einen freien Helden, der sich löse vom Göttergesetz; in seiner Unterredung mit Brünnhilde erklärt er, nur Eines zu wollen, das Ende. Von ihr scheidet er mit der Verheissung:

Nur einer freie die Braut,
Der freier als ich, der Gott —

Als Wanderer irrt er umher, bis er schliesslich bei Erda einen neuen Entschluss seines Willens kund thut:

Weisst Du, was Wotan will?
— — — — — — — — — — — —
Was in des Unmuths wildem Grimme
Verzweifelnd einst ich beschloss,
Froh und freudig führ' ich es frei nun aus.

Freiheit und Willen treten in der That, wie schon aus diesen wenigen Beispielen ersichtlich ist, als die Grundmotive der Dichtung auf,

Digitized by Google

eine Ueberzeugung, die sich durch die Wirkung der Musik nur noch steigern kann. Gleichwohl sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Begriffen nicht ohne Weiteres klar zu erkennen. Ja, man könnte sagen, dass uns die Freiheit des Willens im Ring als sein allerschwierigstes Problem entgegentritt, vielleicht sogar als das Problem, das überzeugend zu lösen wäre, bevor wir die dramatische Verknüpfung des Ganzen zu erfassen fähig wären. Denn in dies Problem, ob und unter welchen Umständen den Personen des Dramas der freie Wille zur Verfügung steht, münden alle anderen Probleme ein. Und trotzdem ist jene Frage keineswegs gelöst, ja vielleicht hat so Mancher überhaupt vielleicht kaum gefasst, dass hier noch Fragen der Beantwortung harren. Werfen wir zunächst einen Blick auf Wotan.

Allgemein ist man der Ueberzeugung, dass jene beiden Peripetieen in der Walküre und im Siegfried durch eine Willensänderung Wotans herbeigeführt werden.

„Nur Eines noch will ich“ u. s. w.

und:

„Weisst Du, was Wotan will?“ u. s. w.

sind in der That Willensäusserungen des Gottes. Hierbei sei es natürlich vorab dahingestellt, ob wir in jenen Worten, zumal denen aus der Erda-Scene, bereits den Ausdruck der Verneinung des Willens zu erkennen haben, ob sich überhaupt in Wotan diese Läuterung von der Bejahung zur Verneinung vollzieht. Indess liegt doch die Thatsache vor, dass er etwas will, und mit einem Nachdruck sonder Gleichen, mit einem herrlichen Motive, tritt uns sein Entschluss in der erwähnten Erdascene entgegen. Wenn er aber etwas wollen kann, ist er da der völlig unfreie Knecht seiner Verträge? Ist somit hier sein Willen frei, oder wird er es erst in diesem Moment? Ist vielleicht etwa aber seine Willensfreiheit nur scheinbar? Je nachdem diese Fragen zu beantworten wären, hätten sich weitere Probleme ihnen anzuschliessen: denn ist sein Wille frei, so müsste er es entweder stäts gewesen sein — oder eine hier plötzlich eintretende Verneinung müsste von grösserem, direkten Einflusse auf die Handlung sein. Wäre aber seine Freiheit hier nur scheinbar, so müsste natürlich die dramatische Bedeutung der Erdascene in wesentlich anderen Momenten liegen, als in eben jenem Entschlusse Wotans.

Aehnliche Schwierigkeiten bietet uns die Gestalt Siegfrieds dar. Offenbar ist der Held in der Götterdämmerung unfrei. Wird er es nun erst, oder ist er es im Grunde schon vorher, obwohl er zunächst als der von Wotan ersehnte freie Helde uns entgegentritt? Wieder stehen wir vor einer Frage, wie ein Individuum frei sein kann, um dann unfrei zu werden. Nehmen wir jedoch an, dass Siegfried bereits von Anfang an unfrei war, so hätte Wagner in Wotan und Siegfried offenbar zwei verschiedene Grade der Freiheit dargestellt, deren Beziehungen zu einander erst genauer zu erforschen wären.

Digitized by Google

Klarer sind die Verhältnisse bei den zwei anderen Hauptträgern der Handlung, bei Siegmund und Brünnhilde. Die Unfreiheit Jenes wird uns zu unserer tiefsten Erschütterung klar; sie bildet die Tragik der „Walküre." Brünnhildes That andererseits am Schlusse der Götterdämmerung ist die einzige, bei der wir ohne Weiteres das Walten eines freien Willens zu erkennen vermögen. Zwischen ihrer Freiheit und jenen Handlungen Wotans und Siegfrieds aber liegen nun so ausserordentlich bedeutungsvolle Zwischenstufen, dass wir uns ernstlich die Frage vorzulegen haben, ob denn der Nibelungen-Tragödie eine einheitliche Weltanschauung in dem Sinne zu Grunde liege, dass ihr Schöpfer sie zu einer Tragödie des *liberum* oder des *servum arbitrium* gestaltet habe?

Wenn wir wissen, dass Schopenhauer eine Abhandlung über die Freiheit des Willens geschrieben hat, so lockt es, gerade wenn wir uns diese Schrift recht zu eigen gemacht haben, ihren Gedankengängen auch bei der Erforschung der vorliegenden Frage zu folgen, zumal wir dadurch nichts für das Werk selbst zu fürchten haben, da ja seine davon völlig unabhängige Entstehung bekannt ist. Wir werden im Gegentheil die Macht des Genius verehren, die es dem Dichter verliehen hat, die selbe Urwahrheit uns durch seine Gestalten im Wiederspiel des Lebens zu offenbaren, die den Philosophen zu dem Satze geführt hat, dass *esse sequitur operari.*

I. Wotan.

Wir wenden uns in der nun folgenden Betrachtung zunächst zu Wotan. Leicht verständlich erscheint uns sein Wesen im Rheingold, der Exposition des ganzen Dramas. Im stolzen Gefühle seiner Allmacht scheint er nirgends seinen Wünschen eine Grenze zu sehen. Maasslose Macht übt er durch seinen Speer aus; Alles, selbst Ungeheures, glückt ihm, wie die Erbauung der Burg und der Raub des Ringes. Noch ahnt er es nicht, dass die Verträge, die er jetzt durch seines Speeres Spitze schützt, ihn selbst einst in die allerengsten Sklavenketten zu schliessen bestimmt sind. Er ahnt dies nicht: denn kein Gedanke an die Zukunft lebt in ihm, kein Nachsinnen lässt ihn sorgen, dass auf Freude auch Leid folgen könne. Da ist es Erda, die in ihrer düsteren Erscheinung und durch die Worte

Sinne in Sorge und Furcht!

bewirkt, dass er, der vorher blindlings seinen Trieben nachjagte, nachzudenken beginnt. Sein Intellekt wird rege; die erste Einsicht, in die Unseligkeit, der nun die Welt verfallen ist, dämmert in ihm auf. Dennoch glaubt er sich selbst ausserhalb dieses Unheils stehend und fähig, es zu besiegen. So nur verstehen wir, wie jener weltumspannende Plan in ihm aufleuchten kann, der dann zu der tragischen Handlung der Walküre führt. Die Bedeutung der Scene mit Fricka liegt dann darin, dass jene Erkenntniss, die Erdas Mahnwort blitzartig in seinem Intellekt wachgerufen hatte, sich nun erst zur erschütternden und umfassenden Selbsterkenntniss

Digitized by Google

erweitert. Nicht mehr vermeint er jetzt, ausserhalb der „Nacht“ und des „Neides“ stehend, sie meistern zu können, sondern fühlt sich selbst mit all seinen Plänen dem Fluche verfallen. Ja, fast zur metaphysischen Erkenntniss wird sein Intellekt fähig in den Worten:

Ich berührte Alberichs Ring!
Den Fluch, den ich floh,
Nicht flieht er nun mich.

Denn da sich sensu proprio der Fluch nur an den Besitzer des Ringes knüpft, so tritt Wotan hier bereits Tristan und Parsifal nahe, deren Klagen:

„Ich selbst, ich hab' ihn gebraut“
und
„Ich bin's, der all dies Elend schuf“

ihnen von der selben Erkenntniss eingegeben werden.

Es möchte nun auf den ersten Blick scheinen, als ob der Zusammenbruch, dem hier Wotans gewaltige Gestalt unterliegt, als ob seine Worte

Nur eines noch will ich:
Das Ende — das Ende

der Ausdruck seines Entschlusses seien, freiwillig vom Schauplatz zurückzutreten, zu entsagen. Und doch ist es nicht schwer, diese Ansicht als irrthümlich zu erkennen. Denn offenbar ist hier Zweierlei scharf von einander zu sondern: Das, was Wotan zu thun begehrt, und das, was er wirklich thut.

Nur einen Blick in sein Herz gewähren uns jene Worte; sie zeigen uns, wie weit sich die Läuterung seines Intellektes vollzogen hat. Nicht nur seine Enttäuschung, der Zusammenbruch seines kühnen Gebäudes und sein vergebliches Streben nach höchster Macht haben ihn dazu geführt, sondern zu all dem kommt noch das Mitleid, gesteigert durch das Bewusstsein seiner Verantwortlichkeit für das Schicksal der von ihm geliebten und nun verrathenen Wälsungen. Die δεύτερος πλους Schopenhauers also ist es, die ihn zur Erkenntnis geführt hat, jener grosse, breite Weg, auf dem die meisten Sterblichen, wenn überhaupt, zur Entsagung und Verneinung geführt werden.

Anders aber steht es nun mit seiner Handlung selbst. Schon dass er diesen Entschluss nicht mit der stillen Ruhe des Heiligen, Weisen reifen lässt, sondern sich in heftigem Zorne wild aufbäumt, mag zeigen, dass er eher einem Zwange, als einer freiwilligen Entsagung nachgibt, dass sein Wille noch nicht tot ist. — Warum legt er nicht still und ruhig seinen Speer nieder, warum macht er nicht seinen Wunsch zur That? Er kann es nicht, ja wir müssen sagen, er darf es nicht thun. Denn wie die Geschicke sich vollzogen haben, trägt er in seinem Speer die festen Gesetze, die ihm seine Thaten gebieten, aber auch die Grenzen seiner Macht angeben. Er muss Brünnhilde strafen, er muss Sieglinde mit Hass verfolgen und so die Handlung weiter treiben, statt sie zu hemmen. Das ist das Positive seines Zwanges; das Negative ist das Gebot, auf den Besitz des Ringes zu verzichten, sein Werk aufzugeben. Weder selbst noch durch andere

Digitized by Google

darf er nach dem Ringe streben; folglich, da eine dritte Möglichkeit ihm bisher empirisch nicht bekannt ist, kann er nicht anders, als den Hort den finsteren Mächten überlassen, d. h. das Ende zu erwarten.

Hier nun von Freiheit sprechen zu wollen hiesse das selbe, wie den Fuchs frei nennen, der von den allzuhohen Trauben absteht. Zum ersten Male empfindet hier Wotan die Fessel seiner eigenen Verträge in voller Schwere, die ihn dazu verurteilt, mit gebundenen Händen zuzuschauen, wie alles sein wird. Was er in tiefstem Schmerze hier ausspricht, kleidet er zwar in das Wort: „ich will"; dies aber bedeutet vor der Hand nur: „ich wünsche es". Denn „wünschen können wir Entgegengesetztes, aber wollen nur eines davon; und welches dieses sei, offenbart auch dem Selbsbewustsein allererst die That".

Wotan also ist hier nicht frei, und zwar ist es hier am auffälligsten, dass ihm bereits der niedrigste Grad der Freiheit, die physische, fehlt, die bei einer Untersuchung über die Freiheit des Willens stäts vorausgesetzt wird und der zufolge wir, wenn auch nicht Herren unserer Willensentscheidungen, so doch über die Ausführung eines einmal gefassten Entschlusses sind. Darüber hinaus bliebe dann die moralische Freiheit zu untersuchen, ob Wotan kraft ihrer seinen Charakter geändert habe, ein völlig anderer geworden sei. Dies kann nur die Folge zeigen; die aber lehrt, dass er sich selbst getreu bleibt, und sobald neue, empirisch bisher nicht gegebene Motive auf ihn einwirken, mit seinem Charakter in der ihm nothwendigen Weise darauf reagirt.

Wenden wir uns hiernach zu der räthselhaften Gestalt des Wanderers, so wird es uns möglich sein, gerade aus der bisherigen Erkenntnis vielleicht die Lösung der Probleme dieses Charakters zu finden. Denn wenn die bisherige Entwickelung von Wotans Charakter darin bestanden hatte, dass der Intellekt, sich vom Willen mehr und mehr emanzipierend, ihm widerstreitend entgegentrat, so setzt sich diese Entwickelung nunmehr in gerader Linie fort: Der Intellekt steigert sich bis fast zu dem höchsten möglichen Grade, fast bis zur Weltenhellsichtigkeit, während der Wille ungeschwächt fortfährt, sich selbst zu bejahen. Diese Doppelnatur ist es, die das Verständnis des Wanderers im Siegfried so schwierig macht. Die beiden Anschauungen, die man von seinem Wesen haben kann, entsprechen jede für sich dieser Charakteristik. Daher ist jede richtig, jede einzeln aber unbefriedigend und einer Ergänzung bedürftig. Sein Wanderermotiv, sein olympisch-heiteres, überlegenes Wesen sind die Folge des hellen Blickes, mit dem er nun den Dingen bis auf den Grund ihres Daseins schauen kann. So erscheint seine Gestalt der grossen Mehrzahl aller Zuschauer als die des entsagenden Greises, der zu schauen kam, nicht zu schaffen. Den anderen Pol seines Wesens, den Willen, aber ebenfalls als wirksam zu erkennen, ist nicht ganz leicht. Moritz Wirth*) hat die Aufmerksamkeit hierauf gelenkt,

*) Der Wanderer als Hauptheld des Siegfried. — Redende Künste 1898 Nr. 27 u. ff.

Digitized by Google

indem er nachzuweisen sucht, dass Wotan keineswegs das Streben nach dem Ringe aufgegeben hat, jedoch nunmehr mit der Absicht, ihn für die Rheintöchter wieder zu erwerben.

Es wird sich weiter unten Gelegenheit geben zu erörtern, wie er diesen Plan in den beiden ersten Akten verfolgt. Uns liegt in erster Linie an einem Verständniss des Hauptmomentes, jener Worte der Erda-Scene

Was in des Unmuths wildem Grimme
Verzweifelnd einst ich beschloss:
Froh und freudig führ' ich frei nun es aus.

Um zu erkennen, inwieweit diese Worte sich auf einen freien Willensakt Wotans beziehen, ist es nothwendig, eine genaue Analyse der gesammten Wandererscenen des III. Aktes vorzunehmen, vor allem Wesen und Bedeutung der Erdascene sich zu vergegenwärtigen.

Was bezweckt diese Scene? Weckt Wotan die Urmuttter nur, um ihr seinen Entschluss ins Ohr zu rufen — oder hat er eine andere, ihn ernstlich besorgende Frage, die er von ihr beantwortet wünscht? Man könnte das Problem dieser Scene auch durch die Frage ausdrücken, ob das Wort

Doch deiner Weisheit
Dank' ich den Rath wohl,
Wie zu hemmen ein rollendes Rad?

— ob dieses Wort lediglich eine rhetorische Frage sei oder nicht? Drittens fällt das Problem der Erdascene wohl mit der Frage zusammen: Wann hat Wotan den Entschluss gefasst, in Wonne dem Ewigjungen zu weichen? Diese letzte Frage ist zugleich die, von deren Entscheidung unsere Auffassung von seiner Freiheit abzuhängen hat.

Schon das Vorspiel zum III. Akte macht es durchaus wahrscheinlich, dass es sich nicht allein darum handeln kann, Erda von ihrer Unweisheit zu überzeugen, desgleichen die einleitende Musik zum Weckruf und der musikalische Ausdruck dieses Weckrufes: Wache, Wala! In Wotans Seele stürmt es; der Wille zum Leben bäumt sich in furchtbarer Gewalt in ihm auf; denn jetzt gilt es zu vollziehen, was er einst gelobt hat:

„Wer meines Speeres Spitze fürchtet,
Durchschreite das Feuer nie!"

Wie anders jedoch würde es in seinem Inneren erst aussehen, wenn er das Geschick seines Speeres wirklich bereits deutlich sähe. Er befindet sich in einer Täuschung hierüber; er vermeint, dass Siegfried zwar furchtlos zuschlagen und dadurch seine „Qualifikation" zum Antritt des Erbes beibringen werde; dass indess sein Speer in Trümmern brechen solle, dieser Möglichkeit hat er in seinen Gedanken überhaupt noch niemals Raum gegeben. In dieser, im allgemeinen wohl kaum in Betracht gezogenen Annahme scheint mir der Schlüssel zu vielem Räthselhaften der Scenen des III. Aktes zu liegen. Die Annahme selbst indess ist durch zwei auffällige Worte Wotans

Digitized by Google

wohl durchaus sicher gestützt. Zunächst wäre es sonst unverständlich, wenn er später zu Siegfried sagt:

Fürchtest das Feuer du nicht,
So sperre mein Speer dir den Weg.
Noch hält meine Hand
Der Herrschaft Haft,
Das Schwert, das du schwingst,
Zerschlug einst dieser Schaft.
Noch einmal denn
Zerspring' es am ewigen Speer.

Zur Erfüllung seiner Aufgabe würden die beiden ersten Zeilen genügen; was er dann aber in zorniger Aufwallung hinzufügt, kann nur durch den Glauben an sich selbst verständlich werden. Sodann hat er bereits gegen Mime und Alberich nicht verfehlt, auf die Macht seines Speeres zu trotzen. Z. B.

Ewig gehorchen sie alle
Des Speeres starkem Herrn

und irgend welche Ereignisse, die ihn in dem Glauben an die Macht seines Speeres hätten wankend machen können, sind doch nicht eingetreten.

Indess möge festgehalten werden, dass diese Zuversicht für Wotans Schicksal subjektiv wenig ausmacht. Denn auch mit seinem Speer wäre er machtlos, wenn Siegfried, von Brünnhilde über den Ring belehrt, ihn wirklich benutzen würde. Denn das ist ja der Sinn seines Willensentschlusses, dass Siegfried völlig in die Stelle Alberichs als Ringbesitzer eintreten solle; aber so wie einst Alberich ihm und seinem Speer das Ende zu bereiten gedroht hatte (cf. Rheingold), so würde es ihm Siegfried bereiten. Dass Siegfried dem Gotte als Nachfolger genehmer ist, als Alberich, ändert an der Sachlage selbst natürlich nichts.

Daher scheint es nothwendig, den Zweck seines Weckrufes darin zu sehen, dass er von Erda zu wissen begehrt, ob es hier für ihn noch irgend eine Möglichkeit des Ausweichens gibt. Die Frage, wie zu hemmen ein rollendes Rad, ist somit durchaus ernst gemeint. Es sei gestattet, hier an eine Scene zu erinnern, die uns annähernd vielleicht eine Analogie für die Lage Wotans bietet: es ist die Schilderung, die Schiller von der Hinrichtung Egmonts in dem Abfall der Niederlande gibt: „. . . Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, dass es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei, und dass man es weiter als bis zum blossen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg. Da biss er die Zähne zusammen . . . . kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebete an.“ . . .

Digitized by Google

Will man die gesammte Erdascene nicht für überflüssig erklären, oder aber nicht zugeben, dass ihr Inhalt der gewaltigen Musik nicht adäquat sei, so ist man gezwungen, anzunehmen, dass Wotan erst da den Entschluss fasst, froh und freudig dem ewig Jungen zu weichen, als Erda ihn auf seine Frage ohne Bescheid lassen muss. Dieser Entschluss aber ist ebensowenig freiwillig, wie der Egmonts, am Block niederzuknieen. Abermals zwingt ihn die allerschmerzlichste Art der Unfreiheit, die physische, gerade so wie in der Parallelscene der Walküre.

Nun aber erscheint uns doch Wotan hier so anders wie vor Zeiten! Dort Grimm und Unmuth — hier freudige Heiterkeit, dort die schauerlichen Klänge seines Zornes — hier das Welterbschafts-Motiv. Man hat oft hier, gerade wegen dieser Heiterkeit, die wahre Verneinung des Willens erkennen wollen. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, dass diese Heiterkeit zum Theil gerade wieder einem Wahn entspringt, worüber weiterhin zu sprechen sein wird. Richtig ist indess, dass sich Wotan dem Zwange hier unter anderen Formen anbequemt, als vordem. Dies ist lediglich durch die Bemerkung Schopenhauers zu erklären, dass in der „Erkenntniss" das mächtige Medium der Motive liege: „die Ausbildung der Vernunft durch Kenntniss und Einsichten jeder Art ist dadurch moralisch wichtig, dass sie Motiven, für welche an sich der Mensch verschlossen bliebe, den Zugang öffnet. So lange er diese nicht verstehen konnte, waren sie für seinen Willen nicht vorhanden. Daher kann unter gleichen äusseren Umständen die Lage eines Menschen das zweite Mal doch in der That eine ganz andere sein, als das erste: wenn er nämlich jetzt in der Zwischenzeit fähig geworden ist, jene Umstände richtig und vollständig zu begreifen." — Den Grund für jenes „Froh und freudig" haben wir also zum guten Teil in dem gesteigerten Intellekte Wotans zu suchen und es wäre demnach, getreu dem oben angegebenen Wege, die weitere Entwicklung dieser Fähigkeit in Wotan zu untersuchen.

Der Intellekt ist das Werkzeug des Willens; beide stehen in gegenseitiger Abhängigkeit. Eine Steigerung des Intellekts ist nur durch energische Willensbejahung möglich; nur im Ringen nach einem Ziele sammeln wir Erfahrungen, kann sich der Intellekt soweit steigern, dass er den Willen zur Umkehr veranlasst. Schon aus diesem Grunde ist es kaum anzunehmen, dass der Wanderer ohne bestimmten Plan in der Tragödie auftritt. Es sei daher, bevor die Entwicklung seines Intellektes besprochen wird, zunächst jener oben erwähnten Annahme Moritz Wirths hier zustimmend gedacht. Es ist bei ihr eine Lücke auszufüllen, die bei Wirth bleibt, nämlich seit wann und wodurch in Wotan jener Plan entstanden ist, den Ring für die Rheintöchter zurückzugewinnen. Die Handlung des Nibelungen-Ringes verläuft in drei grossen Curven, deren erste bis zur Katastrophe in der Walküre reicht. Unmittelbar an sie schliesst sich die zweite aufsteigende Curve an: Wotan erfährt von der

Digitized by Google

Existenz Siegfrieds. Dieser Moment ist jenem analog, bei dem er im Rheingold ausruft: „So grüss' ich die Burg". Auch hier entsteht ein neuer Plan in ihm. Verständnisvoll brachte van Rooy als Darsteller Wotans diesen Seelenvorgang zum Ausdruck, indem zu der schmerzlichen Empfindung, es sei doch noch nicht alles zu Ende, eine freudige Hoffnung, schreckartig ihn durchfährt, wie auf einen dennoch möglichen, glücklichen Ausgang. Brünnhilde hat ihm diese neue Hoffnung gegeben: wie ein völlig Verzweifelter mit Rührung einen tröstlichen, hoffnungverheissenden Zuspruch aufnimmt, so bricht bei ihm die Rührung mit den Worten durch: „Leb' wohl, Du kühnes, herrliches Kind". Wenn er dann von dem spricht, der freier als er, der Gott, so weiss er bereits, wen er meint und wer dereinst seines Speeres Spitze nicht fürchten wird. Zugleich aber gewinnt nun der Ring für ihn wieder Bedeutung, denn dies düstere Gespenst gilt es zu bannen, bevor es weiteres Unheil in der Welt angerichtet habe.

Da er selbst der Machtgier entsagt hat, da ihn nun keine egoistischen Triebe mehr leiten, so darf er für seinen gegenwärtigen, ihm von einer Art Mitleiden eingegebenen Zweck, sich seines Speeres bedienen, mit einziger Ausnahme Fafner gegenüber, mit dem er den Vertrag geschlossen hat. Im Rheingold durfte er dies nicht, sondern musste Alberich überlisten, weil er den Raub nicht durch den Hort der Verträge verüben durfte. Jetzt indess will er durch seine Räthselfragen zuerst Mime in den Besitz des Ringes bringen. Er will ihn lehren, Nothung zu schmieden. Siegfried hätte dem Schmied gern den Ring zum Lohn gegeben. Weiterhin sucht Wotan den Ring in Alberichs Hände zu spielen. In jedem Falle hätte er den Zwergen den Ring sofort mit dem Speere abgenommen. Und dass es ihm hiermit Ernst ist, zeigen die Worte an Alberich

Durch Vertrages Treuerunen
Band er Dich
Bösen mir nicht. (Scil. wie Fafner).
Dich beugt er mir
Durch seine Kraft,
Zum Krieg drum wahr' ich ihn wohl.

Dies ist sein Streben, an dem sich nun sein Intellekt zu ungeahnter Höhe erhebt. Wir können die Summe dieser Erkenntniss in einem Worte ausdrücken, dem nämlich, das er Alberich zuruft:

Alles ist nach seiner Art,
An ihr wirst du nichts ändern.

Er glaubte zuvor, als er seine Herrschaft verfluchte, er allein sei der Unfreie, Unselige. Jetzt sieht er sein eigenes Wesen überall aus dem Spiegel der Welt sich zurückgeworfen. Die zuvor auf Selbsterkenntniss beschränkte Einsicht erweitert sich jetzt zur Erkenntniss menschlichen und irdischen Wesens überhaupt. Wo wir solche Erkenntniss im Leben erringen, da geschieht es meist durch Aufspeicherung zahlreicher, einzelner

Digitized by Google

Beobachtungen. Oft aber, und dies sind die instruktiveren Fälle, genügt irgend eine prägnante Situation, um uns über das Wesen der menschlichen Natur überhaupt aufzuklären. Mit dichterischer Hellsichtigkeit hat Wagner hier den Wanderer in einer Reihe solcher Scenen dargestellt, deren jede ihm einen Schleier hebt, bis sich ihm schliesslich das Bild des Menschen klar und nackt darstellt.

Warum fragt ihn Mime, anstatt in eitlen Fernen zu schweifen, nicht, wie man Nothung neu schmiede? Mime kann ihn nicht fragen. Es liegt bei ihm ein typisches Beispiel moralischer Unfreiheit vor, da Mime, der das Zunächstliegende übersehende, Luftschlösser bauende, eitle Thor, von den auf ihn einwirkenden Motiven eben nur zu der einzigen Reaktion veranlasst werden kann, seine kindische Neugier zu befriedigen.

Alberich enthüllt ihm als Zweiter die Konstanz des empirischen Charakters. Auch er ist genau der selbe geblieben, wie vordem und handelt sich selbst getreu. Das Gleiche lehrt ihn Fafner; vielleicht ist es gerade die monumentale Einfachheit, mit der die Reaktion hier abläuft, die einen so starken Eindruck auf Wotan macht. Trotz des stärksten Gegenmotivs, der Warnung vor dem Tod, ist Fafner nicht zu veranlassen, vom Horte zu weichen. Die endgiltige Erfahrung macht er dann bei Erda, die uns gleichsam als die personifizirte *Dira necessitas* gelten muss. Wie vorahnend klingen ja auch Erdaklänge in Wotans Seele bei jenen Worten: „Alles ist nach seiner Art!"

Wotan hat so in einem Menschenalter seinen Intellekt zu der Einsicht gesteigert, dass in dieser Welt Niemand Herr seines Willens sei, dass Niemand etwas anderes wollen könne, als das seinem Charakter Gemässe. Hatte er einst ausgerufen: „Knechte erknet' ich mir nur" — so sah er nun mit steigender Weisheit, dass es in der Welt überhaupt nur Knechte gebe. Was soll ihm diese Welt nützen? Ist ihr Besitz des Kampfes werth? Und diese Einsicht wird ihm in dem Augenblicke am klarsten, wo er auf der anderen Seite sich gezwungen sieht, seine Macht unwiderruflich aufzugeben. So trifft das Schopenhauerische Wort zu, dass seine Lage hier unter den selben äusseren Umständen eine wesentlich andere ist.

Ist seine Heiterkeit so im Wesentlichen erklärt, so müssen wir daran erinnern, dass das „Froh und freudig" noch eine zweite hiervon sehr verschiedene Quelle hat. Schon oben wurde betont, dass der sich über Siegfrieds Wesen selbst in einem Wahne befindet. Dieser Wahn beginnt eigentlich bereits da, wo er von dem spricht, der freier als er, der Gott. Oder vielmehr er ist die Fortsetzung jener Gedankengänge des Rheingolds, in denen er die Existenz eines absolut freien Helden für möglich hielt. Dieser Wahn, von dem er doch so gründlich geheilt erscheint, hat sich in einem bedeutungsvollen Rest bei ihm erhalten. Es erscheint ihm immer klarer, dass Siegfried im Gegensatz zu allen anderen eben der wirklich Freie ist. Von ihm sagt er zu Alberich

Digitized by Google

„Was anders ist,
Das lerne nun auch!“

Dass es aber gerade Siegfried ist, dem er weichen muss, erfüllt ihn immerhin mit Freude.

Jetzt erst ist es uns möglich, Wotans Wesen in jenem Moment zu analysiren, wo er ausruft:

Dort seh ich Siegfried nahn.

Wir erkennen

1) in Bezug auf seinen Willen den physischen Zwang, Siegfried entgegentreten zu müssen. Daneben lebt in ihm der Wunsch, den Ring zurück zu gewinnen.
2) in Bezug auf seinen Intellekt die Erkenntniss, dass Alles in der Welt nach seiner Art sei. Daneben lebt in ihm ein Wahn, dass Siegfried eine Ausnahme von diesem Gesetze bilde.

Wir sehen, dass weder sein Willen noch sein Intellekt bereits hier am Ende ihrer Entwicklung angelangt sind. Beides vollzieht sich von nun an bis zum Schlusse der Götterdämmerung.

Seine Hoffnung, den Ring jetzt, in zwölfter Stunde noch in seine Gewalt zu bekommen, ist allerdings nur noch gering. Es bieten sich ihm drei Möglichkeiten hierzu. 1. kann er Siegfried zur dankbaren Anerkennung der Thatsache bringen, dass sein Schwert in letzter Hinsicht von ihm, Wotan, stamme — eine Hoffnung, die durch Siegfrieds naive Antwort zerstört wird. 2. Er kann, nachdem Siegfried seine Qualifikation beigebracht hat, ihm den Weg zu Brünnhilde öffnen und zum Danke den Ring erbitten. 3. Er kann im äussersten Falle von seinem Speer Gebrauch machen und den Ring erzwingen. Auch diese beiden Hoffnungen werden ihm zugleich mit seinem Speer zertrümmert. Wotan sieht abermals, wie einst in der Walküre, einen lange gehegten Plan fehlschlagen. Abermals muss er verzichten und abermals durch physischen Zwang; denn Siegfried besitzt den Ring nach dem Rechte des Stärkeren. Hier endigt die zweite grosse Curve des Dramas; die nun folgende dehnt sich lang und flach bis zum Schluss der Götterdämmerung hin aus und zeigt einen Scheitel in den von Waltraute berichteten Worten:

Des tiefen Rheines Töchtern
Gäbe den Ring sie zurück u. s. w.

Erst als dies geschehen ist, ruht sein Wille, kann Brünnhilde ihm zurufen:

Ruhe, ruhe Du Gott.

Inzwischen aber erfährt auch sein Intellekt die letzte erhabene Läuterung durch Siegfrieds und Brünnhildes Schicksal. Sein oben erwähnter Optimismus des Wahnes wird zum Pessimismus der Erkenntnis verwandelt.

Fassen wir unsere Erörterung bis hierher zusammen, so finden wir, dass bei Wotan eine That des freien Willens weder vorliegt, noch überhaupt vorliegen kann. Wir konnten als wesentlich seine physische Unfreiheit

Digitized by Google

erkennen. Wenn Schopenhauer den Begriff der physischen Freiheit als die Abwesenheit der materiellen Hindernisse jeder Art definirt oder wenn er physisch frei Menschen dann nennt, wann „weder Bande, noch Lähmung, noch Kerker, also überhaupt kein physisches, materielles Hinderniss ihre Handlungen hemmt" — so erscheint dieser Begriff im vorliegenden Falle vielleicht ein wenig zu weit ausgedehnt. Indess hat uns Wagner selbst durch diese Gestalt den Begriff der physischen Unfreiheit ungleich tiefer zu fassen gelehrt. Er ging bei seiner Konzeption des Ringes von Siegfried aus, den er in bewusstem Gegensatz zu der Konvention und dem Zwange des historisch Gewordenen darzustellen beabsichtigte. Es sind daher jene Verträge, die Wotan unfrei machen, nichts anderes, als der Zwang eben dieser Konvention und des historisch Gewordenen, der gleichsam wie körperliche Bande dem Menschen überhaupt keine Wahl zwischen irgend welchen Willensentscheidungen lässt, sondern ihn zum Sklaven, zum Unfreiesten Aller macht.

Wenn wir somit für Wotan eine Freiheit des Willens läugnen müssen, so haben wir eine erhabene Katharsis seines Wesens darin zu erkennen, dass sein Intellekt, sich völlig vom Willen lösend, zu jener Welthellsichtigkeit gelangt, in der er die Welt als etwas erkennt, das besser nicht existirte, ohne dass er selbst die Freiheit besässe, die erlösende Weltenthat zu vollbringen.

II. Siegfried.

In den vorhergehenden Erörterungen waren bereits wichtige Hinweise auf diejenigen Fragen enthalten, die uns nunmehr zu beschäftigen haben, die nämlich, ob und in wieweit wir Siegfried als freien Herren seines Willens zu erkennen vermögen.

Wohl jeder ist zunächst mit Wotan in dem Wahn befangen, dass Siegfried dem unfreien Gotte und allen übrigen Unfreien gegenüber der wahrhaft freie Held sei. Dieser Wahn kann nur dem ungeheuren Missverständniss entspringen, dass wir in der Abwesenheit physischer, materieller Hindernisse bereits die Gewähr der sittlichen Freiheit überhaupt sehen. Diesen Wahn, in dessen Durchschauung Wotans Läuterung in der Götterdämmerung besteht, gilt es nun auch für uns mit der höheren Einsicht, die wir dem Philosophen verdanken, zu durchdringen. Siegfrieds Wesen bezeichnet unser Meister selbst mit folgenden Sätzen:

> „Ich war mit der Konzeption des Siegfried bis dahin vorgedrungen, wo ich den Menschen in der natürlichsten, heitersten Fülle seiner sinnlich belebten Kundgebung vor mir sah. Kein historisches Gewand engte ihn mehr ein, kein ausser ihm entstandenes Verhältniss hemmte ihn irgend wie in seiner Bewegung, die aus dem innersten Quelle seiner Lebenslust jeder Bewegung gegenüber sich so bestimmte, dass Irrtum und Verwirrung, aus dem wildesten Spiele der Leidenschaften genährt, rings um ihn bis zu seinem offenbaren

Digitized by Google

Verderben sich häufen konnte, ohne dass der Held einen Augenblick, selbst dem Tode gegenüber, den inneren Quell in seinem wellenden Ergusse nach aussen gehemmt, oder je etwas anderes für berechtigt über sich und seine Bewegungen gehalten hätte, als eben die nothwendige Ausströmung des rastlos quellenden inneren Lebensbrunnens."

Als wichtigste Aeusserung entnehmen wir dieser Charakteristik, dass kein ausser ihm entstandenes Verhältniss ihn irgendwie in seiner Bewegung hemmt, weil hierdurch seine physische Freiheit gewährleistet ist. Da aber auch die Furcht stäts nur der Rücksicht auf ausser uns entstandene und bestehende Verhältnisse ihren Ursprung verdankt, so liegt Siegfrieds Charakter zugleich völlig in den Worten, dass er „das Fürchten nie gelernt." Und da nun weiterhin die Rücksicht auf „Verhältnisse ausser uns" zu nehmen nur vermöge des begrifflichen Denkens, des Intellektes, der Vernunft möglich ist, so folgt weiter, dass Siegfried ganz Wille, ohne die Spur bewusst thätigen Intellektes ist. Siegfried lebt — fast wie die Thiere des Waldes — nur in der Anschauung und im Willen; seine Vernunft erhebt sich, wie wir sehen werden, nur bis zu der Höhe einer dumpfen Erinnerung.

Kraft dieser Natur allein vermag er das zu wirken, was wir im dritten Drama der Tetralogie erleben. All diese Thaten, das Schmieden des Schwertes, Fafners Besiegung, die Zerschmetterung des Speeres und Brünnhildens Erweckung sind nur dadurch ausgezeichnet, dass sie von einer Entscheidung des Willens völlig unabhängig sind. Siegfried kommt hier vorab überhaupt nicht in die Lage, zwischen mehren Motiven wählen zu müssen. Ob sein Wille daher frei sei oder nicht, lässt sich aus diesen Scenen überhaupt nicht entscheiden.

Wir müssen uns an zwei Momente halten, die allein eine solche Entscheidung ermöglichen, d. i. erstens die Entwicklung seines „empirischen Charakters", sodann aber jene einzige Situation, in der sich Siegfried wirklich vor eine Wahl zwischen zwei Motiven gestellt sieht.

Wenden wir uns zunächst der Entwicklung des Charakters zu. Der Charakter eines Menschen ist nach Schopenhauer 1. constant, d. h. er ist ein für alle Mal feststehend, so dass er unter gleichen Motiven stäts gleich reagiren muss. Er ist 2. individuell, d. h. er ist dem Grade nach bei allen Individuen verschieden; er ist endlich empirisch, d. h. erst unsere eigene Entwicklung lehrt uns uns selber kennen. „Es kommt Alles darauf an, was einer ist: was er thut, wird sich daraus von selbst ergeben, als ein nothwendiges Corollarium."

Wenn wir nun Siegfrieds Wesen bezeichnen konnten als einen physisch freien Willen, verbunden mit einem Mangel des begrifflich denkenden Intellekts, so folgt daraus, dass er eigentlich stäts nur in der Gegenwart lebt; alle Motive wirken auf ihn nur dadurch, dass sie unmittelbar

Digitized by Google

sinnlich vor ihn treten. Hieraus ergibt sich die besondere Schärfe seines Anschauungsvermögens, so dass er sich mit der Natur und den Thieren des Waldes eins fühlt und fast auf einer Stufe mit ihnen stehend empfindet. Schritt für Schritt enthüllt sich uns nun dieser Charakter, und in immer anderen Situationen bleibt er dauernd der selbe. Am klarsten enthüllt sich dies an den beiden Stellen, wo er, wenn er eben ein anderer wäre, seinen Intellekt bereichern könnte. Zuerst, als Fafner ihn vor dem Fluche des Ringes warnt, er aber, unbekümmert darum, nur die Gelegenheit wahrnimmt, etwas zu erfahren, was ihm gegenwärtig sehr am Herzen liegt: „woher ich stamme, rathe mir noch!“ — Sodann aber, als Brünnhilde ihm den Zusammenhang der Dinge erklärt, er aber erwidert:

Nicht kann ich das Ferne
Sinnig erfassen,
Da all meine Sinne
Dich nur sehen und fühlen.

Genau so zeigt er sich später stäts, vornehmlich Gutrune gegenüber. Neben diesem nur in der Gegenwart sich bethätigenden Anschauungsvermögen und der Abwesenheit aller Reflexion — was ihn dem thörigen Parsifal und damit zugleich auch dem welthellsichtigen Genius verwandt macht — daneben wird sein Wesen von einem sich rücksichtslos bejahenden Willen erfüllt, der sich in Wandertrieb, Thatendrang und Befriedigung des Liebesbedürfnisses äussert.

Aus diesen beiden Komponenten bestehend, entwickelt sich sein Charakter logisch und bleibt sich vom ersten Atemzuge Siegfrieds bis zu seinem Tode getreu; nichts ihm Fremdes findet sich in ihm. Er ist, wie es Schopenhauer von den Charakteren eines dramatischen Dichters verlangt, „mit der Konstanz und strengen Konsequenz einer Naturkraft durchgeführt.“

Ein einziges Mal in seinem Leben kommt Siegfried in die Lage, durch eine Wahl nachweisen zu müssen, ob sein Wille frei sei oder nicht. Es ist dies in jenem Moment, wo ihn die Rheintöchter erst durch Spott, dann durch ernste Mahnung zur Hergabe des Ringes veranlassen wollen. Diese Situation schliesst sich eng an jene an, in denen der Wanderer einst Mime, Alberich und Erda fand; ganz besonders hat sie eine Parallele in der Scene zwischen dem Wanderer und Fafner. Fafner und Siegfried werden beide vor dem Tode gewarnt. Beide reagiren aber so, dass das ihrem Charakter adaequate Motiv den Sieg über die Todesfurcht davon trägt. Wenn nun Wotan gerade im Anschluss an jene Scene zu Alberich sagte:

Alles ist nach seiner Art.
Was anders ist, lerne nun auch,

so erhellt eben aus dieser Parallele am klarsten, dass auch Siegfried, wie alle anderen, nach seiner Art ist, und dass nichts an ihm etwas zu wandeln im Stande ist. Er kann den Ring behalten, er kann ihn aber

Digitized by Google

auch hingeben; jedes von Beiden kann er ausführen, wenn er sich mit seinem Willen eindeutig entschieden hat. Aber diese Entscheidung selbst eben steht nicht in seiner Macht: „Es kommt Alles darauf an, was einer ist; was er thut, wird sich schon von selbst ergeben.“ Wäre er nicht der, der er ist, so würde er vielleicht der Furcht verfallen. Aber die bleibt ihm fremd, und so behält er den Ring.

Schopenhauer führt aus, dass mit steigendem Intellekt und grösserer Komplikation der Motive die definitive Entscheidung, ohne minder nothwendig zu sein, hinausgeschoben werde, weil ihr ein längerer und oft schmerzlicher Kampf der Motive vorhergehe. Demgemäss sehen wir hier, dass die Entscheidung leicht wird; schwere Seelenkämpfe bleiben Siegfried erspart, denn sein Intellekt steigert sich nur bis zur dumpfen Erinnerung daran, dass ihn einst einmal bereits ein Wurm vor dem Tode gewarnt habe.

Es war bisher von dem Vergessenheitstrank nicht die Rede, um der Ansicht entgegentreten zu können, als ob hier zuerst Siegfried unfrei würde. Es konnte indess gezeigt werden, dass sein ganzer Charakter, vornehmlich seine Entscheidung über Leben und Tod seiner selbst sich unabhängig von diesem Tranke vollziehen. Hieran ändert sich auch nichts, wenn, wie es zuweilen geschieht, dieser Trank als dramatische Konzentration eines langen Zeitraumes angesehen wird, während dessen Siegfried Brünnhilde vergisst: denn dies Vergessen ist ja gerade das Wesentliche bei dem nur in der anschaulichen Gegenwart lebenden Helden. Fasst man indess den Trank als ein den Gang der Handlung beeinflussendes Zaubermittel auf, so ist zunächst die Arglosigkeit, mit der er ihn trinkt, durch seinen Charakter gegeben, also nothwendig. Seine Handlungen sodann werden hiernach aber noch in anderer Weise unfrei, nämlich intellektuell.

Intellektuell frei ist ein Mensch, wenn das Medium der Motive, also der Intellekt, sich in einem normalen Zustande befindet, somit die Handlungen das reine Resultat der Reaktion seines Willens auf gewisse Motive sind: „Diese intellektuelle Freiheit wird aufgehoben entweder dadurch, dass . . . das Erkenntnissvermögen auf die Dauer oder nur vorübergehend zerrüttet ist, oder dadurch, dass äussere Umstände im einzelnen Falle die Auffassung der Motive verfälschen. Ersteres ist der Fall im Wahnsinn, Delirium, Paraxysmus, Schlaftrunkenheit, letzteres bei einem entschiedenen und unverschuldeten Irrthum . . . . .“ (Schopenhauer). „Die intellektuelle Freiheit . . . . kann ferner auch bloss vermindert oder partiell aufgehoben werden. Dies geschieht besonders durch den Affekt und den Rausch“ (ebenda); die aus solchem Zwange folgenden Handlungen sind dem Individium moralisch nicht zuzurechnen, „denn sie sind kein Zug des Charakters des Menschen. Er hat entweder etwas anderes gethan, als er zu thun wähnte, oder er war unfähig, an das zu denken, was ihn davon hätte abhalten sollen, d. h. die Gegenmotive zuzulassen.“

Digitized by Google

Wir sehen, dass diese in der Götterdämmerung eintretende und dem Zuschauer so ganz besonders auffällige Unfreiheit wohl nicht mit Unrecht unter dem Begriff der intellektuellen Unfreiheit aufgeführt wird; durchaus unabhängig aber ist sie von jener, oben nachgewiesenen, moralischen Unfreiheit, in der das eigentlich Tragische in Siegfrieds Gestalt liegt. Sie wollte der Meister ursprünglich als Vertreterin der Freiheit gegenüber dem Zwange der Verhältnisse schaffen. Wagners reflektierendem Verstande aber widersprach sein Genius, der Siegfried trotz alledem unfrei, unschuldig und doch schuldig, unwandelbar und doch moralisch für seine Thaten verantwortlich werden liess.

Hierin liegt abermals ein neuer Beweis für die jüngst von Louis gegebene Darstellung, dass Wagner bereits von Anfang an unbewusst seine Dramen als Ausdruck pessimistischer Weltanschauung geschaffen habe. Betrachten wir nun aber Brünnhilde, so werden wir inne werden, dass durch sie vielleicht ebenso unbewusst bereits die gesammte Erlösungsidee, wie sie sich später im Parsifal verkörpert, uns hier künstlerisch offenbart wird.

III. Brünnhilde.

Brünnhilde greift zu vier Malen in die Handlung entscheidend ein: in der Todkündigungsscene, in der Waltrautenscene, bei der Verschwörung zum Tode Siegfrieds und bei der Entzündung des Weltbrandes. Mit Rücksicht auf die Frage, die uns hier beschäftigt, bietet die Todkündigungsscene die grösste Schwierigkeit dar. Den aus Mitleid mit dem Wälsungen entsprossenen Entschluss, Walvaters Gebot zu trotzen, kann man nicht wohl als eine unter Einfluss des wirksamen Motives konsequent aus ihrem Charakter folgende, mithin unfreie Handlung bezeichnen, denn es ist durch Nichts bewiesen, dass die Fähigkeit des innigen Mitgefühls gleichsam *potentia* von Anfang an in ihr vorhanden gewesen sei. Nichts gibt uns einen Anhalt, bei ihrem Charakter eine solche That vorher zu ahnen.

Brünnhildes That in der Todkündigungsscene ist vielmehr eine That echter, transcendentaler Freiheit, indess muss die metaphysische Bedeutung ihres Entschlusses durch eine etwas weiter ausholende Betrachtung zu erklären versucht werden. Denn hier nun müssen wir uns daran erinnern, dass der Charakter nicht sowohl konstant, angeboren und empirisch, sondern auch vor allem individuell ist (vergl. S. 35), d. h. jeder individuellen *Existentia* muss eine individuelle *Essentia* entsprechen. Demgemäss sehen wir auch in jeder Person der Tragödie, von Alberich bis Wotan, eine scharf ausgeprägte Individualität vor uns. Anders bei Brünnhilde. Mit ihren acht Schwestern ist sie nichts anderes als ein Theil Wotans. Nicht mehr als Wotans Haupt, Hand und Speer hat auch Brünnhilde eigenes Wesen. Erst in der Todkündigungsscene schafft sie es sich selbst kraft einer freien That der Bejahung des Willens, jener analog, der sonst das Individuum im Geschlechtsakt der Erzeuger seine Ent-

Digitized by Google

stehung verdankt, nur mit dem Unterschiede, dass die Walküre losgelöst vom erzeugenden Akte und getrieben vom Mitleid in die Erscheinung tritt. Es ist ein wahrhaftiges unerhörtes Wunder der Inkarnation, das die Kunst uns in dieser unvergleichlichen Scene des II. Aktes erleben lässt, und in Ergriffenheit neigen wir uns vor dem Meister, der diese Gestalt und diese That erschaute.

Jetzt erst ist Brünnhilde in das principium individuationis eingetreten, und erst von diesem Moment an ist sie eine, den übrigen Personen der Handlung gleichwerthige Persönlichkeit. Vor allem ist sie nun völlig die weibliche Parallele zu Siegfried; auch sie ist zunächst reiner Wille, der sich bei ihr, wie bei Siegfried, vor allem in der Befriedigung ihres Liebesbedürfnisses äussert. Und wie bei Siegfried ist ihr Wille, zunächst wenigstens, nicht durch den Intellekt gebändigt, und es ist wohl zu beachten, dass ihr von Wotan empfangenes „Wissen" nicht als Inhalt ihres Intellektes erscheinen darf. Jenes „Wissen" besteht für sie nicht mehr, sobald sie Mensch geworden ist, was daraus erhellt, dass sie es weder anwendet, noch überhaupt versteht. Hierfür sind zwei Stellen vornehmlich bezeichnend, die eine in der Scene mit Waltraute:

Welch banger Träume Mären
Meldest Du Traurige mir!
Der Götter heiligem
Himmels-Nebel
Bin ich Thörin enttaucht,
Nicht fass' ich, was ich erfahre,
Wirr und wüst
Scheint mir Dein Sinn.

und weiter bei der Verschwörung:

Wo ist nun mein Wissen
Gegen dies Wirrsal.
Wo sind meine Runen
Gegen dies Räthsel.

Nicht dies „Wissen" also bildet ihren Intellekt; denn Intellekt ist nur das Erkenntnissvermögen für die durch den Willen selbst geschaffenen Verhältnisse. Dies Vermögen muss also erst erworben werden und zwar durch die Erkenntniss fremden oder das Gefühl eigenen Leidens. Wie wir in Wotan die Entwicklung und Läuterung des Intellektes sich vollziehen sehen, so hier in Brünnhilde. Während dort aber der Wille als physisch unfrei der Erkenntniss des Intellektes nicht zu folgen vermochte, führt hier die vermehrte Erkenntniss auch zu der schliesslich Erlösung bringenden That.

Es sei noch kurz ein Blick auf die beiden mittleren Scenen geworfen. Die mit Waltraute zeigt eine zweite Variation zu dem Thema Fafner-Wotan, als deren erste wir die Scene zwischen Siegfried und den Rheintöchtern kennen gelernt hatten. Auch Brünnhildens Wahl folgt ebenso nothwendig

Digitized by Google

und ebenso kampflos aus ihrem Charakter und den beiden Motiven, wie dort die Wahl Fafners und Siegfrieds. Die Scene ferner, in der Brünnhilde Siegfried verräth, ist abermals ein Beispiel für die mangelnde intellektuelle Freiheit, die hier durch den Affekt vorübergehend aufgehoben wird. Es ist erschütternd Brünnhild und Siegfried hier zu sehen, wie sie durch Leichtfertigkeit, durch Wahn, durch Raserei der Rache und Eifersucht unfrei geworden, blind gegeneinander wüthen. Diese Erschütterung wird im Zuschauer durch die Musik gerade hier noch gesteigert; man erinnere sich an die Klänge, die bei der Entdeckung des Betruges ertönen: Bruchstücke des Tarnhelmzaubers, Hagens List, der Lockruf des Goldes, die Nibelungentriolen — alles schauerlich gedämpft, umhüllt gleichsam wie ein Nebel die Bühne.

Die Erkenntniss nun, die Brünnhilde erwirbt, ist dreifach. Zunächst lehren sie ihre eigenen Leiden zugleich den Sinn ihres Daseins verstehen. Sodann wird sie, namentlich dadurch, dass sie von Siegfrieds unschuldig-schuldigem Verrath erfährt, in ihrer Erkenntniss auch fähig, das Leid als die Grundbedingung alles Lebenden überhaupt zu erfassen; dadurch schliesslich, wie eine Stimmgabel von einer anderen nur dann zum Mitschwingen gebracht werden kann, wenn sie auf den selben Ton abgestimmt ist, — dadurch versteht sie jetzt auch, und erst jetzt, Alles, was Wotan ihr einst geglaubt hatte, deutlich machen zu können, als sie staunend im Rathe ihn nicht verstand. — So wird ihre Erkenntniss hier derjenigen gleich, die Wotan selbst erworben hat; darüber aber geht nun Brünnhilde über Wotan hinaus, dass sie die dieser Welt zu Grunde liegende Heilsordnung erkennend einsieht, die Leiden seien nothwendig zur Läuterung des Intellektes:

Mich musste der Reinste verrathen,
Dass wissend würde ein Weib.

Wie am Beginne ihrer Laufbahn die transcendentale Bejahung, so steht hier, an ihrem Ende, die Verneinung des Willens. Brünnhilde gibt den Ring dem Rheine zurück und hebt sich selbst durch ihren Tod auf.

Es liesse sich fragen, ob in dem Ringopfer oder in ihrem eigenen Opfer das Wesen der Verneinung liege, namentlich mit Rücksicht auf den Einwand, dass eine Brücke zwischen ihrem Tode und der Erlösung von Gott und Welt schwer zu schlagen sei. Hier am tragischen Schlusse des Nibelungenringes zeigt es sich, wie viel der Dichter vor dem Philosophen voraus hat und wie hier in der That etwas vorliegt, das bei „allem Nachdenken darüber nicht zur Deutlichkeit eines Begriffes herabgezogen werden kann.“ Wenn es für den Philosophen Schopenhauer auch möglich war, die Erbschuld in philosophische Begriffe zu fassen, so war es ihm nicht vergönnt von der Verneinung des Einzelwillens den Weg zur allgemeinen Menschenerlösung zu führen. Das vermag die Religion, die die Menschheit durch den Tod des Heilands erlöst werden lässt — dies vermag auch dasjenige Kunstwerk, bei dem wir schauen, empfinden und glauben.

Digitized by Google

Unzweifelhaft liegt am Schlusse der Götterdämmerung der Hauptwerth in der Wiedergabe des Ringes, denn da der Wille in jeder Form, sei es als *Amor*, sei es als Goldgier, sei es als Streben nach Macht, sich an ihn knüpft, so ist seine Wiedergabe nur zugleich mit einer Preisgabe dieser Willensregungen möglich. Brünnhilde stirbt nicht, weil sie zu wollen nicht aufhören kann, sie begeht keinen Selbstmord, sondern bringt sich als Opfer dar, weil sie nicht mehr zu wollen vermag. Wer den Ring, den Fluch der Welt, zurückgiebt, der entsagt dem Willen zum Leben, und hierin zunächst liegt für den Zuschauer, der dem Gange der Ringtragödie gefolgt ist, die Verknüpfung zwischen dem Schicksal der Welt und dem Opfer der welthellsichtigen Brünnhilde. Dann aber gibt sie uns unaussprechlich, aber desto überzeugender die Musik in jenem rührenden und zugleich freudig begeisternden Melos, das erst einmal ertönte, dort wo Sieglinde bereit wird, muthigen Trotzes alle Müh'n zu ertragen

Hunger und Durst
Dorn und Gestein.
Lache, ob Noth und Leiden dich nagt.

Hier verbindet mächtig über Raum und Zeit hin das Gefühl der heldenhaft entsagenden Liebe jene That der Mutterliebe und diese That der Erlösung. Es ist kein Zufall, sondern die innere Noth, die den Dichter trieb, auch Parsifal auf seinem Wege zur Gralsburg der Leiden seiner Mutter gedenken zu lassen. Auch in dieser Verwandtschaft zwischen der Schlussmusik der Götterdämmerung und der zweiten Verwandlungsmusik im Parsifal liegt ein Hinweis darauf, dass Brünnhildes That über alle Philosophie Schopenhauers hinausgeht; sie ist mehr als Askese: sie ist Heldenthum, und darin liegt im Innersten Kern das Christliche der Ringdichtung.

In Beziehung auf die in der Einleitung gestellten Fragen können wir unsere Ergebnisse kurz in folgende Formeln fassen:

Wotan erwirbt die höchste Kraft des Intellekts, besitzt indess nicht die physische Freiheit, so zu handeln, wie sein Intellekt es ihn zu thun treibt.

Siegfried besitzt zwar volle physische Freiheit, indess keinen Intellekt, der ihm die Dinge im richtigen Lichte zeigte, so dass er moralisch unfrei, in der Bejahung des Willens verharrt.

Brünnhilde erwirbt die höchste Kraft des Intellektes und besitzt volle physische Freiheit das zu thun, was ihr Intellekt sie geheissen hat.

Es gibt somit weder bei Wotan, noch bei Siegfried einen freien Willen; auch Brünnhilde handelt während ihres Lebens unfrei, streng im Sinne ihres Charakters und der einwirkenden Motive. So ist der Ring des Nibelungen

Digitized by Google

das Drama des *Servum arbitrium;* als Thaten des freien Willens stellen sich uns lediglich die beiden Handlungen dar, die am Beginn und am Ende von Brünnhildes irdischer Laufbahn stehen. Diese sind aber keine Zeugnisse empirischer, sondern Folgen transcendentaler Freiheit, durch die Brünnhilde, ihren Charakter schafft und wiederum aufhebt, durch die also in Schopenhauers Sinne das *Esse* verändert wird und nicht das *Operari*.

Es sei gestattet, an diese Darstellung noch eine Schlussbetrachtung weniger über den in den einzelnen Individuen sich offenbarenden, als vielmehr den Willen an sich zu knüpfen, wie er im Ring zum Ausdruck gelangt. Denn der Zuschauer steht zu der Tragödie in einem zweifachen Verhältniss: er ist zunächst miterlebender Theilnehmer der Handlung, er ist daneben aber ein gleichsam über dem Ganzen schwebendes Wesen, das auf jene Handlung hinabschaut, etwa wie ein Gott auf unsere eigene Welt herabblicken würde.

Diese Täuschung nun wird durch die eigenthümliche Veränderung bewirkt, die unsere Begriffe von Raum und Zeit erfahren. Die draussen in der Welt gültigen Vorstellungen sind hier im Theater nicht mehr die unsrigen, vielmehr nehmen wir die der handelnden Personen unwillkürlich an. So zieht in 4 Bühnentagen eine Welt an uns vorbei; Geschlechter kommen und schwinden. Wir haben den Eindruck als ob die drei Generationen, die wir sehen, nur der Prägnanz halber herausgegriffen sind, während in Wahrheit zahllose Geschlechter die schliessliche Katastrophe hinausschieben könnten. Aber was hätte uns der Dichter noch zu sagen, da Alles Weitere nur das ewige Einerlei zeigen würde.

In diesem Weltbilde gewahren wir nun den Willen, personifizirt in Wotan, als Erzeuger einer Welt.*) Wotan ist der Auctor alles Unheils. Alle Personen leiden nur infolge seiner ursprünglichen That. Sie sind unschuldig zu ihrem Verbrechen, wie zu ihrer Strafe gelangt. Dass wir im Allgemeinen Siegfried als die tragischste Gestalt ansehen, ist erklärlich, weil wir hier mit den Augen des Dichters sehen, den die Logik schmerzte,

---

*) Musikalisch erscheint dieser Wille in einem Motive, das vielleicht als das allerverbreitetste der Nibelungenmusik gelten kann. Es ist die Schlussphrase des Walhallmotives, die z. B. an folgenden wichtigen Stellen wiederkehrt: Bei Freias Flucht (sog. „Fluchtmotiv Freias“ nach v. Wolzogens Bezeichnung). — „Das Spiel drum kann ich nicht sparen.“ — Liebesblick Siegmunds und Sieglindens, Hauptliebesmotiv der Walküre. — Fanfaren bei Beginn des Vorspieles zum II. Akt Walküre. — Auftritt Siegmunds und Sieglindens vor der Todkündigungsscene. — „Naturmotiv“ im Siegfried (es sangen die Vöglein so selig im Lenz.) — „Wache, Wala“ — vielfach im Zwiegesang zwischen Brünnhilde und Siegfried — Vorspiel beim Sonnenaufgang (Götterdämmerung) — sehr oft in der Verschwörung im II. Akt — „Ruhe, ruhe Du Gott“. Es sind dies nur wenige Stellen, während es die Musik bei genauerer Betrachtung vielleicht in jeder Scene des Ringes bringt. M. Wirth hat das Motiv als das des „Spielerglückes“ bezeichnet („Das Spiel drum kann ich nicht sparen“). Es ist jedoch wohl viel umfassender und kann wohl als der musikalische Ausdruck des Willens zum Leben selbst betrachtet werden.

Digitized by Google

mit der seine Tragödie den Untergang des Helden verlangte. Dass er aber die tragischste Gestalt ist, muss geleugnet werden, denn diese ist zweifellos Siegmund. Siegmund ist vielleicht der menschlichste aller Menschen, vor allem, weil er vor Siegfried Erfahrung, Schicksale und die Hoffnungsfreudigkeit voraus hat, weil er also, mit Intellekt begabt, die uns am besten bekannte Quelle der Leiden in sich fliessend fühlt: Sehnsucht und Enttäuschung. Er vor allen anderen ist, gerade wie wir selbst, in diese Welt hineingesetzt, um von scheinbar blindem Zufall zwischen höchstem Glück und tiefstem Schmerz hin und her geworfen zu werden. Ja gerade bei ihm haben wir als Zuschauer von höherer Warte die Empfindung, als ob ein Gott mit ihm spielte. Wäre Siegmund in seiner Todesstunde noch eines anderen Gedanken ausser dem an Sieglinde fähig, so wäre es wohl der des tiefen Hasses gegen „Wälse", der ihm ein Siegschwert geschenkt hatte, um es ihm wieder zu nehmen.

Unter jener Voraussetzung also, dass Wotan der *Creator* jener Welt wäre, gälte wohl das Schopenhauerische Wort für die gleiche Voraussetzung, dass diese Welt von Gott geschaffen wäre, damit sie der Teufel hole. Indess ist jene Voraussetzung ja nicht zutreffend, und das ist die letzte Abstraktion, die wir aus dem Ring ziehen können, die uns zugleich zu einer reineren Auffassung führt. Jene Vorrausetzung ist irrig infolge von Wotans Doppelnatur. Wotan selbst, der als Gott seine Macht ausübt, ist im Grunde selbst nur Mensch, und wovon er und sein Wille schliesslich bedingt sind, hat der Dichter nicht angegeben. Wir gewahren somit einen sich blindlings bejahenden, gegen sich selbst kämpfenden und sich zerfleischenden Willen, bereits eingegangen in das principium individuationis. Seinen Anfang können wir ebensowenig erfassen, wie den Anfang der Welt; ja gerade so widersinnig ist es hiernach zu fragen, wie es unmöglich ist, die mehrfach gegebenen dunkeln Andeutungen über eine „Vorgeschichte des Ringes" zu einer klaren Exposition des Rheingolds zu verdichten. Der Wille ist eben da, wie Wotan und die Rheintöchter da sind: mehr können wir empirisch nicht fassen.

Wie also über den Zustand nach dem Ende der Götterdämmerung, so lässt uns der Dramatiker auch über den vor Beginn des Rheingoldes im Unklaren. Nur allein durch das Wunder der Musik wird das Unzugängliche zum Ereigniss. Bis hart an die Grenze des neuen Zustandes werden wir geführt, der einst wohl auch vor Beginn der Dinge geherrscht haben muss, als das Wesen der Welt sich noch unentzweit in dem heiligen Es-dur-Akkord wiederspiegelte.

Digitized by Google

Nachträge zur „Arischen Gesinnung".*)

1. Die Sporenschlacht.

Im Anfang des neuen Jahrhunderts werden wir drei germanische Schlachten zu feiern haben. Es ist das Siegesfest, das die Vlamländer 1902 feiern zu Ehren ihres Sieges über die Franzosen vor 600 Jahren. Es ist der hundertjährige Gedenktag der Leipziger Völkerschlacht, der zu Ehren ein grosses Nationaldenkmal im Jahre 1913 errichtet werden soll. Und es ist der hundertjährige Feiertag der Germanenschlacht bei Waterloo. Alle drei Gedenktage sollen festlich begangen werden und die germanische Welt wird dann die Gelegenheit finden ihre Gemeinbürgschaft zu zeigen, wie es selten möglich ist. Denn nichts hält so fest zusammen, als was durch Blut gekittet ist. Alle drei Schlachten aber waren germanische. An der Seite der wackeren Zunftgenossen von Brügge fochten deutsche Ritter aus dem Reiche. Neben Preussen und Oesterreichern betheiligten sich bei Leipzig Schweden am Kampf, und auf dem Schlachtfelde von Waterloo drückten sich Blücher und Wellington die Hand.

Warum aber feiert man eine Schlacht? Es ist die Idee, die den Sieg davon trägt. Wer aber die Ideen sieht, der sieht Gott. Wer also eine Schlacht feiert, der erblickt in ihr einen Gottessieg. Als Constantin zum Kampfe eilte, sah er ein Kreuz in der Luft. Dieses Kreuz sehen wir auch heute noch. „Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil," und nicht umsonst führen wir seit den Tagen des Labarums (mit den drei heiligen Kreisen und dem Christuszeichen) das Kreuzeszeichen in unseren Fahnen.

Es ist oft ein historischer Wendepunkt, den eine Schlacht markirt. So bezeichnet die Sporenschlacht das Aufkommen des Bürgerthums, wie die Schlacht bei Leipzig den Gedanken des Sieges des Nationalstaates, die Schlacht bei Waterloo den der Legitimität. Auf diesen drei Gedanken fusst wesentlich unsere Zeit und unser Reich.

Es ist aber auch die Kraftentfaltung, die wir in einer Schlacht feiern. Jeder Sieg erfordert eine Kraftanstrengung. Diese Anstrengung aber soll sich in eine geistige That umsetzen. Dem vergossenen Blute entspriesst Kunst und Schriftenthum. Wer den Leeuw van Vlaanderen von Hendrik Conscience gelesen hat, dem wird die Schlachtenschilderung unvergesslich bleiben. Man kann sagen, auf diesen vaterländischen Roman geht die ganze neuere vlämische Litteratur zurück und viele Vlamen verdanken ihre Liebe zum Volk nur diesem Geistesprodukt. Und so kann man auch

*) Bayreuther Blätter: „Arische Gesinnung" 1899, IV/V. „Deutsches Schildesamt" 1900, I/II. „Was heisst germanisch" 1900, III—V. „Das Mahâbhârata als Erzieher" VII—IX. Als Buch erschienen bei K. Minde, Leipzig, unter dem erstgenannten Gesammttitel.

Digitized by Google

sagen, dass die alten Helden Breydel und de Koning mit ihren wilden Kampfgenossen nicht allein den „Gutentag“ zu führen verstanden, sondern auch die Feder. Denn ohne ihre Begeisterung und wilde Freiheitslust keine vlämische Litteratur. Und so wird aus einer Völker-Schlacht in letzter Hinsicht eine Geistes-Schlacht.

Welche Schlacht wird aber in der Zukunft geschlagen werden? Es wird ohne Zweifel noch ein letzter Kampf um die Hegemonie in Europa stattfinden müssen und den Rassenkampf wird ein neuer germanischer Sieg krönen. Und nach dem Siege wird, wie es in der alten Sage heisst, der Kaiser die Völker um sich versammeln und wird ein mächtiges Reich begründen und er wird seinen Schild an einem Baume aufhängen und wird herrschen weithin und gar gewaltig und seines Reiches wird kein Ende sein.

Aber eine andere Schlacht steht noch bevor und wir sind mitten in ihr. Wir hören ihr Getöse und das Geschrei der Kämpfenden. Es ist eine neue Sporenschlacht. Denn wie damals, als die deftigen Vlamen die französischen Ritter geschlagen hatten, ihre goldenen Sporen, das Zeichen ihrer Ritterwürde, gesammelt und als Siegestrophäe aufgehängt wurden, so verdient sich auch heute Jeder, der für sein Ideal kämpft, die goldenen Sporen. Das Ideal aber wechselt nach der Zeit: es ist ein ewiger Aufstieg.

Damals siegten die Bürger über die Ritter, die neue Zeit über die alte. Heute ist das Bürgerthum moralisch schwach und banausisch geworden und ein geistiges Ritterthum schickt sich an, den guten Kampf mit ihm aufzunehmen für die wahre Freiheit, die unterdrückt wird durch Egoismus, Sinnenlust, Geldgier und Materialismus. Unsere Zeit hat beinahe nur noch Sinn für materielle Bestrebungen. Aber auf eine zu starke Aktion folgt eine Reaktion. Die Ritter vom Geist nehmen den Kampf auf gegen den Zeitgeist, der Geist gegen die Materie.

Was ist der Kampf gegen die Materie? Die Materie denken wir uns, wie alles, was wir sehen, aus Schwingungen des Aethers bestehend, nur dass die Schwingungen langsamer sind als die des Lichtes. Alles entspringt aus dem ursprünglichen Lichte des Logos, der mit seinen Strahlen alles durchdringt. („Die Welt ist durch das Selbe gemacht, und die Welt kannte es nicht“, Joh. 1, 10). Das sagt auch der Apostel Paulus, wenn er von Gott sagt: in ihm leben, weben und sind wir. Der Logos bringt sich selbst der Welt als Opfer dar, dadurch, dass er in die Materie eingeht. Die Weltentwicklung beruht darauf, dass dieses Eingehen der Gottheit, ihre Involution, wenn ihr Zweck erreicht ist, wieder zu einer Evolution wird d. h. zu einer Rückkehr zum Ewigen. So hat also alles in dieser Welt seine Bedeutung und Berechtigung, aber nur relativ. Die Entwicklung geht durch Erkenntniss und Kampf vor sich. Wer erkennt, der kämpft, und das Neue, Bessere siegt über das Veraltete. Der Sieg aber ist der Sieg des Geistes.

Digitized by Google

Unsere herrschende Geschichtsauffassung ist allerdings so oberflächlich, dass sie in der Entwicklung der Menschheit kaum etwas anderes sieht, als das sinnlose Walten roher Kräfte. Sie begreift noch gar nicht, dass geheime Kräfte hinter der Szene agiren, die die Menschen beeinflussen und lenken. Die Alten wussten dies besser. Sie sahen noch die Dioskuren Castor und Pollux, wie sie den Kämpfenden beistanden. Sie erblickten noch Walküren, die von Walvater gesandt waren. Heute glaubt man dafür an Kanonen und Mitrailleusen.

Der Speer, den Klingsor schleudert, trifft nicht den Reinen, der wissend geworden ist. Wessen Seele bei Gott ist, der ist gefeit. Aber freilich, die meisten der Ritter, welche sich am Kampfe betheiligen, sind — wie die Elster nach dem schönen Bilde Wolframs von Eschenbach — schwarz und weiss, wie der Halbbruder Parzivals. Das will sagen, sie sind halb Heide, halb Christ. Sie haben das Schlechte in sich noch nicht völlig überwunden. Deshalb schwankt auch der Kampf unentschieden hin und her.

In der uralten Legende von Merlin wird erzählt vom Kampfe des weissen und rothen Drachen. Dieser Streit der beiden Drachen besteht noch heute und wird bestehen, so lange die Welt besteht. Es ist der Kampf des Lichtes mit der Finsterniss, der Söhne der Sonne mit der Nacht, Ahrimans mit Ormuzd.

Der Tag wechselt mit der Nacht. Beides hat seine Berechtigung. Aber wenn die Sonne aufgeht, muss die Nacht weichen. Der Fortschritt beruht stäts darauf, dass man erkennt, wo Tag und Nacht ist. Der Tag kann einmal bei dem absoluten Königthum sein, das andere Mal bei der Aristokratie, wieder ein ander Mal bei der Bürgerschaft. Es gibt kein Rezept, nach dem man Politik treiben könnte. Sie ist eine Kunst, wie Bismarck gesagt hat.

Sicher ist nur eins, dass der Egoismus vom Uebel ist, gleichgiltig in welche Form er sich hüllt. Der Egoist ist ein Diener Klingsors. Wer aber zum Licht strebt, der entsagt. Er dient nicht sich oder „der Welt“; er erkennt hinter den Erscheinungen das Seiende.

Gott sendet nach der alten Sage eine Taube, um den heiligen Gral zu stärken. Die Taube fliegt auch heute noch und der Glaube siegt jetzt wie immer. Noch rüsten sich Ritter zur *Quest of the Holy Grail*, zur Aufsuchung des heiligen Grals.

Was aber ist der Gral? Das sagt sich bekanntlich nicht. Aber wer sucht, der findet ihn, wenn er reinen Herzens ist. Gott wird in allen Religionen als ein wunderbares Licht dargestellt. Dieses Licht, das in die Finsterniss scheint und das die Finsterniss nicht begreift, macht, wenn man es erblickt, selig. Es ist schwer in dieses selige Land zu gelangen; aber es ist nicht unmöglich.

Ich kenne wenigstens einen Menschen, der den Gral gefunden hat. Er hat sein ganzes grosses Vermögen den Armen gegeben, er hat auf alles

Digitized by Google

irdische Glück, Weib und Kind, Haus und Hof, Würden und Stellung aus Liebe zu Gott verzichtet, er hat nur für die Armen, Schwachen und Kranken gelebt, er hat sich in Gefängnisse einschliessen lassen, um günstig auf die Gefangenen einwirken zu können. Er ist allmählich so fortgeschritten, dass er, wenn man ihm eine Photographie zuschickt, sogleich die Seele des Betreffenden klar vor sich sieht. Er wirkt geistig auf jede Entfernung und auf Tausende. Dabei ist er so demüthig, dass er sich für den Elendesten aller Menschen hält — und völlig glücklich.

Dies nur ein Beispiel, wie Gott auch heute noch in seinen Dienern lebt und wie die Religion vertiefen kann. Auch wir sind dazu berufen solche Gralsritter zu werden. Auch wir dürsten nach dem Lichte, auch wir irren umher wie die Ritter, die den Gral suchen, und vor unseren Augen verwandelt sich alles in Staub. Aber wir ahnen unbestimmt hinter den Erscheinungen das helle Licht, das in wunderbarem Glanze den Gral umgibt.

Und eine neue Ritterschlacht der Gralsritter steht bevor. Die Ritterschaft harrt nur ihres Führers. Noch ist die Inschrift am Grale nicht erschienen. Aber Zeichen deuten darauf hin, dass er kommen wird.

König Arthus, der Typus des wahren Ritters, ist der Sage nach verwundet nach Avalon gefahren. Er kehrt zurück, sobald seine Zeit gekommen ist. Dann wird ein neues Reich beginnen und eine neue Tafelrunde. Zuvor aber wird er seine Feinde besiegen in einer grossen Schlacht. Dieser Geisteskampf wird die wahre Sporenschlacht sein.

Ich habe einmal in London der Aufführung des Dramas *King Arthur* beigewohnt und mir klingen immer noch die Worte in die Ohren, die die gepanzerten Ritter singen, als sie am König vorbeiziehen, an der Königin und ihrem Liebling Lancelot, der es verschmäht sich ihnen anzuschliessen und dafür seinen Gelüsten zum Opfer fällt. Auch an uns richten sich die Worte der Ritter, die ausziehen, den Gral zu suchen, auf dass wir alles im Stiche lassen um alles wiederzufinden:

We who go forth
To seek the holy Grail,
Win ere night be come
Light that shall not fail.

Harald Grävell.

Digitized by Google

2. Deutsche Treue.

Man hat früher viel gesprochen von deutscher Treue. Heute aber scheint es, als ob diese Tugend sich verlieren sollte. Und doch scheint sie mir die schönste von allen zu sein.

Das Aufkommen der Treulosigkeit ist das sichtbarste Zeichen der Entartung. Entweder geht sie auf den Einfluss unarischer Bevölkerung zurück, wie ja nach den jetzt angenommenen Theorieen die arische Rasse bei uns allmählich durch die zu Grunde liegende Urbevölkerung aufgesogen zu werden scheint, oder sie verdankt ihr Entstehen dem bösen Beispiel minderer Rassen, bei uns offenbar dem der Romanen und Juden. Die „welschen Praktiken", die ehedem in der hohen Politik der spanischen und gallischen Weltmächte herrschten, haben ihren Eingang gefunden in die bürgerliche Geschäftswelt; Lüge, Schwindel, Verrath, falsche Vorspiegelungen — jedes Zeitungsblatt weiss davon zu erzählen. Auch bei den niederen Ständen sieht man beständig Mangel an Gewissenhaftigkeit und Treulosigkeit. Man macht Versprechen, obwohl man weiss, dass man sie nicht halten wird. Mädchen wechseln ihre Liebhaber nach dem Gelde. Soeben wird in einer Pariser Revue („La femme et le monde") das Resultat einer Enquête unter den Lesern veröffentlicht über die Frage, welches die schönste Tugend der Frau sei. Auch nicht eine einzige Stimme entschied sich für die Treue. Ist dies nicht auch ein Zeichen der Zeit? Und ist die so viel gepriesene „Emanzipation" nicht oft nur hervorgerufen und entstanden durch den Mangel dieser Tugend? Wer nicht dienen will, der kennt nicht die Treue: denn die Treue zeigt sich im Dienst. Wo man aber heute hinsieht, herrscht der Egoismus. Wer daran zweifelt, der soll doch einmal ein Jahr lang darauf sein Auge richten und Material sammeln und ihm werden die Augen aufgehen über das allgemeine Leiden. Man ist so daran gewöhnt, dass man es kaum besser weiss und als Entschuldigung anführt, dass man zu kurz käme, wenn man anders handle.

Im „finsteren" Mittelalter beruhte alles auf einem persönlichen Treueverhältniss. Jeder stand in Treuen zu einem andern, sei es, dass er sein Vasall war, sei es, dass er Mitglied einer Zunft war oder was immer. Es berührt uns heute ganz seltsam, wenn wir in unseren Archiven die Dokumente aufsuchen, in welchen die Treueide aufbewahrt werden, die damals geschworen werden mussten. Jeder Bürger, der das Bürgerrecht haben wollte, jeder, der in einen bestimmten Stand eintrat, musste sich durch ein solches strenges Gelöbniss verpflichten, stäts treu, hold und gewärtig zu sein. Das beweist doch, dass man eine hohe Vorstellung von den Bürgerpflichten hatte, dass man alles ernst und gewissenhaft nahm und dass die Religion das Bindeglied abgab zwischen dem Individuum und der Gemein-

Digitized by Google

schaft.*) Daher wurde auch Verrath so streng bestraft. Uns kommt dies heute barbarisch vor. Aber das beweist wieder nur, dass wir nicht mehr so fein fühlen wie unsere Vorfahren. Wir bestrafen heute hart einen armen Teufel, der in der Noth sich an fremdem Eigenthum vergreift, aber wir haben nicht die gleiche Strenge gegen einen verrätherischen Menschen, der seinen besten Freund hintergeht.

Und doch ist der moralische Werth ein so verschiedener. Wir haben eben leider jüdische Anschauungen angenommen. Denn sonst würden wir jede, auch die kleinste Treulosigkeit aufs strengste ahnden. Wo dieses furchtbarste Laster einmal eingerissen ist, da hört jede Moral auf. Denn im Grunde ruht doch alle Sittlichkeit auf der Treue. Man hat die Moral auf alle möglichen Grundprinzipien zurückzuführen versucht. Aber man sollte einmal daran gehen, sie auf der Treue fussen zu lassen, Treue gegen die eingegangenen Verpflichtungen, Treue gegen sein eigenes Wesen (*to your self be true* sagt Polonius), Treue gegen sein Ideal, Treue gegen Gott.

In Ländern, wo die Treue aufhört, wankt alles. Man braucht nur in Frankreich z. B. zu leben und zu sehen, wie man von vornherein jeden als einen schlechten Kerl ansieht und ansehen muss, wenn man nicht zu Schaden kommen will, und es mit Schweden zu vergleichen, wo noch germanisches Wesen herrscht. Ich weiss, wie Schweden entrüstet waren, als sie in Frankreich Quittungen ausstellen oder empfangen sollten, da so etwas im Norden unbekannt ist, weil da das blosse Wort genügt. Ich weiss mich noch gut zu erinnern, wie bei uns die Wohnungsmiethe nie vorher bezahlt wurde, wie es jetzt schon allgemein üblich ist. Dies eine Beispiel zeigt so recht, wie wir zurückgegangen sind.

Man vergleiche auch die jetzt übliche Theilnahmlosigkeit gegen Fremde gegen das frühere gemüthliche Wesen. Es ist stäts ein Gradmesser der sittlichen und leider auch zugleich der Höhe der materiellen Kultur, wenn man konstatiren muss, dass man gezwungen ist, für blosse Gefälligkeiten Geld zu zahlen. Mir ist unvergesslich, wie mir einmal in Ancona ein feingekleideter Herr mit einem Cylinder auf dem Kopf, den ich nach dem Weg fragte, Auskunft ertheilte, und als ich mich höflich bedankt hatte, eine ganze lange Strecke nachlief — und nachrief und, als ich stehen blieb, mich um ein Trinkgeld ansprach.

Namentlich in den romanischen Ländern ist der Fremde der Feind, der dazu da ist, um ausgebeutet zu werden. Man sieht das schon an der Wandlung des arischen Urwortes, das im Lateinischen zu *hostis* ward, während es im Deutschen „Gast" ergab. Dies ist so recht charakteristisch für die beiderseitige Auffassung. Der Südländer erblickt im Fremden etwas

*) Ich fürchte, es steht damit wie mit dem Gesetze Mosis! Weil die Treulosigkeit schon so gross war, sorgte man für so starke und strenge Treuverbände; aber man hatte auch noch das Gewissen und die Kraft, dafür zu sorgen. Und darauf kommt es an in dieser besten aller Welten! *H. v. W.*

Digitized by Google

ihm Unsympathisches, Schlechteres als er, dem er feindlich glaubt begegnen zu müssen. Am stärksten ist dieser Gegensatz bekanntlich bei den Juden ausgebildet.

Ich will zur Illustration des Gesagten eine kleine Anekdote hersetzen, die ich in Italien erlebt habe. An einem hohen Feiertage ging ich einmal in Amalfi am Meer spazieren, als ich ein mit *domestici* des nahen Hotels bemanntes Boot vor mir erblickte, die mir winkten und mich freundlich aufforderten, mit ihnen nach der nahen Grotte zu fahren. Ich nahm die Einladung dankbar an und stieg ein. Auf der Rückfahrt aber hörte ich, wie die Insassen unter sich besprachen, wie ich beim Verlassen des Bootes geschröpft werden müsste, denn das Bezahlen sei ja das Amt der Fremden. *(è il loro mestiere.)* Also trotz der freiwilligen Einladung, trotzdem ich der Gast dieser Leute war und infolge dessen unter ihrem Schutze stand, kannten sie kein edleres Gefühl gegen mich. Ich war der rechtlose Fremde, der ausgenutzt werden musste.

Aehnlich ist die Stellung des *étranger* in Frankreich. Er wird vielleicht mit grosser Höflichkeit behandelt, aber er ist vogelfrei und kann nicht erwarten, jemals in grössere Intimität mit einer Familie zu kommen. Er wird nur zu oft mit einer Art spöttischen Mitleids betrachtet, wie man ein armes Kalb ansehen mag, das ins Schlachthaus geführt wird.

Gastfreundschaft ist ein Zeichen von Treue. Edelmuth ist ein Zeichen von Treue. Wer Fremde ehrt, der sieht in ihnen Gott. Im Mittelalter hängte der Burgherr in der Provence seinen Helm über dem Burgthore auf, um anzudeuten, dass er für Jeden offene Tafel habe. Wie aber hat sich heute alles verändert! Und wie schwindet bei uns das ritterliche Gefühl gegen Schwächere!

Soeben lese ich in der Zeitung, dass ein sozialdemokratischer Redakteur, der wegen Pressvergehen ins Gefängniss gebracht werden sollte, mit gebundenen Händen wie ein Strassenräuber durch die Volksmenge geführt worden ist. Wahrlich die unedle Gesinnung muss schon arg fortgeschritten sein, wenn man Jemand, der andere Ansichten hat, wie ein Raubthier behandelt! Das ist schon die Gesinnung, die in jedem *étranger* d. h. in jedem, der anders ist, wie man selber, eine schlechtere Menschengattung wittert.

Man sollte in der Schule anfangen dem Uebel zu begegnen. Man hat früher den Schülern Bücher in die Hand gegeben, in denen man Beispiele der Weisheit und Tugend finden konnte. Heute hält man das für überflüssig oder vielleicht für kindisch. Aber wie soll man die Jugend zum Besseren heranbilden, wenn man sie nicht auf den schlechten Zeitgeist aufmerksam macht? Ich wünschte, es verfasste Jemand ein Werkchen für die Jugend mit dem Titel „Deutsche Treue“, in dem alle historischen Beispiele von rührender Treue gesammelt wären. Dies sollte man den Knaben zur täglichen Lektüre geben. Der deutsche Knabe sollte sich beständig erinnern, dass er seiner arischen Abstammung gemäss denken, fühlen und

Digitized by Google

handeln soll, dass nichts ihn verächtlicher macht als Lüge, Verrath und Treulosigkeit, dass keine Sache so klein ist, dass er in ihr nicht seine arische Gesinnung an den Tag legen kann.

Aber die Treue im Kleinen ist heute beinahe unbekannt. Dafür ist das Grossthun Mode geworden. Auch das kommt aus Frankreich. Der Franzose braucht immer Zuschauer, die ihn bewundern. Selbst die Keuschheit muss bei der *rosière* öffentlich mit Trompetenschall belohnt werden. Wehe unserem Volke, wenn diese Sitten Eingang finden! Der Schüler, der etwas um der Belohnung willen thut, kennt nicht das Gefühl der Treue. Man sollte ihm beständig einschärfen, dass er mit jedem Menschen in einem Treueverhältniss steht und diese Treue halten muss auch im Verborgenen, auch in Gedanken, auch unter Widerwärtigkeiten.

Wie selten ist wahre Freundschaft! Wie selten zieht sich Jemand von einem Anderen auf eine schöne Art zurück! Statt ihm, wenn er glaubt Anlass zu haben, das Verhältniss zu brechen, dies in ausführlicher Aussprache begreiflich zu machen, zieht er es vor, ohne dass der Andere vielleicht die leiseste Ahnung davon hat, ihn auf einmal „zu schneiden“: gestern war er noch sein intimster Freund, heute kennt er ihn nicht mehr. Wenn man zurückblickt, sieht man mit Schmerz, wie wenige Menschen wirklich sittlich und schön handelten, wie wenig das Zartgefühl bei ihnen ausgebildet war.

Selbst einem Thiere sollte man die Treue halten. Kein echter Arier wäre einer solchen herzlosen Thierquälerei fähig, wie man sie in romanischen Ländern sieht, wo das Thier blos ein Nutzobjekt ist, aber nicht ein Gegenstand der Anhänglichkeit und Liebe, wie bei den Germanen.

Der Germane belebt in seiner Phantasie selbst leblose Gegenstände und hält ihnen gewissermaassen die Treue wie einem Menschen, und dies ist auch insofern richtig, als gebrauchte Gegenstände durch die Aura des Menschen ein gewisses organisches Leben erhalten. Daher legte man auf die Schwerter früher so grosses Gewicht. Daher will Roland nicht, dass sein Durendal in die Hände der Feinde falle und sucht ihn zu zerbrechen. Daher gab es sogenannte „lebendige Schwerter“. Die Scharfrichter gebrauchten jedes Schwert nur 99 Mal.

Das Treueverhältniss beruht jedesmal auf dem Gefühl der Liebe. Wenn ein Hund treu ist, so ist es, weil er seinen Herrn liebt. In den semitisirten Ländern aber beruht alles auf dem Gesetz. Ist eine Handlung legal, so genügt es. Anders bei den Germanen. Hier ist es weniger das Recht als „die Billigkeit“, auf die es ankommt, weniger die Legalität als die Loyalität. So hat schon Christus den Unterschied formulirt zwischen dem alten Bund und dem neuen. Wo aber der Semitismus hinkommt, erscheint auch wieder die Legalität.

Christus sagt: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Treue gebrochen. Dies gilt überhaupt von allem. Es ist die egoistische

Digitized by Google

Gesinnung, welche ihren Vortheil über den des Andern stellt, in der die Sünde besteht.

Am schwierigsten wird das Problem, wenn man mit mehren zugleich in einem Treuverhältniss steht, deren Interessen anfangen zu kollidiren und dadurch also ein schwerer Konflikt geschaffen wird. Jeder kennt das tragische Geschick des edlen Markgrafen Rüdeger im Nibelungenlied, der einen harten Kampf kämpft, um seine Treue Jedem zu wahren, und daran zu Grunde geht. Es ist ein typisches Beispiel und vielleicht das schönste, das die germanische Muse aufzuweisen hat vom tragischen Ausgang eines pflichttreuen Mannes.

Aber ganz einfache deutsche Männer aus dem Volke haben oft ähnlich gelitten und sind untergegangen, ohne dass die Nachwelt viel darnach fragt. Als Gaston de Foix sich zur siegreichen Schlacht von Ravenna rüstete, bestand die Hauptstärke des französischen Heeres aus geworbenen deutschen Landsknechten. Vor der Schlacht aber kam ein Sendschreiben des deutschen Kaisers an, das ihnen verbot gegen die Spanier zu fechten. Da geriethen sie in eine schwierige Lage. Denn die französischen Heerführer baten sie gleichzeitig inständig, sie doch nicht im Stiche zu lassen, sondern ihre gelobte Hilfe zu bringen. Die Landsknechte entschieden sich schliesslich für den Kampf, sämmtliche Hauptleute aber suchten und fanden in ihm den Tod. So wählten sie einen Ausweg aus dem Dilemma, indem sie die Treue gegen ihr Land und ihren Brotherrn mit ihrem Blute besiegelten. Die frommen Landsknechte aber, die vor der Schlacht drei Tage gefastet hatten, um sich „den Himmel gangbar zu machen“, verzichteten nach dem Siege auf jede Beute und zogen ernst und schweigsam in ihre Heimath zurück.

Solche Treue sollte man zu erhalten suchen. Sie ist das schönste Erbtheil des arischen Volkes. Sie herrschte bei Thermopylä in den Reihen der Dorier, und den Römern war ihr Wort heilig, wenn *fides dextraque data* war, sie zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze mittelalterliche Geschichte und ist in vielen poetischen Gestalten der Sage und Litteratur wiedergegeben, die vielleicht oft deutsche Plumpheit zur Schau tragen, aber dabei ein einfaches, biederes, treues Herz haben, das nicht an sich denkt, sondern an Andere und dem Worte folgt: was mein ist, ist auch dein.

Als Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel im Sterben lag, beklagte auch der Konnetable von Bourbon seinen Tod. Da sagte zu ihm der sterbende Held: „Je ne suis point à plaindre, monseigneur; je meurs en faisant mon devoir. C'est de vous qu'il faut avoir pitié, vous qui portez les armes contre votre prince, votre patrie et serments“. „Deutsche Treue, deutsche Frauen, deutscher Wein und deutscher Sang“ werden vom deutschen Sänger gepriesen. Solange es noch deutsche Treue gibt, wird deutsches Volksthum nicht untergehen. Denn nur auf ihr ruht die Hoffnung der Zukunft. Wird das deutsche Volk noch eine grosse Rolle spielen, so kann sie nur dann von Nutzen für die Welt sein, wenn es eine ideale ist.

Digitized by Google

Und so ist denn doch der früher wenigstens so verbreitete und geschätzte Idealismus die höchste Treue, die Treue gegen Gott.

Als Arjuna auf seinem Streitwagen unschlüssig zwischen beiden feindlichen Heeren sitzt und in seiner Heldenseele die Gedanken hin- und herwälzt, ob es nicht besser sei, statt seine nächsten Verwandten zu bekämpfen, sich in die Einsamkeit des Waldes als Einsiedler zurückzuziehen, da mahnt ihn Krischna mit den berühmten Worten der Bhagavadgîtâ zum Kampfe als seiner Pflicht. Und der indische Held nimmt seinen Bogen und begibt sich zum Streit. Und als der christliche Held Roland im Sterben liegt, da gedenkt er seines ganzen Lebens, der Länder, die er erobert hat, und seines Ohms, des grossen Karls, und seiner süssen Heimath und seiner Sünden und er betet fromm zu Gott und reicht ihm als Pfand seinen rechten Handschuh, den der Engel in Empfang nimmt. Auf seinem Schild liegend, das starke Schwert in der Hand, haucht er seine Seele aus, siegreich das Antlitz gegen die erschlagenen Feinde gerichtet.

Ich wünschte, dass ein grosser Künstler diese beiden Momente auf den beiden Seiten einer Medaille festhielte und dass diese von einem internationalen arischen Comité als Huldzeichen Jünglingen und Männern zur Anerkennung überreicht würde für tapfere Thaten besonderer Treue und Hingebung. Man belohnt siegreiche Feldherrn, man ertheilt Rettungsmedaillen, Verdienstkreuze, Orden aller Art. Aber ein solches Erinnerungszeichen fehlt. Und doch ist es schön zu sehen, wie rittermässige Verübungen auch schon in dieser Welt ihre Anerkennung finden.*) Unsere Vorfahren wurden von ihren ringspendenden Brotherren mit goldenen Spangen belohnt und die Antrustionen waren stolz auf solche Auszeichnung. Ich glaube, dass eine solche arische Medaille, auf die alle echten Arier vom Ganges bis zur Ostsee Anspruch hätten, wenn sie deren würdig wären, zeitgemäss wäre und einen günstigen Einfluss ausüben könnte. Denn es würde durch sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Abkunft wachgerufen und überall der Geist gestärkt der hingebenden Liebe, Tapferkeit, Aufopferung, Treue und Heldenhaftigkeit, kurz aller der Eigenschaften, die den Namen der Arier von jeher gross gemacht haben und — so Gott will — gross erhalten werden bis zur Fülle der Zeiten.

Harald Grävell.

---

*) Aber schöner ist's ohne Lohn, ohne Zier und Zeichen, das Rechte zu thun aus der rechten Gesinnung, die nicht durch äussere Mittel, auf dem Umweg der „Prämie" in die Volksseele eingesenkt werden kann, wie der Verfasser dies vorher sehr richtig betont hat. Es scheint mir auch hier deutscher, die Sache schlicht evangelisch aufzufassen. Wenn das Leben von Innen her gut und fest aufgerichtet ist, wird es sich auch künstlerischen Ausdruck schaffen. *H. v. W.*

Digitized by Google

Ernst der Fromme.

Rede zur Feier seines 300jährigen Geburtstages
gehalten zu Gotha am 26. Dezember 1901
von

Ernst Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg,
Regenten des Herzogthums Sachsen-Coburg-Gotha.

Zur Einleitung.

Eine schöne, deutschem Wesen entsprechende Eigenthümlichkeit deutscher Geschichte ist es, dass wir bedeutend und heilsam thätige Vertreter unseres Volksthums nicht nur in den weithin leuchtenden Gestalten welthistorischer Helden zu feiern haben, sondern solche auch unter den stiller wirkenden Fürsten und Männern der Lokalgeschichte unserer deutschen Einzelstaaten mit freudiger Bewunderung erkennen dürfen. Wenn etwas förderlichst dazu beigetragen hat, dieser Eigenthümlichkeit zu werthvollem Ausdruck zu verhelfen, so war es die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts, und wenn eine Zeit solcher persönlicher Zeugnisse des evangelischen Geistes dringend bedurfte, so waren es die traurigen Jahre des 17. Jahrhunderts, nach den Stürmen des 30jährigen Krieges. Hier tritt nun eine wahrhaft fürstliche Persönlichkeit in den Urlanden der Reformation, den sächsischen Herzogthümern, bedeutend hervor, die es vor Andern vollauf verdient hatte, in unseren Tagen durch die Feier der 300sten Wiederkehr des Geburtstags einer ernsten Aufmerksamkeit und aufrichtigen Verehrung, nicht allein bei den Nachkommen ihres Stammes und Volkes, wiederum näher geführt zu werden: Ernst der Fromme. In würdigster Art hat diese Feier am 2. Weihnachtstage zu Gotha stattgefunden, und es erfüllt mit besonderer Freude, dass dabei ein edler Sprössling des gefeierten Fürsten die Unerloschenheit jenes uns so nöthigen Geistes, der einst die Reformation, den Wettiner Stamm und den Ahnherrn selbst belebt hatte, in der männlich schlichten und ernst bewussten Weise bekundete, wie der Regent des Herzogthums in dieser feierlichen Stunde vor den vereinten evangelischen Vertretern des hohen Sächsischen Gesammthauses die Festrede hielt. Ein grosser Gedanke des frommen Ahnen durfte aus diesem Munde getrost unserer Zeit wieder verkündigt werden, da der gleiche Geist, durch Generationen vererbt, darin seinen besonnen gefassten Ausdruck fand. Die intime Verwandtschaft der Begriffe Evangelisch und Deutsch, im Wesen wie in der Gestaltung deutscher Dinge, in unserem Glauben und unserem Staate, kam hierbei auf das Natürlichste aus ihren Tiefen erfreulich sicher und klar ans Licht — War es schon ein schönes Moment der Feier, dass der jugendlich-unmündige Herzog des Landes für seine zukünftige Regententhätigkeit in dem also neubelebten Vorbilde des grossen Vorfahren eine gewiss eindrucksvollste Mahnung an die heilsame Kraft dessen empfing, was deutsch ist: so gewann aber der festliche Vorgang innerhalb der Gothaischen Landes- und Geschichtsgrenzen noch eine höhere und wiederum deutscher Art entsprechende Bedeutsamkeit dadurch, dass der deutsche Kaiser in Person dazu sich angemeldet hatte, und nun der fürstliche Sprecher mit seinen Worten an den höchsten Vertreter des einigen Reiches selber sich wenden durfte, aus dessen allbekannt gewordener Erwiderung alsdann der selbe national-religiöse Sinn dem ganzen Volke wiederklang. Was dergestalt aus dem Intimen zum Allgemeinen erhoben worden, wollen wir unserem

Digitized by Google

engeren Bayreuther Kreise nicht entgehen lassen, die wir bewusst sein dürfen und bleiben sollen: dass jener reine Atom des Deutschthums auch in unserer Kunst lebt und zu wahren ist, welche ihrerseits in dem edlen fürstlichen Redner einen verehrten treuen Freund besitzt. So sei die bisher wohl nur in Gothaer Blättern ausführlich mitgetheilte Ansprache den unserigen einverleibt als ein bleibendes Document des Geistes, dessen Vorhandensein wir niemals entbehren können, um das wahrhaft zu sein, wozu wir als Deutsche in innerer und äusserer Welt berufen sind. —

H. v. W.

Euere Majestät wollen mir gnädigst gestatten, Sie im Namen des Herzogs auf seinem Schlosse Friedenstein in tiefster Ehrerbietung willkommen zu heissen. Zur Feier der 300jährigen Wiederkehr des Tages, an dem Herzog Ernst der Fromme das Licht der Welt erblickt, begrüsst Euere Majestät hier eine zahlreiche Festversammlung. Erschienen sind ausser den Spitzen der Behörden Glieder der alten Geschlechter des Gothaer Landes, deren Vorfahren bereits unter Ernst dem Frommen im Lande angesessen und ihm vielfach bewährte Stützen waren, die Mitglieder des Landtags, die Abgesandten der Städte des Herzogthums, Vertreter von Kunst und Wissenschaft, Landwirthschaft, Industrie und Handel. Zähle ich dazu die Tausende, die dieser Raum nicht fassen würde, die aber draussen bei der Einfahrt Euerer Majestät zujubelten, so kann ich wohl sagen, dass alle Schichten der Bevölkerung unseres Landes herbeigeströmt sind, um ihrem Kaiser, der unserem Lande durch seine liebevolle Fürsorge für den jungen Landesherrn einen schönen Beweis besonderer Huld und Theilnahme gegeben hat, aus tiefstem Herzen ihren Willkommengruss zu entbieten und der freudigen Dankbarkeit dafür Ausdruck zu verleihen, dass Euere Majestät durch persönliches Erscheinen das Andenken des grossen Fürsten ehren, der heute noch in den Herzen seiner Thüringer fortlebt.

Wenn uns an diesem festlichen Tage das Glück zu Theil wurde, Euere Majestät zu Gaste zu haben in diesem ehrwürdigen Schloss, welches Ernst der Fromme einst nach den Nöthen des 30jährigen Krieges erbaute und welches weithin sichtbar hineinragt in die Lande, ein Wahrzeichen deutscher Kraft, die auch die schwersten Schicksalsschläge überstand, so empfinden wir mit tiefem Danke gegen Gott den gewaltigen Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Damals ein zerrissenes verheertes Deutschland, in welchem einzelne edle Fürsten ihre beste Kraft einsetzen mussten, um nothdürftig die Schäden des grossen Krieges zu heilen — heute ein starkes, einiges Reich und hier in unserer Mitte der Deutsche Kaiser, Selbst ein Nachkomme Ernst des Frommen, an Seiner Seite unser Landesherr, der jüngste regierende Spross des grossen Ernestiners und mit ihnen die erlauchten Vertreter der beiden Herzogthümer, die neben Coburg-Gotha ihre Abstammung von Herzog Ernst dem Frommen herleiten, sowie der Grossherzog

Digitized by Google

von Sachsen, dessen Gegenwart in uns die Erinnerung an Ernst's heldenhaften Bruder Bernhard von Weimar wachruft.

Diese hohen Herren hat der gemeinsame Wunsch hierher geführt, einen der grössten Fürsten des Sächsischen Hauses zu feiern. Sehe ich mit Ihnen zu gleichem Zwecke vereinigt die Vertreter des Landes, das einst von dem edlen Herzog beherrscht wurde, so kann ich als derzeitiger Regent dieses Landes, der ich mich auch rühmen darf, in gerader Linie vom Herzog Ernst abzustammen, die erlauchten Fürstlichen Festgäste und sämmtliche Festgenossen mit dem erhebenden Bewusstsein begrüssen, dass wir eine Feier im Sinne des Mannes begehen, der am Weihnachtstage 1601 seinem Volke geschenkt wurde.

Eine schöne sinnbildliche Bedeutung liegt darin, dass der Herzog, dem die Geschichte den Beinamen „der Fromme" verlieh, an dem Tage geboren wurde, an welchem die gesammte Christenheit die Geburt des Heilands feiert. Das Wort „fromm" wird heute leider in weiten Kreisen missdeutet; Manche verbinden damit den Begriff geistiger Beschränktheit und weichlicher Sinnesart. Ein Blick auf die herrliche Gestalt des Herzogs Ernst genügt, um zu zeigen, in wie hohem Maasse wahre aufrichtige Frömmigkeit mit Kraft und Männlichkeit gepaart ist. Wir erblicken ihn an der Seite seines kriegsgewaltigen Bruders Bernhard von Weimar als tapferen Kämpfer in den Heeren Gustav Adolfs. Wir sehen, wie er mit unermüdlicher Zähigkeit und Ausdauer arbeitet, um sein Volk aus dem entsetzlichen Jammer des endlosen Krieges herauszureissen, wie er im eigenen Hause spart, um für die armen Landwirthe Saatkorn einzukaufen, wie er das Gewerbe und den Handel zu heben bemüht ist, wie er zur Belebung des stockenden Verkehrs sich bestrebt, die vorhandenen Flussläufe durch Anlage künstlicher Wasserstrassen für die Schifffahrt nutzbar zu machen, wie er in Verwaltung und Rechtsprechung Reformen aller Art einführt und keine Mühe scheut, um persönlich die Ausführung seiner Befehle — nöthigenfalls mit nachsichtsloser Strenge — zu überwachen. Er steht vor uns, ein unerschrockener, echt deutscher Mann, der, ähnlich seinem gewaltigen Zeitgenossen, dem grossen Kurfürsten, sich in richtiger Erkenntniss von den Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit nicht scheute, zu bekennen, dass er zur Durchführung seiner grossen Aufgaben der Kraft von oben bedürfe. — Gewiss war sein Glaube nicht ganz frei von den Schlacken mittelalterlicher Anschauung; er unterwarf seine Landeskinder in religiösen Dingen einem Zwang, der heut unmöglich wäre. Er war eben, wie jeder Mensch, ein Kind seiner Zeit; wer meinen wollte, dass solche Schwächen, wie sie ja auch den Grössten anhaften, die glänzenden Eigenschaften des Herzogs verdunkeln, der würde damit nur die Unfähigkeit beweisen, das Grosse zu begreifen.

Ernst der Fromme gehört, im Lichte seiner Zeit betrachtet, keineswegs zu den rückständigen Menschen, die den Fortschritt ängstlich von sich

Digitized by Google

weisen. Das zeigt die rege Fürsorge, die er der Volksbildung auf allen Stufen zu Theil werden liess. Gerade auf diesem Gebiet hat er anerkannt Musterhaftes geleistet in der Ueberzeugung, dass zur Veredelung eines verwilderten Geschlechtes geistige Kultur unerlässlich sei. Sein religiöser Glaube stand zu fest, als dass er gefürchtet hätte, die Grundwahrheiten des Christenthums könnten durch wissenschaftliche Aufklärung erschüttert werden.

Auch war er in religiösen Fragen viel weitherziger als die meisten seiner evangelischen Zeitgenossen. Während diese vielfach in gehässigem Gezänk um einzelne Dogmen der Gemeinschaft unter einander widerstrebten, war sein heller Blick auf ein hohes Ziel gerichtet: auf einen Bund aller evangelischen Kirchen, der sie nach Aussen hin zu einer starken Einheit gestalte, während im Inneren mit Bezug auf Lehre, kirchliche Gebräuche und Einrichtungen jedem einzelnen Gliede volle Freiheit gewahrt bliebe. Seinen eigenen Sohn entsandte er an zahlreiche protestantische Höfe auch ausserhalb Deutschlands, um in dieser Richtung ein gemeinsames Vorgehen der Fürsten herbeizuführen. Damals sind die Bemühungen des edlen Herzogs gescheitert. Allzu heftig waren die religiösen Streitigkeiten jener geschichtlichen Epoche, allzugross die politische Zerrissenheit Deutschlands. Aber was Ernst der Fromme vergeblich erstrebte, sollte das für alle Zeiten unmöglich sein? Die politische Zerrissenheit ist Gott sei Dank der Einheit gewichen. Dass eine solche Einheit, ohne an Kraft einzubüssen, der Stammeseigenthümlichkeit aller einzelnen Theile volle Bewegungsfreiheit lassen kann, sehen wir an unserem Deutschen Reiche; so wollte es die geschichtliche Entwickelung und die Eigenart unseres Volkes. Dieser Entwickelung und dieser Eigenart entspricht es, dass die evangelische Kirche dem tiefen Wissensdrang der Germanen Rechnung trägt, die Ergebnisse redlichen, wissenschaftlichen Forschens nicht scheut und den verschiedenen Bekenntnissen in ihrer Mitte freien Spielraum lässt. — Aber gleich wie das Reich den einzelnen Staaten ihre Souveränetät belassen hat und sie mit seinem starken Arme schützt, so würde es für die Freiheit der einzelnen Glieder des deutschen Protestantismus nicht eine Gefahr, sondern eine Sicherung und Kräftigung bedeuten, wenn sie sich zusammenschlössen, zur Wahrung der hohen Güter, die ihnen allen gemeinsam sind, nicht zu Angriff und Kampf, sondern zu friedlichem, gemeinsamem Wirken. Dies war das Ziel des vorausschauenden Herzogs. Mit solchem Ziele greift sein Geist als lebendige Wirkung hinein in unsere Zeit. Schon ist in weiten Theilen unseres Vaterlandes der Wunsch nach Erreichung jenes ersehnten Zieles laut geworden. Mir ist, als ertönte heute über die Jahrhunderte hinweg die zur Einigung mahnende Stimme Ernst des Frommen an seine deutschen Glaubensgenossen. In welchem deutschen Gau könnte wohl diese Stimme freudigeren Widerhall erwecken als in unserem schönen Thüringen, das uns einen Luther geschenkt, in dem Friedrich der Weise geherrscht, aus dem

Digitized by Google

der grosse Sebastian Bach hervorgegangen, wo Ernst der Fromme in väterlicher Treue die Geschicke seines Volkes gelenkt hat!

Dir aber (an den jungen Herzog Karl Eduard gewendet), der Du berufen bist, an der Stelle zu wirken, wo Dein erlauchter Ahnherr in Segen gewaltet hat, Dir rufe ich heute zu: Präge Dir das Bild Deines edlen Vorfahren tief in die Seele, das Bild des Mannes, der mit eiserner Pflichttreue und muthigem Gottvertrauen sein ganzes Leben dem Dienst seines Volkes gewidmet hat, der in einer Zeit fest zu Kaiser und Reich stand, wo der Glanz des alten Kaiserthums schon verblasst war und viele Fürsten nur die Interessen ihres Hauses im Auge hatten. Sein Beispiel soll Dich lehren, als Deutscher Fürst allezeit zum Wohle des Reiches zu handeln und im eigenen Lande Deine besten Kräfte zum Segen des Volkes einzusetzen.

Den jugendlichen Fürsten, in dessen Namen ich hier die Regierung führe, und sein Volk, welches unlängst bewiesen hat, dass es ohne Parteirücksichten einmüthig zusammenzuwirken versteht, wo wichtige Landesinteressen in Frage kommen, empfehle ich dem liebevollen Schutze Euerer Majestät als dem Schirmherrn unseres grossen Deutschen Reiches.

Wir Alle, die wir heut versammelt sind, um das Andenken eines grossen Fürsten zu ehren, und die wir das erhebende Bewusstsein hegen, dass durch die Gegenwart Seiner Majestät des Deutschen Kaisers unserem Fest eine ganz besondere Weihe verliehen wird, wollen den Gefühlen ehrerbietigen Dankes und unerschütterlicher deutscher Treue Ausdruck geben, indem wir einstimmen in den begeisterten Ruf: Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser lebe hoch!

Zum Schutz des Parsifal.

In jüngster Zeit wurden grosse Irrthümer über das Verhältniss zwischen München und Bayreuth abermals verbreitet. — König Ludwig II. sollte danach um mehr als eine Million den Parsifal gekauft haben; die Familie Wagner sollte später die Jugendwerke „Feen“ und das „Liebesverbot“ als Aufführungs-Ersatz gegeben haben. Angesichts dieser vielleicht folgenschweren Irrthümer schien es richtig, einen Aufsatz, welcher bereits im Jahre 1887 im „Berliner Börsen-Courier“ Nr. 51 erschien und eine genaue wahrheitsgetreue Darstellung der Lage enthält, wieder bekannt zu geben, wobei zu bemerken, dass dieser Aufsatz keineswegs von Bayreuth ausgegangen ist, wo man den Verfasser gar nicht kennt, sondern ersichtlich, da Alles darin richtig ist, von einer sehr eingeweihten Münchener Stelle, wohl in der Nähe des Königs selbst. — Obwohl einige Tagesblätter diesen

Digitized by Google

Aufsatz schon gebracht haben, möge er doch als ein bedeutendes Document hier in den „Bayreuther Blättern" besonders aufbewahrt bleiben! —

„Münchener Blätter verbreiteten vor einiger Zeit die Nachricht (welche auch wir unter aller Reserve wiedergaben), dass Richard Wagner im Jahre 1877 zum Dank „für gewisse finanzielle Transaktionen" der Münchener Hofbühne das Aufführungsrecht seines Bühnenweihfestspieles „Parsifal" überlassen habe. Auf Grund authentischer Informationen sind wir nun heute in der Lage, den ganzen Sachverhalt völlig klarzustellen. — Die Nibelungenfestspiele im August 1876 hatten trotz des ausserordentlich zahlreichen Besuches immerhin doch ein Defizit von 100,000 Mark ergeben, welches Richard Wagner durch Veranstaltung der englischen Tournée zu decken versuchte. Da aber dieses Unternehmen materiell weniger als künstlerisch prosperirte und die obige Summe durchaus bezahlt werden musste, wendete Wagner sich Anfang 1878 an König Ludwig II. mit der Bitte, ihm 100,000 Mark für Bayreuth vorstrecken zu wollen. In der Besorgniss, vielleicht eine abschlägige Antwort zu erhalten, und auch von dem Wunsche beseelt, nicht ohne jede Garantieleistung des Königs Kasse in solchem Umfange in Anspruch zu nehmen, schlug Wagner selbst vor, dem Münchener Hoftheater als Aequivalent für die aufzunehmende Schuld nach den Bayreuther Aufführungen das Aufführungsrecht seines (noch u n komponirten) Parsifal zu überlassen. Der betreffende Paragraph 8 aus dem am 31. März 1878 geschlossenen, von König Ludwig II. am 27. April des selben Jahres genehmigten Contractes lautet wörtlich:

Herr Richard Wagner sagte der königlichen Hoftheater-Intendanz ausdrücklich zu, dass die erste Aufführung seines neuesten Werkes „Parsifal" in Bayreuth mit dem königlichen Hoforchester, wie dem kunst- und technischen Personal des königlichen Theaters stattfinde und von da ab das unbeschränkte Recht der Aufführung an die königliche Hoftheater-Intendanz ohne weiteres Recht auf Tantiemenbezug, als oben statuirt, übertragen werde.

Die Summe von 100,000 Mark wurde bei der Geraer Bank aufgenommen und dem Patronatsverein eingehändigt. Am 1. Oktober 1880, zweiundeinhalb Jahr später, nachdem die Composition des „Parsifal" also schon bedeutend vorgeschritten war, erhielt König Ludwig einen sehr sorgenvollen Brief von Wagner, in welchem er die Absicht ausspricht, „im nächsten Jahre die Vereinigten Staaten bereisen zu wollen, um sich dort durch Concerte eine grössere Summe Geldes zu verdienen." Als Beweggrund gibt er an, dass es ihn schmerzlich berühren würde, wenn sein neues Werk „Parsifal" auch an anderen Bühnen, als auf der Bayreuther, gegeben würde, weshalb er durch den ihm erwachsenen pecuniären Verlust, welchen die Ausführung seines Planes mit sich bringe, in die Lage versetzt würde, anderweitig für sich und seine zahlreiche Familie verdienen zu müssen. Die Tantiemen, welche das neue Werk ihm sichern würde, gingen eben für ihn dadurch verloren. Vierzehn Tage später, am 15. Oktober, ging

Digitized by Google

vom Linderhof aus folgendes Signat an die Münchener Hoftheater-Intendanz ab:

„Zur Förderung der grossen Ziele des Meisters Richard Wagner finde Ich Mich bewogen, das Orchester und den Gesangchor Meiner Hofbühne dem Bayreuther Unternehmen von 1882 ab alljährlich auf je zwei Monate zur Verfügung zu stellen. Bezüglich der Auswahl der passenden Monate mit Rücksicht auf die Münchner Bühne, sowie die Vergütung der Kosten hat Mein General-Intendant Frhr. von Perfall als Hofmusik- und Hoftheater-Intendant und Mein Hofsekretär Ministerialrath von Bürkel als Vorstand der Hof- und Cabinetskasse mit dem Patronatverein in Bayreuth in's Benehmen zu treten und Mir sachgemässen Bericht zu erstatten. Ferner verfüge Ich, dass alle früheren Vereinbarungen über die Aufführungen des Bühnenweihfestspiels „Parsifal" aufgehoben sind.

Ludwig."

Mit diesem Handschreiben wurde demnach der im Jahre 1878 geschlossene Contract hinfällig. Der kunstsinnige Monarch war von des Meisters Entschluss, in so hohen Jahren noch eine anstrengende Reise nach Amerika zu machen, sehr unangenehm berührt, und um diese, die Gesundheit des damals 67jährigen Wagner schädigende Reise zu verhindern, setzte er ihn durch völlige Wiederfreigabe des „Parsifal" in den Stand, sorgenlos in die Zukunft zu blicken. Aber, ganz abgesehen von der materiellen Frage, wollte König Ludwig auch aus künstlerischen Bedenken den damals mit der Münchener Hofbühne geschlossenen Contract annullirt wissen. Und in einem (Herbst 1880) vom Linderhof an den Meister gerichteten Brief spricht der König direkt den Wunsch aus, „dass das heilige Bühnenweih-Festspiel nur in Bayreuth gegeben und auf keiner anderen profanen Bühne entweiht werden dürfe." Der getreue Wortlaut dieses königlichen Handschreibens beseitigt wohl auch die letzten Zweifel. War die Theater-Intendanz in München, welcher ja die Aufhebung aller Vereinbarungen damals direkt mitgetheilt wurde, schon durch dieses Signat allein angewiesen, jedweden Anspruch auf das Aufführungsrecht des „Parsifal" aufzugeben, so müssen denn wohl nach dem oben angeführten königlichen Briefe auch die skrupulösesten Zweifel schwinden. Die Curatoren des Nachlasses des Königs haben sich mit dieser Frage überhaupt kaum zu befassen, denn die 100,000 Mark sind zurückgezahlt.

Bei Aufnahme dieser Anleihe bei der Geraer Bank dekretirte Ludwig II., dass das Hoftheater von nun an jährlich Tantiemen an Wagner (im Mindestbetrage von 10,000 Mark) für Aufführungen seiner Werke zu zahlen habe. Bis zu diesem Jahre hatte nämlich der Meister auf alle Autorenrechte an der Münchener Hofbühne Verzicht geleistet. Dem königlichen Befehle folgend,

Digitized by Google

zahlte die Intendanz im Laufe der Jahre genau die Summe von 100,000 Mark an die Geraer Bank zurück, so dass diese Schuld nunmehr völlig beglichen ist. Soweit die Angelegenheiten des beregten und in Münchener Blättern völlig missdeuteten Contracts. Aber um die Sachlage und das zwischen München und Bayreuth herrschende Verhältniss völlig klarzustellen, müssen wir, immer auf Grund der denkbar besten Informationen, noch etwas weiter zurückgreifen.

Wenige Monate vor der Eröffnung der Nibelungenfestspiele 1876 wendete sich der Bayreuther Patronatverein (nicht Richard Wagner) an die Münchener Hofkasse in arger Bedrängniss. Der Darmstädter Maschinenmeister Brandt, dem die scenische Einrichtung des Bayreuther Bühnenhauses übertragen war, weigerte sich, dieselbe ohne vorherige Baarzahlung vorzunehmen. Der König liess an das Unternehmen die geforderten 240,000 Mark auszahlen. Die Festspiele ergaben leider nicht den erhofften Ueberschuss, von welchem man die Schuld zurückzahlen wollte, und so ist mithin noch heutigen Tages der Patronatsverein an den Nachlass des Königs rechtlich diese Summe schuldig. Aber auch hier sprechen wohl gegen die Inanspruchnahme dieser Schuld sehr gewichtige moralische Bedenken. Wie wir schon oben erwähnt, hatte Wagner in ergebener Dankbarkeit für die Bühne, welche ihm, dem lange Unterdrückten, ihre Pforten weit geöffnet hatte, beinahe anderthalb Decennien auf jede Tantieme verzichtet. Berechnet man nun die grossen Einnahmen, welche gerade die Münchener Bühne mit den Wagner'schen Werken gewonnen, überschlägt man, welche Summen das Theater hätte dem Meister zahlen müssen, so dürfte sich wohl auch diese Schuld von 240,000 Mark auf ein Minimum reduziren. Ja, eine genaue Statistik dürfte vielleicht ein geradezu erstaunliches Resultat aufweisen. (Den Tannhäuser und Lohengrin hatte Wagner übrigens s. Z., als er in grosser Noth lebte und noch keine Tantiemen existirten, um die Bagatelle von ca. 500 Gulden an die Münchener Hofbühne verkauft.) Als Kapellmeister des Königs bezog Wagner ein Jahresgehalt von 13,000 Mark, und als nach seinem Tode naturgemäss dieses Gehalt wegfallen musste, dekretirte der König, dass von nun an die gesetzmässigen 10 Prozent Tantieme aus der Münchener Aufführung an die Wagner'schen Erben zu zahlen seien.*) — Im Nachlasse des Königs befinden sich drei ausserordentlich werthvolle Manuskripte, welche er theils von Wagner geschenkt erhielt, theils antiquarisch an sich brachte: es sind dies die eigenhändigen Partituren zu der Oper „Die Feen" (Text nach Gozzi's: „Die Frau als Schlange"), welche Wagner 1833 bei seinem Bruder Albert in Würzburg schrieb; ferner „Das Liebesverbot" (nach Shakespeare:

*) Die Familie Wagner zahlt die Hälfte der, nach dem Tode des Königs auf 8 Prozent herabgesetzten, Tantiemen zurück und ist dadurch zur heutigen Stunde der grössere Theil sämmtlicher Vorschüsse des Königs gedeckt. Keiner dieser Vorschüsse bezog sich indess auf Parsifal, für welchen der König keinerlei Spende gewährte.

Digitized by Google

„Mass für Mass"), die 1836 in Magdeburg zur Aufführung kam, und endlich die Partitur zum „Fliegenden Holländer", welche am 13. September 1841 zu Meudon bei Paris vollendet wurde, und deren Titelblatt von Wagners eigener Hand geschrieben, die Worte zeigt: „In Nacht und Elend. Per aspera ad astra. Gott gäbe es. R. W." Wie nun verlautet, soll es in der Absicht der Münchener Theaterleitung liegen, vielleicht die Oper „Die Feen" zur Aufführung zu bringen. Allerdings existirt ein Vertrag zwischen Wagner und der dortigen Intendanz, in welchem der Erstere in die Aufführung seiner sämmtlichen Werke an der Münchener Bühne willigt.*) Ob Wagner dabei auch an seine Jugendopern dachte, ob die Verwaltung bei Abschluss dieses Contractes diese Werke auch in Berücksichtigung zog, muss stark bezweifelt werden. Es ist im Interesse der Sache zu wünschen, dass die zwischen München und Bayreuth schwebenden Differenzen bald und befriedigend gelöst werden. Man wird an dem Willen des Königs, welcher der Wagner'schen Kunst innig ergeben war, hoffentlich nicht rütteln, man wird dem Vermächtniss des grossen Todten, welcher, gleich seinem königlichen Schirmherrn, den „Parsifal" für alle Zeiten nur in Bayreuth aufgeführt haben wollte, die schuldige Achtung und Pietät hoffentlich ebensowenig versagen."

Inzwischen haben die Zeitungen die Münchener Nachricht verbreitet: es bestehe aber doch ein späterer Vertrag, der nach dem Tode des Königs durch den Minister von Müller mit Bayreuth abgeschlossen worden sei, wonach gegen Gewährung von Ratenabzahlungen des königlichen Vorschusses dem Münchener Hoftheater das Recht zugestanden wäre, „Parsifal" im Jahre 1911, zwei Jahre vor Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist, aufführen zu dürfen. — Dies ist wiederum unrichtig. Nach dem Tode des Königs mussten die geschäftlichen Verhältnisse zwischen Bayreuth und München mit dem Kuratorium des Vermögens des Königs Otto (nicht mit dem Minister) natürlicherweise völlig geregelt und festgestellt werden. Zu diesem Zwecke fand eine Auseinandersetzung statt, wobei aber kein neuer „Vertrag" abgeschlossen worden ist. Nur um jede etwa noch mögliche Erhebung eines weiteren Anspruchs auf „Parsifal" endgiltig zu verhüten, verstand man sich in Bayreuth dazu, auf den Wunsch einzugehen: falls jemals die Wagnerischen Erben selber den „Parsifal" freigäben, sollte München das Vorrecht geniessen, ihn zwei Jahre früher als andere Bühnen zu erhalten. Mit dem Ablauf der Schutzfrist hat dies gar nichts zu thun; dass aber eine Freigabe von Seiten Bayreuth's ganz ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst.

---

*) Demnach hat die Familie Wagner kein Recht, die Aufführung der Feen und des Liebesverbotes weder zu gewähren noch zu verhindern und konnte sie nicht als Ersatz für die Aufführung des Parsifal darbieten.

Digitized by Google

Neuere Schriften über Musik.

I.

Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Heinrich Rietsch, Universitäts-Professor in Prag.

Leipzig, Breitkopf & Härtel. (Sammlung musik-wissenschaftlicher Arbeiten von deutschen Hochschulen, Band III.)

Keine Zeit hat so wie die unsrige den Sammeleifer herausgekehrt, und keine war so unfähig, das Werthvolle herauszufinden und planmässig aufzubauen. Sehe sich einer die Sammelwerke an, die z. B. auf musikalischem Gebiete emporgeschossen sind! Da sprosst das Unkraut so üppig mit dem Weizen, dass dieser kaum mehr fortkommt. Solch eine Sammlung wird angelegt, indem man jeden Autor das zu belobigen bittet, was er mit gutem oder schlechtem Gewissen anpreisen kann; von einem leitenden Ueberblick, von einem Feldherrnplan keine Spur. Das Publikum kauft nacheinander die Bände der Sammlung, wie es im Abonnement das Bunteste über sich ergehen lässt. Das Misstrauen gegen die Sammelwerke, die an der Wende des Jahrhunderts besonders üppig gedeihen, gebietet uns, wenn wir auf innere Ehre etwas halten, verschärfte Prüfung des marktschreierisch Angebotenen.

Mit wahrer Befriedigung entdeckt der ernste Musikfreund ausnahmsweise eine vortreffliche Schrift über Die Tonkunst in der 2. Häfte des 19. Jahrhunderts. Der Titel ist vielversprechend; und Professor Rietsch, der voriges Jahr von Wien nach Prag berufen wurde, führt glänzend durch, was er sich zur Aufgabe gestellt: die grundlegenden Werke der modernen Musik einer technischen Analyse zu unterziehen. Des feuilletonistischen Zeitungsgeschwätzes müde, sucht ja der tiefer Veranlagte eine musikalische Kritik, die nicht blos das allgemeine Feuer, oder gar den Rauch und Qualm von einerlei Begeisterung vorführe, sondern die auch den verschiedenen Brennstoffen gleichsam Farbe und Form der heiligen Flamme entnehme. Denn Lob bedarf ebenso der Begründung wie Tadel, und vielleicht ist es schwerer, vor produktiven oder reproduzierenden Leistungen die Gewichte des Ruhmes als die der Vergessenheit nachzuzählen. Jedenfalls ist der Wunsch dringend, die musikalischen Meisterwerke in die einfachsten Elemente zu zerlegen, um daraus ihr unterschiedliches Wesen zu verstehen. Rietsch vereinigt die Eigenschaften, die zu solcher Untersuchung gehören, in bewunderungswürdiger Weise in sich: praktische Kenntniss aller formellen Bestandtheile der neuen Musik, und methodische, wissenschaftliche Darlegung. Sollte letztere manchem Leser etwas trocken erscheinen — mir ist diese Art von Klarheit, Nüchternheit, Sachlichkeit ein wohlthuendes Bad gewesen nach all der Schwüle des geistreichelnden Referentenstils. Die kräftige Kost, die Rietsch darbietet, kann natürlich nur von einem Leser vertragen werden, dem Melodie, Harmonik, Rhythmik u. s. w. keine nebelhaften Phrasen mehr sind. Sobald er, vielleicht nach Auffrischung elementarer Studien, Rietschs Gedankengang aufmerksam folgt, wird er durch psychologische Ausblicke von überraschender Feinheit belohnt. Der Verfasser weiss, vielleicht aus eigener schöpferischer Erfahrung, den verborgenen Funken hervorzulocken, der zwischen Idee und Form im Augenblick

Digitized by Google

der Konzeption eines Kunstwerkes überspringt. Man liest von akkordfremden Tönen, leiterfremden Akkordtönen, von chromatisch geführten Nebenstimmen, von Synkopen, Proportionen und deren Verbindung, von Figuration, Schlussbildung, Singmusik mit freier Deklamation und vielen anderen Materien mit solchem Behagen und geistigem Gewinn, dass man am Schluss für all diese trockenen Dinge wie für neue Erkenntnisse schwärmt. Zur Anschaulichkeit trägt eine reiche und zweckmässige Auswahl von (126) Notenbeispielen, besonders aus Liszt und Wagner, bei; gelegentliche Zitate aus Haydn, Schumann, Bizet und Anderen zeugen von der Beherrschung des Stoffs. Zwei der bedeutendsten Charkterköpfe, Wolf und Bruckner, finden bei Rietsch liebevolles Verständniss. Einige Mittheilungen aus dem Scherzo der 9. Sinfonie Bruckners, der einzigen, die noch nicht veröffentlicht ist (das Fehlen des Finales ist keine Entschuldigung für die Verleger!) verpflichten gewiss den Verehrer Bruckners zur Dankbarkeit.

Die zeitliche Begrenzung, die sich Rietsch gesteckt hat, indem er 1850 als den Grenzpunkt zwischen alter und bewusst durchgeführter neuer Kunst annimmt, scheint in Hinsicht auf den Zweck des Buches, wie auf die historischen Thatsachen, gerechtfertigt. Freilich wird der Leser sofort Lust verspüren, das allmähliche Bewusstwerden der neuen musikalischen Technik im Lauf der ersten Jahrhunderthälfte ebenfalls so genau zu verfolgen, wie ihn der Verfasser die reife Frucht dieser Entwicklung kennen gelehrt hat. Vielleicht entschliesst sich Rietsch dazu, Beethoven und namentlich Berlioz, dann auch Schubert, Chopin, Schumann und die andern in die historische Entwicklung einzureihen und dem wissenden Verständnisse entgegen zu führen. Mag man sich zur Musik des 19. Jahrhunderts, deren elliptische Brennpunkte Beethoven und Wagner sind, freundlich oder feindlich stellen: man muss davon unterrichtet sein, durch welche Mittel jene Meister ihre Wirkungen erzielten; die blosse Kenntniss und die Verständigung über diese Mittel ist geeignet, die strittigen Punkte aufzuklären, vielleicht gar den endgiltigen Frieden anzubahnen. Wichtige Probleme, wie das der Programmmusik, können nur auf Grund eines umfassenden Anschauungsmaterials richtig formulirt und gelöst werden; zum Schluss sei erwähnt, dass gerade auch über Programmmusik in Rietschs Buche mit ausserordentlicher Schärfe und Besonnenheit geredet wird.

II.

Geschichte der Musik seit Beethoven (1800 — 1900)

von **Hugo Riemann**, Dr. phil. et mus., Universitäts-Professor in Leipzig.

Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart, 1901. IV u. 800 Seiten. Gross 8°. Broschirt 8.20, gebunden 10 ℳ

Wenn man irgend ein Handbuch der politischen Geschichte ergreift und über die letzten Jahrzehnte unterrichtet sein will, stösst einen meist die Entdeckung ab, dass der Verfasser nicht genügende geistige Reife besitzt, um sich an Herausarbeitung eines Urtheils über die Gegenwart zu betheiligen. Immerhin ist es erträglich, den Historiker auf falscher Fährte zu wissen; was er Positives darbietet, genügt. In der Geschichte einer Wissenschaft oder Kunst ist es weit empfindlicher, die Theilnahme an Errungenschaften oder Empfindungen der jüngsten Ver-

Digitized by Google

gangenheit zu vermissen. Vielleicht lässt eine klassische Geschichte der Musik gerade darum auf sich warten, weil es wenige, vielleicht keinen gibt, der methodische Untersuchung, klare Darlegung auf dem Fundament einer feurigen und universalen Künstlerseele aufbauen könnte. Wie viele Stunden des Genusses, des Vergleichens, Erwägens gehören dazu, um Einen gesunden Gedanken über die Meisterwerke zu produzieren! Ohne die Schwierigkeit, der lebendigen Aufführung recht oft und jedesmal in richtiger Stimmung anzuwohnen, welche Phantasie ist nöthig, um entfernte Eindrücke mit einander in Beziehungen zu setzen, die der kritischen Nachprüfung Stand halten! Bewunderungswürdig, wer den Muth dazu besitzt; wenig imponirend, wer eine Musikgeschichte schreibt, die das verworrene Gestrüpp der augenblicklich hochgeschossenen Meinungen auf Eine Stelle pflanzt.

Riemann hat eine zu ausgeprägte Eigenart, um auf selbständiges Urtheil zu verzichten. Nur entbehrt diese Eigenart leider jener Vertiefung, die von einem so reichen und scharfsinnigen Geiste zu erwarten wäre. Auf den Gebieten der Akustik, der musikalischen Theorie und Exegese ist Riemann, wenn auch keine unbestrittene Autorität, so doch ein Arbeiter ersten Ranges. Die bei Max Hesse in Leipzig erscheinenden illustrirten Musik-Katechismen, von denen die Harmonie- und Modulationslehre und die Phrasirung besonders hervorgehoben sein mögen, erfüllen ihre pädagogischen Zwecke trotz ästhetischer Missgriffe aufs Gründlichste. Die Geschichte der musikalischen Theorie, so einseitig sie auf den harmonischen Dualismus und andere Liebhabereien Riemanns zugespitzt ist, legt von Denkkraft, Fleiss und Wissenschaftlichkeit des Verfassers ein glänzendes Zeugniss ab. Zu allem hin hat Riemann durch sein Musiklexikon grosse Popularität erreicht.

Doch sie sind eine eigene Zunft, diese Lexikografen. Man braucht nicht Fétis zu zitiren, der mit dem glühenden Drang nach Fortschritt die Vorkämpfer selbst niederbrennen wollte, man denke an die Urtheile des guten, soliden Gerber über Bach und Mozart — entsetzlich, räthselhaft! Ueber manches Urtheil Riemanns werden später wohl ähnliche Ausrufungen laut werden. Man höre z. B. in der Musikgeschichte das Facit über Berlioz (S. 369): „Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass die einseitige Hinwendung Berlioz' auf die elementaren Faktoren, sein Suchen nach neuen Wirkungen . . . sein Streben, die Räthsel der Instrumentirungskunst und der Charakteristik durch die Klangfarben zu lösen, sein Interesse derartig gefangen nahmen, dass sein Urtheil über den ästhetischen Werth der thematischen Bildungen getrübt wurde und ihm der Sinn für eine kräftige Zeichnung und strenge Logik des Aufbaues abhanden kam. Jedenfalls ist aber die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, dass Berlioz als Komponist eine einwandfreie Erscheinung nicht ist."

Eine Frage: War Beethovens Erscheinung 32 Jahre nach seinem Hinscheiden einwandfrei, als der Kölner Bischoff das traurige Machwerk Ulibischeffs dienstfertig ins Deutsche übersetzte? Gewundert hat mich, dass Riemann Liszt so gnädig, so schonend behandelt, dass er für Wagner einige Worte der Anerkennung übrig hat. Das Misstrauen war gerechtfertigt; von Liszt heist es am Schluss der Würdigung (S. 418): er stehe „. . . sichtlich im Banne von ästhetischen Theorien und ist daher in seinem künstlerischen Schaffen nicht genügend spontan, um mit den älteren Meistern, welche rein subjektiv den reichen Inhalt ihres Innenlebens aussprechen, in eine Linie gestellt zu werden." Wer die geheimnissvolle Andeutung verstehen will, muss noch S. 491 über Wagner lesen: „Seine Musik ist und bleibt Gemälde, Schaustellung, und immer haftet ihr etwas von dem aufdringlichen Wesen der Pose an. Nicht der Künstler selbst spricht den Inhalt seines übervollen Herzens aus, nicht das unweigerliche Bedürfniss der Mittheilung des eigenen Empfindens gebiert seine Weisen, vielmehr lebt und schafft seine

Digitized by Google

Phantasie aus vorgestellten andern Individualitäten heraus. Das scheidet Wagner von Beethoven und Bach weit ab."

Soweit das Zitat, um dem Leser unnöthige Aufwallung zu ersparen. „Pustkuchen contra Goethe," möchte man ausrufen, wäre nicht Pustkuchen ein besserer Aesthetiker gewesen als Riemann. Die Grundanschauung, die fast auf jede Seite des Buchs einen hässlichen Schatten wirft, ist natürlich völlig haltlos. Seit wann sind denn Aeschylos, oder Sophokles, oder Schiller, oder Shakespeare unterhalb der Lyriker zu werthen, weil ihre Phantasie aus vorgestellten anderen Individualitäten heraus schafft? Wenn Riemann nur Kirchen-, Kammer- und Konzertmusik gelten lassen will, so muss er die Geschichte bis 1600, aber nicht die des 19. Jahrhunderts schreiben. Weiss er übrigens nicht, dass schon jede ernsthafte Vokalmusik durch die Beziehung auf den Text etwas vom Programm bekommt? Von der Annäherung der Dichtkunst und Tonkunst würde Riemann nicht so verächtlich reden, wenn er Lessings Laokoon und Herders musik-ästhetische Schriften kennte; im Laokoon redet Lessing begeistert von der Vereinigung beider Künste.

Doch über solche Grundfragen ist eine Verständigung unmöglich, so lange das innere Widerstreben auf einer Seite so grell hervortritt wie bei Riemann. Durch den Versuch, die Armuth innerer Erlebnisse dialektisch zu verdecken, thut er nur weher. Ich konnte einen seelischen Schmerz nicht unterdrücken, als mir klar wurde, wie raffinirt Riemann das zu erweisen trachtet, was ihm seine Partei vorschreibt. Gegen alle Meister der dramatischen oder programmatischen Musik bis herab auf R. Strauss ist mit leidiger Geschicklichkeit der Satz verfochten, dass die Musik unecht werde, sobald sie an Objektives rühre; wenn gegenüber R. Strauss die Verblendung so weit geht, dem Manne offen die Künstlerehre abzuschneiden, so berührt dies eigentlich erfrischend. Die kräftigen Aeusserungen des Hasses haben mehr Reiz als der Mummenschanz des unbefangenen Argumentirens. Reine Spiegelfechterei ist wiederum, was Riemann gegen Bruckner vorbringt. Da dieser mit der Oper und dem Programm nichts zu schaffen hat, so muss er wenigstens büssen, dass er Wagners musikalische Ausdrucksweise auf das Gebiet der absoluten Musik übertrug, und aus dem Sinfonie-Orchester ein Opern-Orchester machte; so wurde Bruckner ins Aeusserliche, Posierende, Unwahre herabgezogen; keine Innerlichkeit. Was soll dieser Zaun zwischen Opern- und Sinfonie-Orchester? Die Absicht, auch Bruckner dem Leser zu verleiden, tritt klar hervor. Da ist aber eine Kundgebung des Widerstandes, wie die Notiz im Musik-Lexikon von 1894, welche von der Reklame (!) für Bruckner handelt, menschlich sympathischer, als die Einwickelung der Giftblase in gelehrte Argumente.

Woher weiss Riemann, dass Beethoven ein grosser Meister ist? Empfunden hat er's doch nie. Denn der Ton, in welchem er von anerkannten Grössen spricht, sei es Beethoven oder Schubert, oder ein anderer, ist lieblos, trocken, abgestämpelt nur mit dem Oel der Studirstube. Geradezu komisch wirken die Kapitel „Der letzte Beethoven" und „Beethovens Erbe." Hier läuft alles auf die Empfehlung „phrasirter Ausgaben" hinaus; sie sind pädagogisch heilsam, gewiss — aber Beethoven darum lieben, weil er famosen Stoff für die Riemann'sche Phrasirungslehre liefert, heisst doch: seine eigene Gescheitheit mehr lieben, als den „letzten Beethoven." Die Erwähnung der 9. Sinfonie dient den Herren Gelehrten zur Zeit nicht zu Ausbrüchen der Begeisterung, sondern der Laie erfährt nur, „dass Wagner nicht Beethoven fortgesetzt, oder gar überboten hat, dass daher das Märchen von der nach Vereinigung mit dem Worte verlangenden absoluten Musik eine tendenziöse Entstellung, eine gröbliche Missleitung der Kunstanschauungen ist."

Digitized by Google

Bei der Simplizität einer Neunten versagt Riemanns phrasirter Enthusiasmus. Ihm ist konsequenter Weise ein Tondichter um so werthvoller und willkommener, je dunkler die musikalische Faktur ist. Dass Brahms in diesem Buche geradezu als Messias gepriesen wird, auf den alles gewartet hat, erräth man leicht. Aber man vermisst den ehrlichen Nachhall einer empfundenen Begeisterung; Brahms selbst hätte sich am „Ausweis der Statistik“ als Künstler wenig gefreut! Wenn Riemann vorne im Kapitel über Brahms harmlose Parallelen mit dem Heraufkommen neuer Kunstgattungen zieht (1600, Oper gegen Polyphonie, 1750 Instrumentalmusik), um Brahms' vornehme Abneigung gegen Oper und Programm als Beginn einer neuen Aera erscheinen zu lassen, so könnte diese schielende Auffassung als Irrthum des einseitig Ergriffenen gelten; aber am Schluss des Kapitels erscheint die Sache weniger harmlos: plötzlich wird aus den relativ berechtigten Strömungen, die zum Drama, zur Programmmusik führten, ein Schlammfluss, und Brahms fungirt „als getreuer Eckart, der von den verlockenden Irrwegen einer ihre höchsten Ziele aus dem Auge verlierenden Kunst den Weg zurückweist auf die zwar steilen und dornigen, aber auf lichte Höhen führenden Pfade der unsterblichen Meister.“ So gedruckt im Jahre 1901. Und welch' unedle Beschuldigung, dass Brahmsens h o c h ideale Auffassung vom Wesen der Kunst verkenne, wer bei ihm die Beherrschung der Instrumentirungskunst vermisse!

Was die Phrasirungslehre betrifft, so möge sich Riemann auch einmal die Einwände Nietzsche's überlegen. Dieser ist unter allen Umständen Psychologe geblieben, er beklagt, dass er unter Deutschen hierin so wenige Kollegen habe. Und in der That, darin gebe man ihm Recht. Wer ein Buch wie das Riemannsche zur Kenntniss nimmt, erschrickt über das völlige Unvermögen, irgend einem Meister psychologisch zu folgen, sei es der mindest bedeutende, oder der Entwicklung einer Kunst die psychologischen Beweggründe abzufragen, oder eine musikalische Form von innen heraus zu verstehen. Was z. B. über die Erweiterung der musikalischen Mittel philosophirt wird, erinnert an die seichte Zeitungsästhetik, die über Beethoven ergossen wurde. Besässe Riemann ein gutes ästhetisches Urtheil, so wären auch die schwankenden Aussagen über andere als urlängst erkannte Meister nicht passirt. Hier wieder eine, die bald zu korrigiren sein wird: Hugo Wolf — Mangel innerer Nothwendigkeit und logischer Konsequenz.

Es bleibt noch die Frage, ob Riemanns Buch, das ungeheuer viel Detail enthält, als Ergänzung seines Lexikons brauchbar sei Leider, nein. Denn durchgehends finden sich neben den unvermeidlichen Verstössen, die übrigens meist verrathen, wo der Verfasser wenig geliebt hat, so viele Entstellungen, Verdrehungen, Verschweigungen, als es die Tendenz nur irgend verlangen kann. Es ist belustigend, die feine Art zu beobachten, mit der Riemann seine Hiebe abstuft: Rechthaberei, stille Opposition gegen die grossen Meister des 19. Jahrhunderts, Furcht vor Blössen und ein gewisses Schamgefühl sind die Faktoren, aus deren komischem Widerstreit die Manipulationen des Kampfes hervorgehen. Gegen Marx, R. Pohl, Langhans u. s. w. sind die Püffe natürlich ganz offen; verbissener und verdeckter wird gegen Kretzschmar und Fleischer polemisirt, obwohl es mit diesen nur zufällige Differenzen gibt. Unbequeme Arbeiten auf ästhetischem oder akustischem Gebiet, wie Rietschs „Tonkunst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts“ oder Polaks „Zeiteinheit“ werden todtgeschwiegen. Das Urtheil über den alten Verdi (S. 347), sowie das über Humperdinck (S. 651) konnte nur ein trostloser Aerger über Wagners Einfluss eingeben. Vom dialektischen Standpunkt aus sind die herbeigezogenen Gründe genial erfunden; der Leser schlage noch S. 404, 761, 771 nach, oder vergl. auf S. 152, 159, 163 u. s. w., die Kunst, gegen Wagner voreinzunehmen. Für die komische Deplazirung

Digitized by Google

des Ausdrucks ist ein hübsches Beispiel eine gewisse „speziell die *Bayreuther Interessen* vertretende Musikzeitung.“ Dem Amte des Merkers sei hiemit genügt: die volle Tafel kann ich nicht herumzeigen wie Beckmesser.

Man wird gut thun, sich über Riemanns Musikgeschichte nicht aufzuregen. Die Oeffentlichkeit des Buchdrucks wird meist überschätzt. Das Schlechte ist von je vorhanden gewesen, auch als man nichts von Guttenberg wusste. Und schlechte Bücher werden von Einsichtigen gemieden, da es auch gute gibt. Eine Gefahr — nicht für Bayreuth und was mit ihm zusammenhängt, sondern für die Wissenschaft und Riemann selbst — sehe ich darin, dass der Verfasser lediglich als berühmter Name sich auf Gebiete drängen lässt, denen er von Natur fremd ist. Lobt man den Theoretiker auch als Geschichtschreiber (wie z. B. Goehler es im Kunstwart, neuerdings freilich mit Einschränkungen, thut), so wird der Gelobte selbst unwillkürlich die Anforderungen, die er bisher in seiner eigenen Wissenschaft stellte, zu deren Schaden mildern. Mit Benützung eines naiven Spruches von Mozart schätze ich die Wirkung des Buches so ein: „Den wenigen Gescheidten, die da sind, stehe ich gut dafür, dass es missfällt; den Dummen — da sehe ich kein grosses Unglück, wenn es ihnen gefällt!“

Dr. Karl Grunsky.

Gottsched-Schriften

von Eugen Reichel.

Ein Gottsched-Denkmal. Den Manen Gottscheds errichtet. Berlin, Gottsched-Verlag, 1900. — Gottsched der Deutsche. Dem deutschen Volke vor Augen geführt. Berlin, Gottsched-Verlag 1901. — Gottsched und das deutsche Musikdrama. Sonderabdruck aus der Beilage der Nordd. Allg. Zeitung vom 29. und 30. Juni 1901.

Gelegentlich der zweihundertsten Wiederkehr von Joh. Christ. Gottscheds Geburtstag im Februar des Jahres 1900 hat sein ostpreussischer Landsmann Eugen Reichel das gebildete Deutschland mit der Entdeckung überrascht, dass es in dem einstigen Leipziger Litteraturgewaltigen einen seiner grössten und erlauchtesten Geister zu begrüssen habe. Er ist seitdem in einer ganzen Reihe von Büchern und Broschüren, Vorträgen und Zeitungsaufsätzen mit einem wahren Feuereifer für seinen Helden eingetreten und scheint auch weiterhin von seinen Bemühungen nicht ablassen zu wollen. Die beiden umfänglichsten dieser Veröffentlichungen, das prachtvoll gedruckte „Gottsched-Denkmal“ und das fast noch üppiger ausgestattete Werk „Gottsched der Deutsche“, liegen uns hier zur Besprechung vor. Als bescheidenere dritte Nummer gesellt sich zu ihnen eine Abhandlung, die zwar an Umfang gering ist, ihrem Gegenstande nach aber dem Interesse der Leser dieser Blätter besonders nahe liegt.

Worauf Reichel hinauswill, das verräth er in den Einleitungen zu seinen beiden Hauptwerken und vor Allem in der biographischen Skizze, die dem „Gottsched-Denkmal“ voraufgeht, mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit: unsere Litteratur-Geschichtsschreibung, die sich seit mehr als 50 Jahren redlich bestrebt, den einst so bitter geschmähten Leipziger Geschmacksreiniger in seine verdienten Ehren wieder einzusetzen und seine vielseitigen Bemühungen um Bildung und Sprache, Poetik und Bühne in das Licht einer gerechten Beurtheilung zu rücken,

Digitized by Google

ist nach dem Urtheil des neuesten Gottsched-Apostels von der richtigen Würdigung des Mannes noch immer himmelweit entfernt. Erst Reichel hat kommen müssen, um zu erkennen, dass wir in Gottsched das Genie des 18. Jahrhunderts vor uns haben, einen Heros, der auf kulturellem Gebiete mindestens ebensoviel bedeutet wie Friedrich der Grosse auf politischem. Die Vielseitigkeit seiner Gaben und Leistungen ist staunenerregend. Als Dichter und Denker sowohl wie als Sprachforscher und Dramaturg ist er ein selbständiger Kopf von hervorragender Bedeutung, ja, selbst auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiete zeigen ihn seine Urtheile als einen ausserordentlich überlegenen und weitschauenden Geist. Er hat daher nicht nur seiner Zeit den Stämpel aufgedrückt, sondern auch den kommenden Geschlechtern bis herab auf unsere Klassiker nicht viel anders zu thun übrig gelassen, als die Gebiete, die er urbar gemacht, weiter anzubauen. An Einzelleistungen hat ihn dabei mancher übertroffen, an Universalität dagegen nicht einer erreicht.

Nun wird jeder, der sich eingehender mit Gottsched beschäftigt hat, gerne zugeben, dass trotz des vortrefflichen Buches über den Leipziger Magnificus, das uns 1897 der Wiener Gustav Waniek bescheert hat, manche Seite des geschäftigen Mannes dank der unläugbaren Vielseitigkeit seines Wesens und Strebens noch genauerer Beleuchtung bedarf und somit das letzte Wort über ihn noch nicht gesprochen ist. Aber Niemand, der sich auch nur flüchtig in Gottscheds Schriften umgethan hat, wird im Zweifel darüber sein können, dass Reichel seinen Helden ungeheuer überschätzt. Wie er dazu kommt, ist leicht einzusehen. Von den redlichen Bemühungen des 17. Jahrhunderts um eine deutsche Kultur hat er nur eine ziemlich unvollkommene Vorstellung; gegenüber dem, was Gottscheds Zeitgenossen Selbständiges und Bedeutendes geleistet, verschliesst er eigensinnig die Augen, mit dem gewaltigen Geistesleben Frankreichs unter Ludwig dem XIV. und XV. hat er erst recht keine engere Fühlung, und dass die Ueberwindung eben jener Aufklärungsbildung, in der Gottscheds ganzes Leben und Streben wurzelte, eine der wesentlichsten Vorbedingungen unserer klassischen Litteratur war, ahnt er nicht von ferne. So begreift es sich denn, dass er den betriebsamen Popularisator der Wolff'schen Philosophie für einen hervorragenden Denker und faustischen Geist, den rückständigen Schüler der französischen Poetik für den ersten und bis auf den heutigen Tag unübertroffenen systematischen Gesetzgeber der Dichtkunst, den Nachtreter der Alexandrinertragödie für einen zwar noch unvollkommenen, aber doch höchst schätzbaren und durchaus nicht ganz unselbständigen Dramatiker hält. Unbekümmert darum, dass schon zur Zeit von Gottscheds frühesten Anfängen der unglückliche Christian Günther als erster wahrhaft moderner Künstler an dem tiefen Konflikt zwischen Leben und Dichten zu Grunde ging und seine Lieder mit dem feurigen Blute seines Herzens tränkte, nennt Reichel Gottsched den zweifellos bedeutendsten, den ersten Lyriker seiner Zeit, und während sich die Mitlebenden bereits an Hallers tiefsinniger Poesie erquickten, soll Gottsched der Begründer der Reflexionsdichtung gewesen sein, die später Schiller mit so reichem Erfolg angebaut. Klopstock, dem es ewig unvergessen bleiben sollte, dass er das lange unterdrückte Gefühl kraftvoll emanzipirte, ist nach Reichel im Vergleich zu Gottsched eine Erscheinung von ganz vorübergehender Bedeutung; Lessing, der auf den Spuren Winckelmanns die Antike neu erschlossen, der Shakespeare die Bahn gebrochen, und ein deutsches Originaldrama erst geschaffen hat, gilt für einen Mann, der hinter dem Leipziger Universalgenie weit zurückstehen muss, ja selbst Goethe und Schiller, wie hervorragend ihre Leistungen auch sein mögen, wären nach Reichel nicht im Stande gewesen, wie Gottsched eine Litteratur aus eigener Kraft erst zu schaffen. Auch

Digitized by Google

im übrigen findet sich des Anfechtbaren genug: so ergibt sich bei einer Nachprüfung von Reichels Angaben, dass Gottsched schon als zweijähriges Kind den Nürnberger Christoph Fürer zur Uebersetzung von Corneilles „Cinna“ veranlasst haben muss, und um dem vortrefflichen Elias Schlegel das Verdienst zu rauben, in einer Gottsched'schen Zeitschrift schon in jungen Tagen verständnissvoll auf Shakespeare hingewiesen zu haben, werden die kühnsten Fechterstreiche angewandt. Höchst ergötzlich wirkt es wahrlich, wenn versichert wird, der Kurfürst von Sachsen habe sehr übel daran gethan, Gottsched nicht an die Spitze seines Staates zu stellen, oder wenn anderwärts der alte Fritz sich mit dem Leipziger Professor nicht nur über litterarische, sondern in viel höherem Maasse noch über einschneidende politische Fragen unterhalten haben soll. Es fehlt wirklich nur noch, dass Reichel behauptete, Friedrich habe von rechtswegen Gottsched zum Dank für seine nachdrückliche Forderung einer deutschen strategischen Litteratur an die Spitze seiner Grenadiere stellen müssen! Und gerade das Thema Friedrich der Grosse sollte doch für den Gottsched-Enthusiasten ein Kräutchen Rührmichnichtan sein; oder hat Reichel das Gedicht des Königs auf Gottsched vergessen, auf das der Gefeierte so stolz war und das hernach in des Königs Werken die Ueberschrift trug: „Au Sieur — Gellert“?

Indessen nehmen Reichels eigene Erörterungen nur einen verhältnissmässig kleinen Theil seiner Bücher ein: in der Hauptsache bemüht er sich vielmehr, seinen Helden dem Leser persönlich vorzuführen, indem er ihn in ausgiebigem Maasse zu Worte kommen lässt. Das eigentliche Gottsched-Denkmal besteht dementsprechend aus einer umfangreichen, nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Sammlung von grösseren und kleineren Zitaten aus Gottsched'schen Schriften und Dichtungen, die dazu dienen sollen, ihren Verfasser als Patrioten, Satiriker, Politiker, Aufklärer, Geschmacksreiniger, Bühnenreformator, Dichter, Redner, Aesthetiker u. s. w. ins rechte Licht zu stellen. Obwohl sich nun Reichel dabei bemüht, seinen Helden von der günstigsten Seite zu zeigen, kann ich seine Auslese doch nicht von dem Vorwurfe freisprechen, dass sie Gottsched viel unbedeutender erscheinen lässt, als er wirklich ist. Wüsste ich nicht anderswoher, mit welch zäher Energie und ehrlicher Ueberzeugung der verdiente Aufklärer und Gelehrte für die Bildung seines Volkes, für die Einheitlichkeit der Schriftsprache, die Reform der Schaubühne und die Gesetzgebung der Poesie gearbeitet und gestrebt hat, aus dieser Sammlung von Aussprüchen würde ich es gewiss nicht lernen. Sie gibt mir das Bild eines ganz tüchtigen, einsichtsvollen und besonnenen Mannes, der hin und wieder in etwas engherzigem Rationalismus befangen erscheint; von Gottscheds hervorragender geschichtlicher Bedeutung dagegen, von den leitenden Gedanken seiner Kunst- und Weltanschauung verschafft sie mir ebensowenig einen Begriff wie von seinem wirklichen Charakter. Eine wesentlich glücklichere Hand hat Reichel bei Zusammenstellung seines zweiten Werks gehabt: wie die maassvollere Einleitung sich wenigstens bemüht, auch den Vorgängern Gottscheds einigermaassen gerecht zu werden, so gibt auch die Sammlung von Zitaten von dem Patrioten Gottsched ein verhältnissmässig klareres und vollständigeres Bild. Der unermüdliche Warner seines in Ausländerei verfallenen Volkes, der Anhänger einer vaterländischen Politik, der Vorkämpfer des Deutschen in Kunst und Wissenschaft wird sich trotz seiner unausrottbaren Neigung, den Pedanten zu spielen und den Mund etwas voll zu nehmen, ebenso schnell die Theilnahme des Lesers erobern wie der liebevolle, wenn auch in den krausen Anschauungen seiner Zeit befangene Betrachter deutscher Vorzeit in Geschichte und Kultur. Nicht verschwiegen werden dürfte allerdings, wie rein äusserlich dabei vielfach Gottscheds Bestrebungen bleiben: der selbe Mann, der den Ge-

Digitized by Google

brauch der französischen Sprache in Deutschland mit so zäher Hartnäckigkeit bekämpft, schliesst sich als Gesetzgeber der Bühne und Dichtung den verhassten Franzosen mit ängstlicher Sorgfalt an. Nicht minder werden Gottscheds Verdienste um die deutsche Litteratur der Vergangenheit für den, der sie mit den entsprechenden Bestrebungen seines Todfeindes Bodmer vergleicht, bedenklich zusammenschrumpfen: dass die deutsche Dichtung im Mittelalter einen gewaltigen Höhepunkt erreicht habe, hat Gottsched als echter Sohn der Aufklärungszeit nie begriffen. Zu ungeheuerlicher Ueberschätzung seines Meisters lässt sich Reichel wiederum doch verleiten, wo er dem Politiker Gottsched das Wort ertheilt: dass ein Kind der preussischen Monarchie in den Tagen Friedrich Wilhelm des I. und Friedrichs des Grossen der zukünftigen Entwicklung seines vaterländischen Staates mit Vertrauen entgegensah, ist doch gerade kein Wunder und ihn auf Grund von ein paar gelegentlichen Aeusserungen zum bewussten und grossartigen Propheten des neuen deutschen Reichs und des Hohenzollern-Kaiserthums zu stämpeln geht doch kaum an. Von sehr geringer Bedeutung ist schliesslich das dem „Gottsched-Denkmal" angehängte Kapitel „Gottsched im Urtheil seiner Schüler und Verehrer", das eine Reihe von Meinungsäusserungen, vorwiegend aus Briefen von Geistern vierten bis fünften Ranges, aneinanderreiht. Obwohl dabei fast nur geschworene Gottschedianer zu Worte kommen, wird derjenige, der sich einigermaassen auf den komplimentenreichen Briefstil des 18. Jahrhunderts versteht und nicht wie Reichel jede Versicherung der Bewunderung und Verehrung wörtlich fasst, kaum das Gefühl unterdrücken können, dass auch hier Gottscheds Bedeutung für seine Zeit wesentlich geringer erscheint, als sie in der That war.

Nun aber endlich zu der dritten Arbeit: „Gottsched und das deutsche Musikdrama." Auch hier weiss Reichel mit einer neuen Entdeckung aufzuwarten: man hat bereits öfters auf Vorausverkündiger des Wagner'schen Dramas aufmerksam gemacht und erst neuerdings wieder in diesem Sinne auf Rousseau und Laharpe hingewiesen, aber so gut wie unbeachtet ist bisher die Thatsache geblieben, dass schon lange vor ihnen Gottsched die Grundlinien des „Kunstwerks der Zukunft" gezogen hat. In ihm haben wir den Schöpfer der Idee des musikalischen Dramas zu verehren.

Schon die vorsichtig ausgewählten Gottsched-Zitate, mit denen Reichel seine kühne Behauptung zu stützen sucht, werden bei dem besonnenen Leser allerlei Bedenken wachrufen, die sich noch beträchtlich vermehren, wenn man Gottscheds Verhältniss zur Oper und Opernreform an der Quelle studirt. Allerdings prangt in seiner Wochenschrift „Der Biedermann" (Band II) bereits 1729 der stolze und verheissungsvolle Satz, die Oper sei „ein Mischmasch von Poesie und Music, wo der Dichter und Componist einander Gewalt thun, und sich überaus viele Mühe geben, ein sehr elendes Werck zu Stande zu bringen." Leider rührt aber dieses Urtheil, was Reichel verschweigt, garnicht von Gottsched, sondern von dem Franzosen St. Evremont her, sodass die Originalität des Leipziger Professors von vornherein einigermaassen fragwürdig erscheint. Etwas selbständiger zeigt er sich freilich in der näheren Begründung dieser Ansicht von der Oper, aber nur um so klarer tritt es zu Tage, dass es in allererster Linie der pedantische Regelkrämer und platte Rationalist ist, der an der verpönten Kunstgattung Anstoss nimmt. Die Oper ist für ihn verwerflich, weil sie nach den Gesetzen der französischen Poetik weder unter den Begriff der Tragödie noch unter den der Komödie fällt: geht sie doch ebensowenig darauf aus, den Zuschauer durch Mitleid und Schrecken moralisch zu bessern als sie das lasterhafte Wesen des Bürgerstandes lächerlich macht. Sie verzichtet auch auf die schulmässige Einheit des Ortes und der Zeit, und deshalb kann nur derjenige an ihr Gefallen finden, der seinen

Digitized by Google

Verstand zu Hause lässt. Verständiger erscheint, wenigstens in Rücksicht auf die zeitgenössische Oper, die Klage, sie habe es nicht mit vernünftigen Charakteren, sondern mit verstiegenen Liebesgeschichten zu thun, ihre Sprache sei unleidlich gespreizt und das Dekorationswesen spiele eine übertriebene Rolle. Aber in welchen Abgrund von Plattheit lässt die schon im „Biedermann" ausgesprochene und im Jahr darauf in der „Critischen Dichtkunst" noch klarer formulirte Ansicht blicken, die Oper sei deshalb ein Widersinn, weil ihre Personen sich statt des gesprochenen des gesungenen Wortes bedienten. „Wo ist doch", ruft Gottsched, der geschworene Anhänger des halbwahren Evangeliums von der „Nachahmung der Natur", pathetisch aus, „das Urbild dieser Nachahmungen? Wo ist die Natur, mit der diese Fabeln eine Aehnlichkeit haben?" Mag immerhin Gottsched im „Biedermann" über unangebrachte Triller klagen, mag er es an der oben erwähnten Stelle der „Dichtkunst" tadeln, dass die Opernhelden nicht der Situation und Gemüthsbewegung entsprechend deklamirten — einen Vorgänger Wagners wird man in einem Opernfeinde d i e s e r Art doch wohl kaum erkennen können.

Auf dem Standpunkte, den schon der „Biedermann" einnimmt, hat Gottsched mehre Jahre hindurch unverrückt verharrt. Sein theoretisches Hauptwerk, die „Critische Dichtkunst" (1730), wiederholt die dort ausgesprochenen Ansichten, nur dass der Verfasser sich jetzt schon auf v i e r französische Vorgänger beruft, eine Zahl, die sich in den folgenden Auflagen noch beträchtlich vermehrt. Auch die gläubige Schülerschaft muss ihr Anathema über die verhasste Kunstgattung aussprechen: 1734 übersetzte Steinwehr im 2. Bande der „Schriften der deutschen Gesellschaft in Leipzig" St. Evremonts „Gedanken von der Oper" (die trotz manches Bedenklichen von denjenigen Gottscheds sehr vortheilhaft abstechen), im gleichen Jahre tritt Ludwig im 2. Bande von Gottscheds „Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache" etc. ganz im Sinne seines Meisters den Beweis an, „dass eine Oper nicht gut sein könne".*) Auch Gottscheds eigene Abhandlung „Von dem Bathos in den Opern" (Beigabe zu der Uebersetzung von Swifts „Anti-Longin" durch seinen Schüler Schwabe, 1734), die ich nur aus der Anzeige in den „Beyträgen" (Band VI) kenne, scheint der alten Auffassung treu zu bleiben.

Kurz darauf, Ende 1734 Anfang 1735, vollzieht sich dann aber eine bemerkenswerthe Verschiebung. Schon in einer Auseinandersetzung mit dem Hamburger Hudemann (Beiträge Band III) macht Gottsched gelegentlich Miene, zwischen den Mängeln, die der Oper grundsätzlich, und denen, die ihr zufällig anhaften, zu scheiden. Stärker tritt diese Neigung kurz darauf (ebenfalls Beiträge Band III) in einer Besprechung von Gedichten des Frankfurter Uffenbach hervor, und hier findet sich in der That eine sehr beachtenswerthe Stelle. Es heisst nämlich von dem Verhältniss zwischen Musik und Poesie in der Oper: „Nur das ist bei der Vereinigung dieser beyden Künste zu bedauern, dass die Schönheit der einen, nemlich der Poesie, durch das ausschweifende Wesen der andern gemeiniglich so verstümmelt, ja ganz zu Grunde gerichtet wird: Da doch vielmehr eine der andern behülflich, und ihre Schönheiten zu erheben beflissen seyn sollte. Dieses ist mein Grundsatz, daran ich alle meine Urtheile von der Composition poetischer Texte gründe — —. Nur diejenigen können mir hier zuwider seyn, die sich ein solch Verhältniss von Poesie und Musik einbilden, als die alten Schullehrer zwischen der Philosophie und Theologie ausgedacht hatten. Da hiess es *Philosophia est ancilla Theologiae;* und so möchten auch einige Musicanten gern die

*) Wie aufmerksam Reichel seinen „oberflächlichen" Vorgänger Waniek studirt hat, geht daraus hervor, dass er den Aufsatz Ludwigs für eine Arbeit Gottscheds hält, obwohl Waniek auf Grund von Gottscheds eigenem Zeugniss den wahren Verfasser festgestellt hat.

Digitized by Google

Poesie zur Magd ihrer Tonkunst machen." Das klänge nun freilich Bayreuthisch genug — wenn nur nicht Gottsched sogleich den Spiess umkehrte und seinerseits die Musik zur Magd der Poesie machen wollte. Er meint, wer die Musik als ein blosses Sinnenwerk verachte, die Poesie dagegen als eine Belustigung des Verstandes erhebe, urtheile so ungerecht eben nicht: „Man muss ja dasjenige weit höher schätzen, was einen Menschen, als einen Menschen, das ist in so weit er Vernunft hat, zu ergetzen fähig ist; als das, was nur die Ohren zu kützeln vermögend ist, die ein Mensch mit den meisten Thieren gemein hat." Das ist Gottscheds Ansicht von der Würde und Ausdrucksfähigkeit der Musik; wie er sich ihre Vereinigung mit der Dichtung gedacht hat und wie nahe er Wagner kommt, mag sich darnach jeder selbst sagen!

Den Unterschied zwischen der Oper, wie sie ist und sein sollte, hält Gottsched nun auch weiterhin fest: so 1740 in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von St. Evremonts satirischem Lustspiel „Die Opern" (Deutsche Schaubühne Band II) und 1746 in seinem „Neuen Büchersaal" (Band II) gelegentlich der Anzeige des „Critischen Musicus" von seinem verdienstvollen Schüler Scheibe; ja er stösst sogar (ebenfalls Neuer Büchersaal Band V) auf eine Operndichtung „Il Sogno di Scipione" (Berlin 1746), die er wohlwollend „einen rechten Phönix unter den Singspielen", nennt. Bedeutungsvoller scheinen die einschlägigen Partieen in den Anmerkungen zu Gottscheds 1754 erschienenem „Auszug aus Batteux schönen Künsten" zu sein, für die ich freilich augenblicklich auf Reichels Zitate angewiesen bin. Die wichtigste der von ihm beigebrachten Stellen lautet: „Wenn es einmal gewiss ist, dass man [in der Oper] ohne Absichten weder Musik noch Tänze setzen soll — —, so muss auch alles, was man dazu braucht, als ein Mittel dienen, dieselbe Absicht zu befördern. Ein blindes Gerathewohl muss keine einzige Note oder keinen Schritt hervorbringen." Wenigstens hinsichtlich dieses letzten Satzes — der Sinn des voraufgehenden wird ausserhalb des Zusammenhangs nicht recht klar — wird man anerkennen müssen, dass sich hier Gottscheds rationalistisches Ideal wieder mit dem künstlerischen Wagners berührt, aber wiederum auch begegnet unmittelbar daneben der gleiche fundamentale Unterschied, den wir schon gelegentlich der Auseinandersetzung mit Uffenbach feststellen konnten; es heisst hier geradezu: „Eine Musik ohne Text und Tanz ist ein todtes Ding", „Die Musik ist unbeseelt und unverständlich, wenn sie sich nicht an Worte hält", ja sogar: „Es ist gewiss, dass die Musik nur zur Unterstützung der Poesie erfunden worden und ihr also als eine Aufwärterin zur Seite gehen müsse." Für Wagnerisch kann solche Aussprüche doch nur derjenige erklären, dem die Gedankenwelt des „Kunstwerks der Zukunft", geschweige denn die der Jubiläumsschrift „Beethoven", vollkommen fremd ist. Um aber Reichels Kompetenz, in solchen Fragen mitzureden, noch klarer zu beleuchten, möchte ich doch auch nicht verschweigen, dass er Gottscheds Ausspruch: „Die Tonkünstler sollten nicht nur dem Brausen der See, dem Sausen des Windes, dem Geläute der Glocken, dem Gesange der Vögel nachahmen, sondern auch menschliche Gedanken (!) und Leidenschaften ausdrücken" als einen Hinweis auf die moderne Programm-Musik betrachtet. Die „Faustsymphonie" oder „Tod und Verklärung" eine „Nachahmung der Natur"!

Auf den im Voraufgehenden dargelegten eigenthümlichen Wandel von Gottscheds Stellung zur Oper hat schon Waniek knapp aber treffend hingewiesen und ihn feinsinnig aus dem Einfluss von Gottscheds künstlerischer und besonders musikalischer veranlagten Gattin zu erklären gesucht. Einen wichtigen Punkt hat aber auch er ausser Acht gelassen: in eben der Zeit, zu welcher Gottsched in seiner kritischen Praxis sich zu einer milderen Beurtheilung der Oper versteht,

Digitized by Google

verharrt seine Dichtkunst durch alle ihre vielfach veränderten Auflagen hindurch zäh auf den alten Bedenken des „Biedermanns." Nur ein bemerkenswerther neuer Passus findet sich — ich weiss nicht, ob schon in der zweiten Auflage (1737), jedenfalls aber in der dritten (1742) und der vierten (1751): „Die Musik an sich selbst ist zwar eine edle Gabe des Himmels: ich gebe es auch zu, dass die Componisten viel Kunst in ihren Opern anzubringen pflegen; wiewohl sie auch oft übel angebracht wird. Aber was die Poeten daran thun, und überhaupt die ganze Verbindung so verschiedener Sachen taugt gar nichts." Mag immer dieser Satz in seiner ersten Hälfte ein Zugeständniss sein, das Ganze und insonderheit der Schluss zeigt zur Evidenz, dass Gottsched die Vorschläge, die er anderwärts zur Verbesserung der Oper machte, nur wie eine Medizin betrachtete, mit deren Hilfe der Arzt einen unheilbar Kranken in einen halbwegs menschenwürdigen Zustand zu setzen sucht.

Nach alledem wird man Reichel gern zugeben können, dass Gottscheds Forderungen für eine Neugestaltung der Oper sich hin und wieder mit denjenigen Wagners berühren: so dort, wo er die Alleinherrschaft der Musik bekämpft, wo er eine sinn- und zweckgemässe Verwendung der Ausdrucksmittel oder — was noch hinzugefügt sei — eine richtige musikalische Deklamation und deutliche Aussprache fordert. Aber andererseits versagt Gottsched gerade an den wichtigsten Punkten: die Verbindung von Wort und Ton im Drama ist und bleibt ihm ein Widersinn, der nur dann einigermaassen erträglich scheint, wenn die Musik zur Sklavin der Poesie herabgedrückt wird; für die „tieferen Gefühlselemente, welche gerade die Bindeglieder zwischen Poesie und Musik bilden", geht ihm, wie schon Waniek sehr richtig hervorgehoben hat, jedes Verständniss ab, die ganze Frage wird, wie alles bei dem Wolffianer Gottsched, stäts und ausschliesslich unter rein verstandesmässigen Gesichtspunkten betrachtet. Wagners Aussprüche „Das Organ des Herzens ist der Ton" und „Im Drama sollen wir Wissende werden durch das Gefühl" stehen zu Gottscheds Anschauungen in dem schreiendsten Widerspruch, der sich nur irgend denken lässt. Ebensowenig ist es dem Verfasser der „Critischen Dichtkunst" jemals aufgegangen, dass das gesungene Drama als eine selbständige Kunstgattung seine eigenen Gesetze haben könne. Was es demnach mit Reichels Ausspruch auf sich hat, Wagner sei über die von Gottsched festgelegten Grundsätze kaum hinausgekommen, wird jeder leicht einsehen.

Sich über Reichels hitzigen Kampf für Gottsched aufzuregen, hat, wie mir scheinen will, Niemand besondere Veranlassung, so lebhaft auch ein Theil unserer Tagespresse mit ihm in ein Horn stossen und so vornehme und bedeutende Namen auch die Subskriptionsliste des Buches „Gottsched der Deutsche" aufweisen mag. Mit leichter Verschiebung eines Lessing'schen Wortes kann man von ihm sagen: was er Richtiges bringt, ist nicht neu, und was er Neues bringt, nicht richtig. Zur Umprägung litterarhistorischer Werthe gehört eine ganz andere Kraft und eine viel tiefere Einsicht, als sie dem Propheten Gottsched zu eigen sind. Mag er daher noch zehn oder zwanzig Jahre sein Evangelium weiter predigen — die Geschichte wird dadurch nicht auf den Kopf gestellt werden. Schade ist es nur um so viel verschwendeten Idealismus.

Rudolf Schlösser.

Digitized by Google

Deutsche Geschichte.

Erster Ergänzungsband: Zur jüngsten, deutschen Vergangenheit.

Von Karl Lamprecht.

(Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtung — Weltanschauung.)

Berlin 1902. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Leipzig, hat durch die eigenartige geschichtswissenschaftliche Methode, wonach seine historische Forschung sich zu einer Darstellung des nationalen Seelenlebens vertiefte und auf einer umfassenden Kultur- und Wirthschaftsgeschichte sich aufzubauen unternahm, die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sein grosses sechsbändiges Geschichtswerk gelenkt. Durch den vorliegenden Ergänzungsband, zumal durch das erste Kapitel, Tonkunst, bietet er auch unsern Lesern Veranlassung, zu seinen weitherzigen Anschauungen Stellung zu nehmen, denn L. stellte sich „auf eine Bergesspitze, um klare Uebersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen!“ Wenn man auch prinzipiell mit ihm rechten müsste, dass er das Kunstwerk Richard Wagners dem genannten Kapitel und nicht dem der „Dichtung“ gewidmeten zuweist, so dürften wir uns für diese herkömmliche, wenn auch anfechtbare Eintheilung, die auf die gegentheilige Erkenntniss in der Darstellung Martin Berendt's, Schiller—Wagner, leider noch keine Rücksicht nimmt, einigermaassen entschädigt finden durch den des Meisters würdigen, grossen Gesichtswinkel, von dem das Kunstwerk Wagners betrachtet wird, als „der Gedanke eines bestimmten Zeitalters, einer ganzen Epoche“ (S. 55), eine immerhin von Seiten eines Kulturhistorikers höchst beachtenswerthe und heutzutage leider durchaus noch nicht als allgemein anerkannt geltende Thatsache. — Lamprecht, von seiner Entwicklungstheorie in der Darstellung des Seelenlebens speziell seinen Ausgangspunkt nehmend, findet das jüngste, grosse Zeitalter deutschen Seelenlebens gekennzeichnet durch die „Reizsamkeit“ (Nervosität), ein meines Wissens von ihm geprägter, wenn auch als Uebersetzung dienender Ausdruck, mit dem er aber nicht ohne Weiteres den Begriff des Krankhaften verbunden wissen will, sondern mit dem er „ein uns in verstärkter Weise bewusst gewordenes Leben der Nerven“ bezeichnet. Dies ist sehr nöthig hervorzuheben, damit der Anschein vermieden wird, als ob der Verfasser in den Irrthum älterer, wagnerfeindlicher Autoren zurückfalle, die von der „krankhaften“ Erscheinung Wagners mit einer gewissen Vorliebe zu reden pflegten, während wir jetzt, im Gegensatz dazu, den beklagenswerthen „kranken“ Nietzsche als solchen mit Recht kennzeichnen.

Von dem Ueberblick über die Werke des Meisters seien die schönen Worte hier hervorgehoben, die L. der Geschichte Parsifals, „des weltentrückten, religiösen Genies“, des reinen Thoren, widmet: „der Gral adelt die Seele des kühn stürmenden, kraftüberhobenen Jünglings durch Erregung des tiefsten, menschlichen und zugleich überirdisch religiösen Gefühls, des Mitleids. Mitleid schmilzt seine Seele um: das ist das Geheimniss der gänzlich vereinfachten Handlung, die in die tiefsten Schächte reinen Seelenlebens führt und von da aus zum Sittlichen, vom Sittlichen zum Göttlichen emporstrebt.“ Bedeutsam ist, dass Liszt als „der erste Begründer und Hauptkämpfer zugleich der neuen Kunst“ erkannt und gewürdigt wird; dass der Regenerationsgedanke Wagners den Pessimismus Schopenhauers überwunden hat; ganz eigenartig besonders die Beleuchtung der Thatsache der verschiedenartigen Erscheinungsformen eines „Gesammtkunstwerkes“ zu verschiedenen Zeiten, dessen neueste Gestaltung aber erst durch die Entwicklung der Musik zur „führenden Kunst“ durch Richard Wagner ermöglicht worden ist.

Arthur Prüfer.

Digitized by Google

Bayreuth und Draussen.

Resolution
der General-Versammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins
in Bayreuth am 24. Juli 1901.

Die Verhandlungen des deutschen Reichstages über den ihm von den verbündeten Regierungen vorgelegten Gesetzentwurf betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst haben gezeigt, dass das Lebenswerk Richard Wagners bei der Mehrheit der gewählten Vertreter des deutschen Volkes noch immer unverstanden ist. Die Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins erachtet es für ihre Pflicht, öffentlich und mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass die von Richard Wagner begründeten, bis zur Gegenwart in seinem Geiste weitergeführten Bühnenfestspiele in Bayreuth kein industrielles Unternehmen irgend welcher Art oder zu irgend Jemandes Nutzen sind.

Diese Bühnenfestspiele bedeuten vielmehr eine der grössten Thaten der Menschheit auf dem Gebiete der Kultur und sittlichen Erhebung. Sie im Sinne ihres Schöpfers zu erhalten und unausgesetzt zu fördern ist nicht nur Ehrenpflicht der deutschen Nation, sondern für unser Volksleben wie für das Fortschreiten unserer Gesittung eine Nothwendigkeit.

Die von den verbündeten Regierungen vorgeschlagene Verlängerung der Schutzfrist für die öffentlichen Aufführungen von Bühnenwerken wäre in hohem Grade geeignet gewesen, die Verwirklichung des letzten Willens des Meisters Richard Wagner, dass sein Bühnenfestspiel Parsifal zu allen Zeiten im Bühnenfestspielhause zu Bayreuth zur Aufführung gelangen soll, anzubahnen.

Für diesen Gedanken aufklärend zu wirken und dadurch das Fortbestehen der Bühnenfestspiele thatkräftig zu fördern, erklärt der Allgemeine Richard Wagner-Verein für jetzt und alle Zukunft für seine vornehmste Aufgabe.

Digitized by Google

Aus den Vereinen.

Barcelona. Hier ist ein catalanischer Wagner-Verein: *Associació Wagneriana de Barcelona* begründet worden zum Zwecke des Studiums der Wagner'schen Werke und Schriften, der Vorbildung von catalanischen Künstlern für die Darstellung der Werke in einer musikalisch-dramatischen Schule, und der Verbreitung der Ideen Wagners durch Uebersetzungen seiner Werke und Herausgabe einer eigenen Zeitschrift: *Revista Wagneriana.* Am 26. 12. 1901 fand das erste Konzert statt, unter Mitwirkung des Hofkapellmeisters Hrn. Franz Fischer und der Sängerin Frl. Pauline Schöller: Stücke aus *Parsifal, Tannhäuser, Tristan, Meistersinger, Walküre* und Lieder von Wagner und Liszt.

Berlin. W.-V. 137. Vereins-Veranstaltung, am 13. 10. 1901: Rezitation der Dichtung des *„Parsifal"* durch Herrn Emanuel Reicher. Klaviervortrag: Vorspiel und Schluss des Werkes. — 138. Vereins-Abend, am 16. 11. 1901: R. Strauss, Sonate Es-dur (Frln. Marg. Schäffer, Herr Karl Schäffer), Strauss, „Hymnus," „Morgen," Hugo Wolf, „Verborgenheit," „Mausfallensprüchlein," (Frau Adele Otto-Morano), Bach, Largo aus dem Konzert für 2 Violinen, *Charfreitagszauber* für 2 Violinen und Klavier (Frln. Elsa Kohlmann, Frln. Marg. Schäffer), *Siegmund und Sieglinde* 1. Akt (Frau Adele Otto-Morano, Herr Dr. Quedenfeldt). — Vereinigte Vereine Berlin und Berlin-Potsdam: Konzert am 2. 12. 1901 unter Leitung von Herrn Hof-Kapellmeister Dr. Karl Muck und Siegfried Wagner: Bruckner, VII. Symphonie, S. Wagner, Ouvertüre, Reinharts Gesang, Kirmesswalzer aus „Herzog Wildfang," die Monologe des Sachs, und die beiden Vorspiele aus den *Meistersingern.* (Solist: Herr Hans Schütz aus Leipzig.)

Darmstadt. W.-V. 57. Vereins-Abend, am 20. 11. 1901: Arnold Mendelssohn-Abend (11 Lieder, Frln. Agnes Leydhecker aus Berlin, 3 Violinstücke, Herr Ad. Rebner aus Frankfurt a./M., 5 Klavierstücke, Herr A. Mendelssohn).

Grossenhain. W.-V. Im Jahre 1901 fanden 4 musikalische Abende statt, am 18. 1, 22. 3., 27. 9. und 18. 11., wobei ausser dem *Gebet der Elisabeth,* dem *Feuerzauber, „Schmerzen," „Träume"* und dem *Spinnlied* (= Liszt) zur Ausführung kamen: Stücke von d'Albert, Beethoven, Bohn, Brahms, Chopin, Eckart, Fuchs, Godard, Grieg, Gunkel, Haydn, Hering, Hildach, Jadassohn, Jensen, Klenzel, Liszt („Vätergruft"), Marschner, Mendelssohn, Pierné, Popper, Ries, Saint-Saëns, Schubert, Schumann, Sommer, Tartini, Volkmann. Mitwirkende: Frln. Martha Hohlfeld, Frln. Laura Kinze, Frln. Anna Klotz, Frln. Hof-Opernsängerin Minna Rast, Herr A. Fischer, Herr Kammermusiker Giessen, Herr Hof-Opernsänger Wachter aus Dresden (Gesang); Frln. Martha Schaarschmidt aus Plauen, Herr Wilhelm Backhaus aus Leipzig, Herr Kapellmeister Kutzschbach aus Dresden (Klavier); Herr Konzertmeister Lewinger, Herren Kammermusiker Warwas, Rokohl und Zenker aus Dresden (Quartett). —

Halle a./S. W.-V. 18 11. 1901. Einführender Vortrag von Herrn Professor Dr. E. O. von Lippmann, Händel, Sonate für 2 Oboen und Cello (Herren Direktor Rosenmeyer-Erfurt, Jahn, Schwendter, Mönch, Zietschmann, Herr und Frau Köthner), Gluck, Arie der Eurydike (Hof-Opernsängerin Frau A. Mix-Holder Egger), Bach, Stücke aus der französischen Suite E-dur und aus dem Wohltemperirten Klavier Cis-dur und Fis-dur (Herr Max Frey), Ciacona für Geige (Herr H. Rosenmeyer). Das Programm ist mit bezüglichen Aussprüchen aus den Gesammelten Schriften versehen. —

Plauen. W.-V. I. Abonnements-Konzert, am 28. 10. 1901 unter Mitwirkung der Frau Ellen Gulbranson und der städtischen Kapelle von Chemnitz (Max Pohle): Ouverture zum *Fliegenden Holländer, Vorspiel und Isoldens Liebestod,* Scenen aus dem III. Akt der *„Meistersinger,"* 2 Lieder von Grieg, *der Venusberg, Siegfrieds Rheinfahrt, Brünnhildens letzte Anrede.* — II. Konzert, am 27. 11. 1901: Stücke von Beethoven, Fuchs, Mendelssohn, Schubert (Frln. Lina Pessler; Herr Walther Bachmann, Herren Kammermusiker Kratina und Stenz aus Dresden.) — III. Konzert, am 2. 12. 1901: Stücke von Bach, Dvorak, Nicodé, Paganini, Raff. (Herr Fritz Kreisler aus Wien und die städtische Kapelle von Chemnitz, Harmonium: Herr Musikdirektor Riedel). — Mitgliederzahl im Jahre 1901: 603.

Wien. Ak. W.-V. IV. Interner Musik-Abend, am 23. 11. 1901: Bruckner, Credo aus der grossen Messe in F-moll, Lieder von Liszt, Schubert, Hugo Wolf, Beethoven, Streich-Quartett in F-moll, Chorgesänge von Heinrich Isaak (1440—1515) und Leo Hasler (1564—1612), *Loge's Erzählung.* (Frln. Marianne Herzer, Konzertsängerin, Herr Hof-Opernsänger Hans Breuer, das Quartett Fitzner, Herr Franz Schrecker, der Vereinschor unter Leitung des Herrn Professor Ferdinand Foll.)

Digitized by Google

Ausserhalb der Vereine.

Ein Heinrich von Stein-Abend in Berlin.

Am Dienstag den 3. Dezember versammelte die Berliner „Giordano Bruno-Vereinigung von 1900“ ihre Mitglieder und Freunde zu einem dem Gedächtniss Heinrichs von Stein gewidmeten Abend. Der Vorsitzende, Friedrich Poske, der Stein persönlich nahe gestanden, hielt den einleitenden Vortrag; er bekannte sich, nachdem er kurz den Lebensgang geschildert, freudig und rückhaltlos zu der Weltanschauung Steins, die er als eine zugleich idealistische, heroische und künstlerische kennzeichnete. Dann kam Stein selbst mit vier seiner Scenen aus „Helden und Welt“ und aus dem Nachlassbande zu Wort, deren gedrängtem Inhalt der Schauspieler und Recitator Max Laurence gerecht zu werden suchte. Aufs vollkommenste gelang dies bei „Heimathlos“ und dem Gespräch zwischen dem grossen König und Ziethen; selbst für die Kenner dieser Scenen war es überraschend, wahrzunehmen, welche dramatische Kraft in ihnen steckt. Auch der Dialog „Denker und Dichter“ (Bruno und Shakespeare) verfehlte seine Wirkung nicht, insbesondere kam der Gegensatz zwischen dem Dichter, der das Leben meistert, und dem Denker, der ihm hilflos gegenübersteht, zu ergreifendem Ausdruck, und nicht minder auch die einsame Grösse, die eben dieser Denkergestalt eigen ist. Andrerseits war nicht zu verkennen, dass der reiche Gedankeninhalt der Dichtung durch den Vortrag nicht zu vollem Verständniss gebracht werden konnte. Wie die meisten Dichtungen Steins will auch diese langsam und wiederholt, wenn möglich in engerem Kreise, gelesen sein, wenn sie ihren ganzen Gehalt offenbaren soll. Den Schluss bildete die zauberhaft zarte Scene des Rosenwunders aus der hl Elisabeth, die vom Vortragenden missverstanden wurde und deshalb ihre Wirkung verfehlte. Trotzdem hinterliess der Abend starke Eindrücke. Das noch auf dem Programm stehende Bild „Alexander“, das zum „grossen König“ ein schönes Gegenstück abgegeben hätte, musste wegen nicht ausreichender Zeit fortbleiben. Für eine künftige Veranstaltung ähnlicher Art wird vor allem „Luther 1546“ in Aussicht zu nehmen sein, das sich vielleicht sogar direkt zu scenischer Vorführung eignet.

Rostock. Frauenbildungsverein, am 11. 11. 1901: Vortrag des Herrn Prof. Dr. Wolfgang Golther über „Richard Wagner's ‚Rheingold‘ und seine Aufführung im hiesigen Stadttheater“ zum Besten der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Sheffield. Sh. Literary and Philosophical Society, am 4. 11. 1901: Vorträge von Mrs. Leighton Cleather und Mr Basil Crump über Richard Wagner's „Ring des Nibelungen“ mit Lichtbildern und musikalischen Erläuterungen. (Rheingold: Einzug der Götter, Walküre: Siegmunds Lenzeslied, Siegfried: Waldweben, Götterdämmerung: Trauerklänge beim Tode des Helden.)

Stuttgart. Wagner-Abend, am 16. 11. 1901. *„Parsifal“*, Klaviervortrag des Herrn Dr. Karl Grunsky.

Digitized by Google

Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Abrechnung für die Jahre 1899/1900 und 1900/1901.

a) Grundstock-Conto.

Stand am 1. Oktober 1899	ℳ	43152.60
Jubiläums-Spende	„	32963.59
Jubiläums-Spende von Paris	„	10400.—
Diverse Spenden	„	7670.—
Stand am 1. Oktober 1901	ℳ	94186.19

b) Vermächtniss der Frau Anna von der Osten.

Stand am 1. Oktober 1899	ℳ	703.50
Zinsen auf Stipendien-Conto verbucht	„	—.—
Stand am 1. Oktober 1901	ℳ	703.50

c) Vermächtniss des Herrn Generalmusikdirektors H. Levi.

Eingegangene Tantiemen für die Bearbeitung von Così fan tutte und Figaro's Hochzeit	ℳ	1525.80

d) Stipendien-Conto.

Stand am 1. Oktober 1899	ℳ	911.06
Ueberweisung der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins	„	4000.—
Zinsen der Bernh. Loeser Stiftung	„	1200.—
Diverse Spenden	„	2102.60
Zinsen der Conti a—d	„	4379.—
	ℳ	12592.66

Ausgaben:

365 Eintrittskarten an 131 Personen	ℳ 7300.—	
Beitrag zu den Reise- und Aufenthaltskosten an 74 Personen	„ 4135.—	ℳ 11435.—
Stand am 1. Oktober 1901		ℳ 1157.66

e) Zusammenstellung.

a) Grundstock-Conto	ℳ	94186.19
b) Vermächtniss der Frau von der Osten	„	703.50
c) Vermächtniss des Herrn Hermann Levi	„	1525.80
d) Stipendien-Conto	„	1157.66
Gesammtvermögen am 1. Oktober 1901	ℳ	97573.15

Digitized by Google

f) Verzeichniss der Spenden
ausschliesslich der Beiträge zur Jubiläums-Spende.

(Reihenfolge nach Eingang.)

	ℳ
Herr Professor Dr. R. Sternfeld, Berlin	10.—
Frau Anna Roth, geb. Spangenberg, Rostock	600.—
Herr Th. Knorr, München	100.—
Richard Wagner-Verein, Mannheim	250.—
Frau Gräfin Zichy, Excellenz, München	740.—
Herr Professor Haenel, Stuttgart .	10.—
Ungenannt, München	1000.—
Mitglieder des Richard Wagner-Vereins Riga	30.—
V. V., Bremen	75.—
Herr Fr. Adelung in St. Petersburg	200.—
Mrs. Virginia Taylour, London . .	30.60
Kgl. Hoftheater-Intendanz, Stuttgart	20.—
Frau Mathilde Wesendonck, Berlin	800.—
Herr Woldemar von Trotha, Kassel	100.—
„ Dr. P. Schloesser, Elberfeld .	30.—
„ Hof-Kapellmeister Dr. Obrist, Gr. Tabarz	20.—
Fräulein Elfriede Hintzke, Liegnitz	2.—
Herr Professor L. Schemann, Freiburg i/B.	10.—
„ Fr. Adelung, St. Petersburg .	300.—
„ Th. Knorr, München	100.—
Fräulein Lina Denzinger, München	10.—
Herr Alfred Bovet, Valentigney † .	20.—
„ Professor Dr. Golther, Rostock	50.—
„ Professor Dr. Schemann, Freiburg i./B.	10.—
„ Gustav Zeisig, Berlin . . .	5.—
Fräulein Toni Merkel, Karlsruhe .	5.—
Mrs. Hamilton, Ogilvy, Prestonkirk	20.—
Herr Hermann Boehler, Plauen . .	20.—
„ Chr. Wiengreen, Hamburg . .	14.—
„ Musikdirektor Labitzky, Asch	1.70
„ Fr. Hofmann, Graz	51.—
„ Staatsrath Glasenapp, Riga .	30.—
„ Fr. Hofmann, Graz	17.—
„ Dr. Zenker, Leipzig	40.—
„ Dr. P. Schloesser, Elberfeld .	30.—
„ Dr H. Obrist, Gr. Tabarz . .	20.—
V. V., Bremen	50.—
Frau Mathilde Wesendonck, Berlin	1000.—
Herr Professor Dr. Golther, Rostock	45.—
„ Oberlandesgerichtsrath Pape, Charlottenburg	90.—
Kgl. Hoftheater-Intendanz, Stuttgart	20.—
Fräulein L. S., Leipzig	20.—
Herr Professor Haenel, Stuttgart .	10.—
V. V.	60.—
Herr Musikdirektor Labitzky, Asch	1.80
Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele	3680.—

Den hochverehrten Gönnern der Stiftung möge auch von dieser Stelle aus nochmals herzlichst gedankt sein.

Bayreuth, 1. Oktober 1901.

Die Verwaltung.

(gez.) **Max Gross.**

Caritas.

Auf unsere letzte Bitte sind bis zu Weihnachten und Neujahr 16 Spenden im Gesammtbetrage von ℳ 149.— eingegangen, was in kleinen Monatsraten ausgezahlt wohl um ein Jahr weiterhilft und jedenfalls den Gebern herzlich gedankt sei; doch bleiben weitere gütige Zugaben dieser Art zu den Mitgliedsbeiträgen recht erwünscht!

Die Redaktion der Bayreuther Blätter.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm Th. Burger, Bayreuth

Digitized by Google

Gobineau und die Gobineau-Vereinigung.

1892 (1894) bis 1902.

Die Thatsache, dass der Name eines ausländischen Dichters und Denkers, der noch vor einem Jahrzehnt in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes völlig unbekannt war, heute von Tausenden und aber Tausenden Deutscher mit einer Bewunderung nicht nur, auch mit einer Liebe, einer Innigkeit genannt wird, wie sie sonst nur den uns allereigensten unter unseren Grossen zu Theil zu werden pflegt, bezeichnet gewiss eine der merkwürdigsten und, ich darf wohl hinzusetzen, eine der schönsten Errungenschaften eben dieses Jahrzehnts, ja vielleicht des ganzen Jahrhunderts. Sie legt ein wohl einzigartiges Zeugniss dafür ab, wie germanischer Geist durch politische, sprachliche, zeitliche Schranken nicht einzudämmen ist, sondern über Landesgrenzen, durch Mundarten und Zeitalter in ungebrochener Macht dahinfluthet zu Allen, die mit germanischem Blut sich zugleich germanisches Denken und Empfinden bewahrt haben. Indem jene Deutschen Gobineau so zu einem der Ihrigen erhoben, bewiesen sie, dass sie ihr Nationalgefühl, das Jener nicht verstand, zum Racengefühl zu vertiefen wussten, das er wie Keiner ergründet hat. Es war, als habe er ein bisher mehr unbewusst Empfundenes zu einem bewusst Erkannten und Geübten erhoben, als habe er für das Beste, das wir besitzen, eine neue Deutung gegeben. Dass wir als Germanen neben und vor allen anderen Völkern unsere eigenthümlichen Güter und Vorzüge, aber auch unsere besonderen Aufgaben und Pflichten haben, diese Erkenntniss hat uns einerseits mehr denn je auf uns selbst und bis zu einem gewissen Grade in Gegensatz zu den anderen Völkern gestellt; anderseits aber hat gerade auch Gobineau, wenn auch nicht für den Gesammtbestand, doch für die besten Elemente aller abendländischen Völker von heute ein wunderbar einigendes ideales Band aufgewiesen, indem er ihnen die Gemeinsamkeit ihrer erlauchtesten Ahnen und damit eine Zusammengehörigkeit vor Augen führte, die in den bedeutsamsten Erscheinungen der Vergangenheit wurzelt, zugleich aber als ein mahnendes Symbol gewaltiger Aufgaben in die Zukunft hinüberreicht. Als Erster unter den Neueren hat er einerseits die Solidarität der — germanischen — Hauptculturelemente aller europäischen Völker betont, als Erster anderseits schon vor Jahrzehnten, in seiner Schrift „Ce qui se passe en Asie“, die Chinesengefahr, wie auch, als einer der Ersten, in dem noch unveröffentlichten Fragmente des Nachlasses „L'Europe et la Russie“ die

Digitized by Google

Russengefahr aufgedeckt und damit gleichsam dem Abendlande zugerufen, Alles was es noch Arisch-Germanisches besitze, sich zu erhalten und zusammenzuraffen, um dereinst sich jener Riesenreiche des Ostens erwehren zu können.

So wird das grosse Racenwerk dieses Mannes, das in Einzelheiten verworfen, verbessert, ersetzt werden kann, dessen Grundanschauung im Ganzen aber bleibt und ihm zu eigen bleibt, das dem Costüm nach veralten mag, der Seele nach aber ewig jung ist, und im weiteren Sinne alle damit zusammengehörigen, zum Theil noch nicht veröffentlichten Arbeiten Gobineaus, für immer ein Palladium der germanischen Welt bedeuten.

Und neben den Denker tritt ebenbürtig der Dichter. Kaum dürfte es heute mehr so leicht als eine Uebertreibung erscheinen, wenn ich sage, dass, seit Goethe die grosse Epoche unserer Litteratur beschlossen und Richard Wagner ihn mit der grossen Epoche des Musikdramas abgelöst hat, auf ersterem Gebiete nichts der „Renaissance“ an die Seite zu Setzendes bei uns mehr geschaffen worden, dass diese in vielen Beziehungen einzige dichterische Zusammenfassung einer grossen Menschheitsepoche als ein ächtes Nationalgut für zahlreiche Deutsche schon heute neben den Werken unserer eigenen Klassiker und unseres grossen Britten ihren Ehrenplatz sich errungen hat.

So hat denn also mit der Verdeutschung dieser Hauptwerke und deren begeisterter Aufnahme durch eine Kernschaar unseres Volkes die entscheidende Berührung dieses Genius mit der deutschen Volksseele stattgefunden. Ungemein gefördert worden ist dieser Process durch die Mitwirkung der 1894 begründeten und seitdem in stetigem Aufblühen begriffenen Gobineau-Vereinigung.

Diese engere Gemeinde, die heute nahezu zweihundert Mitglieder zählt, und deren Listen klangvolle Namen aus unserem deutschen Geistesleben, wie auch aus demjenigen der uns verwandten französischen Minorität aufweisen, hat nicht nur für die grosse Verbreitung der Renaissance das Ihrige gethan, eine stattliche und zugleich ungewöhnlich billige Ausgabe des Racenwerkes, und diese jetzt nach wenigen Jahren schon in zweiter Auflage, ermöglicht; sie hat auch, als ersten Schritt dieser Art, dem nach Maassgabe der Mittel andere folgen sollen, eine Neuausgabe des längst vergriffenen und fast verklungenen Meisterwerkes über die Religionen und Philosophieen Centralasiens, das, namentlich in den Parthien über den Bâbysmus und über das persische Theater, seiner Zeit bahnbrechend Neues gebracht hatte, veranstaltet. Nach diesen Proben hat die Erbin von Gobineau's litterarischem Nachlass alle in dieser Eigenschaft ihr zustehenden Rechte und Pflichten auf unseren Verein übertragen, so dass die Schicksale von Gobineau's Werken fortan einen Theil unserer eigenen Schicksale bilden werden. Ganz von selbst war uns damit auch die Aufgabe der Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften zugefallen, mit der denn

Digitized by Google

auch im vergangenen Jahre (durch Veröffentlichung der Tragödie: „Alexandre le Macédonien") der Anfang gemacht worden ist*).

Das rege Leben, das sich in Vorlesungen der Renaissance, in öffentlichen Vorträgen über Gobineau und vor Allem auch in der Litteratur über ihn kundgibt, ist nicht zum kleinsten Theile ebenfalls auf die Thätigkeit unserer Vereinsmitglieder zurückzuführen.

Vieles liegt uns noch ob. Eine stattlichere Ausgabe der Renaissance, die bisher um der weiteren Wirkung willen nur in bescheidenerem volksthümlichen Gewande erscheinen konnte, wird andauernd gewünscht. Die ziemlich zahlreichen nachgelassenen Schriften, vor Allem auch die ungemein werthvolle Correspondenz Gobineau's harren noch der Veröffentlichung. Eine grosse Quellenbiographie ist in's Auge gefasst worden. Endlich schwebt uns die Zusammenfassung alles von Gobineau an Manuscripten, Correspondenzen und Andenken Hinterlassenen zu einer Sammlung, die, sei es in einem eigenen Heim oder in einer grösseren Sammlung unterzubringen wäre, als letztes schönes Endziel vor. Für die Durchführung aller dieser Pläne wird es noch vieler Jahre, grosser Mittel bedürfen, aber frohen Muthes können wir Allem entgegensehen, da fast jeder Tag neue Zeichen dafür erbringt, wie Gobineau als einer der ihre Epoche überdauernden wahrhaft schöpferischen Geister von immer Mehreren erkannt, als eine Heroengestalt, eine Persönlichkeit von unvergleichlich begeisternder Kraft und Grösse von immer Mehreren gewürdigt und geliebt wird.

Februar 1902.

L. Schemann.

---

*) Im Ganzen sind vom Verein bis Ende 1901, ausser einer Anzahl Exemplare der Renaissance, 500 Exemplare des Racenwerkes, über 200 des Werkes über Centralasien, 500 von „Alexandre le Macédonien" und über 300 von dem Stahlstich-Porträt Gobineau's verbreitet worden.

Digitized by Google

Gobineau-Vereinigung.

Kassenbericht

für die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 31. Dezember 1901.

Kassenbestand nach Ausweis des letzten Berichtes 690 ℳ 52 ₰.

Einnahmen an Beiträgen.

		Jahres-Beiträge ℳ	Nicht regelmässige Beiträge ℳ
Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg*	1899	10	—
Dieselbe	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Se. Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*	1900	20	—
Derselbe	1901	20	—
Herr *Carl Adelmann*, Würzburg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. *Baur*, Tübingen	1901	10	—
„ Oberlehrer Dr. *Berger*, Worms	1901	10	—
„ *L. von Bernuth*, Graz	1901	10	—
Grossherzogliche Bibliothek Oldenburg	1901	10	—
Königliche Bibliothek Stuttgart	1901	10	—
Herr Caplan *Bill*, Neuburg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. *Cartellieri*, Heidelberg	1901	10	—
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris	1901	10	—
Herr *H. St. Chamberlain*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz	1901	10	—
„ Dr. *C. Cornelius*, Freiburg i. B.		—	20
„ Direktor Dr. *Delbrück*, Bremen	1901	10	—
Derselbe		—	20
Deutschbundgemeinde. Frankfurt a. M.	1901	10	—
	Transport:	250	40

Digitized by Google

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
Uebertrag:		250	40
Herr Dr. *Dinger*, Jena	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen	1901	20	—
Dieselbe	1902	30	—
Herr Leutnant a. D. *Eber*, Freiburg i. B.	1901	20	—
„ Dr. jur. *Eber*, Wilhelmshöhe	1901	10	—
„ Dr. *Eckert*, Köln	1901	10	—
„ Direktor Dr. *Eisenmann*, Cassel	1901	10	—
„ Oberlehrer *Elster*, Braunschweig	1901	10	—
Se. Durchlaucht Herr *Fürst zu Eulenburg*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Herr Professor *Förster*, Friedenau bei Berlin		—	5
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig	1901	10	—
Derselbe	1902	20	—
Derselbe		—	30
„ Justizrath *von Fuchsius*, Düsseldorf	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Fräulein *Doris Funcke*	1901	10	50
„ *Gertrud Funcke*	1901	10	—
Herr Staatsrath *Glasenapp*, Riga . . 1901 5 Rubel =		10.75	—
„ Professor *M. Glasenapp*, Riga . 1901 5 Rubel =		10.75	—
„ Dr. *Graevell*, Paris	1901	10	—
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel	1901	10	—
Herr Professor Dr. *Grosse*, Freiburg i. B.	1900	15	—
Derselbe	1901	15	—
„ *Eduard Habich*, Cassel †	1901	10	—
„ Oberlehrer *Hahne*, Braunschweig	1901	10	—
„ *Emil Hauff* (Fr. Frommann), Stuttgart	1901	10	—
„ Professor Dr. *Haupt*, Baltimore	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Derselbe	1904	10	—
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel	1901	20	—
„ Professor *Hillebrand*, Florenz	1900	10	—
Dieselbe	1901	10.40	—
Dieselbe	1902	11.40	100
Transport:		723.30	225

Digitized by Google

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	723.30	225
Herr Architekt *Hofmann*, Graz	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Derselbe . . . . . . 1902 180 Kronen =		50	103.50
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin	1901	10	—
„ Assessor a. D. *von Hülsen*, Berlin	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Sophie Jay*, Baden-Baden		—	200
Herr Dr. *Jung*, Giessen	1900	10	10
Derselbe	1901	10	—
„ Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim	1901	10	—
„ Geheimrath *Kammer*, Königsberg	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *von Keppler*, Rottenburg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Herr Oberlehrer Dr. *Kleinecke*, Friedenau bei Berlin	1901	10	—
Derselbe		—	10
„ *Friedrich Klose*, Karlsruhe	1899	20	—
Derselbe	1900	20	—
Derselbe	1901	20	80
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Professor Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M.	1897	10	—
Derselbe	1898	10	—
Derselbe	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde . . . . 1901 5 Rubel =		10.75	—
„ Oberregierungsrath a. D. *Krug*, Freiburg i. B.	1901	10	—
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel	1901	10	—
Herr *G. Vacher de Lapouge*, Poitiers	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Konsul *Lefaivre*, Stuttgart	1901	10	—
Frau *von Lichtenberg*, Darmstadt	1901	10	—
Herr Privatdozent Dr. *Freiherr von Lichtenberg*, Karlsruhe	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Rechtsanwalt *Lohe*, Düsseldorf	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
	Transport:	1164.05	628.50

Digitized by Google

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
Uebertrag:		1164.05	628.50
Herr Rechtsanwalt *Lohe*, Düsseldorf	1901	10	—
„ Dr. *J. Lohmeyer*, Charlottenburg	1901	10	—
„ Baurath *March*, Charlottenburg		—	200
Frau *Christine Mayer*, Partenkirchen	1901	20	—
Dieselbe	1902	40	—
„ *Aline Mayrisch*, Düdelingen	1901	10	—
Comtesse *Renée des Mêloizes*, Versailles	1901	10	—
Herr Professor *E. Meyer*, München	1901	10	—
„ Professor Dr. *O. Meyer*, Strassburg i. E.	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *V. d. M.*, Berlin		—	10
Frau *Elisabeth von Nelidoff*, Riga . . 1901 5 Rubel =		10.75	—
Herr Dr. *Obrist*, Weimar	1901	10	—
„ Professor *S. von Oldenburg*, St. Petersburg	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Deutscher Ostmarkenverein, Berlin	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Herr Ingenieur *Pfeiffer*, Köthen	1901	10	—
„ Professor Dr. *Pietschmann*, Greifswald	1898	10	—
Derselbe	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Regierungsrath *Plüddemann*, Breslau	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *J. Pr.*, Freiburg i. Br.	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *A. Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
„ Dr. jur. et phil. *Prüfer*, Leipzig	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Kgl. Gesandter z. D. *Raschdau*, Berlin		—	10
„ Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig Vergleiche unten unter Professor Schemann.	1901	10	—
Frau Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin	1901	10	—
Herr Amtsrichter *Rieffel*, Wehen i. Taunus	1901	10	—
„ Geheimer Regierungsrath *Roffhack*, Karlsruhe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Amtsrichter *Rückert*, Frankfurt a. M.	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
Transport:		1584.80	848.50

Digitized by Google

		Jährliche Beiträge ℳ	Nicht regelmässige Beiträge ℳ
Uebertrag:		1584.80	848.50
Herr Legationsrath *Saincteletle*, Haag	1901	10	—
Fräulein *Meta von Salis*, Marschlins bei Landquart	20 Lire =	—	15.80
Herr Amtsrichter *Schemann*, Neukirchen	1901	10	—
Fräulein *Emmi Schemann*, Koburg	1901	10	—
Dieselbe	1902	10	—
Frau *Bertha Schemann*, Freiburg i. B.	1901	10	—
Dieselbe	1902	10	—
Herr Professor *Schemann*, Freiburg i. Br.	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
Derselbe (nachträgliches Honorar für die „Renaissance" von Herrn Ph. Reclam junior.)		—	300
Herr Dr. *C. Schlömilch*, Leipzig		—	10
„ Professor Dr. *Rudolph Schlösser*, Jena	1901	30	20
„ Dr. phil. *O. Schmidt*, Charlottenburg		—	10
„ Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg	1901	10	—
„ Prälat Dr. *Schneider*, Mainz	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Friedrich Schön*, München		—	200
„ Geheimrath *Schöne*, Kiel	1898	10	—
Derselbe	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
„ Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Edouard Schuré*, Paris	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Professor Dr. *Seeburg*, Göttingen	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. med. *A. Seeliger*, Berlin	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
„ Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig	1901	10	—
„ Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthale	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien)	1901	10	—
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München	1899	10	—
Transport:		1934.80	1404.30

Digitized by Google

		Jahres-Beiträge ℳ	Nicht regelmässige Beiträge ℳ
Uebertrag:		1934.80	1404.30
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München . . .	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Professor Dr. *Sutter*, Freiburg i. B.		—	30
Fräulein *Frieda Thiry*, Freiburg i. B.	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Herr Geheimrath Professor Dr. *H. Thode*, Heidelberg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Direktor *Emil Thormählen*, Magdeburg . . .	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Verlagsbuchhändler *K. J. Trübner*, Strassburg i. E.	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Ernst Voss*, Berlin	1901	10	—
Akademischer Wagner-Verein, Leipzig	1901	10	—
Frau Oberrealschul-Direktor *Wernicke*, Braunschweig	1901	10	—
Herr Geheimrath *Ernst von Wildenbruch*, Berlin . .	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Gräfin Wilding de Radali*, Schloss Altenburg Oberbayern		—	20
Herr stud. geol. *A. Windhausen*, Hildesheim . . .	1902	10	—
„ *Fr. Witek*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Baronin de Witte*, Antwerpen	1901	10	—
Herr Dr. *Wittmer*, Altmorschen	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Baron von Wolzogen*, Bayreuth	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Lehrer *Zeisig*, Charlottenburg-Westend . . .	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
„ Assessor Dr. *Zenker*, Leipzig	1901	20	—
„ *Graf Zichy*, München	1901	10	—
Summa:		2224.80	1454.30

Digitized by Google

Gesammtsumme der eingegangenen Beiträge . .	ℳ	3679.10
Zinsen	„	17.48
Einnahmen aus Gobineaus Schriften . . .	„	179.72
Kassenbestand vom 30. Juni 1900 . . .	„	690.52
Insgesammt	ℳ	**4566.82**

Davon ab an Ausgaben:

Contractmässiger Zuschuss an Hrn. Fr. Frommann für 500 Exemplare von Bd. IV. des Racenbuches	ℳ	1500.—
250 Einbände dieses Bandes	„	150.—
Anzahlung auf die zweite Auflage des Racenwerkes	„	1000.—
Porto- und Versendungsspesen (Bd. III) 1900	„	226.33
„ „ „ (Bd. IV) 1901	„	328.09
Contractmässiger Zuschuss an Herrn Carl J. Trübner in Strassburg für 500 Exemplare des „Alexandre"	„	666.67
Porto- und Versendungsspesen derselben .	„	88.55
An Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig für Versendung des Porträts 1900 und Anfertigung 200 neuer Exemplare . . .	„	74.65
Agitationsexemplare der Renaissance und der Asiatischen Novellen	„	31.20
Transport des Werkes „Lecture des Cunéiformes"	„	18.46
Transport des Nachlasses Gobineaus . . .	„	21.90
Reisekosten und Verwandtes	„	110.30
Drucksachen	„	147.35
Porti	„	133.80
Schreibmaterialien, Copialien etc.	„	24.80
Ausgaben in Summa	ℳ	**4522.10**

Kassenbestand am 31. Dezember 1901: 44.72.

Die Rechnungen aus der Vereinsperiode vom 1. Januar 1899 bis zum 30. Juni 1900 sind seiner Zeit von den Mitgliedern des Comités ordnungsmässig geprüft und ist darauf dem Vorsitzenten durch Document vom 29. August 1900 Decharge ertheilt worden.

Digitized by Google

Gobineau-Vereinigung.

Juli 1900 bis Januar 1902.

Verzeichniss
der
Mitglieder, Gönner und Förderer.

A. Mitglieder.

Comité:

Herr Professor Dr. *L. Schemann*, Freiburg i. B., Vorsitzender.
Se. Durchlaucht Herr *Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld*, Wien.
Herr *Hans Paul Freiherr von Wolzogen*, Bayreuth.

Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg*.
Se. Königliche Hoheit *Ernst Ludwig, Grossherzog von Hessen und bei Rhein*.
Se. Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*, Regent des Herzogthums Sachsen-Coburg und Gotha.

Herr *Carl Adelmann*, Würzburg.
„ *Florimond Graf von Basterot*, Paris.
„ Dr. *Ludwig Baur*, Repetent am kgl. Wihelmsstift, Tübingen.
„ Oberlehrer Dr. *K. Berger*, Worms.
„ *L. von Bernuth*, Ingenieur und Gemeinderath, Graz.
Grossherzogliche öffentliche Bibliothek, Oldenburg.
Königliche öffentliche Bibliothek, Stuttgart.
Herr Caplan *C. Bill*, Neuburg a. d. Donau.
„ *Paul Bourget*, Mitglied der französischen Akademie, Paris.
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund.
„ *Max Buchholtz*, Vorsteher der Reichsbank a. D., Hagen i. W.
Frau *Lina Butz*, geb. Schemann, Hagen i. W.
Herr Dr. *Alexander Cartellieri*, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg.
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris.
Herr *Houston Stewart Chamberlain*, Wien.
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz.
„ Dr. med. *A. Delbrück*, Direktor der Irrenanstalt, Bremen.
Deutschbund-Gemeinde, Frankfurt a. M.
Herr Privatdozent Dr. *Hugo Dinger*, Jena.
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen.
Herr Professor Dr. *E. v. Düring* Pascha, Constantinopel.

Digitized by Google

Herr Dr. jur. *Lorenz Eber*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
„ Leutnant a. D. *Fritz Eber*, Freiburg i. B.
„ Dr. jur. et phil. *Chr. Eckert*, Dozent der Nationalökonomie an der Handels-Hochschule, Köln.
„ Dr. *Oskar Eisenmann*, Direktor der Gemälde-Gallerie und der kgl. Kunst-Akademie, Cassel.
„ Oberlehrer *Richard Elster*, Braunschweig.
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide (Holstein).
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig.
„ Justizrath *F. von Fuchsius*, kgl. Notar, Düsseldorf.
Fräulein *Doris Funcke*, Hagen i. W.
„ *Gertrud Funcke*, Hagen i. W.
Herr Staatsrath *C. Fr. Glasenapp*, Riga.
„ Professor *Maximilian Glasenapp*, Riga.
„ Dr. *H. Graevell*, Paris.
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz.
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel.
Herr Dr. *Ernst Grosse*, Professor der Philosophie an der Universität Freiburg i. B.
„ *Eduard Habich*, Cassel †.
„ Oberlehrer *Franz Hahne*, Braunschweig.
„ *Emil Hauff*, Verlagsbuchhändler (Firma Fr. Frommann), Stuttgart.
„ Dr. *Paul Haupt*, ord. Professor der semitischen Sprachen an der Universität Baltimore.
„ Major *Hellwig*, Strassburg i. E.
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel.
„ Professor *Hillebrand*, Florenz.
Herr Architekt *Friedrich Hofmann*, Graz.
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin.
Frau Rechtsanwalt *Huchzermeier*, Gelsenkirchen.
Herr Gerichtsassessor a. D. *von Hulsen*, Berlin.
Frau *Sophie Jay*, Baden-Baden.
Herr Privatdozent Dr. *Erich Jung*, Giessen.
„ Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim.
„ Geheimer und Oberregierungsrath *Kammer*, Direktor des Provinzial-Schulcollegs, Königsberg i. Pr.
„ Professor Dr. *Kannengiesser*, Schalke.
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *Paul von Keppler*, Bischof von Rottenburg.
Herr Dr. *Paul Kleinecke*, Oberlehrer am französischen Gymnasium, Friedenau bei Berlin.
„ *Friedrich Klose*, Tonkünstler, Karlsruhe.
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar.
„ Professor Lic. Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M.
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde bei Stackeln, Livland.
„ Oberregierungsrath a. D. *Krug*, Freiburg i. B.
Frau *Elise Kuchler*, Frankfurt a. M.
Herr Kunstmaler *J. Kühn*, Dinkelsbühl (Bayern).
Fräulein *Helene Kuhbier*, Hagen i. W.
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel.
Herr *G. Vacher de Lapouge*, Bibliothekar der Universität Poitiers.
Frau *Gräfin Mathilde de la Tour*, Rom-Chaméane (Auvergne).
Herr *J. Lefaivre*, französischer Konsul, Stuttgart.

Digitized by Google

Frau Generalmusikdirektor *Levi*, Partenkirchen.
„ *von Lichtenberg*, Darmstadt.
Herr Dr. *R. Freiherr von Lichtenberg*, Privatdozent an der technischen Hochschule, Karlsruhe.
„ Rechtsanwalt *W. Lohe*, Düsseldorf.
„ Dr. *Julius Lohmeyer*, Charlottenburg.
„ Ingenieur Direktor *H. Majert*, Siegen.
„ Baurath *March*, Charlottenburg.
Frau *Christine Mayer*, geb. von Doss, Partenkirchen.
„ *Aline Mayrisch*, Düdelingen (Grossherzogthum Luxemburg).
Comtesse *Renée des Méloizes*, Versailles.
Herr Professor *Edgar Meyer*, z. Z. München.
„ Professor Dr. *Oscar Meyer*, Oberbibliothekar an der kais. Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg i. E.
Frau *Elisabeth von Nelidoff*, Riga.
Herr Dr. *Obrist*, Weimar.
„ *Sergius von Oldenburg*, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität St. Petersburg.
„ Landesbankrath Dr. *Rudolf Osius*, Cassel.
Deutscher Ostmarkenverein, Berlin.
Herr Ingenieur *Max Pfeiffer*, Dozent am Technikum Köthen.
„ Professor Dr. *Richard Pietschmann*, Direktor der kgl. Universitäts-Bibliothek Greifswald.
„ Regierungsrath *Plüddemann*, Breslau.
„ Dr. *Heinrich Potpeschnigg*, Graz.
„ *Johannes Preuss*, Freiburg i. B.
„ *Anton Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden (Oberösterreich).
„ Dr. jur. et phil. *Arthur Prüfer*, Leipzig.
„ Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig.
Frau Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin.
Herr Amtsrichter *Rieffel*, Wehen im Taunus.
„ Geheimer Regierungsrath Dr. *Roffhack*, Karlsruhe.
„ Amtsrichter *Hugo Rückert*, Frankfurt a. M.
„ *Sainctelette*, kgl belgischer Legationsrath im Haag.
Fräulein *Emmi Schemann*, Coburg
Herr Amtsrichter Dr. *Schemann*, Neukirchen bei Ziegenhain (Provinz Hessen).
Frau *Bertha Schemann*, Freiburg i. B
Fräulein *Auguste Schlittgen*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
Herr Dr. *Rudolf Schlösser*, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Jena.
„ Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg.
„ Dr. *Friedrich Schneider*, Prälat des päpstlichen Hauses und Domcapitular, Mainz.
„ *Friedrich Schön*, München.
„ Dr. *Alfred Schöne*, Geheimer Regierungsrath und ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Kiel.
„ Fabrikdirektor *Schütze*, Hüllen bei Gelsenkirchen.
„ Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel.
„ Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach.
„ *Edouard Schuré*, Paris.
„ Professor Dr. *L. Seeburg*, Göttingen.
„ Dr. med. *Alfred Seeliger*, Berlin.

Digitized by Google

Herr Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig.
„ Dr. *Martin Spahn*, ord. Professor der Geschichte an der Universität Strassburg i. E.
„ Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthal.
Frau *Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien).
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München.
Fräulein *Frieda Thiry*, Freiburg i. B.
Herr Dr. *Henry Thode*, Geheimer Hofrath und ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelhberg.
„ *Emil Thormählen*, Direktor der Kunstgewerbeschule Magdeburg.
„ *Karl J. Trübner*, Verlagsbuchhändler, Strassburg i. E.
„ *Ernst Voss*, Schriftführer des Wartburgbundes, Berlin.
„ *Freiherr von Wackerbarth-Linderode*, Linderote (Briesen bei Cottbus).
Frau *Cosima Wagner*, Bayreuth.
Akademischer Wagner-Verein Leipzig.
Frau Oberrealschul-Direktor *Wernicke*, Braunschweig.
Herr Geheimer Legationsrath a. D. *Ernst von Wildenbruch*, Berlin.
„ *Anselm Windhausen*, stud. geol., Hildesheim.
„ *Friedrich Witek*, Wien.
Frau *Baronin de Witte*, Antwerpen.
Herr Dr. *Gustav Wittmer*, Altmorschen (Hessen).
„ *Friedrich Freiherr von Wolff*, Riga.
Frau *Gräfin von Wolkenstein-Trostburg*, Excellenz, Paris.
Herr Lehrer *Zeisig*, Charlottenburg-Westend.
„ Assessor Dr. *Zenker*, Leipzig.
„ *Graf Theodor Zichy*, k. k. österreich-ungarischer Gesandter in München.

B. Gönner und Förderer.

Maestro *Arrigo Boito*, Mailand.
Herr *Alfred Bovet*, Valentigney, Doubs †.
Donna *Vittoria Cima*, Mailand.
Herr Dr. *G. A. O. Collischonn*, Frankfurt a. M.
„ Dr. *Carl Cornelius*, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i. B.
„ Professor *Paul Förster*, Friedenau bei Berlin.
Frau *Baronin von Friesen*, Rammelburg bei Wippra.
Herr Dr. med. *R. Goetze*, Naunhof bei Leipzig.
„ Oberlehrer Dr. *Paul Grätzel von Grätz*, Hannover.
Mlle. *Granet de Gandolphe*, Cassel.
Frau *Baronin von Guldencrone*, geb. Gräfin Gobineau, Paris.
Herr Dr. *Vincenz von Hahn*, Leipzig.
„ *Carl von der Heydt*, Berlin.
„ *L. Freiherr von Ledebur*, Berlin.
„ *Paul Graf von Leusse*, Cannes-Reichshofen.
„ Lehrer *J. H. Löffler*, Pössneck (Sachsen-Meiningen).
„ Dr. *Rudolph Louis*, München.
„ Maler *Carlo Mancini*, Mailand.

Digitized by Google

Herr Theaterdirektor *Max Martersteig*, Berlin-Schmargendorf.
„ Professor Dr. *G. Martius*, Kiel.
„ *José Vianna da Motta*, Berlin.
„ Professor *F. Max Müller*, Oxford †.
„ Professor *H. Muffang*, St. Brieuc, Bretagne.
„ *Baron Edouard de Pury*, Neuchâtel.
„ *Raschdau*, kaiserlich deutscher Gesandter z. D., Berlin.
„ Dr. *Robert von Ritter*, München.
„ Fabrikbesitzer *Saalwächter*, Schönebeck bei Magdeburg.
Fräulein *Meta von Salis*, Marschlins bei Landquart (Schweiz).
Herr Dr. *Josef Sauer*, Unzhurst (Baden).
„ *Max Schillings*, München.
„ Dr. *C. Schlömilch*, Leipzig.
„ Dr. phil. *Otto Schmidt*, Charlottenburg.
„ Dr. *Schröder-Poggelow*, Berlin.
„ Professor Dr. *Walter Simon*, Königsberg i. Pr.
„ Oberst a. D. *Spohr*, Giessen.
„ Professor Dr. *Sutter*, Freiburg i. B.
„ Commerzienrath *Julius Vorster*, Köln.
„ Dr. *Adolf Wahrmund*, ord. Professor an der k. k. orientalischen Akademie, Wien.
„ *Gottfried Websky*, Wüstewaltersdorf, Bezirk Breslau.
Frau *Gräfin Marie Wilding de Radali*, Schloss Altenburg (Post Westerhamm), Oberbayern.
„ *Marie Zanders*, Bergisch-Gladbach.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth

Digitized by Google

Fünfter Bericht

über die

Gobineau-Vereinigung.

Die soeben abgeschlossene fünfte Periode unseres Vereinslebens hat uns mit dem Eintritt in's neue Jahrhundert zugleich einen bedeutsamen Abschluss und einen bedeutsamen Anfang gebracht. Das Racenwerk ist vollendet, die Veröffentlichung des Nachlasses begonnen worden. Ueber fünfzig neue Mitglieder, die bis zur Abfassung dieses Berichtes dem Verein beigetreten sind (darunter mehrere Körperschaften und Institute), zeugen für die wachsende Würdigung und Theilnahme, die dieser in Deutschland und über seine Grenzen hinaus findet, und wenngleich wir trotzdem in eben dieser Zeit eine Krisis zu bestehen gehabt haben, wie ähnliche keiner grossen Bewegung erspart bleiben, so war dies in besonderen Verhältnissen begründet, die unten an ihrem Orte dargelegt werden sollen, und wir dürfen hoffen, dass sie in der Hauptsache überwunden ist.

Seit dem letzten Bericht sind von Mitgliedern verstorben Herr Sanitätsrath Dr. Biesenthal, Berlin, Herr Alfred Bovet, Valentigney, Herr Edward Habich, Kassel, Herr Professor Fr. Max Müller in Oxford*), Herr Oskar Räuber, Schöneberg bei Berlin.

Weihnachten 1900 erschien, als erste Nachlassschrift, die Tragödie „*Alexandre le Macédonien*" und wurde alsbald in etwa 400 Exemplaren, und sodann im Laufe des Jahres 1901 noch ferneren 100, in den Kreisen der Vereinigung und darüber hinaus zur Vertheilung gebracht, vielfach warm begrüsst, trotz der — wie vorauszusehen — hemmenden Gegenwirkung des klassicistischen Gewandes. Da dem Herausgeber vor Allem daran liegen musste, dass dieses Gobineau schon so ganz ausprägende und von seinen schönsten Seiten ankündigende Heldenstück den Weg zur deutschen Jugend finde, so hat er sich bemüht, es zunächst möglichst vielen Lehrern, nament-

*) † 28. Oktober 1900. Er gehörte mit Tocqueville, Mérimée und einigen wenigen anderen zu der kleinen Schaar wahrhaft hervorragender Gelehrter, welche schon zu Lebzeiten Gobineau's dessen volle Bedeutung erkannt und gewürdigt haben. So bezeugte er mir denn auch zur Zeit der Gründung unseres Vereines seine warme Sympathie für dieses Unternehmen und schrieb mir sowohl damals als noch kurz vor seinem Tode, nach Erscheinen des dritten Bandes des Racenwerkes, Worte über unseren Meister, die ich an anderer Stelle und in anderem Zusammenhange später mitzutheilen haben werde.

Digitized by Google

lich des Französischen, in die Hände gelangen zu lassen, und die Freude gehabt, es in diesen Kreisen fast durchweg verständnissvoll aufgenommen zu sehen. Einzelne Lehrer deutscher Gymnasien (als erste die Herren Professor Bihler in Freiburg und Dr. Evers in Braunschweig) sind sogleich mit der That der Einführung in Prima vorangegangen, andere haben solche für die nächsten Schuljahre zugesagt. Möchte ihr Beispiel recht viele Nachahmung finden!

Von dem Werke „*Lecture des textes cunéiformes*" (vergleiche meine Notiz Seite 2 Anmerkung des vierten Berichtes) sind im Jahre 1901 fünfundvierzig Exemplare an Bibliotheken und Private verschenkt worden. Fernere stehen jederzeit zur Verfügung.

Ende Mai 1901 ward der Schlussband des Racenwerkes in 454 Exemplaren (davon 166 an Bibliotheken und Vereine), denen seitdem noch 40 gefolgt sind, versandt. Die gewaltigen Wirkungen des Buches auf den verschiedensten Gebieten unseres Geisteslebens sind schon jetzt unverkennbar und treten in einer Fülle von Kundgebungen aller Art zu Tage; ganz von selbst drängt sich uns so immer wieder die Ueberzeugung auf, in deren Sinne denn auch unsere Freunde weiterzuwirken gebeten sind, dass hier der eigentliche Schwerpunkt und einer der Höhenpunkte unseres ganzen Unternehmens liege. In eben diesem Umstande ist es denn freilich auch begründet, dass sich an dieses Hauptwerk unsere ersten ernstlichen Schwierigkeiten geknüpft haben. Ich darf mich der Pflicht nicht entziehen, unsern Verein durch Darlegung der betreffenden Verhältnisse in diese einzuweihen.

Zwei Schritte, die bei der ersten Auflage, einer seitens des Verlegers, einer seitens des Unterzeichneten, gethan worden, die unverhältnissmässig billige Ansetzung des Preises für das prächtig ausgestattete Werk und dessen Massenschenkung an Bibliotheken, haben sich im praktischen Sinne als Fehler erwiesen, so gemeinnützig sie gedacht waren, und so sehr wir daher Grund haben, im ideellen Sinne stolz darauf zu sein. Ersterer hat zur Folge gehabt, dass das bescheidene materielle Erträgniss der ersten Auflage einer zweiten nur mangelhaft vorgearbeitet hat, letzterer, dass das Buch zwar ausserordentlich viel gelesen, aber nicht entsprechend gekauft worden ist, dass insbesondere die Kaufresultate beim dritten und vierten Bande, also gerade bei den entscheidenden Hauptbänden, bedeutend zurückgegangen sind.

Angesichts der weiteren Thatsache nun, dass zu diesem allen für eine zweite Auflage, die inzwischen für die beiden ersten Bände zur Nothwendigkeit geworden, noch weit grössere Mittel erfordert werden als für die erste (weil einmal die Arbeitslöhne gestiegen sind, ferner, um jede ähnliche Verlegenheit in Zukunft auszuschliessen, jetzt eine erheblich grössere Anzahl von Exemplaren zu drucken sein würde, endlich, was für den Verleger besonders in's Gewicht fiel, bei der vermuthlich weit länger

Digitized by Google

sich ausdehnenden Kaufzeit bedeutende Kapitalzinsen in Anschlag gebracht werden müssten), gab mir der Verleger im vergangenen Sommer die Erklärung ab, dass er „diesen Schritt in's Dunkle nicht wagen könne", dass er das Werk, falls nicht abermals die Vereinigung mit grösseren Zuschüssen zu Hülfe käme, nicht wieder erscheinen zu lassen in der Lage sei, sondern sich gezwungen sehe, es in meine Hände zurückzugeben. Ich befand mich in einer überaus schwierigen Lage. Auf der einen Seite die Nothwendigkeit, nochmals im grossen Maassstabe an die Opferfreudigkeit des Vereins zu appelliren, auf der anderen die Aussicht, Gobineau's Hauptwerk ganz seinem Schicksale überlassen zu müssen. Ich wandte mich, um aus diesem Zwiespalt herauszukommen, theils brieflich, theils in einem vertraulichen Circular an eine Anzahl Vertrauenspersonen aus dem Verein und erkannte zu meiner Freude, dass sie einmüthig mit mir der Meinung waren: dass es eine Ehrensache jeder Gobineau-Gemeinde sei, dieses Werk unter keinen Umständen aus dem Buchhandel verschwinden zu lassen, wie auch, dass einer neuen Auflage der gleiche gemeinnützig grosse Charakter wie der ersten, d. *h.* also vor Allem auch der gleiche billige Preis bei der gleichen schönen Ausstattung zu wahren sei. Ein besonders eifriger Freund der Sache brachte ein Comité zusammen und veranstaltete eine Extrasammlung, für die ihm wie allen Gebern hier auf's Wärmste gedankt sei: die hierauf eingegangenen Spenden haben zunächst mindestens die eigentliche Krisis beschworen und die Grundlage für eine abermalige Subventionirung des Racenwerkes geliefert. So hat soeben die Neuauflage des ersten Bandes hinaustreten können, der hoffentlich die des zweiten in Bälde folgen wird.

In einem entscheidenden Augenblicke hat so der Verein seine Mission auf's Schönste bethätigen können. Ohnehin war es übrigens ebenso ein Interesse wie eine Ehrenpflicht für ihn, sich das Racenwerk zur Hand zu halten, von dem er ja fortlaufend Exemplare für sämmtliche neue Mitglieder, für Agitation und Geschenke, für Ehrenpersönlichkeiten etc. bedarf. Von Bedenken stand hauptsächlich nur das eine im Wege, ob nicht eine solche Bethätigung die ferneren Ziele des Vereins zu sehr schmälern könne. Indessen ist doch zu hoffen, dass wenn schon während seines bisherigen kurzen Bestehens ausser der Herstellung des Racenwerkes noch die des Porträts und die Veröffentlichung zweier französischer Werke uns vergönnt gewesen sind, die Zukunft, bei wachsender Verbreitung von Gobineaus Ideen und Werken, noch reichere Möglichkeiten eröffnen werde.

Im Vordergrunde bleibt hier nach wie vor die Frage einer stattlicheren Renaissance-Ausgabe. Aus den vielen immer wiederkehrenden Zuschriften ersehe ich, dass eine solche, als Vereinspublication, andauernd als ein Bedürfniss, bezw. ihr Fehlen als ein Mangel empfunden wird. Hoffentlich lässt sich nun auch hierfür bald Rath schaffen, namentlich wenn sich demnächst ein Verleger bestimmen liesse, die Sache vorerst auf eigene Gefahr in die Hand zu nehmen und der Verein sich nur in Gestalt theils kleinerer

Digitized by Google

Jahreszuschüsse, theils auch privater Unterstützung — Subscription oder Kauf — durch die Mitglieder daran betheiligte.

Ein anderes Ziel unseres Sorgens und Mühens, die dereinstige Begründung eines Gobineauheims, erscheint ebenfalls schon jetzt in grössere Nähe der Erreichungsmöglichkeit gerückt. Frau Gräfin de la Tour hat vor Kurzem den gesammten handschriftlichen Nachlass Gobineaus in meine Hand gelegt und zugleich angeordnet, dass die noch in ihrem Besitze befindlichen Andenken und Kunstwerke (darunter das lebensgrosse Originalporträt Gobineaus), sowie die erhaltenen Reste seiner Bibliothek, nach ihrem Tode hiermit vereinigt werden sollen. Ich selbst denke meine eigenen entsprechenden Sammlungen im Laufe der Zeit diesen Schätzen anzugliedern und habe ausserdem Schritte gethan, um sie durch Erwirkung von Schenkungen zu vermehren. Ein überaus schöner Anfang ist nach dieser Seite gemacht worden durch die hochherzige Schenkung des Herrn Grafen von Prokesch-Osten in Gmunden, welcher die Briefe seines Vaters an Gobineau, zur Ergänzung derer Gobineau's an ersteren, unserer Sammlung überwiesen hat, wodurch diese nun eines ihrer kostbarsten Werthstücke vollständig besitzt. Weiteres steht in Aussicht.

Gewiss wird es nicht ganz leicht sein, eine definitive Heimstätte für dieses alles ausfindig zu machen. In Deutschland wird sie nach dem Spruche des Schicksals und dem Verhalten der beiderseitigen Völker vermuthlich sein müssen; und hier wiederum liegt der Gedanke nahe, nach einem Fürsten, einer Regierung, einer Stadt oder einer Stiftung auszuschauen, die etwa unsere dessen immerfort noch sehr bedürftige Sache eine Reihe von Jahren in einer Weise unterstützte, dass wir ihr zum Dank dafür jene Sammlungen vermachten. Es wäre schön, wenn auch unsere Freunde nach dieser Richtung auf der Wacht stehen wollten.

An Vorlesungen der Renaissance sind zu verzeichnen: Zwei Veranstaltungen in grösserem Privatkreise durch Herrn Oberlehrer Richard Elster in Braunschweig im Winter 1900—1901; Scenen aus Julius II., mit einführenden Worten des Herrn K. Martin, durch Herrn Freiherrn von Ledebur in der Ortsgruppe des Jungdeutschen Bundes zu Freiburg i. B. am 9. Februar 1901; Scenen aus Michel Angelo durch den grossherzoglich oldenburgischen Hofschauspieler Herrn Paul Prina in der litterarischen Vereinigung zu Berlin am 3. Juni 1901; endlich der Vortrag der Hauptscenen des gesammten Werkes an zwei besonderen Abenden durch Herrn Carl Bender, herzoglich sachsen-coburg-gothaischen Hofschauspieler, in Schwerin am 26. und 28. Oktober 1901. Ueber eine Vorlesung, die Luise Dumont im Winter 1900 – 1901 in Berlin mit grossem Erfolge gehalten haben soll, habe ich Näheres nicht in Erfahrung bringen können.

Sehr rege hat sich neuerdings die Vortragsthätigkeit in unserer Sache gestaltet. Am 19. November 1899 sprach zu Berlin im Diskussionsclub Herr Dr. A. Seeliger „über Gobineaus Gedankensystem“; am 17. März

Digitized by Google

1900 ebendaselbst in der nationalen Vereinigung „Jungdeutschland" Herr Karl Sohlich über „Graf Gobineau als Forscher und Dichter"; am 12. und 23. September 1900 Herr Oberlehrer Hahne in Braunschweig, das erste Mal vor den Gymnasiallehrern dieser Stadt, das zweite Mal in polytechnischen Kreisen, „über Gobineau's Beleuchtung der griechischen und römischen Geschichte", nebst allgemeiner Einführung in sein Leben und Denken; am 14. März 1901 Herr Ingenieur Adolph Zscheyge in der „Deutsch-Bund-Gemeinde" zu Frankfurt am Main, „über Graf Gobineau und sein Racenbuch"; im Giordano Bruno-Bunde zu Berlin gab Herr Theaterdirector Max Martersteig verschiedene Referate über „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrâle." (Die Bewegung des Bâbysmus und das persische Theater), wie denn ebenderselbe auch in einer Reihe von Vorträgen über die Tragödie Gobineau'sche Gedanken methodisch berücksichtigte. Am 28. Oktober und 11. November 1901 hielt Herr Carl Gjellerup zu Dresden, das erste Mal vor einem grösseren Publikum in der „litterarischen Gesellschaft", das zweite Mal in einem engeren Klub, einen Vortrag, dessen Bedeutung ich, nach der mir gewordenen Einsicht in das Manuscript, nicht zum Wenigsten darin finde, dass hier zum ersten Male in Deutschland warm und schön über Gobineaus grösstes Werk, den „Amadis", öffentlich gesprochen worden ist. Am 15. November 1901 redete wiederum Herr Oberlehrer Hahne im Braunschweiger Kunstclub über „Gobineaus Racentheorie", am 26. November 1901 im akademischen Verein „Ditmarsia" zu Kiel Herr Dr. med. Wolfgang Schultz über das Racenwerk; im Dezember 1901 endlich hat zu Stuttgart, im Zweigverein der „Alliance française", einer Vereinigung, die sich die Ausbreitung französischer Ideen und französischer Litteratur im Auslande zum Ziele gesetzt hat, der dortige französische Konsul, Herr Jules Lefaivre, einen Vortrag über Gobineau gehalten, der als erster ernstlicher Vorstoss von französischer Seite erfreulich symptomatische Bedeutung hat.

In der Litteratur ist es kaum mehr möglich, die Wirkungen des Gobineau'schen Racengedankens, der inzwischen Feuer gefangen und in hunderterlei Anwendungen und Umbildungen weitergewirkt hat, im Einzelnen mehr zu verfolgen. Es müsste sich Einer ganz diesem Thema widmen können, um einigermaassen auf dem Laufenden zu bleiben und zu erhalten. Dem Unterzeichneten ist dies zur Zeit nicht vergönnt. An dieser Stelle vollends muss er, unter Verweisung auf den vorigen Bericht Seite 5—8 und auf seinen unten angeführten Artikel der Münchener Allgem. Zeitung, in welchem er wenigstens eine Auswahl des ihm bekannt gewordenen Wichtigsten zu geben versucht hat, sich darauf beschränken, eine kurze Nachlese einiger weniger, insbesondere solcher Werke zu geben, um deren Besprechung er ausdrücklich von den Verfassern gebeten worden ist.

„Heimkehr. Ein Beitrag zur Lösung der Rassenfrage von Aryaduta." (H. Grosset) Chemnitz 1900. Neben manchem subjectiv Befremdenderen viel

Digitized by Google

Treffendes und Gesundes. Besondere Aufmerksamkeit verdient das eingehende Kapitel über Russland Seite 28—37 (der Verfasser ist Deutsch-Russe).

H. Driesmans. „Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung." Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig 1900. Derselbe, „Die Wahlverwandschaften der deutschen Blutmischung." (Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte zweiter Theil). Ebenda 1901. Der Grundgedanke des Verfassers ist der, dass alle Kulturen, welche die Welt bisher gesehen hat, sich auf einer Blutmischung aufbauen, dass „das Blut als weltgeschichtliche und die Blutmischung als kulturgeschichtliche Macht bei aller Geschichtschreibung als ausschlaggebender Faktor in Rechnung zu ziehen sei." Er selbst will, statt der bisher vorwiegend beobachteten äusseren Merkmale (Sprachen, anatomischer Bau etc.) mehr die inneren (psychischen und geistigen) für die Erkenntniss und Charakteristik der Racen verwandt wissen. Als ein Hauptmittel hierfür gilt ihm namentlich auch die Betrachtung der grossen Männer aller Racen und Völker, worin er freilich, wie überall, gar zu schnell und zaglos vorgeht. Wären wir da, wo Driesmans schon glaubt Posto fassen zu können, so wären wir ungefähr am Ziele. Seine Methode ist der Idee nach richtig, in der praktischen Anwendung aber vielfach bedenklich, da er der Phantasie zu sehr die Zügel schiessen lässt. Wo er dagegen materiell das Richtige trifft, da findet sich des Geistvollen und wahrhaft Vortrefflichen die Fülle.

Wilibald Hentschel, „Varuna". Eine Welt und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkte des Ariers. Band I, Leipzig 1901. Ein eigenartiges und in jedem Falle sehr geistvolles und anziehendes Buch, über das sich freilich ein abschliessendes Urtheil erst wird gewinnen lassen, wenn es vollendet vorliegen wird. Die socialen, ethischen und allgemein culturellen Hauptfragen, welche unsere, wie im Grunde alle Zeitalter, bewegen, werden hier mit dem Lichte der Race durchleuchtet von einem ächten Arier, der weit mehr noch als durch seine ethnographischen Schilderungen und Betrachtungen, durch seine Anschauungen in Betreff jener Fragen uns wahrhaft nahe tritt.

Wie hier ein hochbegabter Dilettant, so hat inzwischen auch die sociologische Fachwissenschaft begonnen, sich mit Gobineau's Problem ernstlicher zu beschäftigen. So widmet G. Schmoller in seinem „Grundriss der allgemeinen Volkswirthschaftslehre" (Leipzig 1900) dem Thema „Rassen und Völker" einen eigenen grösseren Abschnitt (S. 139—157).

Von Litteraturgeschichten wird mir die neu erschienene deutsche von Adolph Bartels genannt, in welcher die Race als der Boden, aus welchem das Geistesleben emporwächst, methodisch berücksichtigt sein soll. Wir sehen, der Gobineau'sche Gedanke sickert jetzt auf alle Gebiete durch und wird in Bälde das Terrain unumschränkt beherrschen.

Digitized by Google

Carl Adelmann, das Hohenstaufendrama.

Den Manuscriptdruckproben dieser anscheinend weitausschauenden, jedenfalls gross und deutsch angelegten cyklisch-dramatischen Dichtung hat deren Schöpfer eine längere Einleitung vorausgesandt, die von Anfang bis zu Ende zum Besten gehört, was wir über das historische Drama zu hören bekommen können. Nur sehr schwer widerstehe ich aus zwingenden Gründen des Raumes der Versuchung, die Hauptstellen über Gobineau und seine Renaissance (S. 20—25) hier abzudrucken, der eine entscheidend reformatorische Stellung auch in der Geschichte des Dramas angewiesen wird. Selbst was die Aufführungsfrage anbetrifft, wirft der Verfasser die hoffnungsvollsten, ja zuversichtlichsten Blicke in die Zukunft. Möchte er Recht behalten.

Iwan Gilkin, „Jonas", Bruxelles 1900. Diese prophetische Allegorie eines prädestinirten Jüngers Gobineau's bringt das furchtbare Thema des letzten Gobineau in neuer Behandlung. Noch ohne Kenntniss des „ce qui se passe en Asie" und des „Amadis" ist sie geschrieben — ein bedeutsames Zeichen dafür, wie unentrinnbar die hier geweissagten Geschicke (die Ueberwucherung der abendländischen Welt durch die combinirten Mongolen und Moskowiter, der Sieg der „Uebermenschen" der Zukunft, der Milliardäre, die Erdrückung unserer Arbeit und unserer Arbeiter durch die „billigeren" des Ostens) dermaleinst sein mögen, wenn der Himmel nicht eine ungeahnte Rettung sendet. Man möchte das Haupt darob verhüllen, und man müsste verzweifeln, wenn nicht eben aus der Grundidee des Amadis letzte gewaltige Kräfte und Hoffnungen für alles Edle und alle Edlen zu entnehmen wären.

Dass Gobineau in den akademischen Hörsälen immer mehr zur Würdigung und immer mehr zu Worte kommt, wird Mancher mit Freude vernehmen; dass er selbst bis in einen Gartenlauben-Roman vorgedrungen, ist ein von einem Freunde mir mitgetheiltes Curiosum, das zur Beleuchtung der Lage immerhin nicht verschwiegen bleiben soll.

Von eingehenderen Besprechungen Gobineau's, die von August 1900 bis Ende 1901 in Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind, hätte ich im Uebrigen aufzuzählen:*)

1) Deutsch-sociale Blätter Nr. 625 vom 9. August 1900. S. 374—75. „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!" Mahnung, der Judengefahr neben, ja vor der Mongolengefahr zu gedenken. Am Schluss ein kraftvoller Hinweis auf Gobineau.

2) Ebd. Nr. 629 vom 6. September 1900. Besprechung des 3. Bandes des Racenwerkes.

3) Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 210 vom 10. Sep-

*) Kürzere Erwähnungen finden sich in der gesammten Zeitungswelt die Fülle.

Digitized by Google

tember 1900: Thomas Achelis, über den 3. Band des Racenwerkes. (Enthält auch in der Polemik manches Treffende.)

4) Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, 26. September 1900. Besprechung des 3. Bandes des Racenwerkes.

5) Frankfurter Zeitung Nr. 277 vom 7. Oktober 1900. Band II. III. des Racenwerkes, das „zu den belehrendsten zählt, die wir je gesehen haben".

6) „Deutsche Welt", Jahrg. 2, Nr. 53 (30. September 1900) Fr. Lienhard über den vierten Bericht der Gobineau-Vereinigung. Ebendaselbst Nr. 2 (Jahrg. 3) vom 14. Oktober 1900 Erwiderung darauf vom Unterzeichneten.

7) Bayreuther Blätter, Jahrg. 23, St. 10/12. Litterar. Anzeigen, und vergl. S. 325 über Chamberlain.

8) „Deutsche Welt", Jahrg. 3. Nr. 6. 1900. Friedrich Lange, „Gobineau und Nietzsche". Dieser von wahrem Verständniss und wuchtigster Begeisterung für Gobineau und die grossen Ideen, die er verkörpert, getragene Aufsatz muss als eine That bezeichnet werden, eine der bedeutsamsten und der nothwendigsten Thaten, die es z. Z. zu thun galt. Kaum irgend etwas Anderes könnte ja auf die Dauer dem Gobineau'schen Ideale schädigender in den Weg treten, als das von so vielen damit verwechselte und zusammen genannte Nietzsche'sche Pseudoideal. In markigen Worten wird denn nun hier die so nothwendige Scheidung vorgenommen, der „Luftarchitekt, der Komet Nietzsche dem Monumentalbaumeister, dem Fixstern Gobineau, des Ersteren Aristokratie der Willkür und Ueberspannung der Gobineau'schen Aristokratie der Natur und Gesundheit" gegenübergestellt.

9) „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Beilage Nr. 18 vom 22. Januar 1901. Karl Gjellerup, „Graf Gobineau in Deutschland". „Jedenfalls beruht die Grösse Gobineaus nicht auf dichterischen Thaten, sondern auf seinem Racenwerke, das nicht genug zum eindringlichen Studium empfohlen werden kann." Im Sinne dieses Schluss- und gewissermaassen Leitsatzes wird das Racenwerk in diesem Artikel mit Verständniss und Wärme, Gobineau als Dichter dagegen weniger gut behandelt. Wir sollen ihn als solchen stark überschätzt haben und eine Reaction dagegen geboten erscheinen. Zum Glück ist der Verfasser später wenigstens durch die Lectüre des „Amadis" eines Besseren belehrt worden.

10) „Jung-Deutschland", Zeitschrift des Wartburgbundes, Jahrg. 2 Nr. 23, 24. Jahrg. 3 Nr. 1 (December 1900—Januar 1901). „Ueber den Grafen Gobineau". In Tendenz und Auffassung dem zuvor genannten Artikel diametral entgegengesetzt. Im Racenwerk wird Vieles beanstandet, als Dichter dagegen Gobineau so hoch gestellt, „dass man schon die vollkommensten Erzeugnisse der Weltlitteratur heranziehen muss, wenn man ihm nicht unrecht thun will".

11) „Archiv für Religionswissenschaft" (herausgeg. von Prof. Th. Achelis). 1900. Nr. 12. S. 75—78. Besprechung der Neuausgabe von

Digitized by Google

„Asie centrale“ durch Ferdinand Justi in Marburg. Diese vollkommen unbefangene und gerechte, durch keinerlei kleinliche Beimischung verkümmerte Würdigung des „als Denker, Schriftsteller und Orientalist gleich bedeutenden“ Gobineau seitens eines unserer namhaftesten Fachmänner thut nach so Manchem, was wir früher aus Gelehrtenkreisen heraus erleben mussten, doppelt wohl und deutet, im Verein mit den parallelen Aeusserungen Barbier de Meynards, auf die wir in unserem letzten Berichte hinzuweisen hatten, auf den erfreulichen Umschwung, der sich allgemach in jenen Kreisen vollzogen hat.

12) „Casseler Allgemeine Zeitung“, Jahrg. 17. Nr. 9 (9. Januar 1901). G. W(ittmer), „Graf Gobineau über die Civilisation der Chinesen“.

13) „Südwestdeutsche Schulblätter“, Jahrg. 18. Nr. 2. S. 65. Empfehlende Besprechung des „Alexandre“ für die Gymnasien, von J. Haas.

14) „Magazin für Litteratur“, Jahrg. 70. Nr. 5. Th. Achelis, „zur Psychologie der Racen, mit besonderer Rücksicht auf das Buch von Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen.“

15) „Petermanns geographische Mitteilungen“ 1901. Heft 1. Litteraturbericht. Allgemeines, Nr. 31. Kritische Besprechung des Racenwerkes durch A. Vierkandt, auf die vielleicht an anderer Stelle zurückzukommen sein wird.

16) „Der Türmer“. Monatsschrift, herausgeg. von J. E. Frhrn. von Grotthuss. Jahrg. 3. Heft 7. April 1901. S. 66 ff: Karl Berger, „Graf Gobineaus Racenwerk“.

17) „Akademische Monatsblätter“, Jahrg. 13. 1901. S. 130 (in der Uebersicht der „Litteratur der Culturgeschichte“): Besprechung des Racenwerkes von Martin Spahn. „Es liegt damit (mit dem 4. Bande) ein Werk in deutscher Sprache vor, das doch zu den erstaunlichsten Leistungen der Litteratur des letzten Jahrhunderts zählt“, und das dann nun im Folgenden mit kräftigen Worten dankbarer Bewunderung näher charakterisirt wird.

18) „Deutsche Zeitschrift“. Jahrg. 14, Heft 14 (April 1901), S. 438 ff. Albrecht Wirth, „Gobineau“. Die erfreuliche (und bisher leider nur zu ausnahmsweise) Erscheinung eines Selbstdenkers, der in den Materien der Racenfrage zu Hause ist und wirklich Etwas dazu beizubringen weiss. Gobineaus Werk kommt nach manchen Seiten voll zur Geltung, und auch die Ausstellungen am Einzelnen wird man vielfach unterschreiben können, froh, den Geist des Ganzen so verstanden und gewürdigt zu sehen.

19) „Die Post“. Jahrg. 36. 1901. Nr. 187 und 189 vom 23. und 24. April 1901. Dr. Alfred Seeliger, „Graf Gobineau“. Ein liebevoll eingehender, von grösster Begeisterung für den Staatsmann und Menschen, den Denker und Dichter Gobineau getragener Aufsatz. Eine Verherrlichung unseres Helden als eines erhabenen Hortes der idealen Güter in unidealer Zeit, die sicher viel Gutes wirken wird, selbst auf die Gefahr hin, dass die Kritiker auf einige Abzüge dringen sollten.

Digitized by Google

20) „Politiken“ (Kopenhagen). 8. März 1901. Carl Gjellerup, Grèv Gobineau.

21) „Allgemeine Zeitung“, München. Beilage Nr. 130, 131, 132 vom 10.—12. Juni 1901. Ludwig Schemann, „neue Bewegungen auf den Gebieten der Geschichts- und Völkerkunde“. Eine Skizze der geistigen Bewegung, die sich an die That und das Werk Gobineaus geknüpft hat oder doch knüpfen lässt, in einer Charakteristik ihrer Hauptgestalten.

22) „Neue Bahnen“, Wien. 1901. S. 191/192. H. Graevell über Gobineaus „Alexandre“.

23, 24) Bayreuther Blätter 1901, Stück VII/IX. Besprechung des Racenwerkes Bd. IV durch den Herausgeber unter den litterarischen Anzeigen; ferner Stück X/XII „nach dem deutschen Racenbuche“, vertraulich-offener Brief an H. v. Wolzogen vom Unterzeichneten.

25) „Grazer Tagblatt“. Nr. 204, 205 vom 26. und 27. Juli 1901. Friedrich Hofmann, „Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen“.

26) „Die Post“. Jahrg. 36. Nr. 385, vom 18. August 1901: „Der germanische Gedanke in Frankreich.“

27) „Deutsche Welt“. Jahrg. 3. Nr. 48, vom 1. September 1901. Karl Berger, „Germanenblut in der Völkergeschichte“. (Besprechung des vierten Racenbandes.)

28) 29) „Magazin für Litteratur“. Jahrg. 70. Nr. 36, vom 7. September 1901. „Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur.“ Band 23, Heft 4—6, S. 133 ff. Besprechungen des „Alexandre“. Während in dem erstgenannten, wie in den unter Nr. 13 und 22 aufgeführten Artikeln eine warme, oder doch wohlwollende Sprache erklingt, kommen wir in der „Zeitschrift“ weniger gut weg. Der dort das Wort führende Fachmann, Herr R. Mahrenholtz, ist einer von Denen, denen Gobineau offenbar Nichts, auch gar Nichts sagt. Das nahezu völlig Ausnahmsweise einer solchen Besprechung ist das Erfreuliche daran.

30) „Neue philologische Rundschau“ (Gotha, F. A. Perthes). Jahrg. 1901, Nr. 19, S. 445 ff. Prof. H. Bihler, über „Alexandre“. Besonders warm und verständnissvoll.

31) „Allgemeine Zeitung“. Beilage Nr. 199 vom 31. August 1901. Fritz Friedrich, „Gobineaus nachgelassene Alexander-Tragödie.“ Ein sehr ernstlicher, verständiger Versuch einer Würdigung. An der Hand von Freitags „Technik des Dramas“ werden die Mängel des Stückes nachgewiesen, aber zum Glück ist der Verfasser auch für seine Vorzüge nicht blind und steht Gobineau im Ganzen sogar sehr warm gegenüber.

32) „Pädagogisches Archiv“ (Braunschweig). Dezember 1901. H. Graevell, über den vierten Band des Racenwerkes.

33. „Journal de Bruxelles“, supplément du 17. november 1901. Iwan Gilkin „Amadis“. Ein Artikel, der als Erstling über Amadis, als Bahnbrecher unserer Sache in Belgien, wie endlich als das Erzeugniss eines

Digitized by Google

hochbedeutenden, Gobineau wahrhaft verwandten Geistes, gleichermaassen der Beachtung würdig ist.

34) „Deutsche Zeitschrift“, Nationale Rundschau etc. Herausgegeben von E. Wachler, Jahrg. 15. 1901. Heft 5. S. 150 ff. Fritz Lienhard, „ein Drama von Gobineau“. (Alexandre.) Mit schönem Verständniss redet hier ein Mann, der selbst ein ächter deutscher Dichter ist, über ein Werk, das sich äusserlich mehr als andere Gobineau'sche französisch gibt und doch uns Deutschen so viel sagen sollte.

35) „Die Zeit“, Wien, Band XXIX vom 30. November 1901. S. 133 ff. „Gobineaus Rassentheorie“ von Carl Jentsch. Eine sehr gut orientirende Besprechung eines Mannes, der mit eigenem Denken zu der grossen Frage Stellung nimmt. Mancherlei Vorbehalte hindern ihn nicht an einer vollen Würdigung des Wesentlichen und Grossen in Gobineau.

Alles in Allem haben wir Ursache genug, froh und dankbar zu sein im Hinblick darauf, wie sehr sich Gobineau in den Kämpfen unserer Zeit als arisch-germanische Macht bewährt, wie unerwartet schnell er sich bei uns eingebürgert hat. Der Unterzeichnete verspricht auch fernerhin, treulich dahin zu wirken, dass es so weiter gehe. Wieviel von den verschiedensten Seiten von ihm und von dem Vereine verlangt wird, das erfährt am Ende wohl nur er. Doch soll dies kein Grund zum Verzagen sein, dass nicht Eines nach dem Anderen auch werde erreicht werden, wenn uns nur unsere Freunde nach wie vor die nöthigen Mittel und Mitglieder dafür gewinnen.

Freiburg i./B., Februar 1902.

L. Schemann.

Digitized by Google

IV.—VI.

Briefe gehören unter die wichtigsten Documente, die der einzelne Mensch hinterlassen kann, und als dauernde Spur eines Daseins, eines Zustandes, sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. (Goethe.)

Duldung soll das Nichtwesentliche dulden und wohl danach sehen, welches dies ist; aber wir sind am Ende nicht blos dazu hier, um zu dulden: wir dulden keine Lügen, Diebereien, Schlechtigkeiten, wenn sie sich uns anhaften, wir sagen zu ihnen: du bist falsch und unausstehlich! Wir sind hier, Lügen auszurotten und ihnen in irgend verständiger Weise ein Ende zu machen. (Carlyle.)

Soll über unser Deutschland alle Sinfluth strömen? Sollen wir uns von allen faulen Wassern aus eitel Menschlichkeit überschwemmen lassen? Wir als Mittelpunkt der europäischen Erde haben das Unglück der Völker so oft mit unserem besten Blut ausbaden müssen! Sollen wir dafür in alle Ewigkeit leiden, dass wir so gütig und wahrhaftig sind? Sollen wir endlich auch noch das ganze Judenthum der Welt auf die allzugeduldigen Schultern nehmen? (Arndt.)

Anton Pusinelli.

Von all den zahlreichen Gedenkworten, welche wir während eines Vierteljahrhunderts in unseren „Blättern“ dahingeschiedenen Freunden zu widmen hatten, galt das erste, im Aprilstücke des Jahrgangs 1878, dem Geh. Hofrath Dr. med. Anton Pusinelli, der am letzen Märztage nach längerem Leiden in Dresden gestorben war. „Als noch junger Arzt“ — so hiess es damals in unserem Nachrufe — „hatte er im Jahre 1843 in der Nähe Wagners gewohnt, der soeben von Paris nach Dresden gekommen war, um dort nach der Aufführung seines „Rienzi“ zum kgl. Kapellmeister ernannt zu werden. Bei Gelegenheit eines von der Dresdener Liedertafel dem jugendlichen Künstler dargebrachten Ständchens hatte sich Pusinelli ihm zuerst genähert und seine wahre, ungewöhnlich innige Ergebenheit ihm zu erkennen gegeben. „Es war eine Ahnung von Richards Grösse, die mich gleich anfangs zu ihm hinzog; denn verstanden habe ich ihn damals noch nicht“, schrieb er hierüber noch in seinem letzten Briefe und fügte das uns Allen mahnend bedeutungsvolle Wort hinzu: „Die Epigonen haben es leichter!“ Bald trat er mit ihm in einen gegenseitig wohlthuenden Freundesverkehr, ward sein sorgsamer Hausarzt und bewies sich in der

Digitized by Google

Folge, bei den äusseren Schwierigkeiten, die sich über dem Leben des in einer ihm urfremden Welt einzig seinem Ideale nachstrebenden Künstlers anhäuften, als eifrig thätiger Berather. Seitdem hat sich 35 Jahre hindurch die Freundschaft beider Männer, soweit das Leben sie auseinander führte, unverändert warm und rein erhalten. Die Liebe zur Person des Meisters übertrug sich auch auf seine ideale Sache; das Verständniss für den Künstler ward dem Freunde ein immer innigeres und klareres; noch am Ende des vorigen Jahres (1877) übernahm Pusinelli, obwohl schon leidend, mit freudiger Bereitwilligkeit die Vertretung unseres neu gegründeten Vereines für Dresden, und es war ihm besonders schmerzlich, dass er, als sein Leiden sich verschlimmerte, dafür wirklich thätig zu sein sich verhindert finden musste. Der „Parsifal“, den er, als der Einzige, bereits in Manuskript zu lesen erhalten hatte, warf in seine traurige Leidenszeit ein letztes, entzückend-tröstliches Licht, und noch einmal konnte er in schönen, innig empfundenen Worten seinen Dank für die letzte Liebesgabe seines grossen Freundes aussprechen, die er als „eine neue Grossthat des deutschen Geistes“ pries. — —“

Vom Rienzi bis zum Parsifal! Die Namen der Werke bezeichnen uns die ganze Fülle der Zeit und des Lebens, durch welche diese wunderbar treue Freundschaft gewährt und einen jeden der beiden Männer von so verschiedener Art begleitet hat. Es ist selten etwas Aehnliches dem so liebebedürftigen Genius des Künstlers als Menschen zu theil geworden; selten aber auch ward nicht nur seine Persönlichkeit, sondern ebensosehr das Verhältniss des menschlichen Freundes zu einem Genie in gleichem Maasse richtig verstanden! Es ist so schwer für den Grossen wirkliche Freundestreue zu finden, nicht nur zeitweilig aufflammende Begeisterung oder dargereichte Hilfe, die wieder zurückschreckt, wenn sie meint, es werde ihr nicht genügend „gedankt“, oder Andere, die in einem drängenden Moment eher bei der Hand waren, hätten sie aus dem Gedächtnisse des Grossen verdrängt. Und es ist ja auch nicht leicht, das Glück recht zu tragen, eines Grossen Freund zu sein, ohne allzu kleinlich zu werden, ihm gegenüber, indem man nur eben bleibt, der man ist, Jener aber auch, und keine wahre innere Steigerung des eigenen Wesens stattfindet, um die Kluft zwischen Gross und Klein zu überwinden. Wenn es einmal völlig gelingt, dann freilich ist auch im Freunde eine Grösse, die moralische Grösse, zu bewundern, welche ihn der Freundschaft des Grössesten nicht unwürdig gelten lässt. Aber wenn wir das ganze Leben Wagners überblicken, mit all seinen vielen menschlichen Beziehungen, oft so voller Feuer und Hingebung, bis zu herrlichsten Momenten gesteigert: fast will es uns bedünken, als wäre doch eine derart völlig ungestörte, lückenlos ununterbrochene und niemals erschütterte oder getrübte, lebenslange Freundschaft, wie diese zwischen dem Meister und seinem „lieben Pussel“, wenn nicht das einzigste, so doch sicher ein sehr vereinzeltes Beispiel für die Möglichkeit solcher idealen Beziehungen überhaupt.

Digitized by Google

Dies wird uns in ergreifender Weise klar, wenn wir nun, nach 24 Jahren, jenem Nachrufe eine Veröffentlichung aus den Briefen Wagners an Pusinelli folgen lassen dürfen, welche die ganze Zeit von 1843 bis 1877 umfassen und zu den menschlich schönsten gehören, die wir von ihm kennen, eben weil sie uns überall, in den denkbar schwierigsten Situationen, auch diese unveränderte rührende Gestalt des treuen thätigen Freundes zeigen, wie er neben dem Grössten bis zuletzt besteht. Denn ihm war es im schlichten Gemüthe tiefbewusst geworden, dass der grosse Freund nur Liebe, nur Lebenserleichterung, nur Hingebung und Treue brauchte, und dass, diesen Freund zu haben und ihn lieben, ihm helfen zu können und Alles zu geniessen, was er nicht nur uns, sondern der Menschheit ist und Unermessliches gibt — dass dies allein ein Dank ist, der alle Leistungen menschlicher Freundschaft unvergleichlich weit überbietet, ein Dank, der uns wohlthuend von allen „Ansprüchen" befreit, die sonst im Hin und Wieder menschlicher Beziehungen ihren reinen moralischen Werth so häufig nur trüben und verringern. Wie tief dankbar aber gerade der Meister in seinem grossen Herzen solchen seltensten Vollwerth wahrer Freundschaft empfand, das spricht aus allen diesen Briefen, von jenem ersten an, darin er sein Gefühl in das schöne Wort fasste: „Es gibt einen Blick, woran man sich erkennt", und wo er bereits von dem „Freunde" spricht, „dem gegenüber man sorglos sein kann", was die Welt Einem nie erlaubt!

Wenn so Viele mit dem „Verständniss" für den Genius begannen, dann aber hinterher gerade am Verständniss des Menschen scheiterten und den unschätzbaren Werth der Freundschaft im Eigendünkel fahren liessen: bei Pusinelli hat ein umgekehrter Vorgang die grosse Beziehung erst tief befestigt. Es gibt einen Brief noch aus der Zeit der ältesten geschäftlichen Verlegenheiten, in welche der Meister durch das unselige Verlagsverhältniss bezüglich seiner ersten Werke in Dresden gerathen war; daraus ersieht man, wie auch Pusinelli einmal in Zweifel hatte gerathen wollen, ob es ihm möglich sein werde, den grossen Freund immer ganz verstehen zu können. Da hat er aber den schönen Muth gehabt, dies offen auszusprechen, und eben diese edle Aufrichtigkeit musste ihm den Meister, der einst den „Blick" in ihn gethan, nun erst völlig verbinden, aber auch ihn, da Jener ihn nun um so fester hielt, unlöslich bis an's Ende seiner Tage im beglückenden Doppelbunde von Glauben und Liebe erhalten. Hier ward auf dem festen Grunde der Wahrhaftigkeit, ohne Täuschung und Scheinspiel, aus dem letzten Wahne des Nichtverstehens die wachsende Gewissheit und Bestätigung des Verständnisses, das auch in den allerschwersten Prüfungen und Lebenslagen sich bewähren musste.

Nachdem in jenen Dresdener Jahren die Freundschaft Pusinelli's sich bei den elenden, zuletzt immer auf den leidigsten Geldpunkt hinzielenden Geschäftsnöthen hatte bethätigen müssen, wo jeder Andere wohl bald genug verzweifelt oder ernüchtert worden wäre: da konnte ihm der ver-

Digitized by Google

bannte Künstler aus der Schweiz schreiben: „Sei versichert, dass ich nie das Freundliche, Sinnige, Hingebende Deiner Erscheinung für mich in Dresden aus der lebhaftesten Erinnerung verliere; es ist mir wenig dieser Art im Leben widerfahren, und die wenigen Fälle sind die einzigen, die mich die Einsamkeit vergessen liessen, in der ich mich nun einmal durch dieses öde, mir so heterogene Weltgetriebe durchschlage?“ (17. 2. 1855). Und als dann in den folgenden Jahren, nachdem auch das Schweizer Asyl aufgegeben war, dem Freunde eine noch viel schwerere, intimere Sorge, eine noch viel zarteres Verstehen erfordernde Fürsorge, hatte aufgebürdet werden müssen, — als es sich darum handelte, der unglücklichen, schwer kranken und daher tief gereizten Frau Minna in Dresden ein möglichst ruhiges, wohlthuend gesichertes Dasein zu verschaffen und zu erhalten, während die grausamen Schicksale des Genies den Mann, der die Meistersinger schon im Geist und Herzen trug, ohne bleibende Statt durch die Welt jagten: da wiederum hören wir aus aller Noth den aufatmenden Ruf des Meisters von Penzing her zum alten Dresdener Freunde dringen: „Es ist doch etwas, wenn einem das Herz wieder einmal aufgeht! Und mit der Freundschaft geht's wie mit dem Wein: je älter, desto herzstärkender!“ (20. 3. 64). Und ein Jahr später, als jene Sorgen sich nur noch gesteigert hatten, und auch der „Arzt“ nur Bedenklichstes über den leidenden Zustand der Armen melden konnte, da, während des Meisters umgetriebenes Lebensschiff nun anscheinend einen Hafen des Glücks in der Huld eines liebenden Königs erreicht hatte, gedachte er wiederum auch jetzt des Altgetreuen mit den beglückenden Worten: „Habe Dank, mein treuer, edler, herzlich geliebter Freund, für alle Güte, die Du mir stäts bewiesen. Du wirst in der Geschichte meines Lebens hell, schön, warm und hold strahlen!“ (7. 12. 65.) Dies ist es eben, was in dieser unserer heutigen Veröffentlichung wohl am Deutlichsten und Erfreulichsten zu Tage tritt. Sie ist ein Denkmal des Meisters für seinen ältesten und treuesten Freund. —

Aber auch noch mehr! Wo immer der Meister sich frei äusserte, setzte er sich selbst ein Denkmal, das wohlbetrachtet sein Wesen uns klarer erkennen lässt. Was aber erblicken wir ganz besonders in diesem Falle? Einen Zug, der gerade diese zwei so verschieden erscheinenden Individualitäten im Grunde ihrer deutschen Natur doch innig verband und ihre Freundschaft noch tiefer erklärt. Wenn man des Künstlers Leben nur von Aussen anschaut, wie es an seinen Erlebnissen, unter den feindseligen Einwirkungen des stäten Widerstandes der Welt, sich bekundet: so kann es leicht den Eindruck des Excessiven hervorrufen. Nun ist wohl „excessiv“, im Vergleich zum Leben, jede grosse und wahrhaftige Kunst, wie ja das Genie an sich ein „Excess“ der Natur genannt werden mag. Das hat aber nichts zu thun mit jenem zeitweilig hervorbrechenden Excessiven der menschlichen Natur selber. Bei Wagner war diese ihm eigenste

Digitized by Google

Natur jedenfalls von anderer Art. Tritt sie einmal so ungestört und offen hervor, wie in diesen Briefen, so müssen wir vielmehr bemerken, dass die so auffälligen excessiven Momente des Ausdruckes nur die Wirkungen eines tiefsehnsuchtsvollen und schmerzlich gesteigerten Entbehrens und Verlangens nach Ruhe waren. Diese Ruhe aber ist hier nicht etwa nur als Gegensatz zur Unrast des Lebens zu fassen, sondern das heftige Begehren nach ihr deutet auf ein wesentliches Element in der Eigenart des Menschen Wagner hin. War dieser doch überall und selbst in den verworrensten und zerrissensten Augenblicken und Situationen seines Lebens stäts ein so wunderbarer Mensch der Ordnung, der Tagesregel, der Arbeit gewesen. Ruhe und Arbeit vereinen sich sehr gut in der deutschen Natur und finden ihre besondere Sphäre im lebendigen Behagen eines traulichen Familienlebens. Eben die Sehnsucht danach, welche die Stürme des Aussenlebens ihm niemals wollten zur Stillung kommen lassen, durchzieht diese Briefe an einen deutschen Mann und Freund, der sich dessen im schönen bürgerlichen Frieden erfreuen durfte. Dies allzuselten beachtete Moment sei hier hervorgehoben, da ein Brief aus dem Jahre der Noth vom „Frühlingsanfang" 1864, der gerade dieses Gefühl zum vollsten Ausklingen bringt, nicht mitgetheilt werden kann. — —

Es ist ohne Weiteres begreiflich, dass Briefe so persönlicher und intimer Art, wie es diese waren, nur in einer sehr sorgsamen Auslese einer Oeffentlichkeit, die zum Theil noch als Mitwelt gelten darf, vor Augen gebracht werden konnten. Was aber sich veröffentlichen liess, das gibt auch dann eine wohlthuend reine Aufklärung über bedeutsame, vielfach aber noch missdeutete Punkte im Leben des Meisters, wenn irgendwelche thatsächliche Einzelheiten, die der Vergangenheit angehören, dabei auch nicht völlig wieder hervorgezogen wurden. Nicht allein, dass manches in der That eben gar Niemandem gehört als dem Schreiber und dem Empfänger, am Wenigsten einer unkontrollirbaren Oeffentlichkeit —: Vieles besonders von den rein geschäftlichen Dingen würde in dem schönen grossen Freundschaftsbilde, wie es heute und hier gegeben werden soll, nur als ein längst veraltetes, störendes Kleinwerk noch wirken. Auch versteht es sich, dass etliche kleinere gelegentliche Schreiben aus der Fülle des vertraulichen Austausches durchaus eines allgemeineren Interesses entbehren, und allerlei überhaupt nicht wiederholt zu werden brauchte, da es aus anderen Quellen her genügend bekannt ist und nicht zur besonderen Charakteristik dieses Verhältnisses, der Persönlichkeit Pusinelli's und was sie dem Meister war, beizutragen vermag. Ist es doch auch so noch möglich gewesen, von den 80 Briefen, welche vorliegen, gut die Hälfte als allgemeiner Theilnahme sichere Auswahl mitzutheilen, und grossentheils sogar ohne stärkere Kürzung!

Ueberblickt man nun die ganze originale Sammlung, so findet man zunächst drei Briefe aus der Dresdener Zeit (1843—49) und ihnen un-

Digitized by Google

mittelbar angeschlossen elf aus dem Züricher Exil, welche allesammt mit jenen leidigen materiellen Nöthen zu thun haben, mit den geschäftlichen Missständen, wie sie der mittellos flüchtende Künstler in Dresden zurücklassen musste, und mit deren möglichster Regelung er dort Niemanden zu betrauen hatte als eben Pusinelli. Gab es doch dabei nicht nur praktische und materielle Hilfe zu leisten, sondern auch persönliche Beziehungen klug und zart zu behandeln, deren unlösbare Verflechtung mit den alten Geldsorgen das Gemüth des Verbannten in der Ferne noch durch Jahre peinlich bedrückte! Mit einer Cession des Verlagsgeschäftes endet diese Periode im Herbst 1856. Dann folgte der Aufbruch von Zürich: der 15. Brief, mit dem gewissermaassen der erste Theil der Sammlung abschliesst, ist schon aus Paris geschrieben (17. 1. 58) und behandelt noch eine geschäftliche Frage: die Sicherung des künstlerischen Eigenthumsrechts in Frankreich. Von dieser Zeit an nimmt in den Briefen für weitere acht Jahre das viel ernstere, schmerzlich quälende Thema der Sorge um die unglückliche Frau die Hauptstelle ein; und hier könnte es wohl als bedauerlich empfunden werden, dass doch so manches kostbare Wort aus dem zart und tief fühlenden Herzen des Meisters verschwiegen bleiben musste, weil es sich von der ganzen vertraulichsten Behandlung einer der Oeffentlichkeit sich entziehenden durchaus persönlichen Angelegenheit nicht trennen liess. Immerhin hat viel mehr gegeben werden können, als man denken sollte, und was nun zu lesen ist, das wird gewiss genügen, um die Stellung und Thätigkeit des Freundes, vor Allem aber auch das ihm geschenkte volle Vertrauen, in's rechte Licht zu setzen.

Dieser zweite Theil umfasst 28 Briefe des Meisters, aus Venedig, Paris, Bieberich, Petersburg, Penzing, Marienfeld, München (Starnberg), endlich aus Marseille und Genf, wo die Todesnachricht aus Dresden den nach den Münchener Wirren, Nervenberuhigung suchend, durch winterliche Gebirge streifenden Mann endlich erreichte. Welches Leben wiederum liegt in dieser Zeit, zwischen den einsamen venetianischen Tristan-Tagen und Nächten von 1858, nachdem das Asyl von Zürich versunken war, und dieser neuen Heimathlosigkeit von 1866! Alles klingt in den Briefen wieder! Zunächst die starke Sehnsucht nach einer behaglichen kleinen Häuslichkeit in Paris, mit der Frau vereint, durchzogen schon von Tannhäuser-Hoffnungen, Tannhäuser-Sorgen! Alsdann der Verlust auch dieser Ruhe und die erste Meistersingerzeit in Bieberich, während deren die Sorge um eine friedliche Niederlassung der kranken Lebensgenossin in Dresden den mitleidsvoll gequälten Künstler immer wieder an den bewährten Rath des treuen Freundes und Arztes sich zu wenden zwingt. Die selbe „alte Noth und Müh'“ heftet sich unabweisbar an den in eigene Nöthe immer tiefer Verstrickten, wie er in der Fremde nach Lebensmöglichkeiten, Lebensmitteln suchen muss, um endlich auch an der letzten Möglichkeit zu verzweifeln, im liebevollen Anschluss an seine heimathliche Familie eine be-

Digitized by Google

scheidene Ruhestatt für sein verzehrendes Verlangen nach Hausfrieden und Behagen zu finden, sodass er auf der Flucht von Wien, von Mariafeld bei Wille's, aus kurzer Rast in die Worte ausbricht: „Es gibt eine Grenze für alles Leiden, und ich bin hart daran. Denn alles Glück hat mich gänzlich verlassen. Lebwohl! Sei von innigstem Herzen gegrüsst!" — mit dem merkwürdigen Aufblitzen wie einer Ahnung: „Vielleicht findet sich im Laufe des Sommers eine Lösung für unsere Lage und unsere Zukunft!" (3. 4. 64.) Gerade einen Monat später war die Lösung gefunden: der nächste Brief vom 7. 5. ist schon aus der Residenzstadt Königs Ludwig!

Aus den folgenden acht Münchener und Starnberger Briefen der Jahre 1864 und 65 lässt sich bei aller Zartheit und Vornehmheit, womit die schwierige Lage des Künstlers zwischen königlicher Liebe und allzumenschlicher Gemeinheit darin berührt wird, doch nicht Alles bereits veröffentlichen. Allein nachzuempfinden ist wohl, wie wenig die dortige Existenz, welche endlich den sicheren Besitz einer Häuslichkeit versprach, den überschwänglichen „Glanz" besass, den eine neidische Welt ihr nachsagte, noch auch den Frieden, den der Meister sich ersehnte. Nur eben konnte es gelingen, frühere alte Sorgen zu beseitigen und auch den treuen Freund zu entlasten. Nur eben auch stieg ein wonniges Licht hoher Kunstoffenbarung im „Tristan" auf, den der herzlich eingeladene Freund leider nicht miterleben konnte: da wirft Schnorr's jähes Ende zuerst den Todesschatten auf das neue „Glück"! — Wir lesen, wie der Meister zu seiner Bestattung — vergeblich — zu spät — nur auf zwei Stunden — nach Dresden eilte, unfähig in seinem tiefsten Schmerze für andere Eindrücke als dieses unersetzlichen Verlustes, dieses furchtbar bedeutungsvollen Schicksals, ein kurzes Wiedersehen mit dem ahnungslosen Freunde dort vermeidet und erst nach der fortstürmenden Rückkehr von München aus über das todestraurige Erlebniss berichtet, wie wir es aus den „Erinnerungen an Schnorr" schon kennen. In die letzten widerlich-wehe loslösenden Erfahrungen der Münchener Zeit dringen dann noch wieder die verstärkten Bekümmernisse um die zunehmende Krankheit der Frau: „Sag ihr, dass sie bei allen Leiden sich mit mir trösten soll, dessen Schicksal stäts den anstrengendsten Aufregungen und Sorgen ausgesetzt bleibt, an denen nicht unmittelbar jetzt mehr sie theilnehmen gelassen zu haben mir zu völliger Beruhigung gereicht!" Dies das letzte Wort aus dem an hilflosem Mitleid so schwer leidenden Herzen des Mannes, bevor ihn dort auf der einsamen Bergfahrt die Nachricht von ihrer Erlösung trifft.

Der dritte Theil der Sammlung ist anderer Art; es liegt mehr wirklicher Sonnenschein darauf: Tribschen — Meistersinger — Siegfried das Werk und das Kind — 1870 — der Gedanke von Bayreuth — das Werden des Bayreuther Werkes — alledies, von den alten Schwergewichten der früheren Lebenssorgen befreit, nun im vollen sich selbst genügenden Freundschaftsgefühle dem ältesten Getreuen mitgetheilt, mit einer Herzlichkeit,

Digitized by Google

so warm und innig, „wie am ersten Tag“! Nur freier — heiterer — und noch beglückender auch für die späteren Leser! Wir sehen darin ein frohes Zeichen nicht nur des seelischen Zustandes, den ein endlich errungenes Dasein im Frieden menschlicher Liebesumgebung dem dessen so bedürftigen Künstler ermöglicht hatte, und woraus seinem unstillbaren Drange nach guter That frische Kraft gewonnen ward für die schon nahenden neuen Anforderungen und Aergernisse des grossen Unternehmens von Bayreuth. Wir sehen darin auch ein herrliches Beispiel dafür, dass hier eine Freundschaft lebte, die — wie sehr auch gerade einst bethätigt in Hilfeleistungen realer Art, — unverändert bestehen blieb, auch als es keine Hilfe derart mehr zu leisten gab, auch als die letzte Hilfe, die Theilnahme des Freundes an der allgemeinen Thätigkeit für Bayreuth, nur noch mehr als ein symbolischer Akt aufzufassen war.

An diesen nicht weniger als 35 Briefen des dritten Theils, so viele von ihnen überhaupt für ein öffentliches Interesse mittheilenswerth erschienen, war fast gar nichts mehr zu kürzen. Im letzten Jahre, vom Oktober 1877 bis zum März 78, während der musikalischen Arbeit am „Parsifal“, übernahm eine andere Hand die Mittheilungen an den Freund, um ihn nach des Meisters Wunsche stäts unterrichtet zu erhalten von dem Familienleben in Wahnfried und von dem Fortschreiten der künstlerischen Schöpfung, deren dichterische Grundlage er schon im Herbst 77 aktweise zugeschickt erhielt, ehe das Manuskript an den Verleger kam. Dann aber trat die leider rasch entscheidende Verschlimmerung der letzten Krankheit des Freundes ein, und am 3. April 1878 musste der Meister seinen letzten Brief, den 81sten der Sammlung, an die Wittwe richten, mit jenen ergreifenden Trauerworten, die für unsere Leser den Schluss dieser Veröffentlichung bilden sollen.

H. v. W.

Digitized by Google

Von Seiten der Familie Pusinelli's erhielten wir zu dieser Veröffentlichung noch aus besonderer Güte die nachstehenden Erinnerungen an sein Leben und Wirken, die wir mit dem Ausdrucke herzlichen Dankes dem Abdruck der Briefe voraufstellen.

Carl Franz Anton Pusinelli war geboren zu Dresden am 10. Januar 1815 als ältestes Kind des italienischen Kaufmanns Pusinelli. Er verlor seinen Vater als er dreizehn Jahre alt war und wurde seiner Mutter, trotz seiner Jugend, eine Stütze, seinen fünf jüngeren Geschwistern ein väterlicher Berather, ein treuer Freund. Dies Gefühl der Verantwortung, das den jungen Knaben beseelte, legte wohl den Grund zu dem fürsorglichen, zarten, selbstlosen und liebevollen Wesen, das den Mann in so hohem Maasse auszeichnete. Auf der Kreuzschule erhielt Pusinelli die Gymnasialbildung. Wie fleissig er war, erzählte oft der Geheimrath Stübel, der, um 15 Jahre älter, des Knaben Strebsamkeit bewunderte. Er wohnte Pusinellis gegenüber, und wenn er früh recht zeitig sich an die Arbeit setzte, sah er Anton drüben schon fleissig bei seinen Büchern. — Seine medizinischen Studien absolvierte Pusinelli in Leipzig, wo er im September 1838 promovierte. Zu seiner noch besseren Ausbildung ging er im November des selben Jahres in Begleitung eines Freundes, Dr. Löffler, nach Wien, und an diesen, den Studien gewidmeten Aufenthalt schloss sich im April 1839 eine Reise nach Ober-Italien. Er kam bis Venedig, besuchte in Nesso am Comersee das Stammhaus seiner Familie, kehrte über Salzburg zurück und traf am 18. Juni 1839 wieder in der Heimath ein. Ein sehr ausführliches Tagebuch zeigt mit wie viel Verständniss der doch noch junge Mann reiste; er schildert eingehend nicht nur Land und Leute, medizinische Institute und soziale Verhältnisse, sondern auch Bauwerke und Kunstsammlungen, sowie Eindrücke, die er in Theatern und Konzerten empfangen. Sein reines, warmes Herz empfand dabei noch die grösste Freude am Genusse der Naturschönheiten, die sich ihm offenbarten, die ihn aber nicht unempfänglich machten für die Reize seiner Heimath.

In seiner Vaterstadt liess sich Pusinelli nach seiner Heimkehr als praktischer Arzt nieder. Wie junge Aerzte zu thun pflegen, suchte auch er zunächst um eine Armenarzt-Stelle nach, und er ist Zeit seines Lebens den Armen ein liebevoller Helfer geblieben. —

Im Jahre 1842 verheirathete sich Anton Pusinelli mit Bertha Chiappone, der Tochter seines einstigen Vormundes. Eine fast zweijährige Brautzeit war vorangegangen, aus der eine Anzahl Gedichte und sonstige Aufzeichnungen vorhanden sind, die von der zarten, sinnigen Art des Liebeslebens Zeugniss ablegen. Schon im folgenden Jahre, 1843, entsprang aus der Begeisterungsfähigkeit des Arztes die Liebe für Richard Wagner, den er nach der ersten Rienzi-Aufführung aufsuchte, um ihm seine Bewunderung auszusprechen. Wie wohlthuend für Wagner die reine hingebende Freundschaft dieses lauteren Herzens war, wissen wir aus seinen Briefen. Es war

Digitized by Google

eben eine Freundschaft, eine Liebe, die Alles mit dem Freunde trägt, Freud' und Leid, und die gern von den Sorgen des Freundes auf die eigenen Schultern nimmt. Die Jahre bis zu Wagners Entfernung von Dresden verbrachten die Familien in regem, harmlos heiterem Verkehr; ihre Wohnungen lagen nahe beisammen in der Marienstrasse. — Im Jahre 1846 kaufte sich Pusinelli in einer im Freien gelegenen Strasse ein Gartengrundstück und schuf damit für seine Kinder, die sich allmählich um ihn schaarten, eine Heimath, wie sie schöner, idealer nicht gedacht werden kann. Wenn auch Schicksalsschläge nicht ausblieben, wenn der Tod auch einige geliebte Kinder raubte — besonders traurig war der plötzliche Tod eines fünfzehnjährigen Sohnes — so war das Leben der Familie doch ein überaus glückliches. Die zärtlichste Liebe verband die Gatten, die Kinder hingen mit begeisterter Hingebung an dem Vater, der trotz seiner grossen Berufsthätigkeit Zeit und Fürsorge für jedes Einzelne behielt. Er erweckte in ihnen Sinn für die Natur, schloss ihnen ihre Wunder auf, pflegte in seinem Hause aber ebenso verständnissvoll Kunst und Wissenschaften. Er selbst lernte bis an sein Lebensende nicht nur in seiner Wissenschaft, seinem Berufe, — und auch von jüngeren Kollegen, die ihn deshalb besonders verehrten — sondern nahm auch regsten Antheil an allen Zeitfragen. Pusinellis ärztliche Praxis und sein Ruf, besonders als Kinderarzt, wuchsen immer mehr; er war seinen Patienten ein zuverlässiger, energischer, ärztlicher Rathgeber, ein treuer, liebevoller Freund. Als dem prinzlichen Hause zwei Kinder nach nur kurzer Lebensdauer durch den Tod entrissen waren, wurde Pusinelli an den Hof berufen, und seinem klaren Blicke, seinem thatkräftigen Eingreifen, seinen sachgemässen Anordnungen, gelang es mit Gottes Hülfe die fürstlichen Eltern vor weiteren Verlusten zu bewahren. Sie lohnten dem treuen Arzte seine Aufopferung durch unbedingtes Befolgen seiner Ratschläge und durch freundliche, fast freundschaftliche Huld, die nicht beeinflusst wurde durch ein offenes Bekennen seiner Verehrung und Freundschaft für Wagner, sowie durch seine politische Richtung, die ihn schon 1866 seine Sympathien für ein deutsches Reich aussprechen liess. Mit jugendlicher Begeisterung nahm er dann an den grossen Ereignissen der Jahre 1870/71 theil; er trat selbst thätig mit bei der Truppenverpflegung ein. Auch dankte er, freudig unterstützt von seiner Frau, dem Kriege die Gelegenheit, seine Opferwilligkeit zu beweisen. Sein Bruder, in Havre ansässig, wurde Anfang September 1870 von dort ausgewiesen, kam nach Dresden und fand mit seiner Frau und neun Kindern für längere Zeit liebevolle Aufnahme im Hause Pusinellis.

Die Freunde hatten sich seit Wagners Entfernung von Dresden nicht wiedergesehen, aber die Briefe zeigen, dass, wenn auch Pausen im Briefwechsel eingetreten sind, es Wagner immer wieder zurückzog zu dem Freunde, bei dem er für seine genialen Ideen Verständniss und in allen schwierigen Lebenslagen Rath und — wenn es möglich war — Hülfe

Digitized by Google

fand. Leider konnte Pusinelli dem Wunsche Wagners und seinen dringenden Bitten nicht folgen, den Erstaufführungen von Tristan, sowie von den Meistersingern beizuwohnen. Mit der Widmung: „Kommst du nicht zu den Meistersingern, so kommen sie zu Dir", sandte „dem Getreuen — der Getreue, seinem Anton — Richard Wagner" den Klavierauszug der Meistersinger. Das Wiedersehen der Beiden schob sich immer weiter hinaus, bis endlich im April 1871 Wagner mit seiner Gattin nach Dresden kam. Es waren wohl schöne Stunden für die Freunde, und Wagner war in fröhlichster, fast übermüthiger Stimmung. Er spielte mit Wucht den Kaisermarsch, den untergelegten Text dazu singend, und setzte hinzu: „den singen die Töchter auf Triebschen." Mit jugendlicher Behendigkeit kletterte er auf den schräggewachsenen Stamm eines Apfelbaumes, der seinen Händen, sowie seiner weissen Weste echtesten Dresdner Russ aufdrückte.*) Es war wohl das Gefühl, in diesem Hause in erster Linie als Mensch und Freund geliebt zu sein und dann erst als grosser Mann verehrt zu werden, was Wagner so wohl that. Am Tage nach seiner Abreise, 26. April, wurde der Kaisermarsch zum ersten Male im Gewerbehause gespielt.

Ein zweites Mal besuchte Wagner mit seiner Gattin Dresden im Januar 1873. Es galt damals, Theilnahme für Bayreuth zu erwecken, und es sammelten sich um den Meister seine Verehrer, sowie die alten Liedertäfler, deren Liedermeister er einst gewesen. Ein von Pusinelli verfasster, poetischer Trinkspruch aus jener Zeit erzählt davon, wie Wagner einige seiner damals entstandenen Tondichtungen mit den Mitgliedern der Liedertafel eingeübt und zur Aufführung gebracht hat.

Zu Ende des Jahres 1873 erkrankte Pusinelli an einer Nervenentzündung im Beine. Lange hatte er mit grosser Energie gegen das Leiden angekämpft, bis es ihn schliesslich auf ein längeres Krankenlager warf. Durch eine Reise nach dem Süden hoffte er seine Gesundheit wieder zu gewinnen, er fühlte aber zu seinem Schmerze, dass seine Kraft gebrochen war, und legte deshalb im Frühjahr 1874 seine Praxis nieder. Gross war das Bedauern seiner Patienten bei diesem Entschlusse. Pusinelli konnte, frei von der übermässigen Last seines Berufes, sich noch einige Jahre seines Familienglückes freuen. Drei seiner Töchter hatten sich in Dresden verheirathet, und das geliebte Elternhaus bildete den Mittelpunkt für Kinder, Schwiegersöhne und Enkel. Auch die weitere Familie sammelte sich um das verehrte Oberhaupt, und viele Freunde kehrten bei dem liebenswürdigen, wohlwollenden Pusinelli'schen Ehepaare ein.

---

*) Einer Tochter des Hauses schrieb er ins Gedenkbuch für den 22. Mai, seinen Geburtstag:

Ja, ja, es war im Mai,
Da war ich auch dabei.
Man zog mich bei den Ohren,
Drum bin ich musikalisch geboren.

Digitized by Google

Im Juli 1876 reiste Pusinelli mit seiner Frau zu des Meisters Ehrentagen nach Bayreuth; mit Begeisterung und Freude erfüllt, kehrten sie heim. Der Wunsch, Wagner seine Gefühle aussprechen zu können, wurde Pusinelli leider nicht erfüllt. Doch er verstand in seiner selbstlosen Güte das allgemeine Ruhegebot jener bewegten und anstrengenden Tage. Wagner freilich beklagte es später sehr. Als er im September 1881 mit den Seinigen die Familie des Freundes aufsuchte, sprach er tief bewegt seinen Schmerz darüber aus, dass sein Anton sich habe abweisen lassen, „mit ihm würde er sich in ein verstecktes Winkelchen zurückgezogen und sich des Wiedersehens erfreut haben." Und als im Jahre 1882 zwei Töchter Pusinellis zu den Patronat-Aufführungen des Parsifal nach Bayreuth kamen und Wagner in Wahnfried aufsuchten, drückte er ihnen in stiller Wehmuth die Hände, dessen gedenkend, den er so gern am herrlichen Gelingen seiner Schöpfung hätte theilnehmen lassen. Er hatte dem geliebten Freunde, der im Sommer 1877 an einem schweren Leberleiden erkrankt war, den Parsifal im Manuskripte gesandt, und Anton Pusinelli konnte das letzte Werk seines Richard Wagner noch als eine letzte Freude geniessen. Am Tage vor seinem Tode spielte ihm sein Sohn das Lied an den Abendstern und die Cavatine Wolframs auf der Geige vor, und die herrlichen Töne rührten den Schwerkranken bis zu Thränen. Mit Entzücken sprach er seine Begeisterung aus und voll Dank die Worte: „Und Der war mein Freund!"

Am 31. März 1878 schied Anton Pusinelli aus dem Leben, tief betrauert von den Seinen und von Allen, denen er nahe getreten war. Wohl selten wird ein Mann so hoch verehrt, so neidlos anerkannt, so treu geliebt worden sein, als er.

Digitized by Google

I.

Mein lieber Freund,

ich habe Kopfschmerzen und bin nicht auf dem Zeuge, kann es aber auch nicht länger unterlassen, Ihren so lieben und wohlthuenden Brief zu beantworten. Glauben Sie nur, unser Eins ist eine zarte Pflanze, die der Erwärmung gar sehr bedarf, und was könnte da mehr erwärmen, als ein so gemüthsvolles Entgegenkommen als das Ihrige? Ich habe wenig Freunde, weil es mir gänzlich an der Gabe fehlt, auf deren Erwerbung auszugehen: verdienen kann ich sie mir wenig, mein guter Stern muss sie mir bescheeren. Es giebt aber einen Blick, an dem man sich erkennt, — man braucht sich bloss beim Namen zu rufen, so hat man sich gewonnen. Und so kommt alles Glück, — wer wollte daher an Ihrem Glauben zweifeln? Halten wir beide daran und seien wir Freunde für's Leben!

Und wahrlich, ich habe den Himmel zu preisen, wenn sich mir jetzt wahre Freunde zu erkennen geben! Ich bin jetzt auf dem Wendepunkte meines Lebens angelangt, den man Glück nennt: ob ich leicht dahin gelangt bin oder unter tausend Schmerzen, darnach fragt Niemand, und die Meisten, zu denen mich dies Glück geführt hat, gönnen mir es nicht. Ich sehe klar vor mir, und fühle es sogar bis zur Peinlichkeit, wie sehr ich auf der Hut sein muss, und wie sorgsam ich mein tägliches Thun überwachen muss. Das hat aber viel widerliches! Da mir immer Alles von Herzen kommt, möchte ich gerne auch sorglos sein können. Ach, wenn man wüsste, wie sehr diese Sorgen den reinen Kern des Künstlerlebens verkümmern! Dass wir Künstler und Pfiffikus zu gleicher Zeit sein müssen, das raubt der Welt gewiss manches arglos Schöne. — Für ein wahres Glück in diesem sogenannten Glücke muss es mir nun gelten, F r e u n d e zu gewinnen, und zwar Freunde, die sich wie Sie geben: die Zahl solcher wird nicht gross werden, und das ist eben das Schöne! Bleiben Sie mir treu, — mein Inneres soll Ihnen ewig offen und eigen sein! —

Ihr Brief war auch das einzige Angenehme und Erfreuliche, was ich hier erfahren habe, Sie sehen also, dass ich ohne Sie — den Freund — nur Gleichgültiges oder wirklich Unangenehmes erlebt hätte. Wir haben meist schlecht Wetter, und mein Wohlsein ist nicht das beste.

Im Uebrigen erfahre ich meist nichts wie Albernheiten, die mich übler Laune machen; davon eine Ausnahme machte ein Brief, den ich aus R i g a erhielt und worin mir Jemand über den Eindruck meines flieg. Holländers auf ihn berichtet, woraus ich ersehe, dass er gerade so gewirkt hat, wie es nur irgend in meiner Intention liegen konnte. — —

Mein Tannhäuser liegt in Ruhe, es drängt mich wenig, ihn zu rütteln; zwar habe ich die Composition begonnen, aber es ist nicht der Mühe werth davon zu reden! Mir fehlt Zweies, — R u h e und (ich muss es so nennen)

Digitized by Google

— Behagen. Ich behage mir nicht, d. h. ich bin innerlich und äusserlich nicht harmonisch gestimmt: ich bin zerstreut, und sehne mich nach Ruhe, — d. h. aber nicht die Ruhe eines Faulenzers, im Gegentheil eine concentrirte Rastlosigkeit: ich will nicht an Allerlei, sondern nur an Weniges zu denken haben. Manche Jahre werden aber wohl verstreichen müssen, ehe ich zu dieser harmonischen Ruhe gelange, denn ich habe zehn Jahre meiner Vergangenheit zu vergüten. Trotz Allem freue ich mich auf künftigen Winter: gewiss hoffe ich wenigstens doch meiner Sehnsucht nach äusserlichem Behagen entsprechen zu können, und das ist schon viel werth, denn äusserliches Missbehagen kann bis auf das Blut peinigen. — Nun habe ich einmal, wie ein rechter Egoist von mir geschwatzt, als ob ich ein Hauptkerl wäre! Das geht nun so, man liegt sich immer so entsetzlich nahe.

Ihren und Ihrer lieben Frau freundlichen Grüssen danke ich und mein Weib bestens und erwidern sie von ganzem Herzen. Freuen wir uns zunächst auf künftigen Winter!

Und nun nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren so hocherfreulichen Brief! Ganz und gar bin ich der Ihrige

Richard Wagner.

1. August 1843 zu Eiche
in Schönau bei Teplitz.

II.

Lieber Freund, so Gott will, ist dies das letzte Mal, dass ich Dich mit solch' einer Bitte belästige, die ich stets nur nach grosser Ueberwindung ausgesprochen habe.

Wenn Du mich jetzt in meiner rastlosen und aufopfernden Thätigkeit für die nächste grosse Musikaufführung sehen solltest, wie ich mich zu fünf Stunden mit Zimmerleuten, Tischlern und Musikern herumschlage, so könntest Du Dich überzeugen, von dem Mittel, das ich gewählt habe, um mich gegen die Pein zu betäuben, die mir aus den widerlichsten Sorgen — den Geldsorgen — erwächst. Bei der Gelegenheit — ich fühle es! — werde ich um manches Jahr älter: werde ich meine volle Heiterkeit je wieder erlangen? Werde ich diese innere Bitterkeit je wieder verlieren können, die mir aus diesem Contraste meines Inneren und Aeusseren entsteht? Gewiss, nur Eines kann mich retten: — wenn ich mich bald wieder zu einer neuen innigen Arbeit sammeln kann! —

Ich habe in meinem letzten Leben einmal wieder einen grossen Fehler begangen, nämlich: nach meinem ersten Glücksanlauf in Dresden zu glauben, mein Leben sei nun in die stete Laufbahn des Glücks getreten! Ich weiss nun, dass einen so brünstigen Menschen wie mir dieses Glück nicht beschieden sein kann — und diese — ohne alle Bitterkeit gefasste Ueber-

Digitized by Google

zeugung erkenne ich als die Erziehungs-Frucht an, die mich nun vollends sicher einem bescheidnen, später hoffentlich aber ungetrübten Loose zuführen wird. —

Lebe wohl, lieber Anton,

Dein Richard Wagner.

31. März 1846.

III.

Lieber Anton!

Wenn Du wüsstest, wie traurig es mich macht, nie von dem Stande des cedirten Verlagsgeschäftes eine günstige Nachricht erhalten zu können!

Freund Fischer meldete mir vor Kurzem Meser's Tod, in der Meinung, diese Nachricht würde mich bestimmen, Schritte in Dresden zu thun; natürlich überliess ich dies aber Eurem Advocaten, der an Ort und Stelle gewiss das Richtigste zu ergreifen im Stande war. Doch glaubte ich, bald, — vielleicht durch Deine Güte — eine Nachricht zu erhalten; statt dessen kommt mir soeben nur wieder die Drohung X.'s zu, mich hier wegen der Schuld, für die er seiner Zeit sich auf jenen Verlag (hat) anweisen lassen, zu verklagen. Wie viel Schlimmes habe ich daraus zu ersehen! ! — Wirklich, es ist hart, im Angesicht solchen Missgeschickes, wie es mich in Bezug auf jenes qualvoll gewahrte, einzige Eigenthum trifft, mich so behandelt zu sehen, wie es von X. geschieht. Ich lebe ja hier im Auslande rein nur durch die Freundschaft einiger mir gewogener Menschen, da ich ja ohne alles Verdienst bin: meine Theatereinnahmen, die bald auch ein Ende gefunden haben werden, dienten dazu, mich nach mehrjährigem Flüchtlingsstande wieder mit einer Haushaltung zu versehen, zugleich meiner Gesundheit nöthige Aufenthaltswechsel u. s. w. auszuführen.

Du hast keinen Begriff, wie sehr mich solche immer wiederkehrenden Widerwärtigkeiten jetzt angreifen, jetzt — wo ich des leichttragendsten Lebenselementes bedarf, um — bei immer getrübter und heftig angegriffener Gesundheit — Muth und Stimmung zur Vollendung meines grossen Werkes zu behalten. Diesen Winter habe ich zur Hälfte im Bette zugebracht; auf dem Frühjahr und Sommer steht meine Hoffnung: wenn mir nur wirkliche Ruhe einmal werden wollte! — Mit Schmerzen ist nun die Walküre fertig geworden, sie ist schöner als Alles, was ich je geschrieben — aber sie hat mich furchtbar angegriffen. — Wird mir jetzt einigermaassen Luft, Licht und Ruhe, so hoffe ich diesen Sommer den jungen Siegfried zu componiren. Aber R u h e, **Ruhe**! sonst halt ich's nicht aus! —

Verzeihe mir diese Abschweifung! Ich weiss, niemand gönnt mir das Gute mehr als Du! Glückt Alles und behalte ich das Leben, so soll — denke ich — im Sommer 1859 — vermuthlich auf einem eigens dazu construirten provisorischen Theater in Zürich mein vollendetes Werk, unter

Digitized by Google

dem Titel eines grossen Bühnenfestes, der Welt gezeigt werden: Gewiss hoffe ich dann auch Dich hier zu begrüssen; wie sollte es mich freuen, dich dann einmal wieder in die Arme zu schliessen! — Nun leb' wohl für heute! Grüsse Deine liebe kleine Frau von uns Beiden, und behalte lieb Deinen alten Freund

Richard Wagner.

Zürich, 28. April 1856.

Grüss' doch auch den armen, geduldigen, wirklich humanen und noblen Kriete bestens von mir!

IV.

Zürich, 27. October 1856.

Mein lieber Freund!

Ich konnte von Dir nichts Liebevolleres erwarten: lass' Dir abermals als meinem theueren Wohlthäter die Hand reichen, und versichern, dass ich von Deiner Aufopferung und Freundschaft tief, bis zu herzlichen Thränen der Rührung, ergriffen bin! Lass' Dir hiermit Alles gesagt sein, und überlassen wir es einer glücklichen Wendung meines Geschickes, Dir meinen Dank mit der von mir gewünschten Energie bezeigen zu können!

Liszt will den Rienzi in Weimar geben: bisher war ich sehr dagegen, weil ich es für zu früh halte, und durch Vorführung dieser älteren Richtung von mir Verwirrung anzustiften fürchte. Die Rücksicht auf Dich soll mich aber von diesem Widerstande abbringen, und ich glaube Dir voraus sagen zu dürfen, dass Rienzi in Bälde allgemein in Aufnahme kommen werde. Mit dem Holländer ist dies schon in starkem Beginnen. —

Nun nochmals — innigen, herzlichen Dank für Deine unerschütterliche Treue und Freundschaft! Gieb mir Nachricht, wie Du mit dem Verlagsgeschäft zum endlichen Ziele gelangst und sei für immer der herzlichsten Freundschaft versichert Deines

Rich. Wagner.

V.

Lieber guter Freund!

Ich bin eben bei meiner armen Frau zum Besuch, welche hier in Brestenberg zur Kur ist, um Linderung für ein schreckliches Leiden — Herzerweiterung und entsetzliche Nervenaufregung — zu finden. Da erquickte uns denn beide Dein lieber Brief, der mir hierher nachgeschickt wurde, und benutze (ich) einen freien Augenblick, um Dir sogleich meine grosse Freude darüber zu erkennen zu geben. Du kannst Dir wohl denken, wie mir zu Muthe ist, nun schon über neun Jahre jeder Möglichkeit, eine gute Aufführung meiner Werke zu hören, entrückt zu sein! So muss ich mich

denn damit trösten, dass wenigstens meine Freunde für mich hören, und wenn sie es mit so willigem, offenen Herzen und empfänglichem Gemüthe thun, wie Du, mein lieber Anton, so wird mir der Trost zum wirklichen Genuss, der mich reichlich entschädigt. Gewahre hierin den schönen Eindruck Deiner Mittheilung.

Im Uebrigen verlebe ich traurige Zeiten; meine äussere Welt erlischt immer mehr, und ich lebe fast nur noch innerlich in höchster Zurückgezogenheit. Meine einzige Erhebung ist die Arbeit, und wenn mir dazu endlich auch die Lust ausgeht, wie es kürzlich wieder längere Zeit der Fall war, so begreife ich wahrlich nicht mehr, warum noch leben? Ich bedarf jetzt grosser Ermunterungen, um auszuhalten, und solche Erfrischungen, wie Dein Brief, sind mir daher von besonderem Werthe. — Ich zweifle wohl nicht, dass endlich auch einmal eine günstige Wendung meiner äusseren Lage eintreten wird: Wenn es nur nicht Alles zu spät kommt, und es dann eindrucklos auf mich wird! — Doch wünsche ich noch herzlich soviel äusseren Erfolg, dass ich noch vor dem Ende meinen armen Freunden, die mir grosse Opfer brachten, genügende Entschädigung geben könnte. Wollen's hoffen!

Noch nie ist eine Photographie von mir gelungen: hier am Orte nun gleich gar nicht. Ich bin zu wechselnd in meinem Ausdrucke, und unter den Vorbereitungen und in der zwangsvollen Stellung entgeht mir immer der günstige Ausdrucksmoment. Doch will ich's wieder versuchen, wenn ich nach Paris komme und gewiss gedenke ich dann Deiner. Vor mehreren Jahren erschien bei Breitkopf und Härtel eine passable Lithographie nach einer ziemlich ähnlichen Zeichnung: Sieh Dir sie an, wenn sie Dir einstweilen genügt, stelle ich Dir ein Exemplar nach Deinem Wunsche zu. — Nun Gott befohlen für heute! Nimm die schönsten Grüsse von mir und meiner Frau, und erwidere die der lieben Deinigen von ganzem Herzen!

Leb' wohl! Dein

Richard Wagner.

25. Juni 1858.

VI.

Liebster Anton!

Hier sogleich zwei Zeilen als Antwort. Dein Brief ist ein gleich schönes Zeugniss für die Vortrefflichkeit Deines Geistes, wie Deines Herzens! Habe in diesem Sinne Dank und sei versichert, dass ich innig stolz auf Deine Freundschaft bin! Dein

14. Juli 1858. Richard Wagner.

Digitized by Google

VII.

Venedig, 1. November 1858.

Mein lieber treuer Freund!

Ich komme heute mit einer tiefinnigen Angelegenheit an Dich. — Meine Frau wird diesen Winter in Dresden verbringen. Wahrscheinlich ist sie schon eingetroffen; vielleicht hat sie Dich auch schon besucht. — Ich gedenke Deiner so warmen, tröstlichen Auskunft über ihren Gesundheitszustand, die Du mir vorigen Sommer auf meine Beschreibung desselben hin so rührend ertheiltest. Nun übergebe ich Dir die arme Leidende selbst. Sei ihr Arzt, ihr Berather, ihr Helfer — wenn Du kannst, ihr Linderer wenn Du nicht kannst. — Die innige Ueberzeugung, dass Orts- und Umgangswechsel, selbst auch die zeitweilige Entfernung aus meiner immerhin für sie etwas aufregenden Nähe, der Kranken dienlich sein müsse, um jedenfalls wenigstens eine Chance herbeizuführen, hat mich namentlich mit zu einer periodischen Trennung von ihr bestimmt. Dresden wird sie im Ganzen gewiss heimisch und endlich auch beruhigend ansprechen; sie wird in dem Rottdorf'schen Hause, wo wir zuerst in Dresden wohnten, eine kleine Parterrewohnung beziehen. Zunächst steigt sie bei Tichatscheck's ab. —

Sie war vor Kurzem bei ihrem Schwager, der selbst Arzt ist. Da ich über ihren Zustand Beruhigung wünschte, wandte ich mich an diesen, und seine Antwort, die ich gestern erhielt, lege ich Dir hier bei. Du siehst, um welch' wenig tröstlichen Zustand es sich handelt. Ich bin sehr ergriffen davon! —

Ueber die Genesis ihres Zustandes wird sie Dir wenig klare Auskunft geben können. Eine organische Schwäche (vielleicht im Drüsensystem begründet — denn ihre Mutter starb an der Brustwassersucht) hat sich wohl schon seit und während Dresden ausgebildet. Die immer zunehmende Erschütterung ihrer Nerven datirt aber hauptsächlich seit den vielen heftigen und kummervollen Zwischenfällen in unserm Leben. 1853 war die Nervenüberreizung und Schlaflosigkeit bereits sehr stark; ein Arzt behandelte sie auf Gicht und wendete heisse Bäder und Douchen an, die sie bis zum Wahnsinn aufregten. Dann lernte sie den Genuss von Laudanum kennen, der ihr unvorsichtiger Weise in kleinen Dosen gegen Schlaflosigkeit angerathen wurde; da sie davon keinen Erfolg verspürte, übertrieb sie die Dosen bis zu mehreren zwanzig Tropfen, was sie mir später gestanden hat. Bei ihrer überhandnehmenden Reizbarkeit waren häufige Conflicte zwischen uns ebenfalls nicht zu vermeiden; und — gestehe ich es Dir offen — zuletzt war unser Zusammenleben aus diesem Grunde unerträglich geworden. — Ihren näheren physischen Zustand erkennst Du nun selbst bald. Theile mir, lieber Anton, Alles aufrichtig mit, damit ich mich in Allem darnach richte, Deine Behandlung auf das sorgfältigste zu unterstützen. Mein Benehmen und zukünftiges Verhalten gegen sie wird durch keine andere Rücksicht der

Digitized by Google

Welt bestimmt, als durch den innigen Wunsch, zu ihrer Heilung, ihrer Linderung und Schonung beizutragen. Alles was zu diesem Zwecke dient, mache ich mir zur angelegentlichsten Aufgabe. Vermögen wir, ihr Leben ihr noch recht lange, möglichst schmerzlos und behaglich zu erhalten, so wird dadurch mein herzlichster Wunsch erfüllt, und zu jedem Opfer bin ich bereit, dies zu erreichen. — Für jetzt höre ich zu meinem Troste, dass sie — wie vorauszusehen — sich bereits etwas beruhigt hat, auch soll ihr Aussehen sich gebessert haben. Lass' Dir die Arme, die mich in tiefster Seele dauert, Deinem edlen Herzen empfohlen sein! Sei ihr, was Du immer kannst und rechne auf meinen brünstigen Dank. — Von mir und meinem äusserst zurückgezogenen Leben erfährst Du einiges durch meine Frau; ich selbst theile davon mit, wenn ich Dir das nächste Mal schreibe, wozu, wie ich dringend hoffe, Du durch eine freundschaftliche Mittheilung über meine Frau, mir und meiner Dankbarkeit recht bald die Veranlassung geben wirst! Lebe wohl, bester Freund! Sei gegrüsst und gesegnet von Deinem

Richard Wagner.

Canale Grande, Palazzo Giustinani,
Campiello Squellini 3228.

VIII.

Liebster Anton!

In Erwartung einer freundlichen Antwort auf meinen letzten Brief für heute eine neue Bitte. Meine Frau meldet mir ihre Befürchtung, dass sie in Dresden nicht geduldet werden dürfte. Wäre dies menschenmöglich?? Ich beschwöre Dich, sofort jeden Schritt zu thun, der mir hierüber Beruhigung geben könnte. Jetzt im Winter, eine so leidende Frau, die kaum etwas dort zur Ruhe kommt, hinausjagen und wieder herumtreiben zu wollen, kann doch Niemand einfallen, der sich das einigermassen bedenkt. Frage nach, wohin sich wenden; verschaffe schlimmstenfalls wenigstens Verzug, bis ich weitere Schritte vornehmen kann. Als ihr Arzt bist Du hier von grossem Gewicht! — Was man doch alles erlebt. Ich würde augenblicklich meine Frau zu mir kommen lassen, wenn dies nicht wieder eine schonungslose Anstrengung für sie sein müsste! Leb' wohl! Im Voraus innigsten Dank.

Dein

(Ohne Datum.) Richard Wagner.

IX.

Venedig, 18. November 1858.

Mein lieber Anton!

Nimm den innigsten Dank für Deinen Brief, den ich soeben erhalten! So betrübend der Gegenstand ist, den er behandelt, so sehr athme ich

Digitized by Google

doch auf, meine arme Frau in Deiner Behandlung, in Deinem Schutze zu wissen. Segne Dich der Himmel, wenn Du fortfahren kannst, mir Trost zu geben, wie Du schliesslich schon diesmal mir ihn andeuten konntest. Du glaubst nicht, wie wohl Du mir thust mit dieser Sorge für die Leidende! — Vor Allem wollte ich Dir aber nur noch sagen, dass Du fest und sicher bei dieser Kur auf meine moralische Mitwirkung rechnen kannst. Durch die periodische Trennung habe ich erreicht, was ich instinctiv beabsichtigte, nämlich, mich in den Stand zu setzen, immer nur beruhigend, versöhnend auf ihr Gemüth wirken zu können. Beim unmittelbaren Zusammenleben hatte ich, ihrem traurigen Gesundheitszustand gegenüber, mir auch dies einzig fest in der letzten Zeit vorgenommen; aber die Unruhe und Aufregung des Augenblickes musste bei einem denn doch auch reizbaren Character, wie dem meinigen, endlich dann und wann die Macht über mich gewinnen, wie ich denn überhaupt wahrlich auch unter diesen gewissen ewigen, ganz nutz- und sinnlosen Quälereien sehr leiden musste.

Hier, in der Ferne, kann ich aber Stunde und Stimmung wählen, wo ich ganz mein Herr bin, und nur meinem Vorsatze, meiner Pflicht getreu handle. So hoffe ich auch von dieser Seite her das Beste. — Im Uebrigen glaube mir nur, handelt es sich nicht, und hat sich nie um ernstliche eheliche Differenzen gehandelt. Vielmehr war das eben das für mich so peinigende, dass sie manchen inneren Vorgängen in mir diese Bedeutung gab, weil sie — aufrichtig gesagt — nicht zu begreifen im Stande ist, um was es sich eigentlich handelte. Diese grosse intellectuelle Differenz macht ja eben den Quell so mancher peinlichen Verirrungen zwischen uns aus. Glücklicher Weise kann ich mir nun aber die Ruhe bewahren, die zu ihrer Behandlung nöthig ist, und ich hoffe, mein letzter Brief wird viel dazu beigetragen haben, ihr Gemüth zu beschwichtigen. Ich werde so fortfahren, unerschütterlich.

Nochmals nimm mein ganzes Herz zum Danke! Zum Sommer hoffe ich auch Dich wiederzusehen!

Schreib' mir ja bald wieder! Dein

innigst dankbarer
Richard Wagner.

X.

Paris, den 3. October 1859,
4 Avenue de Matignon,
Champs Elysées.

Lieber Anton!

Es erweckt mir ein tief wohlthuendes und mit der ganzen Menschheit versöhnendes Gefühl, wenn ich Deine unschätzbare Freundschaft zu mir überdenke. Nimm meinen innigsten Dank, und geniesse des schönen Bewusstseins ungetrübt, das Deine edelmüthige Treue Dir gewähren muss! — Deine Nachrichten über meine Frau finden mich nicht unvorbereitet. Aus

Digitized by Google

ihren Briefen und ihren eigenen Bekenntnissen leuchtet mir deutlich ein, wie schwierig es mit der Armen steht. Namentlich aber ersehe ich auch, wie sehr Deine ärztlichen Bemühungen in ihrem Erfolge dadurch gehindert werden, dass meine Frau fortgesetzt in Umgangsbeziehungen bleibt, die nur nachtheilig auf sie wirken können. Dass meine Frau Dich als Arzt fand, war ein grosses Glück für sie, dass dies aber in Dresden gerade sein musste, war ein Unglück. An jedem anderen Orte war sie all' den Einflüssen, die ich kurz andeutete, weniger ausgesetzt. In Bezug auf Paris irrst Du Dich nun. Meine Frau wird hier mit mir in der grössten Zurückgezogenheit leben. Ich habe eine sehr angenehme Wohnung, fast ausserhalb der Stadt, in einem neuen, höchst stillen Quartier gemiethet, in hoher Lage, reiner Luft, nahe der angenehmsten Spaziergänge, dem bois de Boulogne u. s. w. Auch ich kann nicht anders mehr gedeihen, als bei stillem Leben, ohne allen gesellschaftlichen Summs, grösster Ruhe und häuslicher angenehmer Behaglichkeit. Auf die mir bevorstehenden hiesigen Unternehmungen lasse ich mich nur in dem Sinne ein, dass ich strikte nur mit meiner Sache zu thun habe, dagegen von Allem, etwa Anderen nöthig dünkenden Coterie-Wesen mich absolut fern halte: glücklicherweise ist mein Ruf auch in Paris so gross, dass ich auf nichts dieser Art Rücksicht zu nehmen habe und ruhig meinen geraden Weg gehen kann. Meine Frau wird sehr angenehm und ruhig bei mir wohnen, ohne dass wir Beide uns im Mindesten stören. Sie soll täglich einmal ausfahren können, um ihre Promenaden nach Belieben vorzunehmen, Gesellschaften gebe ich nicht und werde meine Frau nie veranlassen, etwa mir werdenden Einladungen (sobald ich fühle, dass sie ihr — schon des Französichen wegen — lästig sind) — Mitfolge zu leisten. Dagegen rechne ich des Abends häufig auf den Besuch einiger alter, höchst gemüthlicher deutschen Freunde. Auch soll meine Frau öfter das Theater oder Concerte zu ihrer Zerstreuung besuchen. Dies Alles, wie ganz Paris überhaupt, hält sich ihr aber in einer gewissen Ferne, ungefähr wie ein Schauspiel dem Zuschauer, während sie in Dresden gewissermassen mitten in der Action drinn steckt. Glaube mir somit, liebster Freund, ich weiss sehr genau, was ich thue und will, wenn ich meine Frau aus Dresden fort nach Paris nehme. Durch meine stete Nähe sind ihr auch 1000 Motive der Unruhe und unsicheren Vorstellungen entzogen, und mir selbst traue ich mit voller Sicherheit jetzt nach allen Erfahrungen, gerade in meiner Pariser Lage, die Fähigkeit zu, immer nur zerstreuend und beruhigend auf die Leidende zu wirken. Somit bitte ich Dich, gegen ihre Uebersiedelung eben nach Paris nichts einzuwenden: Glaube meinen Gründen! Ein andres aber ist es mit dem Projecte unsres Zusammentreffens in Karlsruhe zur Zeit der Proben und Aufführungen meines neuen Werkes. Durch Eure Berichte bestimmt, muss ich, genauer überlegt, mich unbedingt jetzt gegen die Ausführung dieses Vorhabens aussprechen. Dort trete ich mit dem Tage meiner Ankunft in eine für

Digitized by Google

mich so ungeheuer aufregende Thätigkeit, dass ich gerade während der Zeit meines dortigen Aufenthaltes absolut unfähig werde, auf meine Frau von wohlthätigem Einfluss zu sein. Ich fürchte mich sehr vor dieser Periode. Ein neues Werk, wie dieser Tristan gerade, von so ungeheurer Schwierigkeit für den Geist und die Feinheit der Auffassung, von so ausserordentlicher Leidenschaftlichkeit, zum ersten Male einstudiren, und zwar nach so sehr langer Entfernung von jeder derartigen Thätigkeit, ist etwas, was ich überhaupt nur noch sehr selten mir zumuthen darf. Es wird da Verstimmung, halbe Verzweiflung, mit schrecklicher Aufregung und unmenschlicher nervöser und selbst muskulöser Anstrengung mich in einen Zustand bringen, in welchem ich aller Nachsicht und Pflege bedarf, und ganz unfähig werde, dieselbe anderen angedeihen zu lassen. Nun dahinein noch das erste Wiedersehen, die an sich ganz natürliche Aufregung meiner Frau, ihre Noth und Sorge um mich, ihre eigene Angst um des Gelingens willen, dazu meine unausbleibliche Reizbarkeit u. s. w. Dies Alles wohl überlegt ist es durchaus unmöglich, dass um jene Zeit meine Frau in Karlsruhe zugegen sei. Etwas ganz Anderes ist es, wenn ich später in Paris den Tannhäuser zur Aufführung bringen sollte: Gegen dieses ältere Werk bin ich nach grosser Erfahrung vollkommen frei, ruhig und objectiv geworden: Ich selbst werde nicht dirigiren, sondern dem Ganzen nur assistiren, und für gute Auffassung sorgen. Dies wird für uns Beide mehr eine Unterhaltung, als eine Aufregung sein.

Ich hoffe, lieber Freund, auf Deine Zustimmung. Denn, bedenke Eines. Unerlässlich war für meine Frau ein entscheidendes, ärztliches Eingreifen: schliesslich aber, trotz aller Kunst und Sorge des Arztes, sind doch bei Kranken dieser Art die moralischen Einflüsse die wichtigsten, und hierfür — das weiss ich eben — hängt Leben und Tod meiner Frau einzig von mir ab! Ich kann sie vernichten, aber auch erhalten: somit, da ich ihr Loos in meine Hand gegeben weiss, ist mir mein ferneres Verhalten gegen sie mit grösster Sicherheit vorgeschrieben. Vertraue mir!

Und nun nochmals meinen tief und innig gefühlten Dank, Du theurer, edler, lieber Freund! Ich gebe Dir weiter keine Nachrichten von mir, weil Dir diese ja immer durch meine Frau zu Gebote stehen. Genüge es Dir, dass ich Ruhe und Geduld zu Allem und Jedem in mir fühle. Ich hoffe, noch diesen Winter eine Aufführung des Tannhäuser in Paris zu Stande zu bringen. Hoffentlich glückt mir dann wohl auch der Verkauf der Oper an einen Pariser Verleger, und mir wird somit die Genugthuung zu Theil, durch gewissenhafte Ausführung meines Versprechens, einen gewiss nicht geringen Theil meiner pekuniären Schuld an Dich prompt abzuzahlen.

So leb' denn wohl, grüsse Deine liebe kleine Frau und Deine vielen, vielen Kinder herzlich von mir, und sei meiner steten Liebe und Dankbarkeit gewiss!

Dein

Richard Wagner.

Digitized by Google

XI.

Biebrich, 1. Juli 1862.

Mein lieber Freund!

Ich war in dieser letzten Zeit einmal wieder so leidend und tief verstimmt, dass ich wirklich vermied, den zwischen uns verhandelten Gegenstand soweit aufzunehmen, dass ich Dir eine, Deinem schönen Briefe entsprechende Antwort geben könnte. Ich sehe, ich kann jetzt rein nicht mehr gedeihen, wenn ich mir nach dieser Seite hin nicht gewaltsam einiges Vergessen zu eigen mache. Meine schöpferische Sammlung wird mir immer schwieriger: Mitten aus der Arbeit schreckt mich dieser oder jener neue Nadelstich auf, den mein Herz von jener Seite her empfängt! Und wenn nur sonst mein Leben nach irgend einer Seite hin sich beruhigend gestalten wollte! Vielleicht erhielte ich dann doch einige Kraft wieder zu der sonst mir eignen Heiterkeit, mit der ich soviel zu überwinden vermochte.

Wenn ich Dir heute schreibe, ist's eigentlich nur, um Dir zu sagen, wie tief und innig ich Deine edle Freundschaft erkenne, und wie herzlich ich mich Dir wieder für diesen letzten, so äusserst schwierigen Freundschaftsdienst verpflichtet fühle! Ach, es war mir wirklich nur fast darum zu thun, einmal mit einem Dritten über die uns betreffenden Dinge zu verkehren, -- eine Stimme zu hören, die mir in dieses Chaos hinein ein klares, fühlendes Wort zurufe. Mein lieber Anton, Du hast unendlich mehr gethan: Du hast in einer Angelegenheit, die Jeden, der sie nur berührt, schmerzen muss, tief einzugreifen Dich gedrungen gefühlt; Du begreifst Alles, bist gerecht und wohlthätig! Mein erster Gedanke war, Dich recht bald nun einmal zu besuchen. Und — das muss ich nicht länger mehr anstehen lassen. Ich will meiner Schwester schreiben, ob sie mich ein paar Tage bei sich aufnehmen kann, (um meinen Aufenthalt soviel wie möglich unbekannt bleiben zu lassen). Dann komme ich, wenn ich es sonst ermache, in diesem oder Anfang nächsten Monats.

Deine Rathschläge, mein bester Anton, nehme ich mit voller Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit an, und werde sie getreu befolgen. Auf — Glück sehe ich es für dieses Leben nicht mehr ab. Ich leugne nicht, dass mir die Einsamkeit oft sehr schwer wird, dass mir der Gedanke des trauten Umganges mit einem sympathischen weiblichen Wesen oft schmeichelnd ankommt, und ich traurig auf den öden Rest meines Lebens blicke. Dennoch habe ich an eine eigentliche Scheidung von meiner Frau nie ernstlich gedacht. Alles, was ich ersehne, kommt nicht mehr vom Begehren, sondern: Ruhe, Ungestörtheit, möglichstes Vergessen verlange ich noch einzig. Ich würde auch diesen Wunsch zum Opfer bringen, wenn ich glauben dürfte, dadurch meiner Frau ein angenehmes Leben bereiten zu können. Die Erfahrung hat dies nun als durchaus gegentheilig nachgewiesen und — von diesen Versuchen glaube ich nun wenigstens bestimmt ablassen zu müssen. Du siehst somit, wir sind einig!

Digitized by Google

Also in wenigen Wochen hoffe ich Dich zu sehen. Dann sprechen wir mehr, und ich danke Dir Auge in Auge! Viele schöne Grüsse an Deine liebe Familie! Dankbarste Freundschaft Dir! Dein

Richard Wagner.

XII.

Mein lieber Anton!

Ich kann unmöglich einen Brief, wie ich ihn Dir vor einiger Zeit schrieb, jetzt, zu anderer Mittheilung, wieder von Neuem verfassen. Meine geistige und physische Erschöpfung ist grenzenlos. —

Ich habe mich seit etwa 14 Tagen hierher, zu einer von früher her mir befreundeten Familie, Dr. Wille's auf das Land geflüchtet. Die Möglichkeit ist mir gegeben, hier bis zu nächstem Herbste ungestört und wohl verpflegt, und ohne mir dadurch Kosten für mein Leben zu verursachen, meine Arbeit zu vollenden. Die Einladung hierzu kam mir zur entscheidenden Stunde, und nahm ich sie unverzüglich an. Eines fehlt mir zu einiger Ruhe: meine Frau versorgt zu wissen. Ich hoffe täglich aus Petersburg die günstige Nachricht über diesen Punkt zu erhalten. Bis dahin — melde dies meiner Frau, grüsse sie, und sage ihr, wo ich bin. — Für alles Weitere bin ich jetzt zu schwach und unfähig. Vielleicht findet sich im Laufe dieses Sommers eine Lösung für unsere Lage und Zukunft. —

Einstweilen, ich bitte Dich, thue was in Deinen Kräften steht, und was Dein Gewissen Dir gestattet, um mir behülflich zu sein.

Es giebt eine Grenze für alles Leiden, — und ich bin hart daran. Denn alles Glück hat mich gänzlich verlassen! Lebwohl! Sei von innigstem Herzen gegrüsst!

Dein

Mariafeld bei Meilen
Canton Zürich, Schweiz
3. April 1864.

Richard Wagner.

XIII.

München, 7. Mai 1864.

Mein lieber Anton!

Ein Wort zur Beruhigung! —

Meine Schwester hat mir einen schönen liebevollen Brief geschrieben, den ich ihr jetzt noch nicht beantworten kann, da ich der Ruhe bedarf und es mir vorbehalten muss, mit Klarheit und Resignation auf das Viele einzugehen, was sie angeregt hat. Du würdest mich ausserordentlich verbinden, wenn Du Gelegenheit nehmen wolltest, ihr diese kurze, aber gewichtige Mittheilung zu machen. Dich, mein Freund, wie meine Schwester, bitte ich, mir diese letzte heftige Beunruhigung zu verzeihen. Aeusserlich

Digitized by Google

entstand der Sturm zunächst aus einem Missgeschick, welches einen Brief betroffen hatte, den ich am 2. Februar nach Moskau schrieb, und welcher, wie es sich endlich erklärte, erst am 23. März dorthin gelangte, wodurch eine für meine Subsistenz sorgfältig eingeleitete und wichtige Unternehmung (die Existenzmittel für ein Jahr betreffend) vereitelt wurde. Nicht allein die unmittelbare Folge hiervon, die äussere Bedrängniss, in welche ich gerieth, sondern das heftige Innewerden meiner ganzen Lebenslage, welche von solchen Zufällen immer einzig noch abhängig bleibt, erschütterte mich so tief, dass ich, — gestehe ich's! — für einige Zeit den Kopf verlor, und den alten Lebenssturm in mir sich entfesseln fühlte, welcher die alte Frage enthält, ob ich denn zu einem so widerwärtigen Lebensgrunde rettungslos verdammt sein müsse. Mit der Heftigkeit meines reizbaren Characters gelangte ich hier wieder an eine Fundamentsfrage meiner gesellschaftlichen Lebensstellung, welche zu verschiedenen Lebensperioden mich so leidenschaftlich bedrängte, dass ich nach gründlicher, entscheidender Aenderung mich umsah. Ich bereue sehr, hierbei Dich wieder mit beunruhigt zu haben, denn diesmal habe ich — ich gestehe unter schrecklichen Leiden! — diesen Kampf ausgekämpft, und ich habe jetzt die tiefe und ruhige Ueberzeugung gewonnen, dass es der letzte Kampf, die letzte Anstrengung war.

Ich sehe jetzt Licht, freundliche Aussichten eröffnen sich mir, und jedenfalls gelingt es mir, noch bevor ich meine — diesmal so widerwärtig versäumte — russische Reise von Neuem antrete, Euch vollständig zu entschädigen, und meiner armen Frau selbst wieder immer das Nöthige zukommen zu lassen.

Grüsse sie bestens! Melde ihr, ich gedächte diesen Sommer auf Einladung des jungen Königs von Bayern im bayrischen Hochlande meiner Gesundheit und meiner Arbeit leben zu können, und für immer soll sie gewiss sein, einen treuen und besorgten Freund in mir sich zu erhalten.

Nun denn, mit Gott! mein lieber Anton! Vergieb mir die letzte schreckliche Verwirrung. Es war die Letzte, — und ich werde Niemand, Niemand mehr lästig fallen.

Von Herzen dankbar Dein

Richard Wagner.

XIV.

Mein lieber Anton!

Nimm meinen herzlichen Glückwunsch zu dem so freundschaftlich mir gemeldeten angenehmen und bedeutungsvollen Familienereigniss, vermelde Deiner lieben Frau ebenfalls meine theilnahmsvolle Freude hierüber, und vermittle, wenn ich herzlich bitten darf, meine angelegentlichsten Segensgrüsse an das junge Paar, Deine Tochter Christine und ihren Bräutigam,

Digitized by Google

Dr. Förster. — Dass Dir dies Ereigniss solche wahre Freude macht, wie Du mir durch Deine Mittheilung es bezeugst, bürgt mir für das ungetrübte Glück der Verlobten: mögen sie einer ungetrübten Ehe entgegengehen! —

Du hast recht, lieber vielbewährter Freund, wenn Du auch mir zu der neuen Lebenswendung Glück wünschest, was mir widerfahren ist, hat noch nie so schön und bedeutend sich ereignen können. Das Schicksal hat mir den verkörperten Genius meiner Kunst in das Leben gerufen, der sich meines Ideales bemächtigt, um es mit königlichem Willen zu verwirklichen.

Alles hierauf Bezügliche ist schön und bewunderungswürdig. Dass mein rein menschliches Leben und Ergehen grossen Beschwerden und Mühsalen noch ausgesetzt bleibt, muss ich zu ertragen suchen. Wenn nur das eigentliche Ziel meines höheren Daseins erreicht wird!

Ich danke Dir für die befriedigenden Nachrichten über den Gesundheitszustand meiner Frau: möge sie zur Ruhe und Zufriedenheit in sich gelangen!

Leb' wohl! mein lieber Anton! Sei versichert, dass ich wieder bei dieser neuesten, von Dir so freundlich mir zugetragenen Veranlassung empfunden habe, wie werth und theuer Du mir bist. Stets bleibe ich von Herzen Dein

treuer Freund

Starnberg b. München Richard Wagner.
8. Sept. 1864.

XV.

München, 21 Briennerstrasse
6. Mai 1865.

Mein theurer Freund!

Unmöglich Dich jetzt zu übergehen! — Liebster, kannst Du es ermöglichen, so komm zu meinem „Tristan"! Die Aufführungen sind bestimmt 15. 18. 22. Mai. Wenn Du kommst, so schone meine Frau und sag' es ihr nicht. Sieh', wie Du das machst und — komm! Du wirst Etwas erleben, wovon Du Dir nie auch nur eine Ahnung verschaffen konntest: die Aufführung wird geradeswegs wundervoll.

Ich lade Dich ein, im Bayerischen Hof als mein Gast abzusteigen. Sehen werde ich Dich nicht häufig — meine Aufregung und Schonungsbedürftigkeit ist grenzenlos. Aber du wirst von mir hören. Auch sollst Du meine Büste haben, — jedenfalls. — Schreib' mir! Verzeih' meine Kürze! Behalt' mich lieb! Komm! und — Schweig!!

Von Herzen Dein

Richard Wagner.

Digitized by Google

XVI.

Mein lieber, treuester aller Treuen!

Deine Zeilen haben mich zu Thränen gerührt, die diesmal Deiner Liebe galten! Doch liess ich einige Stunden, nachdem ich ihn erbrochen, Deinen Brief ungelesen: ein erster Blick auf eine Stelle darin liess mich plötzlich ein neues Unglück, das Du mir etwa meldetest, ahnen und — ich fühlte mich gänzlich unfähig, einen neuen Todesschrecken zu ertragen. — Endlich — löste sich der Irrthum, und ich hatte Dir nur für diesen neuen Beweis Deiner edlen Theilnahme zu danken, ohne von Neuem über die wunderbare Absichtlichkeit meines Schicksals zu erschrecken, welches durchaus nur auf so lange meine Wunden zu pflegen scheint, bis ich wieder, ohne sofort zu erliegen, neue Todesstösse empfangen kann.

Zürne mir nun nicht, wenn ich Dir bekenne, dass ich am 23. Juli (Sonntag) 2 Stunden in Dresden war, ohne Dich aufzusuchen. Ich wollte meinen Ludwig noch einmal sehen und ihm einen letzten Kuss auf die Stirn drücken — trotzdem dies mich gerade nach — Dresden führen musste. Ich kam um 2 Stunden zu spät: das bunte Sängerfest hatte die Dampfzüge verspätet: die Aerzte hatten Beschleunigung des Begräbnisses verordnet. Ich traf nur noch die jammernde Frau im Hause. — In Dresden zu weilen, war mir unmöglich: ich ging sofort, fast blind, nach dem Prager Bahnhof, von wo sofort der Zug nach Prag absauste. So gelangte ich unverzüglich nach München zurück.

Seitdem empfinde ich eine Lähmung und Schwäche meiner Nerven, wie ich sie bisher noch nicht kannte. Ich hoffe in einigen Tagen eine kleine Jagdhütte des Königs im hohen Gebirge — einsam im Walde — beziehen zu können. Vielleicht stärkt mich dort Luft und Stille. — Tristan wird nie wieder aufgeführt. Das wird meines edlen Sängers Denkmal sein!

Noch fasse ich es nur als einen Traum, dass ich ihn verloren haben soll!

Als der furchtbare Muskelentzündungsschmerz im Knie ausbrach, stand sofort der Tod vor ihm, und er rief: „Leb' wohl, Siegfried! Tröstet meinen Richard!“ — Nun habe ich noch einen Ludwig, jung, ideal, schwärmerisch innig, bis zur Leidenschaft mir ergeben! — O, welche Sorge empfinde ich um den!! —

Leb' wohl, mein lieber, lieber Anton! Tausend Thränen danken Deiner Liebe!

München, 2. Aug. 1865. Dein R. W.

XVII.

Mein lieber theurer Freund!

Du wirst meine Büste erhalten haben: möge sie Dir Freude machen!

Von dem Befinden meiner Frau erhalte ich über Berlin sehr beängstigende Nachrichten. Kann es der Leidenden einen freundlichen Ein-

Digitized by Google

druck machen, so theile ihr meine herzliche Sorge um sie mit. Sage ihr auch, dass sie bei allen Leiden sich mit mir trösten solle, dessen Schicksal stets den anstrengendsten Aufregungen und Sorgen ausgesetzt bleibt, an denen nicht unmittelbar zuletzt mehr sie theilnehmen gelassen zu haben mir zur völligen Beruhigung gereicht. Ich stehe jetzt im Begriffe, mich für einige Monate nach Vevey am Genfersee zurückzuziehen, da das hiesige Klima mich sehr belästigt, und Entfernung von den unerhörtesten Aufregungen mir zur Nothwendigkeit geworden ist.

Nun habe Dank, mein treuer, edler, herzlich geliebter Freund für alle Güte, die Du mir stets bewiesen. Du wirst in der Geschichte meines Lebens hell und schön, warm und hold strahlen!

Grüsse die lieben Deinigen und bleibe stets Freund

Deinem

München
7. Dec. 1865.

Freunde
Richard Wagner.

XVIII.

Marseille, 26. Jan. 1866.

Mein lieber, theurer Freund!

Dein Telegramm mit der traurigen Kunde wurde mir von Genf aus wiederum telegraphisch hierher nachgesandt; auch dies konnte in Genf erst gestern Abend vollzogen werden, weil ich seit vorigen Montag von dort verreist bin, die Orte sehr häufig wechselte und eben erst gestern Nachmittag dorthin Nachricht gab, dass ich Briefe und Depeschen vorläufig hier erwarte. Ich kann nun bis heute Morgen, nach mühseliger Nacht, meinen Zustand noch nicht anders schildern, als den einer vollständigen Betäubung, in welcher ich dumpf vor mich hinbrüte — brüte — ohne zu wissen, was ich etwa auszusinnen hätte!

Mein Maass ist überfüllt: Und eine Natur, die dazu gemacht ist, in liebevoll gepflegter Ruhe unaufhörlich zu schaffen und künstlerisch zu erfinden, findet sich endlich unter einer Verwendung, wie das Leben sie mir angedeihen lässt, so bestimmt gemissbraucht und falsch verwendet, dass mir endlich hierüber ein Lächeln ankommen muss, welches der Welt leicht für eine Art Wahnsinn gelten könnte! — Genug! Beachten wir jetzt das Nächste! Zu sagen ist hier nichts! —

Ich erwarte, meinem heutigen Telegramm zufolge von Dir einen Brief in Genf, welchen ich Anfang künftiger Woche etwa dort anzutreffen hoffe. So werde ich genauer erfahren, wie Alles vorgegangen ist, und in welcher Weise ich von Dir und meinen Dresdner Verwandten vertreten worden bin. Ich nehme an, dass Eure freundliche Fürsorge der Leiche meiner unglücklichen, armen Frau in meinem Namen dieselbe Ehre erzeigen liess, die ich ihr erzeigt haben würde, wenn sie glücklich an der Seite des von ihr

Digitized by Google

beglückten Gemahles dahingeschieden wäre. Ganz in diesem Sinne bitte ich für ihre Ruhestätte zu sorgen.

Auf den Wunsch der Verstorbenen habe ich im vorigen Jahre ihr eine Vollmacht zugestellt, über alles in ihrem Besitze befindliche gemeinsame oder mir gehörige Eigen nach Gutdünken zu verfügen: Ich nehme daher an, dass sie letztwillig über Alles bestimmt hat, und glaube daher, in nichts mehr mich zu mischen zu haben. Die jetzt etwa noch für das Begräbniss, die Grabstätte, u. s. w. auflaufenden und aus der hinterlassenen Baarschaft nicht zu deckenden Kosten bitte ich Dich, mein theurer Freund, mir sofort zu berechnen, um den Betrag umgehend von mir in Empfang zu nehmen.

Ruhe, Ruhe dem furchtbar gequälten Herzen der Bejammernswerthen!!

All' mein eignes Vornehmen und Trachten hat nur noch den einen Sinn, mich gegen die unerhörtesten Störungen meiner Ruhe um jeden Preis in der Weise zu schützen, dass ich endlich noch die Fassung finde, meine Werke zu schaffen und zu vollenden, weil ich andrerseits fühle, dass ich dies noch muss und kann. Deshalb bin ich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt, meinem jugendlichen Freunde, dem König von Bayern, in seinem leidenschaftlichen Wunsche, mich von Ostern wieder in seiner Nähe zu haben, auf das Bestimmteste zu entgegnen, da ich mich entschieden habe, nur noch zu arbeiten, nicht aber mehr aufzuführen. Arbeitsruhe finde ich jedoch in diesem unmittelbaren, so furchtbar dem Neide und Hasse ausgesetzten Verkehr mit einem Könige unmöglich. Dies jetzt mein Kampf.

So trifft denn immer, und zu jeder Zeit Alles zusammen, mein Herz zu quälen und zu ängstigen! Wohl muss es gesund und kräftig gemacht sein, um Alles auszuhalten. Meine arme Frau erlag, da sie jedenfalls organisch hierfür weniger gut ausgestattet war. Welche Noth! Welches Elend! Oh, sie, die endlich schmerzlos den Kampf abbrach, ist zu beneiden! Wann, wann finde — ich — Ruhe?

Leb' wohl, lieber edler Freund! Ich komme nun einst auch einmal [auch] nach Dresden und nehme Deine Gastfreundschaft in Anspruch, habe Dank, innigen Herzensdank. Dein vielgeprüfter Freund

Richard Wagner.

XIX.

Genf, Les Artichauts, 6. Febr. 66.

Mein theuerster Freund!

Das neue rührende Zeugniss Deiner Liebe, Dein traurig-werther Brief, ward mir einige Zeit von meinem Diener vorenthalten: Ich erschien nach meiner Zurückkunft aus Südfrankreich so angegriffen, dass man glaubte,

Digitized by Google

einige Tage schmerzliche Eindrücke von mir fern halten zu müssen. Als ich den Brief erbrach, erkannte ich, dass er noch keine Antwort auf meinen Brief von Marseille, sondern erst auf mein Telegramm von dorther enthielt. Ich glaubte nun, diese müsste alsbald nachfolgen, und vermuthete, da mein Bekanntwerden mit Deinem Briefe sich verzögert, müsste ein zweites Schreiben jeden Tag eintreffen. Doch warte ich nun nicht länger mehr, und fühle, genug der Pflichten zu erfüllen zu haben, und nicht erst noch die Häufung meiner Verbindlichkeiten abwarten zu müssen, um Dir zu sagen, wie sehr ich Deiner unvergleichlich schönen und aufopfernden Freundschaft mich verpflichtet fühle!

Dank Deiner so ruhigen und genauen, und deshalb so ergreifenden Berichterstattung! Dank Deinem Eifer und Deiner liebevollen Sorge, den fernen Freund in so schrecklich wichtigem Werke zu vertreten! Dank der Zartheit, mit der Du meine Verpflichtung mir so leicht zu machen suchst! Dass die Dahingeschiedene Dir und Deiner Familie nahegetreten war, nimmst Du zum freundlichen Vorwand, alle schwere Sorge, die Du dem Freund zu Liebe zu tragen hattest, als eine Dir unmittelbar nahe gelegene Herzenssache darzustellen. — So hat denn auch dieses traurige Ereigniss dazu gedient die hohe Schönheit Deiner Freundschaft mir in neuem, wahrhaft himmlischem Lichte aufgehen zu lassen. Ich erkenne sie ganz, und glaub es und hoffe, Du bist meiner innigsten Erwiderung versichert!

Dank auch meiner Schwester Luise aus vollstem Herzen! mit dem Deinigen gleichzeitig wurde ihr gefühlvoller Brief mir übergeben.

Dank Allen, die meinem armen, traurig-seligen Weibe, letzte Liebe und Ehre bezeigten.

Es ist mir unmöglich, diesen Dank öffentlich auszudrücken, da ich als Mensch in keiner Weise mehr mit der Oeffentlichkeit zu thun haben wünsche.

Aus reiner Noth bin ich gezwungen, mit behutsamster Sorgfalt auf Ruhe bedacht zu sein: die Steigerung meines Leidens, übermässige Aufgeregtheit des Nervensystems nöthigt mich namentlich auch aus Rücksicht für Andere jedem Umgange auszuweichen, da ich über nichts, auch das Geringste nicht, ruhig sprechen kann, und durch meine ungemeine Reizbarkeit nur unangenehme Eindrücke bei Anderen hervorbringe. Demnach lebe ich z. B. hier gegenwärtig in vollendetster Abgeschiedenheit. Vielleicht glückt es mir, durch endliches Wiederaufnehmen künstlerischer Arbeiten mir auch einige Ruhe wiederzugewinnen.

Dann — bald — einmal zu Dir, Du Treuester, Edelster der Freunde! Gewiss, — bald drücke ich Dir wieder die Hand! — Leb' wohl und sei innigst gegrüsst von Deinem ewig dankbaren

Richard Wagner.

Digitized by Google

XX.

Lieber, theurer Freund!

Hab' innigsten Dank für Deine Güte! Mit allen Deinen Anordnungen machst Du mir das Herz leicht: Alles billige ich, und bitte Dich, die beigelegte Summe in dem Sinne zu verwenden, dass selbst, wenn das Grabmal noch etwas höher kommen sollte, ich jederzeit nachzuzahlen bereit bin. Nur greift mich das Alles sehr an! —

In Kurzem gehe ich zum Besuch meines jungen edlen Freundes nach Starnberg, wohl auf ein paar Monate. Im Oktober wollen wir zur Feier seiner Vermählung die Meistersinger aufführen. Ich hab' noch viel an der Partitur zu arbeiten. Hör', Freund, komm zum 12. Oktober, und sieh' Dir das an: es ist mein Meisterwerk, und wird wohl mein populärstes werden. Dir wird's gefallen! —

Des Glückes Deiner lieben Familie freue ich mich von ganzem Herzen. Oft dictirte ich in den Winterabenden wieder an meiner Biographie: wie warm ist mir immer, Dich in meinem Leben mir deutlich vorzuführen. Glaub', — wie Dich fand ich wenige, fast keinen! Leb' wohl! Ich bin einsam und werde für die Lebensregel immer einsam bleiben. Vermuthlich bleibe ich längere Jahre hier!

Treuesten Gruss von

Luzern, Deinem
7. Mai 1867. Richard Wagner.

XXI.

München, 28. Dec. 1867.

Nein! vom Jahre will ich denn doch auch nicht scheiden, ohne von solch' einem Freunde Abschied genommen, und den Gruss gewechselt zu haben! —

Du hast mich mit Deinem Briefe innig erquickt, mein guter Anton! — Hab' Dank! — Ich leb' in dieser Welt nur noch wie auf einer Luftinsel von unglaublich Wenigen bevölkert, die mir angehören und zu denen ich gehöre. Wie lohnend dünkt mich's, dass die schweren sieben Dresdner Jahre doch in Einem mir lieb fort leben: das bist Du — einzig! —

Hier hab' ich mir eine kleine Colonie von drei durch mich begründeten Familien gebildet: bei denen bin ich jetzt, um einigermaassen mit Menschen zu verkehren. — Nach Dresden komm' ich gewiss zu den Meistersingern: dann bin ich nur bei Dir. — Hier ein gesünderer Richard W.! —

Sei gegrüsst und gesegnet

Dein
alter Freund.

Digitized by Google

XXII.

Lieber alter Freund!

So spann' doch einmal Alles an, und mach' es möglich, dass Du zu den Meistersingern hierher kommst. Erste Aufführung sehr bestimmt am 21. Juni. — 2te am 25ten. Du erlebst das nicht wieder, denn nie wieder werde ich mich einer Aufführung mit solcher Sorgfalt annehmen können. Es wäre doch schön, wenn Du es mitgenössest, und glaub', es hat etwas zu bedeuten. Gewiss, ich denke — Du müsstest kommen!! —

Verzeih' meine Kürze: meine Erschöpfung ist gross; die Früchte davon sollten doch nicht ohne meinen alten treuen Freund gepflückt werden.

Von Herzen

München
11. Juni 1868
(bei Bülow.)

Dein
Richard W.

XXIII.

Tribschen, 12. Jan. 1870.

Mein lieber, guter alter Freund!

Dir einmal recht viel von mir zu schreiben, ist in guten erregten Stunden oft mein Bedürfniss gewesen. Du weisst, es sollte immer einmal meinerseits zu einem Besuch in Dresden kommen: es war einmal nahe daran, aber gerade der Ansatz zu einer kleinen Erinnerungsrundreise missglückte immer. Um das zu erklären, müsste ich gleich biographisch zu Werke gehen, da wenig aus meinem Leben so ex abrupto zu verstehen ist.

Es hat mit diesem meinem Leben eine höchst sonderbare Bewandniss. Wer es genau durchgeht, muss finden, dass in ihm nur ein Bedürfniss, ein Trachten sich ausspricht, nämlich: Ruhe und Ungestörtheit zu finden, allerdings mit einigem Behagen ausgestattet, wie es dem künstlerischen Schaffen nöthig ist. Dagegen stellt sich nun der äussere Verlauf meines Lebens so dar, dass der auf Abenteuer allerversessenste Sonderling es sich nicht unruhiger und wechselvoller hätte gestalten können. Die Gründe dieser widerspruchsvollen Erscheinung stellen sich dem Aufmerksamen bald deutlich heraus: sie sind idealer und realer Art. Im ersteren Sinne liegen sie in meiner speziellen Kunsttendenz, weil ich — gerade als „Opernkomponist", — dem allertrivialsten Kunstwesen für meine Lebensthätigkeit zugetheilt bin, und gerade hier ein Kunstwerk zu verwirklichen im Sinne habe, welches alle übrigen Kunstgattungen durchaus überbietet. Die realen Gründe zeigen zwei Haupthemmnisse meines Lebens: meine absolute Vermögenslosigkeit und meine zu frühe, so sehr ungeeignete Heirath. Die Besitzlosigkeit war jedenfalls das Allerübelste. Das ererbte Vermögen mag gross oder klein sein, so giebt es dem Menschen, der etwas Ernstes und Aechtes will, einzig die nöthige Selbstständigkeit: mit meinem Wollen, und namentlich in der Sphäre meiner Wirksamkeit, ist die Nöthigung, sich das Geld zum Leben zu verdienen, ein vollständiger Fluch. Und das

Digitized by Google

haben Viele und Grosse schon empfunden, und sind daran untergegangen. Ich bin überzeugt, dass ein auch nur mässiger Vermögensbesitz mich für das Aeussere meines Lebens durchaus stabil gemacht und jede Unruhe von mir fern gehalten hätte. Das vollkommene Gegentheil machte auch mich jedoch gegen den Werth des Geldes gleichgiltig, gleichsam als hätte ich gewusst, dass ich doch eigentlich nie Geld mir „verdienen“ könnte. An den Folgen hiervon habe ich, bei meiner anderweitigen idealen Lebenstendenz, unsäglich zu leiden gehabt.

Durch welche ausserordentlichen Wege des Schicksals ich endlich in bereits so gereiften Jahren erst dazu gelangte, eine Art von Ersatz für die Besitzlosigkeit zu gewinnen, hast Du an meinem Schicksale mit dem jungen König von Bayern erlebt. Dass die Vortheile dieses Gewinnes zunächst durch den Neid, und durch das ganze Ungewöhnliche des Verhältnisses mir nur neue, ganz unerhörte Beunruhigungen zuzog, ist nun wohl auch nicht unbekannt geblieben. Erst sehr allmälig gelange ich dazu, die wahren Vortheile dieser, allerdings vom eigentlichen Erwerb mit der Zeit mich gänzlich befreienden Unterstützung, zu Gunsten meines Lebenszweckes zu verwerthen. Immer wird hier aber etwas ausserordentlich Schwieriges und Beängstigendes übrig bleiben, was eben in dem Character und dem Schicksale meines andererseits mir wohl mit seltener Liebe zugethanen königlichen Freundes begründet ist. Hat mich bisher mein Leben ziellos durch Stürme geschleudert, so hatte mein Lebensschiff vor dem Hafen noch die unerhörtesten Drangsale zu bestehen. Doch — der Hafen ist gewonnen. Und jetzt erst habe ich noch gern und froh zu leben. Ein schöner, kräftiger Sohn mit hoher Stirn und klarem Auge, Siegfried Richard, wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten. — Verzeih', mein Freund, dass ich hierbei das zurückhaltende Schweigen dessen beachte, der so lange nur seine Versicherungen für ihn sprechen könnten, die Zeit abwarten muss, wo die That, und ein klar erkenntlicher Zustand für ihn spricht. Diese Zeit ist nicht mehr fern.

Was nun meine Gesundheit betrifft, so erscheine ich — namentlich den Sachkennern — als ein zu langem Leben und Wirken bestimmtes Exemplar einer besonderen Menschengattung. Sehr empfindlich und reizbar, schnell fiebernd und transpirirend, werde ich doch eigentlich nie krank und erhole mich vom Uebelbefinden meist so schnell, dass ich ausgelacht werde. Bei eintretender Gemüthsruhe und stets zum explodiren bereiter Heiterkeit geht Alles bald vorüber. Nur im Sommer 1868 wurde ich, als ich von den Meistersingern in München zurückkehrte, von einer anhaltenden Fieberschwäche befallen. Ich wusste aber auch woran ich war, und beschloss, nie wieder nach München (meiner Hölle) zurückzukehren und daraus zu retten, was ohne mich zu Grunde gegangen wäre. Dies habe ich vollbracht. Und nun wird Ruhe werden, auch für meine Gesundheit. Bald habe ich mein 57tes Lebensjahr vollbracht, und ich darf erkennen,

Digitized by Google

dass mir eben nur die Ruhe fehlte, um meine Kraft erst jetzt noch in ihrer lautersten Wirksamkeit zu bewähren. Im vorigen Sommer, an dem Tage, an dem mir Ueberglücklichen ein schöner Sohn geboren wurde, vollendete ich die Composition des „Siegfried", in welcher ich mich seit 11 Jahren unterbrochen hatte. Ein unerhörter Fall! Keiner hat geglaubt, dass ich dazu noch kommen würde. Und nun musst Du diesen letzten Akt hören, die Erweckung der Brünnhilde! Mein Schönstes! — Und jetzt habe ich nun auch die Götterdämmerung begonnen. Viel Zeit muss ich haben, — denn was ich niederschreibe, ist eben Alles Superlativ. Doch bleibe ich nun dabei, und sage mir dann (was sie auch in München damit angeben mögen) „na, geschaffen ist es doch." Und dereinst — da muss mein Junge für das Rechte sorgen. So erhalte ich aus Allem neue Lebenskraft.

Nun höre aber auch Du einmal, mein guter Anton! Willst Du denn nicht endlich auch mit dabei sein? Rietz hat euch das Theater abgebrannt, um die Meistersinger nicht mehr dirigiren zu müssen. (Gott sei Lob!) Also, komme Du nun nächstens, wenn ich einmal so etwas wieder loslasse. Am Besten aber Du sähest Dich einmal auf Tribschen bei mir um. Kommt es denn nicht einmal zu einer medizinalräthlichen Schweizerreise? Siehst Du Lieber, Du bist doch nun einmal der Einzige, in meinem Leben, der vollkommen rein und liebenswerth vor mir dasteht. Glaub' Bester, dass ich weiss, was ich sage: der Einzige! — Und sieh', darum habe ich Dir auch zuerst im neuen Jahre einen so langen Brief geschrieben. Nun glaubst Du's doch? Und wirst doch wohl auch Frau und Kinder tüchtig von mir grüssen? Kommt lieber Alle, denn ich habe Euch sehr lieb. Siehst Du, Du kannst hier selb zweit oder auch dritt recht gut in meinem grossen Bauernhause unterkommen. Es sollte Dir gewiss gefallen; auch wird um diese Zeit Alles, Alles gehörig bei mir und mit mir in Ordnung sein. Also, überlege nicht viel, sondern denke: es muss sein! Ich spiele Dir dann auch etwas Schönes vor. — Nun aber genug des Schwatzens in Scherz und Ernst. Leb' wohl! Ich bin und bleibe

Dein treu-dankbarer Busenfreund

Richard Wagner.

(Besuch' doch Heine, grüsse, erzähle ihm und melde mir was von ihm!)

XXIV.

Mein lieber Anton!

Da käme nun ich hintennachgehinkt, um meinerseits meine Gratulation bei Dir anzubringen, dem glücklichen Vater und immer zunehmenden Grossvater! Die grösste Freude machte es mir, Dich durch Deinen schönen Familien-Bestand glücklich und wohlig zu sehen! Also, die junge Braut soll wissen, dass sie hier auf Tribschen Freude gemacht hat, und bei ihrer Hochzeits-

reise sich recht persönlich davon überzeugen! (Ich war mit zwei Nake's Brüdern, in Leipzig als Fuchs ziemlich nahe befreundet: sogar war ich der Leibfuchs des älteren, (ich glaube Bernhard N.) kommt hier etwa ein Descendent in's Spiel?) —

Nun, das wollen wir nächstens Alles erfahren. Denn — denn — es ist möglich, dass Jemand, etwa im nächsten Monat Feldgasse Nr. 4 anpocht.

Für diesen Fall mache ich eine gewisse alte Freundin von mir, eine geborne „Chiappone" darauf aufmerksam, dass es gut wäre, wenn sie etwa eine tüchtige Hammelkeule, oder derartiges mehr in die „Röhre" schieben liesse. Auch für etwas Gutes vom „Italiener" dürfte zu sorgen sein. Ich meine nur so! —

Also: den Finger auf den Mund! Aber an die Keule wäre immer zu denken!

Ich sage weiter nichts, als dass ich Dich, Dein Weibchen und alle unermessliche Descendenz und Accedenz von mir und meiner Frau aus allertreustem und dankbarstem Herzen grüsse!

Adio — bis (— ? —)

Dein
alter
Richard W.

Luzern
22. Sept. 1870.

XXV.

Mein lieber Anton!

Wohl dachte ich immer schon daran, Dich von meinem veränderten Entschluss in Betreff meines Besuches bei Euch zu unterrichten. Es ist freundlich von Dir, aber beschämend für mich, dass Du mir jetzt zuvorkommst. Allerhand Constellationen des Schicksals haben uns nämlich bestimmt, unsere Friedensexpedition auf das nächste Frühjahr zu verschieben. Da ich jetzt mich etwas schwer zu bewegen anfange, möchte ich gern mit dieser Reise Verschiedenes, oder vielmehr Alles verbinden, was auf meine Entschlüsse für eine letzte Ordnung meiner Lebensverhältnisse Bezug hat. Dazu muss ich einen letzten Einblick in gewisse, meinen künstlerischen Zielen nöthige Möglichkeiten gewinnen, im Betreff welcher ich, nach meinen Erfahrungen, sehr zweifelvoll gestimmt bin. Von dem Gelingen meiner Bemühungen in diesem idealen Sinne muss ich nun auch meine letzte Uebersiedelung nach Deutschland abhängig machen.

Ob ich scliesslich meine Niederlassung an dem Orte suche, welcher zugleich meinen Kunstzwecken einen geeigneten, gänzlich neutralen Herd bieten könne, oder ob ich, gänzlich auf diese höheren Ziele verzichtend, mir nur einen bürgerlichen Heimathsort für meine Familie suche (für welchen Fall ich dann entschieden Dresden wählen würde) das soll sich nun eben entscheiden. Und um dies Alles in einem freundlichen Lichte zu

Digitized by Google

betrachten, haben wir nun eben die ersten schönen Wochen des nächsten Frühjahrs für unsern Ausflug bestimmt.

Dies zur Andeutung, und zugleich zur Veranlassung für Deine liebe Frau, die Schöpskeule nun getrost auch ohne uns in die „Röhre“ zu schieben. Dein Haus ist ja jetzt stark genug bevölkert, um keine Verlegenheit für die Aufzehrung der Vorräthe aufkommen zu lassen.

Die Haltung „Europas“ muss man jetzt studiren, um inne zu werden, in welcher Welt man lebt. Ich gestehe, dass, wenn ich Moltke und das deutsche Heer nicht vor mir sähe, ich gar, gar nichts erkennen würde, was mir Hoffnung machen könnte. So brauche ich mir z. B. nur so eine Dresdener Aufführung eines meiner Werke zu denken, um sogleich allen Muth sinken zu lassen. Und — wie tief und genau hängt das Alles zusammen! Das eben ist mir aufgegangen, und deshalb bin ich so traurig wenn ich auf die Welt blicke.

Doch — da brauch' ich nur auf einen Freund wie Dich zu sehen (allerdings, ist das pleonastisch gesagt, denn Du bist der einzige Deiner Art!) — genug, dann erheitere ich mich wieder, und — manches vergisst sich! (Vergessen —! das letzte Glück!) Aber dann eben macht auch das Gedenken wieder Freude: und das wollen wir nun gehörig auffrischen. Noch wenige Monate, und wir sehen uns wieder, lieber Alter!

Tausend Grüsse von uns an Euch

Luzern — Dein
9. Nov. 70. — R. W.

XXVI.

Lieber Alter!

Ich muss Dich plagen!

Es ist nöthig, dass sich in Dresden im Anschluss an die bereits von selbst in das Leben getretenen gleichen Vereine, ein Wagnerverein, bilde, zum Zwecke der Förderung der Festaufführung meiner Nibelungen.

An Tichatchek ist darüber geschrieben worden und gebeten, sich mit Dir in Verbindung zu setzen. Keine Antwort. Dabei kann ichs aber nicht bewenden lassen. Dresden darf nicht zurückstehen. Leipzig, Wien, Mannheim, München und Berlin sind bereits in voller Thätigkeit. An dem Zustandekommen zweifelt kein Einsichtsvoller. — Du hast keine Zeit zu solchen Allotrien: aber Du hast einen tüchtigen Namen. Sieh' Dich nur nach Jemand um, der Dir die praktische Mühe abnimmt. Ich rathe sich nach Mannheim zu wenden, um die dortigen Statuten sich auch für Dresden zu Grunde zu legen. (Musikhändler Emil Heckel in Mannheim.) — Man ist bereits sehr erfinderisch gewesen, um auch wenig Bemittelten Antheil geben zu können.

Lass mich etwas Vernünftiges hören. Es wäre gewiss eine Schande gerade für Dresden, wenn es zurückbliebe.

Digitized by Google

Meine Sendungen hast Du hoffentlich erhalten? Was machen die lieben Deinigen? Gott, waren die alle mit mir gut! Grüsse und küsse nur vor Allen Deine prächtige Frau tüchtig von mir! Aber auch die Mädels alle waren vortrefflich. Nun — und „Karl Pusinelli“!

Der muss mich bald einmal besuchen, nicht nur auf dem Thurme dort! —

Adieu, lieber guter Anton!

Bleibe mir gut!

Dein

Richard Wagner.

Luzern,
23. Aug. 1871.

XXVII.

Lieber Anton!

Die Freunde haben es immer schlecht: die kommen immer zuletzt daran! — So habe ich jetzt mit dem ganzen deutschen Reich correspondirt, bin davon müde wie ein Hund, und gelange nun erst zu Dir, — weil ich mir sage: „der hat die meiste Nachsicht und weiss schon, wie das mit Dir ist.!“ —

Also! —

Schönen Dank für Deine Mittheilungen über, und für Deine — vermuthlich sehr beschwerlichen! — Bemühungen um den sogenannten Wagner Verein in Dresden! Alles ist um so rührender und dankenswerther, als — wiederum vermuthlich? der Erfolg von dem Allen sehr gering sein wird. Von den Deutschen, und namentlich von seinen „engeren“ Landsleuten, muss man sich nun einmal nicht viel erwarten: wenn es einer Lokal-Spielerei gilt, ist das etwas Andres, aber — ein grosser schwungvoller Gedanke, wenn der nicht von oben her commandirt wird — à la Bismarck u. s. w. — Ach! Herr Je! — Wir kennen das, und ich weiss auch, was ich von der glorreichen deutschen Nation zu halten habe. — Dies Alles aber hält mich nicht ab, meine Frage immer und immer wieder aufzustellen. Es kommt einmal — wenn auch vielleicht nur durch russische amerikanische u. s. w. Subsidien — und, die Beschämung, wie — das Beispiel, die bestimmte Erfahrung — werden nicht ausbleiben.

Ich habe in diese Unternehmung mein Lebensziel gesetzt. Im Mai siedele ich mit meiner Familie nach Bayreuth über, wo ich durch die Güte des Königs von Bayern mich ansässig zu machen vorhabe. Am 22. Mai geht die Grundsteinlegung des Theaters vor sich, dazu will ich — wenn Alles glückt — eine Musteraufführung der neunten Symphonie geben. —

Hast Du was hübsches zu melden, so — schiesse los! — Euer Aufruf war sehr schön: ich erkannte darin Deinen alten, lieben Freundeseifer!

Nun, bald komme ich auch wieder in Deine Nähe, davon ich guten Nutzen ziehen werde. Nach Bayreuth kommst Du doch zum 22. Mai mit

Digitized by Google

Weib und Kind? Was macht Deine liebe, mir so wohlgesinnte Frau? Was die Töchter? Was „Karl Pusinelli"?

Jetzt arbeite ich am letzten Akt des ungeheuren Werkes! Mit dem Frühjahr soll das Ganze hoffentlich fertig sein. Wünsche mir Glück, Deinem alten, Dich aus vollem Herzen grüssenden

Luzern, Richard Wagner.
8. Febr. 1872.

XXVIII.

Mein liebes Pussel!

Zwei Worte! Mehr kann ich — bei ungeheurer Beschäftigung — nicht.

Herzlich erfreut durch Deinen Brief.

Ist Dresden schlecht, — desto mehr Ehre für mich! Uebrigens kenne ich dort nur Dich und die Deinigen, und sonst ist mir von Dresden alles wildfremd! Aber Eure Concert-Idee ist famos: fast reizt es mich, diese Muster-Karte selbst mit anzuhören, — natürlich nur als Publikus! Wann findet denn der Unsinn statt? Am 5. Mai muss ich nach Wien. Am 15. bin ich hier zurück und könnte dann nur mit Mühe einen Tag einmal abkommen. — Aber Du musst machen, dass Du zum 22ten hierher kommst! Höre, das wird hier schön, schöner noch als im abgebrannten Opernhause. —

Grüss' Dein liebes gutes Weibchen, und die ganze Pusselei von oben bis unten! Du bist und bleibst mein alter guter lieber Freund!

Von Herzen
Dein
Richard Wagner.

XXIX.

Lieber Freund!

Bis jetzt, wo nun auch Du Deine zweifelvolle Anfrage deshalb an mich richtest, konnte ich es für mehr als unnöthig halten, im Betreff des Machwerkes eines Wiener oder Münchener Journal-Witzling's, betitelt: ein Brief Victor Hugo's an R. W., mich näher zu erklären. Bedarf es aber zu Deiner, wie zu andrer gleich beängstigter Freunde Beruhigung dessen, so sei vor Allem nur darauf aufmerksam gemacht, dass nie ein gebildeter Franzose, als welcher Victor Hugo am Ende doch wohl auch angesehen werden dürfte, einem deutschen Autor „bayerische Gulden" vorwerfen, und über dessen Verhältniss zu seinem erhabnen Wohlthäter sich unehrerbietige Witze erlauben wird. Hat sich ein ähnliches Verhalten gegen mich je in die französische Presse eingeschlichen, so ist es sicher nur aus den Organen der öffentlichen Meinung in Deutschland dort hinübergeführt worden, wie dies aus den Originalen derselben sattsam zu ersehen ist. Herzlich bedauere ich, im besonderen Falle den hier berührten Zweifel angetroffen haben zu müssen.

Bayreuth, Der Deinige
22. Juni 1872. Richard Wagner.

Digitized by Google

XXX.

Lieber Anton! 22. Juni 1872.

Hier hast Du eine Antwort, welche ich Dich ersuche in die Brockhausische Allgemeine Zeitung einrücken zu lassen. Ich sehe an Dir, dass ich die Sache ernstlicher nehmen muss, als es bisher mir erschien.

Hab' Dank für Deinen lieben Brief, und vor Allem Dein freundliches Kommen nach Bayreuth! Bald denke ich Dich einmal wieder in Dresden zu sehen.

Mit herzlichem Gruss von Haus zu Haus

Dein

Richard Wagner.

Ich bitte auch um Besorgung eines Exemplares der Nummer in welcher mein Brief erscheinen wird.

R. W.

XXXI.

Mein theurer Freund!

Freud' und — Leid! Verlobung — und Sterben melden mir Deine lieben Zeilen, welche mich hier nach der Heimkehr von beschwerlichen Reisen begrüssten.

Deiner guten Tochter wünsche ich — mit meiner lieben Frau — das allertreueste Glück, und Ihrem Bräutigam bitte ich mich bestens zu empfehlen!

Der vollendete alte Freund, der nun alles überwunden, möge mit mir segnend auf Euch blicken! — Mich rührt es sehr, ihn im vorigen Jahre noch so rüstig bei Dir angetroffen zu haben.

Ich stehe jetzt mitten in der aufopferungsvollsten Thätigkeit für meine grosse Unternehmung. Auch zu Euch nach Dresden werde ich nun kommen: zunächst in der Absicht, das dortige Sängerpersonal zu inspiciren; dann aber auch mit dem Wunsche, den Bemühungen meiner wenigen Dresdner Freunde für meine Unternehmung von einigem Vorschube sein zu können. Kannst Du meine Anwesenheit für diesen letzteren Zweck ausnützen, so thue dies ganz nach Gutdünken. Eine Versammlung des Wagnervereins, in welcher ich selbst erscheinen und mich aussprechen werde, dürfte wohl das einfachste Mittel zu einer Belebung, vielleicht zur Heranziehung neuer Mitglieder Eures Vereines sein. Sollte die Sache etwas bei Zeiten agitirt werden, so käme vielleicht etwas erträgliches heraus. Ich theile Dir deshalb mit, dass ich annehme, etwa mit Anfang der *zweiten* Woche des Januar in Dresden einzutreffen.

Vor allen Dingen soll es mich aber wahrhaft herzlich freuen, Dich und Euch, Ihr guten Pusinelli's, froh und heiter wieder anzutreffen. Wir

Digitized by Google

besprechen dann viel, auch Dein Ruhebedürfniss, und bringen das Alles gemüthlich in Ordnung.

Mit den innigsten Grüssen von Haus zu Haus bleibe ich

Dein treu liebender

Richard Wagner.

Bayreuth,
20. Dec. 1872.

XXXII.

Liebster Anton!

Mein Telegramm hat Dir für die Hauptsache genug gesagt! Ich kann nicht für etwa jedes Tausend Thaler, wenn dies auch noch so nöthig ist, mich den ungeheuren Anstrengungen einer solchen Konzertaufführung, gegen welche ich andrerseits einen bis zur Bitterkeit wachsenden Widerwillen hege, unterziehen: ich hätte dann ungefähr noch 200 Konzerte zu geben! Und nun ist es noch höchst fraglich, ob die Theilnahme der Dresdener selbst noch so viel abwürfe: meine Erfahrungen vom Geiste derselben sprechen selbst hiergegen.

Ich danke Dir somit herzlich für Deinen gewiss vortrefflich ersonnenen Gedanken: wenn mir aber nicht aus dem rechten Geiste, aus dem eines höheren nationalen Ehrgefühles, die ergiebige Unterstützung für meine Unternehmung erwächst, werde ich diese dem herrschenden Geiste gemäss einzurichten wissen müssen.

Doch stehen mir noch Wege zu neuen Versuchen offen: auf diese werde ich mich begeben, und den Beginn mit einem kurzen Besuch in Dresden machen. Du bist vielleicht, wenn die Zeit herankommt, so gütig, mich davon zu unterrichten, ob ich am 13. oder 14. Jan. eine Opernaufführung antreffe, nach welcher wir uns dann freundschaftlich mit den Vereinsmitgliedern versammeln könnten, um uns gegenseitig einiges Anregende und Fördernde zu sagen?

Verzeih' mir auch dies kurze Schreiben: Du glaubst nicht, in welcher Ueberbeschäftigung ich gegenwärtig begriffen bin.

Hab' Dank für alles Gute, bleibe mir immer Freund, wie ich bleibe der

Deinige

Richard Wagner.

Bayreuth,
28. Dez. 1872.

XXXIII.

Telegramm. Bayreuth, 11. Jan. 1873.

Hofrath Pusinelli: Dein letzter Brief bricht mir das Herz. Hast Du noch nichts abgesagt, so komme ich Montag Abend 10 Uhr, Hotel Bellevue, und sehe Dienstag was von dem Hillerschen Festessen im Belvedere übrig geblieben ist. Es handelt sich um uns Beide, und dies genügt. Eines ist, was nicht zu Schanden werden darf.

Dein

Richard Wagner.

Digitized by Google

XXXIV.

Mein lieber alter, theurer Freund!

Hab' herzlichen Dank für Deinen guten, guten Brief! Wie ist Dir und Deiner herrlichen lieben Frau (die Dir so gut soufflirte) denn nur noch die bengalische Nacht auf der Brühlschen Terrasse bekommen? Dass wir uns seitdem nichts wieder von einander hören liessen, zeigt auch, wie rasend wir immer von unseren Beschäftigungen eingenommen sind! Ach Gott! Ich möchte mich gern so ganz zur Ruhe setzen, und sehe nun noch solche Teufelsjahre vor mir. Mannigmal ist's mir denn doch, als sollte ich Alles fahren lassen, und den Rath befolgen, den ein alter Soldat Friedrich d. G. nach der Schlacht bei Collin gab: „Jetzt lassen Ew. Maj. Bataille Bataille sein! —"

Jedenfalls gratulirst Du mir zu meiner Entbindung bereits im nächsten Jahre zu früh: vor 1875 sind die Aufführungen nicht zu bewerkstelligen, — immer noch vorausgesetzt, dass wir die nöthigen Kosten zusammenbekommen. Einstweilen werden die Herren Patrone aber eingeladen werden, nächsten Herbst in Bayreuth sich das Theatergebäude anzusehen, das bis dahin unter Dach sein wird, und hoffentlich einen Begriff davon geben soll, dass ich es mit meinen Unternehmungen ernst meine und keinen Spass treibe. Hoffentlich kommst Du dann auch?

Nun aber, für das wohlgemeinte Linkische Bad-Konzert fehlt mir jeder Beitrag: was denkt Ihr guten Freunde nur von mir, dass ich Compositionen für gemischten Chor so unter meinen Sachen liegen hätte? Das ist ja nicht meine Art, und Alles, was ich gemacht habe, liegt Euch ja vor. Ich besitze nicht einen Notenschnitzel, der zu etwas Anderem als meinen grossen Werken gehörte. Und überhaupt, — ach! beste Freunde! — glaubt Ihr ernstlich (den vortrefflichen Bartholdes ausgenommen) dass Ihr selbst mit einem so sinnreich angeordneten Konzerte in Dresden etwas zu Stande bringt? Mir ist es, als ob ganz andere Wege eingeschlagen werden müssten, um einem so ausserordentlichen und gänzlich neuem Unternehmen sein Gelingen zu versichern. Jetzt will ich zunächst einmal sehen, welchen Eindruck unser fertiger Bühnenfestspiel-Bau auf Alle, die ihn kennen lernen, hervorbringen wird. Dieser Tage wird an meine Patrone hierüber auch eine neueste Broschüre (mit 6 Plänen) zugesendet werden. Ich thue Alles, was ich vermag: reisst der eine Faden, so spinne ich einen anderen; endlich werde ich ja einmal das rechte Ziel treffen.

Nun sei noch (sammt Weib und Kind) herzlich von mir umarmt. Ich bin sehr angegriffen, habe viel zu arbeiten, und bleibe vorläufig ruhig hier sitzen. Macht, dass ich Euch zum Herbst sehe! Mit alter inniger Liebe

Dein dankbarer Freund

Richard Wagner.

Bayreuth,
13. Juni 1873.

Digitized by Google

XXXV.

Mein lieber guter Anton!

Ich habe es noch schwer auf dem Gewissen, Dich zuletzt ohne Beantwortung gelassen zu haben! Vielleicht erklärt Dir das später Dir zukommende Circular etwas von meinen Nöthen und der daraus kommenden Stimmung gegen solche Spielereien, wie diese localen kleinen (oder grossen) Concertunternehmungen, welche eigentlich nur den Sinn haben, einigen kleinen Ortsgrössen Gelegenheit und Vorwand zum Sichwichtigmachen zu geben. In dem Falle mit Dresden habe ich gewiss Unrecht, und namentlich möchte ich dem guten X. nicht zu nahe getreten haben. Aber mir ist es nicht zu verdenken, wenn ich mir dann und wann umständliche Erklärungen erspare, sobald man mich nicht versteht. Mein Unternehmen muss durchaus aus dieser gewissen Liedertafel-Conzert-Basis heraustreten. Zusammenkommen, Reden, Musiciren u. s. w., Alles hilft nichts! Was hat unser schöner Abend auf der Terrasse andres bedeutet, als dass es für uns sehr Wenige rührend war, einmal wieder zusammen zu sein und uns zu erinnern: aber hat er irgend e t w a s angeregt? Nein! Wieder ein Liedertafelconzert. Ach! da wird man müde! Jetzt verzeihe mir mein damaliges Schweigen, welches wirklich auch dadurch mir eingegeben war, dass ich durchaus keine Composition, wie die verlangte, vorräthig habe, und nichts dazu zu sagen wusste, dass Du mir nicht glauben wolltest!

Theile mir dagegen, sobald Du kannst, mit, wie es Dir und den lieben Deinigen geht, namentlich der kleinen, enthusiastischen Frau Hofräthin geb. Chiappone? Es war schön, wie wir an jenem Abende beisammen waren! Und Du hattest für Alles so herrlich gesorgt! Die liebste Erinnerung an irgend etwas in Dresden mir Widerfahrenes! —

Hier bin ich jetzt in beständigem Aerger, Aufregung, Sorge und Unmuth, so dass ich zu keiner Ruhe und Arbeit komme. Nur der Theaterbau erhebt mich immer wieder, wenn ich zu ihm trete. Du musst das Gebäude Dir ansehen: es verlohnt sich der Mühe und erweckt Hoffnungen. Komm' doch ja zum 31. Oct. mit her!

Herzlich grüsse ich Dich mit allen Pusseln für heute.

Leb' wohl und bleibe gut Deinem alten stets

dankbaren Freunde

Richard Wagner.

Bayreuth,
19. Sept. 1873.

XXXVI.

Lieber Anton!

Lasse Dir in Kürze ein Wort zu Deiner Beruhigung sagen!

Keinen Menschen klage ich an, für mich und mein Werk keine thätige Sympathie zu finden. Aus dem Hin- und Her-Reden von Solchen, welche

keinen Sinn für die Sache haben, war kein Rath für das Gedeihen einer Unternehmung zu entnehmen, für welche man ein Herz nur dadurch gewinnen kann, dass man sich genau von dem Geiste, in dem sie geführt wird, unterrichtet. Wer nun hier war, hat gesehen, durch welche ausgesuchte Sparsamkeit mit den geringen uns zu Gebote gestellten Mitteln Grossartiges geschaffen ist; er hat ferner in aller Kürze erfahren, dass wir um kein Haar breit von unserem ursprünglichen Anschlage abgehen; dass die Kosten für Bühneneinrichtung, Decorationen und Personal genau bestimmt sind, und dass die gewissenhaftesten Geschäftskundigen darüber wachen, dass die Kosten nicht überschritten werden. Dies wussten auch Dienigen bereits, welche uns bisher ihr Vertrauen bedingungslos zugewendet haben.

Nichts von alle dem betrifft aber Dich: das siehst Du doch klar! —

Von Dir brauche ich nicht einmal zu fordern, dass Du selbst hier zusähest: ich habe nie an Dir bemerkt, dass Du mir für die Bezeugung Deiner Sympathie Bedingungen stelltest.

Grüss' Weib und Kinder von mir! Aber — kommen solltest Du doch einmal! Ich weiss warum. —

Leb' wohl! Und bleibe gut

Deinem
uralten Freunde
Richard Wagner.

Bayreuth,
7. Nov. 1873.

XXXVII.

Lieber guter alter Freund!

Ich übersehe meine Jahre, und begegne da immer wieder dem freundlichsten Menschen, der sich je zu mir fand!

Sei gegrüsst, mein Alter! Segen und Frieden Dir und Deiner Familie!

Dein
Richard Wagner.

Bayreuth,
2. Jan. 1877.

Digitized by Google

XXXVIII.

An Frau Hofräthin Dr. A. Pusinelli.

Meine liebe theure Freundin!

Da hat ein grosses Herz aufgehört zu schlagen! Es sieht öde um uns aus. —

Cosima trug Sorge, mir diese letzte Mittheilung ohne Schrecken zukommen zu lassen. Erst gestern Abend verrieth mir ein Zufall das Traurige. Ich bin seitdem verstummt, und spreche nun erst wieder zu Ihnen durch diese Zeilen. Und nur von mir kann ich Ihnen sprechen, nicht von Ihm, den wir Alle verloren. Viele sind jetzt bereits aus meinem Leben geschwunden: schon berühren die Heimgänge so manches Nahestehenden mich immer weniger; denn Alles ist so ernst geworden, dass nur das Ernsteste noch zu denken und fühlen giebt. Nur an meines theuren Anton's Verlassen hatte ich nie Glauben, oder dieses Falles als möglich gedenken wollen. Wahrlich, es war der Letzte aus der Reihe Aller derer, die das Leben mir zuführte, an welchen ich mit jener unbedingten Freundschaft und Liebe hing, welche keine Anforderungen und Gesetze kennt, als die Unwiderstehlichkeit, mit welcher sie uns einnimmt. Mit ihm ist mir nun die Welt, und namentlich die Welt der Erinnerung fast ganz erloschen.

Oh! Was hatte dieser ein grosses Herz, — und mit diesem liebte er mich!

Meine theure Freundin, die Sie so ganz Alles mit ihm theilten, seine Freuden, seine Empfängnisse, seine Güte und Liebe! Was soll ich Ihnen sagen, als dass ich selbst heute Sie glücklich schätzen muss, so lange mit einem solchen Manne innig vereinigt gewesen zu sein. Sie leben noch, und — somit auch Er mir noch! — Seien Sie gesegnet und hoch geweiht in Ihrem Schmerze! So segne ich Ihr ganzes Haus!

Ihr

Bayreuth, Richard Wagner.
3. April 1878.

Digitized by Google

Zur Besinnung und Besonnenheit.

Von Adolf Wahrmund.

Motto: Also bindet Erdenzeiten
In das Maass der Ewigkeiten!

1. Menschliche Besonnenheit im zeitlichen Wechsel. Neue Hörigkeit? Das Gleichniss von der Weideführung.

Goethe sagt in seinen „Maximen und Reflexionen“: „Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung ist immer der selbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie. Um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, dass man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizismus, Innungszwang und Gewerbefreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer der selbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der grösste Verstand der Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mässigen, dass er ohne Untergang der Einen Seite sich in's Gleichgewicht stellte. Das ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen.“ In den Bereich dieser Konflikte fällt auch der oft erneute und heute wieder von uns selbst durchlebte Wechselkampf um die Vorherrschaft zwischen Ackerbau und Industrie, Freihandel und Schutzzoll, — zwischen Kapitalsübermacht und Landeshoheit ist er noch nicht zum Ausbruch gekommen, — auf geistigem Gebiete zwischen Glauben und Wissen, wie zwischen dem Drang zu lediglich verstandesmässiger Forschung, die nur das Wissen mehrt, und dem Zwang zur Abwendung der mittlerweile aufgelaufenen Nöthe durch zweckgemässes Handeln, — im seelischen Bereich zwischen dem falschen Triebe, der siegreiche Völker zu Selbstüberschätzung und hoffärtiger Verblendung anleitet, und der meist nur durch Rückschläge erzwungenen bussfertigen Einkehr und zu erneuter Einsicht in jene Grundfiguren des Geschehens, nach denen der Hochmuth immer vor dem Falle kommt. Aus dem Gebiete der Heilkunde und der Erziehung liessen sich anreihen: der stäts wiederkehrende Konflikt zwischen dem Mediziniren und dem Naturheilverfahren, der Anwendung von Kalt und Warm, Strenge und Laxheit, Ueberbürdung mit Wissensstoff und Entlastung u. A. m.

Aber gerade die allernächste Zukunft scheint, wie nicht Wenige glauben und Allerbeste — selbst ein Carlyle und ein Ruskin — befürchten, vor den in die materiellen, sittlichen und geistigen Gesammtzustände allertiefst und allerschmerzlichst eingreifenden Kampf gestellt zwischen der so schwer errungenen, als letzte und reifste Frucht vorgeschrittener Menschlichkeit und Kultur gepriesenen Freiheit der Person und jenen Mächten,

Digitized by Google

die einen Rückfall der Massen in Hörigkeit, Leibeigenschaft und volle Sklaverei vorzubereiten scheinen. Da bietet sich der „Neuzeit“, die ihr Selbstlob so laut im Munde führt wie keine frühere, die Gelegenheit dar, durch Wort und That zu beweisen, dass sie Kraft, Muth und Besonnenheit zur Genüge besitzt, um das Befreiungswerk dessen zu schützen, den zwei Jahrtausende als ihren Heiland verehrt haben, weil er durch Lehre, Leiden und Opfertod die dämonische Herzenshärte vorchristlicher Zeiten gebrochen hat, — es zu schützen, zumeist gegen Jene, in deren undurchleuchtbaren Herzen sich diese dämonische Härte bis auf den heutigen Tag noch ungebrochen erhalten konnte, weil sie mit den Mammonsmächten verbündet ist. Wenn den oben angeführten Konflikten ein Gegensatz zu Grunde liegt, der in stäts wiederkehrenden und von uns schweigend hinzunehmenden natürlichen Daseinsformen und Erscheinungen auf beschränkten Gebieten vorgebildet ist und damit auch für uns selbst vorgezeichnet, ja vorgeschrieben erscheint, so tritt uns hier das Schreckbild eines allumfassenden und tiefstgreifenden Wechsels vor das geistige Auge, der weder in der Natur, noch in der Menschengeschichte, soweit wir sie aufzuhellen vermochten, je vorgebildet war, — der vielmehr heute — so scheint es — zum ersten Mal, auf dem eigentlichsten Gebiete des Menschen, auf der wahren Domäne des Menschenthums, weit über natürliche und geschichtliche Vorbilder hinaus, eintreten soll, ja den im Grossen und Ganzen bis jetzt als natürlich und von selbst verständlich betrachteten Entwickelungsgang menschlicher Dinge von Unfreiheit zu grösserer Freiheit umzukehren droht. Nun, so fordert er denn wohl auch die der Gattung spezifisch eigenthümlichen Thätigkeiten des Wollens und des Vorstellens, des Mitempfindens und des Denkens, des Mitleidens und der Zwecksetzung im Erstreben des Gemeinheils der Gattung zu voller Entfaltung und Wirksamkeit in die Schranken. Aus den spezifischen Eigenschaften des Menschen ergibt sich doch wohl am deutlichsten, was für ihn das höchste Gut ist. Zu welchem Zwecke sollten Wollen und Denken des Einzelnen höhere Anstrengungen machen, als um ihre eigene Freiheit zu retten? Und wenn diese nur vom Einzelnen für ihn selbst erstrebt würde, welchen anderen Werth hätte dann der wissenschaftliche Begriff der Gattung und das, was für diesen Denkbegriff natürlicher Ursprung und Bethätigung zugleich ist, als den, der Fortpflanzung des Elends der Massen und des Uebermuthes Weniger zu dienen? Da bietet sich ja für die „Neuzeit“ eine Gelegenheit, wie sie die heldenhaftesten unter ihren Söhnen — und Richard Wagner hat ja gesagt: „Wir brauchen Helden“ — sich nicht besser wünschen könnten, zur Erprobung nämlich, ob sie des Selbstruhms, den sie vorausgenommen hat, auch würdig ist. Sollte sie später, unterliegend, sich damit entschuldigen müssen, dass nur ein boshafter Zufall grade sie vor diese Aufgabe gestellt habe? Nun, auch dieser Zufall würde, seinen eigenen Begriff vernichtend, dem Heile gedient haben, wenn er nur die Selbst-

Digitized by Google

überschätzung ad absurdum geführt, die Hoffart eines Besseren belehrt und wieder auf jenen rechten Stolz verwiesen hätte, der nur in Ueberwindung hoher und höchster Schwierigkeiten zur Abwendung höchster Nöthe seine Berechtigung erweisen kann. Zugleich aber bietet sich uns auch — und etwa wieder nur durch Zufall? — ein bewunderungswürdiges, ja staunenswerthes Vorbild dar in der seltenen Vereinigung beharrlicher Tapferkeit, Opferwilligkeit und ausdauernder Besonnenheit, mit welcher das von aller Welt verlassene fromme Völkchen niederdeutscher Bauern in Südafrika heute den Vertheidigungskampf für die Freiheit seines Bodens gegen germanische Stammverwandte führt, die zwar selbst auch Mitchristen sind, deren heutige Führer aber sich als Verbündete Jener erweisen, die durch unersättliche Gier nach Herrschaft durch das Gold bis auf diesen Tag im vorchristlich-dämonischen Mammonsdienst festgehalten sind.

Was hier von hoffärtiger Selbstbewerthung und von der ihr zur Erprobung wirklichen Werthes gestellten Aufgabe gesagt ist, trifft sämmtliche arisch-christliche Nationen des Abendlandes und ihre amerikanischen Kolonisten, denn alle übrigen Völker der Erde erheben solche Ansprüche auf höchste Leistungen nicht; was aber die „Nation der Dichter und Denker“ insbesondere angeht, so müsste sie bedenken, — falls ihr die hiezu nöthige Besonnenheit nicht bereits mangelt, — welche Summe von Hass sich fast bei allen Nationen der Erde in den letzten dreissig Jahren gegen sie angesammelt hat, — schon Lagarde hat in seinen Deutschen Schriften auf diesen Hass hingewiesen, — theils in Folge ihrer Waffensiege, theils wegen der bei so vielen ihrer Angehörigen gezeitigten Ueberhebung. Da sollten sich die Besseren und Besonneren freuen, dass ihnen die Gelegenheit dargeboten ist, durch hervorragende Betheiligung am Kampfe für die durch das Christenthum errungene Freiheit der Person gegen den wiedererstandenen Dämon Mammon und seine vor- und antichristlichen Schergen und christlichen Trabanten, diesen Hass wieder in jene Hochschätzung und Liebe zu verwandeln, welche die wirklich deutsch gearteten Dichter und Denker des achtzehnten Jahrhunderts ihrem Volke errungen hatten. Diese für jeden Bruchtheil der Menschheit unschätzbaren Güter lassen sich wohl auch mit Wehrhaftigkeit und Waffenruhm vereinigen. Wenn der heutige Nationalstaat, insbesondere das neue deutsche Reich, sich scheut, zur Abwendung erneuter Sklaverei der Massen, der durch Juda's punische Künste geleiteten internationalen Kapitalsmacht noch zu rechter Zeit entgegen zu treten, die den Boden des Reichs, wie neuerlichst behauptet wird, bereits mit einer hypothekarischen Verschuldung von achtzig Milliarden, d. i. zwei Dritteln des gesammten Nationalvermögens, belastet hat, so gibt er damit der Sozialdemokratie eine furchtbare und unseres Erachtens unüberwindliche Waffe in die Hand, denn das deutsche Volk — wir meinen das Gemeinvolk — lässt sich nicht in Hörigkeit zurückversetzen, weil es in seiner angeborenen Frömmigkeit auch — gleich

Digitized by Google

den Buren Südafrikas — die feste Ueberzeugung in sich trägt, dass Gott den Rückfall aus Freiheit in Unfreiheit — um Goethes Worte zu gebrauchen — nicht nur „nicht zu wollen scheint,“ sondern ihn in Wirklichkeit nicht will. Die heroische Musik und die Bühne, wie solche Kampfzeiten ihrer bedürfen, sind schon da: Richard Wagner hat sie geschaffen. Die in ihrem Einfluss auf die Geister innerhalb des Abendlandes bis auf einen gewissen Tiefpunkt gesunkene katholische Kirche aber müsste — was jedoch der Wirklichkeit nicht entspricht — schon ganz erstorben sein, wenn sie eine solche Gelegenheit nicht ergreifen wollte, um durch erneutes heroisches Einstehen für das Prinzip, aus dem sie erwachsen ist, ihren alten Einfluss wieder zu gewinnen. Man wirft ihr vor, dass sie nur rückwärts schaue, — im neu aufgenommenen Kampfe um die Freiheit der Person und der Seele, in deren Heil die persönliche Freiheit eingeschlossen ist, eröffnet sich ihr von Neuem der Blick nach vorwärts. Die vier protestantischen Kirchen aber erhalten hier die Gelegenheit, der Welt zu zeigen, dass sie unter jener „evangelischen Freiheit“, die sie ja der katholischen Kirche gegenüber sich rühmen dürfen in höherem Grade zu besitzen, — auch die Freiheit der Person mitverstehen und das, was an Freiheit bereits von den Vorfahren errungen worden, auch gegen den Dämon Juda's vertheidigen wollen. Die nichtchristliche Welt aber wird gerade in diesen Tagen, wo Juda, nach dem es bereits einen so grossen Theil des europäischen Bodens in seinen Besitz gebracht, sich anschickt, den gesammten Grund und Boden unseres Planeten in börsenfähige Rentpapiere zu verwandeln, um ihn durch die bekannten Künste in sein Obereigenthum zu bringen, als räumliche Unterlage für jene Weltherrschaft, die es religionspflichtmässig erstreben muss, — und wo bei weiterer Uebereilung der Grossmächte die Gefahr droht, dass auch die ostasiatische Welt in den Bannkreis der jüdischen Finanztechnik einbezogen, und so der Ring ihrer Herrschaft über den ganzen Erdball hin geschlossen werde, — diese nichtchristliche Welt muss um eben jenes Kampfes willen, wenn er recht geführt wird, das Christenthum lieben lernen und wird den Heiland, in dessen Namen er geführt wird, auch zum ihrigen machen wollen, denn die Freiheit der Person will Jeder festhalten, der sie besitzt, und Jeder erwerben, der sie noch nicht besitzt. Aber kehren wir, um für die Anleitung zur Besonnenheit ein noch festeres Fundament zu legen, zu unserem Eingang zurück.

Den Regierenden will Goethe durch seinen obzitirten Ausspruch einen Vorwurf nicht machen. War er ja selbst unter den in einem wohlgeordneten und reichen Gemeinwesen Regierenden aufgewachsen und später in einem kleinen Fürstenthum am weltlichen Regiment an hoher Stelle betheiligt, hat auch als Fürst der Dichtung im Reiche der Geister Herrscherrecht geübt und so auf beiden Gebieten aus eigener Erfahrung die Nothwendigkeit des Retardirens bei jeglicher „Aus- und Umbildung“, zumal in

Digitized by Google

so bewegten Zeitläufen, wie die damaligen es waren, mit Sicherheit erkannt.

Wenn seine Worte — vom „grössten Verstand“ der Regierenden — auf einen Mangel deuten, so ist er doch menschlich genug, die Menschheit, Regierte wie Regierende, von der Gesammtverantwortlichkeit in dieser Sache durch den Hinweis auf den Willen Gottes, der hier hervorzutreten scheine, wieder zu entbinden, und gewiss thut er recht daran, denn auch an diesem Scheine „haben wir das Leben“ selbst. Unter allen Umständen aber würde die Schuld auf Seite der Regierten jener der Regierenden wohl die Waage halten. Ist ja auch die Fabel von den Fröschen, welchen Jupiter, weil der Holzklotz, den er in den Sumpf geworfen, damit er Königsstelle vertrete, ihnen nicht genügte, auf ihr lautes Geschrei zuerst den Storch, und als auch der ihrer zu Wenige verschluckte, die Schlange zum Herrscher bestellt hatte, schon uralt geworden, aber Jene, für die ein Kluger und Wohlwollender sie ersonnen, hat sie bis heute noch nicht klüger gemacht.

Denkt man sich eine Regierung, der es mit bewusst wohlwollender Absicht gelänge, durch stäte Mässigung der Gegensätze, — wie sie Goethe hier, als in die tieferen Fundamente des geistigen und staatlichen Lebens eingreifend, in wenigen Beispielen hervorhebt, — den mit leidenschaftlicher Erregung der Parteien betriebenen, auf Umgestaltung abzielenden Kampf zu verhindern, ohne die natürliche Bewegung der sich durch sie als lebendig erweisenden Volkskräfte — denn Leben ist Bewegung, und Stillstand ist Tod — durch gewaltsamen Eingriff oder durch den lähmenden, nicht nur retardierenden Gegendruck stätig wirkender Apparate zu unterdrücken, so dürfte eine solche Regierung konservativ im besten Sinn genannt werden. Die hierarchische Gewalt der katholischen Kirche erhebt den Anspruch, auf ihrem vielfach auch in die weltliche Sphäre eindringenden Gebiete eine solche Regierung vorzustellen, in den Grenzen menschlicher Möglichkeit zwar, doch unter besonderer Leitung des heiligen Geistes, der das Gemeinheil der Gesamtmenschheit bezweckt, und sie stützt sich hierin auf die Pflicht des Gehorsams gegen den Heiland, der seine Jünger anwies: „Geht hin und weidet meine Herde!“ Die Heilserzweckung ist aber selbst, und bleibt zu allen Zeiten eine Bewegung, die auf erst noch unerreichte Ziele gerichtet ist, und den Bewegungsdrang der Herde theilt auch der Hirte mit ihr, der ja in das gleiche natürliche Gesetz eingeschlossen ist. Aber auch die nährende Weide selbst zwingt auf geistigem wie auf natürlichem Boden zur Fortbewegung, sei es nun, dass die Nährkraft des Bodens völlig erschöpft worden, oder dass in der Herde selbst an der eben dargebotenen Futtergattung Uebersättigung eingetreten ist. So wird z. B. — wenn es erlaubt ist, das durch uralten Gebrauch geheiligte Gleichniss, soweit es der Thierwelt und ihren Bedürfnissen entnommen ist, durch Anwendung auf einen besonderen Fall noch weiter zu rechtfertigen, — das

Digitized by Google

Kameel des Wüstenarabers durch den Schwund des Grases auf den Sandhügeln, zugleich aber auch durch das natürliche Bedürfniss der Nerven- und Bluterfrischung angetrieben, von der Süssfütterung, die ihm der Frühlingsregen in Ueberfülle gebracht hatte, wieder zum Sauerfutter der Wüstendornen überzugehen, und umgekehrt. Im Gleichniss von der Weideführung tritt zwar das rein natürliche Element auch im seelischen Wechsel stark hervor, aber die Leser dieser Blätter sind über die Gefahr hinausgehoben, dass ihnen dadurch auch die Substanz ewiger Wahrheiten, als Speise der Geister, angefochten erscheinen könnte. Ist es nun zwar möglich das Gesagte bei der Erziehung Einzelner und selbst kleinerer Gruppen in Anwendung zu bringen, so scheint es bei der Leitung grosser Massen auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stossen, und so findet das „*non possumus*" seine Erklärung.

Mag man dies Gleichniss — um bei den Goethe'schen Beispielen stehen zu bleiben — insbesondere auch auf den Wechsel des litterarischen Geschmacks an Romantizismus und Klassizismus anwenden. Es passt aber auch auf Gesellschafts- und Regierungsformen. Gewiss nur menschliches Wohlwollen hat seiner Zeit die Jesuiten in Paraguay bewogen, die dortigen Indianerstämme in einer Art zu regieren, die einer ewigen Gleichmässigkeit der Lebensformen so nahe als möglich kommt, und die Verfassung, welche die erobernden Spanier in Peru vorfanden, bot das anscheinend vollkommene Muster einer höheren Art solcher Weideführung, wie sich dies aus der geistigen Ueberlegenheit der Peruaner über die Indianer der Wildniss und der Prairien erklärt. In beiden Fällen sind menschliche Gemeinzustände, welche ohne Zweifel durch die uns innewohnende Anschauungsform der Zeit (im Sinne Kants) mitbedingt sind, obgleich für alles Zeitliche gerade der Wechsel wesentliches Merkmal ist, *sub specie aeternitatis* angeschaut und behandelt worden, d. h. man hat sie der Anschauungsform der Ewigkeit zu nähern und zu unterwerfen gesucht, die uns ja nicht etwa nur begrifflich als formal abgrenzender Gegensatz gegen die Zeitlichkeit erscheint, sondern in unserem Blute selbst lebendig ist, weil wir ja auch nur ein Theil des „Dings an sich" sind, dem wir die Ewigkeit zusprechen. In Paraguay geschah dies mehr vom kirchlich-religiösen, in Peru mehr vom politisch-sozialen Standpunkt.

Der Glaube an die Möglichkeit einer ewigen Gleichförmigkeit menschlicher Zustände und die Ueberzeugung, dass nur durch sie der höchst mögliche Grad von Glückseligkeit auf der Erde erreicht werden könne, ist dem Wesen der Sache nach der nach ihrem Ursprung schon sehr alten und nach ihren Zielen gradlinig auf Ewiges angewiesenen und hinweisenden Kirche näher gelegt als den Staaten, die nach ihrem Entstehen nur auf leicht übersichtliche Zeiträume zurückweisen und, wenn sie auch den Anspruch auf unbegrenzte Dauer nicht ablehnen, doch nothgedrungen zu jeder Zeit auf die Beachtung und Ausnützung des in Zeit und Raum

Digitized by Google

Nächstliegenden angewiesen bleiben. Diese Anschauung und Ueberzeugung ist aber auch der Beweggrund zu jenen grausamen und entsetzlichen, d. h. das Entsetzen der natürlich empfindenden Menschheit erregenden Strafen gewesen, mit welcher die Kirche alle Neuerer und Ketzer, d. h. Jene belegt hat, die durch Geltendmachung persönlicher Ansichten die Anschauungsgrundlagen gefährdeten, welche der gleichmässigen Fortdauer der auf das Gesammtheil der Massen und schliesslich der ganzen Menschheit abzielenden praktischen Organisationen zur ewigen Grundlage zu dienen schienen, und in zahlreichen Fällen hat der Staat hiebei der Kirche seinen starken Arm geliehen. Das Entsetzliche erschien als wirksamstes Mittel, um in den Massen die nach dem Gesetze der natürlich gesunden Lebensbewegung immer wieder aufkeimenden Regungen, welche zu Veränderungen führen können, wieder für lange Zeit zu unterdrücken. Wie dürfte auch der persönlichen Meinung, hinter der ja — nach Schopenhauer — doch nur das persönliche Wollen steckt, nach kirchlicher Anschauung aber nur der in Bezug auf das Gemeinheil nicht genugsam erleuchtete und geläuterte, noch nicht zur Selbstverneinung ausgereifte Wille, — wie dürfte dem unreifen, noch halbblinden oder geblendeten Träger solcher Meinungen das Recht zugesprochen werden, durch deren Aeusserung den Seelenfrieden der Massen zu stören, oder gar durch praktische Geltendmachung seiner Theoreme das Gemeinheil zu gefährden! „Einer sei Opfer (Anathema) für Alle!" Ein solches Opfer ist für die Kirche das gerade Gegentheil eines Märtyrers oder Blutzeugen, der seine ganze, leibliche und geistige Person für das Gemeinheil im kirchlichen Sinne freudig preisgibt, während Jener, der trotz Folter, Schwert und Scheiterhaufen die Freiheit persönlicher Ueberzeugung bis zum Ende vertritt, den Unkirchlichen zwar als echter Märtyrer der Wahrheit, der Kirche aber als dämonisch böswillig oder verblendet erscheint. Es leidet aber keinen Zweifel und ist durch die Geschichte zur Genüge erhärtet, dass das Arierthum, da wo es nicht — wie in Indien — durch klimatische Einflüsse in kindlichen Träumen oder in metaphysischem Brüten festgehalten ist, sich zu einer ewig gleichmässigen Weideführung nicht eignet und dazu nicht hergibt, und die Kirche hat deshalb den einzig richtigen Weg beschritten, als sie, nach Ablauf des ersten Jahrtausends ihres Bestandes, das durch einen entstellten Platonismus geleitet war, sich der Zwecklehre des Aristoteles zuwandte, um das Dogma von der Heilsbewegung im Sinne Christi und in seiner Uebereinstimmung mit der Lehre des Stagiriten von der natürlichen Zweckbewegung, d. h. von der die natürliche Schöpfung überherrschenden und gestaltend durchdringenden Bewegung auf das Vollkommene hin, auf den Schild zu erheben, denn eben diese Zweckbewegung in ihrer Uebertragung auf die sittlichen und geistigen Zustände des Menschen, und in ihrer naturgemässen Verbindung mit diesen stellt die volle — für uns noch ideale — Verwirklichung der Heilsidee in sichere Aussicht.

Digitized by Google

Schopenhauer bekämpft zwar den Begriff des Vollkommenen, als eines leeren, dem in der Wirklichkeit Nichts entspreche; aber der Mensch vermag, seiner Artung nach, die Natur und die zeitliche Verknüpfung ihrer Erscheinungen, wie das menschliche Handeln, in Verknüpfung von Ursache und Folge, nur als Bewegung zu erfassen, und so kann menschlicher Weise auch immer nur von einer Bewegung auf das Vollkommenere hin, beziehungsweise von der rückläufigen auf Unvollkommneres die Rede sein. Und hiebei wird das Vollkommene von uns thatsächlich nicht etwa nur, als platonische Idee, lediglich in der Phantasie vorgestellt, oder nur als Begriff gedacht, sondern vom gesunden Menschen auch in nicht wenigen Schöpfungen der Natur und der menschlichen Kunst als verwirklicht angeschaut. Ohne Zweifel gibt die Natur in der vorschreitenden Entwickelungsreihe der Geschöpfe und in der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Gattung als solcher, wie in jener des Individuums aus Samen oder Ei zu den höheren Formen, dem betrachtenden Menschen zahllose Beispiele des Vorschreitens vom Unvollkommenen gegen das Vollkommene hin an die Hand, wozu dann bei ihm, als fühlendem und denkendem Wesen, die Empfindung und Beobachtung entsprechender Bewegungsvorgänge in ihm selbst hinzutreten und eben diese Bilder dienen ihm als Anleitung zur Zwecksetzung im aristotelischen Sinn.

Sollte man die Krönung der sokratischen Geistesthat, die in ihrem Ersterreger von der lebendigsten Mitempfindung mit den sittlichen Zuständen des Menschen ausgeht, in Platon durch die lebendigste Anschauung der Ideen, als der Grundgebilde des Geschaffenen und des Geschehenden, hindurchgegangen ist, — sollte man die Vollendung dieser That durch die Lehre des Stagiriten von der Zwecksetzung durchaus platt und hölzern auffassen müssen? Haben eine solche Auffassung etwa Jene getheilt, die im neunten christlichen Jahrhundert und später, an der Hand des Aristoteles, den Versuch zu einer Reform des Islâm machten, weil sie das Unglück hatten, ihre Volksgenossen den ertödtenden Wirkungen des muslimisch-semitischen Schwachsinns preisgegeben zu sehen, oder haben sie vielmehr gerade ihn als Retter herbeigezogen, um durch den Sumpf geistigen Elends, der sie umgab, einen Strom lebendiger Wahrheit zu leiten, von dessen natürlicher Kraft sie erwarteten, dass er auch das Halbertödtete wieder beleben könne? Aber auch der Rabbi Maimonides († 1204 n. Chr.), den Lagarde mit Recht den Affen des Aristoteles genannt hat, weil er durch die national-religiöse Tradition gefesselt war, die er nicht abstreifen konnte oder wollte, — auch dieser Talmudist hat den Stagiriten herbeigezogen, um dem greisenhaften Rabbinismus wieder einige Lebenskraft unter die welke Haut zu injiziren, indem er den Juden als letzten Zweck der Schöpfung und das Judenthum als höchstes Ziel der geistigen Bewegung darstellte und so die aristotelische Zwecklehre gleichsam der Judenschaft in's Haus schächtete, wodurch er die lebendige Macht dieser Lehre in seiner Art anerkannte, so gut ein

Digitized by Google

Talmudist es eben noch kann. Und so haben auch Albert von Köln (Albertus magnus † 1280) und sein Schüler Thomas von Aquin († 1274) den Stagiriten nicht hölzern aufgefasst, als sie die Kirchenlehre von den Heilszwecken durch seine Teleologie begründeten.*) Von den neueren Philosophen ist ihm in's Besondere Friedrich Adolf Trendelenburg (1802 bis 1871) wieder gerecht geworden. Für diesen, wie für uns, ist die Natur Bewegung. Bewegung ist die tiefste Grundfigur des Seins, das, soweit der reale Inhalt von ihm abgeschieden werden kann, für uns ein Geschehen, d. h. Bewegung ist. Unser Denken stellt ein Gegenbild der natürlichen Bewegung dar. Im Zweckbegriffe wird die Bewegung aller Thätigkeiten auf Einen Punkt gesammelt, und die „zwecksetzende Seele“ (Trendelenburg) ist das Regierende in uns. Hier handelt es sich darum, ob und wie dieser Regent, als die zwecksetzende Seele der besseren Menschheit, für uns zunächst des Abendlands, zu einem Grade von Besinnung zu bringen ist, wie er genügt, um die heute wie ein Hagelschauer auf uns anstürmenden Bilder aller Thätigkeiten der Natur und der Menschheit zusammenzufassen und mit vernünftig-verständiger Zwecksetzung gestaltend zu durchdringen. Es liegt aber auf der Hand, dass die aristotelische Teleologie, weil sie sich der natürlich-lebendigen Bewegung auf's Engste anschliesst, hiezu die praktischste Anleitung darbietet und für Staat und Gesellschaft, wie für die Kirche, die sicherste Basis einer Gesammtanschauung bildet, auf der sich theoretische Methoden entwickeln und praktische Organisationen aufbauen lassen, die den Anforderungen einer guten, d. h. naturgemässen Weideführung der Massen entsprechen, soweit es eben angeht, die höheren Regierungsformen mit einer solchen zu vergleichen.

Die Geschichte des abendländischen Arierthums mit ihren zahllosen politischen Revolutionen und geistigen Umschlägen hat zur Genüge dargethan, dass auf seinem Boden ein rein konservatives Regiment der Eingangs geschilderten Art sich auch in der Zukunft dauernd nicht erhalten könnte. Im Judenthum und Islâm hingegen, den beiden semitischen Hauptreligionen, deren letztere auch auf das Turanierthum, in den Persern sogar auf arisches Gebiet übergegriffen hat, ist die geistige Oberleitung der eigenen Gläubigen, wie die Darniederhaltung der ihrer Herrschaft preisgegebenen Ungläubigen, von einer rein konservativen Weideführung, wie sie oben geschildert wurde, nicht weit entfernt, weil beide Religionen, dem dämonischen Antrieb des semitischen und turanischen Nomadensinnes willfahrend, die Erringung einer Weltherrschaft bezwecken, die, wenn sie errungen ist, weiterhin nur in ewig gleicher Weise durch die gleichen Mittel geschützt werden kann: in den regierenden Gläubigen durch unbedingtes Festhalten an dem überlieferten Glaubensinhalt und den durch lange Zeiträume als, unter den gegebenen Umständen, zum Mindesten aus-

*) Vgl. unseren Aufsatz „das Reich der Zwecke“, Bayr. Bl. 1895.

Digitized by Google

reichend erprobten Lebensformen ihres besonderen Religionswesens, — gegenüber den Ungläubigen durch erbarmungslose Härte, und zwar im Islam durch das Schwert, im Judenthum durch das „freie Spiel“ des wuchernden Mammon. Eben aus diesem Grunde hat man längst gesagt, dass beide Genossenschaften in Staat und Religion rein konservativ seien, und sie sind es in höherem Grad, als es von der katholischen Kirche gesagt werden könnte. Es ist aber wohl zu beachten, dass sowohl das Judenthum als der Islam sich vom Einfluss des Griechenthums so gut wie hermetisch abgesperrt haben, was ihrer Eigenart durchaus entspricht, denn beide leben — geistig und materiell — von der Nichtanerkennung oder Verläugnung der zuerst in der althellenischen Dichtung und Philosophie hervortretenden, dann durch das Christenthum zum Prinzip erhobenen Leid- und Lehrgemeinschaft der Menschheit, — d. h. von der Läugnung eines idealen Prinzips, das, weil seine Verwirklichung an den Fortgang in der Zeit gebunden ist, die Bewegung als Grundfigur in sich schliesst.

2. Die Besonnenheit der Kirchenleitung ist grösser als die der Staatenlenkung. Die kulturelle Gemeinsamkeit des Abendlandes als Quelle seiner höheren Besonnenheit.

Aus dem bisher Vorgebrachten, wie aus dem jedem Gebildeten sonst Bekannten leuchtet ein, dass in der Oberleitung der Religionsgemeinschaften, weil sie im höchsten, eben noch durchführbaren Grade konservativ sein müssen, ein viel höheres Maass von Besonnenheit zur Erscheinung kommt, als dies in der staatlichen Regimentsführung geschieht, oder wenigstens bis jetzt geschehen ist. Und dass, von der geistigen Seite her, eben die Besonnenheit das Konservirende ist, leuchtet auch ein. Je weniger zahlreich nun die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Regierten von Natur aus sind, und je kräftiger die Religion und die überlieferte Sitte zur Erhaltung dieser Einfachheit wirken, um so leichter ist es — unter übrigens gleichen Umständen — für die Regierenden, die Besonnenheit zu bewahren, und hierin sind beispielsweise das heutige türkische Reich und das jüdische Rabbinat unseren eigenen Regierungen gegenüber im Vortheil. Die letzteren haben bei dem grossen Reichthum der Ideenwelt, der lebhaften Bewegung der Geister und der Mannigfaltigkeit der einander widerstrebenden oder sich direkt bekämpfenden Willensrichtungen, wie der weitgehenden Arbeitstheilung und Gesellschaftsgliederung unter den von ihnen Regierten eine weit schwierigere Aufgabe als jene, die sich mit dem Säbel oder durch den mit Ausschluss aus der Erwerbsgemeinschaft verbundenen geistlichen Bann helfen können, während nach der arisch-christlichen Gesammtanschauung die Unterdrückung geistiger Freiheit und die Anwendung ungesetzlicher Gewalt von Seite der Regierenden für diese mit der Gefahr des eigenen Sturzes verbunden wäre, sodass es für sie unter Umständen eine schwere Sache bleibt, die Besinnung zu bewahren. Liest man heute die

Digitized by Google

Vorgeschichte unserer mitteleuropäischen Staatengründung bis auf Karl den Grossen und beachtet dabei die von der heutigen anthropologischen Forschung ins Licht gestellte natürliche Verschiedenheit der in ewiger Wanderung durch einander wogenden Völker und Sprachen, so könnte man sich immer noch wundern, wie es überhaupt gelungen ist, unter den blond- und schwarzhaarigen, blau- und braunäugigen Lang- und Kurzköpfen eine militärisch-politische Organisation herzustellen und zu erhalten, wie es immerhin ohne einen höheren Grad von Besonnenheit undenkbar scheint. Die Mehrzahl der heutigen Abendländer wird sich aber vielmehr darüber wundern, dass jene Ordnung nur mittels solchen Blutvergiessens begründet und nur unter so gewaltigem Ach und Krach erhalten werden konnte, und sie wird deshalb nicht geneigt sein, jener Besonnenheit höhere Werthgrade zuzugestehen. Daraus aber ist zu ersehen, dass die Heutigen von den für sie sich von selbst verstehenden Anforderungen an höhere Besonnenheit eine andere Anschauung besitzen, als die Regierenden unter unseren Vorfahren sie zu bethätigen vermochten.

Die Anschauung aber, aus der diese Anforderungen an eine mit höherer Menschlichkeit und strenger Gesetzlichkeit verbundene Regentenbesonnenheit erwachsen sind, ist nur dem heutigen Abendlande und seinen Kolonisten eigen und ihm nur im Verlaufe des letzten Jahrtausends allmählich anerzogen worden, und zwar – hier abgesehen von der Uebernahme römischer Rechtsordnung und Organisationen — durch das Christenthum und durch die aus dem Spätrömerthum unter Vermittelung der Kirche übernommenen klassischen Bildungsbehelfe. Ueber diesen beiden Grundpfeilern hat sich die Gesammtanschauung und die mit und aus ihr erwachsene Gesammtkultur des Abendlandes aufgewölbt. Dass dem wirklich so ist, das lehrt schon der oberflächlichste vergleichende Blick auf die Geschichte Europas bis zur Völkerwanderung und auf die alte und neue Geschichte des vorderasiatischen Orients, der zwar auch der alten oder mittelländischen Kulturwelt angehört und die Anfänge von Glauben und Wissen, Staat und Recht, wie von Handwerk, Kunst und Handel mit uns gemeinsam hat, aber, weil er Christenthum und Griechenthum von sich gewiesen, noch heute andauernder Zerrüttung preisgegeben ist. Daraus geht aber auch hervor, dass die den abendländischen Nationen gemeinsame höhere Kraft — eben als gemeinsamer Besitz — nur durch die fortdauernde Gemeinsamkeit ihrer Anlehnung an jene beiden Grundsäulen erhalten, und dass weiter zu erwartende gemeinsame Leistungen nur durch diese Fortdauer verbürgt werden. Der Abbruch dieser Gemeinsamkeit, oder auch nur die Unterbrechung ihrer Fortdauer, würde bedeuten, dass das Abendland als Gesammtheit aufhören wollte oder müsste, ein geistiges Eigenwesen darzustellen, oder dass es sich als Gesammtheit auf anderen Grundlagen wieder neu aufbauen wolle, denn ausser diesen Möglichkeiten bliebe nur noch der Zerfall des Ganzen übrig, mit dem auch der Verlust der Selbständigkeit

Digitized by Google

für die Theile verbunden wäre —, ein Ergebniss, das keine der betheiligten Nationen für wünschenswerth halten kann. Die Geschicke, wie sie an die Pforte des neuen Jahrhunderts gepocht und die Schwelle bereits überschritten haben, fordern das Gegentheil, d. h. die weitere Ausbildung und Steigerung der alten Gemeinschaft in Sachen der geistigen Anschauung, also auch der Erziehung, wie der materiellen Lebensfragen und des Kriegswesens. In allen Dingen aber ist es der Geist, der voranwaltet, und so ist, zur Bewältigung der Aufgaben, die hieraus erwachsen, als unerlässliche Basis für alles Weitere, in den Führern der betheiligten abendländischen Nationen die erforderliche Gemeinsamkeit der geistigen Anschauung herzustellen, denn nur eben diese von den Regierenden lebendig empfundene Gemeinsamkeit, als solche, d. h. als das gegenseitig unverbrüchlich verpflichtende und Alles, was von Innen und von Aussen her störend eingreifen will, fernhaltende Band vermag auch die Besonnenheit als das gemeinsame Regulativ zu erhalten, welches die Elemente, mit denen als mit entscheidenden Faktoren zu rechnen ist, aus der Interessengemeinschaft heraus bewerthet.

Dass aber die Gemeinsamkeit der Lebensinteressen, die ja zu einem grossen Theile auch durch die des Blutes bedingt wird, die tiefste Grundlage der gemeinsamen Anschauung bildet, versteht sich wiederum von selbst, denn *„primum est vivere, deinde philosophari“*, und die Anschauung als Denkvorstellung gehört schon zum Philosophiren. Wie weit die Lebensinteressen der abendländischen Staaten, insbesondere die Mitteleuropas, einander genähert und ihre Gemeinsamkeit durch Gesetzgebung, Institutionen und Organisationen gefestigt werden können, das wird der Fortgang ernstlicher Bemühungen um baldige Verständigung in Zoll- und Handelssachen darthun, deren Ziel es sein muss, ein gemeinsames Zoll- und Handelsgebiet herzustellen, das unter gewöhnlichen Umständen von den eigenen Natur- und Industrieerzeugnissen leben kann. Dass aber durch solche ernstliche Bestrebungen zu erhöhter Gemeinsamkeit auch das Fundament gemeinsamer Besonnenheit verstärkt wird, wie es die neue Weltlage diktatorisch verlangt, das liegt auch auf der Hand. Denke man z. B. an das von Lagarde vorgeschlagene, zunächst zwischen Deutschland und Oesterreich gemeinsame Zollparlament in Prag. Da würde sich bald zeigen, wer prinzipiell obstruirt.

3. Hauptgefahren für die abendländische Gemeinsamkeit. Die ostasiatische Frage.

Die in der Hauptsache als Folgewirkung der neuzeitlichen Verkehrs- und Mittheilungsbehelfe und der sogenannten freiheitlichen und fortschrittlichen Zeittendenzen eingetretenen Thatsachen haben das Verhältniss der führenden Kulturnationen unter einander und zugleich auch jenes zu den

Digitized by Google

kulturschwachen und den für immer kulturunfähigen Völkerschaften der Erde in solchem Maasse verändert, dass Neugestaltungen zu erwarten sind, welche in die materiellen und geistigen Zustände der Gesammtmenschheit tief eingreifen und, wie sich bereits gezeigt hat, in ihren weiteren Folgen auch den bis jetzt erhaltenen Grad von Gemeinsamkeit unter den abendländischen Nationen gefährlich bedrohen können. Dadurch aber müssen sich jene führenden Geister, welche die abendländische Gemeinsamkeit erhalten und weiterbilden wollen, zu einer nicht nur die inneren Gefahren, durch welche diese Gemeinschaft bedroht ist, sondern zugleich auch die Gemeinzustände der Gesammtmenschheit erfassenden und durchdringenden höheren Besinnung und weiterhin andauernden Besonnenheit aufgefordert und auch wider Willen angespornt fühlen, wie sie früher unter Menschen nie zur Reife kam, weil sie nicht nothwendig war, d. h. nicht durch Noth erzwungen wurde; — denn die rasche Ausbreitung des politischen Gesichtsfeldes gegen Ende der römischen Republik und zu Beginn des Kaiserreichs, wie die plötzliche Ausdehnung der fränkischen Monarchie unter Karl dem Grossen sind nur annähernd zu vergleichen. Von jenen neuen Thatsachen sind die beiden wichtigsten, und zwar zunächst auf dem materiellen Gebiete, die folgenden.

Erstens: der durch die fast plötzliche Einbeziehung Chinas und Japans, als eines bis jetzt in sich abgeschlossenen Kulturgebietes, der sogenannten ostasiatischen Welt, verwirklichte Zusamenschluss des ganzen Erdenrundes, als eines weiterhin räumlich nicht mehr auszudehnenden Ganzen, innerhalb dessen sich künftig kein Theil vom internationalen Verkehr und der gegenseitigen Rücksichtnahme in politischen, ökonomischen und kommerziellen und selbst geistigen Dingen ganz absperren, oder sich unter anderen Bedingungen auch nur theilweise isoliren könnte, als es die Interessen des übrigen Gesammt-Konzertes gestatten.

Zweitens: die im Jahre 1848 erwirkte Juden-Emanzipation und die hauptsächlich in ihrer Folge eingetretene Neugestaltung des Geldmarktes, durch welche dieser zu einem Weldmarkt mit Weltgeld geworden ist, auf dem die noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf kleine, unter sich gar nicht oder nur wenig zusammenhängende Kreise beschränkte Wirksamkeit der jüdischen Grossfinanz in kurzer Zeit zu einer in sich fest zusammengeschlossenen und in straffer Organisation den ganzen Erdball umspannenden Weltmacht geworden ist, die mittels ihrer höchst ausgebildeten Finanztechnik die agrarische, industrielle, kommerzielle und politische Unabhängigkeit der bestehenden Staatengebilde, wie die freie Entwickelung der Nationen in Volksthümlichkeit, Staats- und Gesellschaftsformen, Gesetzgebung, Glauben, Wissen und Kunst zu ersticken und so alle Nichtjuden (Gojim) jener Weltherrschaft zu unterwerfen droht, deren Erzielung dem Judenthum durch seine im national-religiösen Sinne ausschliessliche Gesetzgebung als Pflicht vorgeschrieben ist.

Digitized by Google

Diese beiden hier kurz skizzirten Thatsachen sind offenbar von solcher Natur, dass sie durch ihre epochale Neuartigkeit, wie durch ihre die Interessen des ganzen Erdballs und der Gesammtmenschheit berührenden Folgewirkungen von Seiten aller Regierenden die höchste Besonnenheit fordern. Wir betrachten hier zunächst die ostasiatische Frage, indem wir der Kürze halber nur China als den Hauptrepräsentanten herbeiziehen und dessen besondere Stellung zu Japan ausser Betracht lassen.

Die ostasiatische und insbesondere die chinesische Frage, wie sie sich vor unseren Blicken entrollt hat, ist im Vergleiche mit Allem, was, soweit unser Wissen zurückreicht, über die Menschheit hingegangen, einzig in ihrer Art und für die menschliche Gesammtgeschichte, auch die ganze Zukunft inbegriffen, im höchsten Maasse epochal, denn erst durch die Eröffnung des ungeheuren chinesischen Reiches wird — um im wissenschaftlichen Jargon von heute zu sprechen — die räumliche Kontinuität des konstanten Stromes kultureller Bewegung über den ganzen Erdball hergestellt, so dass weiterhin eine Unterbrechung des Kontaktes aller materiellen und geistigen Beziehungen der verschiedenen Kulturkreise und Nationen auf dem nun, wie für die Gemeinanschauung, so auch für das Gemeininteresse gänzlich abgeschlossenen Rund nur noch von terrestrischen oder kosmischen Umwälzungen erwartet werden kann. Wie werden sich diesem epochalen Ereignisse gegenüber die Chinesen selbst, und wie die christliche, in drei Hauptgruppen gespaltene Welt — die abendländische, die nordamerikanische und die russische — verhalten?

Der Chinese wird durchschnittlich als grausam, unreinlich, lasterhaft, hinterlistig verlogen, abergläubisch unwissend, dummstolz und eitel geschildert. Aber er hat sich trotzdem eine klassische Litteratur geschaffen, die sich zwar an gemeinmenschlichem Werthe mit der griechisch-römischen nicht messen kann, aber dennoch ein moralisches Gleichgewicht der Geister erzielt hat, durch welches das ungeheure Ganze, dessen Bewohner heute auf 400 Millionen geschätzt werden (Europa zählt ihrer nur 385), befähigt wurde, sich durch Jahrtausende als besonderes kulturelles Eigenwesen zu erhalten, denn auch Confucius (Kongfutse, 551—479 v. Chr.) hat sich auf vorangegangene nationale Klassiker gestützt. Mit jenen moralischen Schwächen verbinden sich aber in ihm höchste körperliche Lebenskraft, Fruchtbarkeit, Widerstandsfähigkeit und geistige Zähigkeit in einer Vereinigung, wie sie der Europäer in gleichem Maasse nicht besitzt; überdies grosse natürliche Aneignungsfähigkeit, Intelligenz und Geschick, wie denn selbst preussische Instruktoren dem gemeinen Mann das Zeugniss gegeben haben, dass er in der selben Zeit zum guten Soldaten auszubilden ist wie der Deutsche. Aber seine Liebe zum Boden der Heimat und die Festigkeit des Familienzusammenhangs erweisen sich stärker als beispielsweise beim Deutschen. Die Religion seines Herzens wurzelt im Ahnenkult: die Bande des Blutes, die ihm heilig sind, ver-

Digitized by Google

knüpfen ihn mit einer erst im Dunkel der Vorzeit verschwindenden Reihe von Vorfahren, deren Gräber wiederum dem Boden der Heimat eine viel höhere Heiligkeit verleihen, als wir sie dem unseren zutheilen. Dieser Boden ist ihm das Gräberfeld seiner Ahnen, dessen topographische und physische Beschaffenheit überdies, wie er glaubt, in engem Zusammenhang mit entsprechenden Verhältnissen in der Himmelswelt stehen und hiedurch auch eine göttliche Weihe empfangen, worüber er eine besondere Wissenschaft (*feng-shui* Wind-Wasser) besitzt. Die Summe dieser Eigenschaften aber schliesst in sich eine Quelle von Kraft, die, wenn er durch Ausreifung seiner Intelligenz und seines Nachahmungstriebes sich Machtmittel geschaffen hat, die den unseren die Waage halten, der „Auftheilung Chinas" wie der Festsetzung einer einzelnen Fremdmacht unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen würden. Daraus geht aber hervor, dass die Bewältigung des Ganzen und seine Schwächung bis zu einem Grade, der einen weiteren Widerstand nicht mehr befürchten liesse, schon in naher Zukunft durchgeführt werden müsste. Das wäre aber nur durch eine andauernde Allianz mehrer Grossmächte zu erzielen, deren Machtmittel — abgesehen von dem Niederwerfen und Darniederhalten Chinas — zugleich auch genügen müssten, um das Widerstreben oder den thätigen Widerstand der übrigen Grossmächte unschädlich zu machen, — Aussichten, deren Verwirklichung wohl Niemand wünschen wird. Aber den zuverlässigsten Ariadnefaden zu dem, was zunächst geschehen, und dem das Weitere sich gleichartig anschliessen wird, gibt in der Regel das, was in der Frage bereits geschehen ist, und das, was hierin zuletzt geschah, bildet ja auch nur ein neues Glied von solcher Art, wie es nach den früheren Unternehmungen Englands und Frankreichs gegen China zu erwarten gewesen, und so eröffnet sich für die Zukunft nur eine überaus trübe Perspektive.

Gingen die Dinge so weiter, wie sie begonnen haben, so müssten sie, in rascher Niederwerfung und Niederhaltung der widerstrebenden chinesischen Massen, mit einer entschlossenen Grausamkeit von Seite der vordringenden Fremdmächte durchgeführt werden, vor deren Bild sich heute noch unser Herz zusammenschnürt, an die sich der Mensch aber leider gewöhnen kann. Der Chinese selbst ist an solche Grausamkeit gewöhnt, aber um so entschlossener müssten unsere Soldaten, Offiziere und Beamte sich ihr anbequemen. Was in Afrika von Engländern, Franzosen, Italienern, Belgiern und Deutschen in dieser Beziehung — um vom christlichen Standpunkte aus zu reden — gesündigt und an der Menschlichkeit oder dem Menschenthum verbrochen worden ist und täglich noch verbrochen wird, ist bekannt, und wir haben schon in dem Aufsatz über „Neue ritterliche Orden" (im Jahrgang 1891 dieser Blätter, S. 142) das einzig heilsame Gegenmittel empfohlen. Inzwischen hat der Fortgang der empörenden und beschämenden Ereignisse zu seiner Anwendung noch dringender aufgefordert. Den vollen Gegensatz zu der in unseren mittelalterlichen Ritter-

Digitized by Google

orden dargestellten Vereinigung des Waffen- und des Heilsdienstes würde die weitere Ausbildung jenes Wesens zur Reife bringen, das Paul de Lagarde als „Gorillathum“ bezeichnet hat. Es ist aber wohl zweifellos, dass, bei raschem Fortgang der ostasiatischen Dinge in der einmal eingeschlagenen Richtung, unter dem unwiderstehlichen Zwang der Umstände, der unnachgiebigen Zähigkeit wie der Unwahrhaftigkeit und Grausamkeit des chinesischen Wesens gegenüber, unter unseren Soldaten und Beamten grade dieser Geist zur Herrschaft gelangen müsste, und wie anders könnte das auf die Heimat zurückwirken als barbarisirend?

In der kurzen Zeitspanne ihres ruhmvollen Martyriums hat die deutsche Heerführung die höchsten Anstrengungen gemacht, um unter ihren Truppen die natürlichen Aufwallungen, die weiterhin zur Aneignung chinesischer Barbarei führen müssten, darnieder zu halten, und es war nur tröstlich, aus dem Munde des Grafen Bülow zu vernehmen, dass in der deutschen Truppe, vom Führer herab bis zum Gemeinen, das lauteste Wort der Wunsch führe, möglichst bald Petschili verlassen zu dürfen, um niemals wieder dorthin zurückkehren zu müssen. Möge die harte Probe, welche die Uebereilung gegenüber dem zähen Widerstandsvermögen eines durch die Jahrtausende in sich gefestigten kulturellen Fremdwesens von so ungeheurer Ausdehnung hat bestehen müssen, allen betheiligten Grossmächten ein Anstoss zur Besinnung und dauernden Besonnenheit werden! Die Aufgabe ist eine gemeinsame, und wie ernst sie zu nehmen ist, haben in den letzten Wochen die Argumente gezeigt, mit denen der englische Kolonial-Minister Chamberlain die offenkundige Barbarei der englischen Kriegführung gegen die Buren zu entschuldigen versucht hat, indem er nämlich, allbezeugte Wahrheit umkehrend, die deutsche und die österreichische Heerführung beschuldigte, sie hätten es in den letzt geführten Kriegen auch nicht besser gemacht. So würde sich dann weiterhin Einer auf den Andern berufen, bis die „Humanität“, die das letzte Jahrhundert nicht nur im Munde führte, sondern auf so vielen Gebieten auch verwirklicht hat, in blutiger Brutalität ersoffen wäre.

4. Preisgebung der Gesammtmenschheit an die jüdische Finanztechnik. Frankreich und die Judenherrschaft.

Unter den Gründen, die im Weissen Hause zu Washington gegen eine längere Besetzung Pekings geltend gemacht worden sind, war auch der, dass sich in diesem Falle dort unter dem Schutze der alliirten Waffen eine grössere Anzahl von europäischen und amerikanischen Konzessionswerbern, Gründern, Bankiers, Geldverleihern und anderen Spekulanten festsetzen würden, um die Ausbeutung des ungeheuren Ganzen durch die Finanzkünste des Westens einzuleiten, — ein wahrhaft christlicher Standpunkt, der auch fremdes Eigenwesen und Besitzthum in Schutz nimmt und sich in der Praxis hauptsächlich gegen das Judenthum wendet, durch welches

Digitized by Google

ja die den Westen heute beherrschende Finanztechnik geschaffen worden ist und mit vollendeter Meisterschaft geübt wird. So stehen die beiden hier skizzirten Hauptgefahren in Verbindung unter einander. Das deutsche Reich hat seine erste, durch die Expedition nach China verursachte Anleihe von 80 Millionen Mark durch ein jüdisches Bankhaus Newyorks auf den Markt gebracht. Die ersten Kriege Englands gegen China sind durch das Manchesterthum veranlasst worden, dessen Träger und Apostel über den ganzen Erdball hin die Juden sind, wie sie als Lehrlinge und Nachfolger der alten phönikischen und karthagischen Punier nicht anders können.*) Auch die Chinesen, insbesondere die ärmere Klasse, haben nach den Berichten unserer Missionäre diese Technik, durch Bankbruch, Pleitegehn**) und den Verlust eingezahlter Ersparnisse kennen gelernt. Vor etwa anderthalb Jahrzehnten hat ein kaiserliches Edikt die Bewohner des ganzen himmlischen Reiches feierlichst gewarnt, sich mit einem gewissen, aus Oesterreich ausgewiesenen Juden in Geschäfte einzulassen. Wenige Jahre darnach ist der Selbe aber, nachdem er sich inzwischen als Vertreter einer grossen deutschen Waffenfabrik Verdienste um Hof und Regierung erworben, durch Verleihung des Drachenordens ausgezeichnet worden, — ein Vorgang, der in seiner Art typisch ist und für die Zukunft sich als vorbildlich erweisen kann. China war bis jetzt der einzige Kulturstaat auf der Erde, der sich rühmen durfte, mit den schon vor alter Zeit eingewanderten Juden fertig geworden zu sein, indem er sie, ohne Anwendung von Gewaltmitteln, lediglich durch die Kraft seiner Eigenart zur Assimilation zwang. Sie tragen nur noch das leibliche Bundeszeichen an sich, beobachten noch einige Gebräuche und wissen, dass ihre Vorfahren Juden gewesen sind. Dass die Zahl der Einwanderer nur gering war, schmälert das Verdienst der Chinesen nicht, denn hätten sie sich ihnen gegenüber eben so schwach erwiesen wie Europa, so hätten jene schon für weiteren Zuzug gesorgt.

China hat bis in die Gegenwart herein ein vollkommen sicheres Kreditwesen besessen, das seinerzeit beispielsweise die Bewunderung des arabischen Reisenden Ibn Batuta (1304—1377) in hohem Grade erregt hat. Kein Kaufmann konnte mehr Kredit in Anspruch nehmen, als durch Hinterlegung von Werthmetallen gesichert war. Bankerott war bisher so gut wie unbekannt, und wer Aehnliches versuchte, dem kostete es den Kopf. Bei weiterer Bearbeitung China's in der begonnenen Weise müssten sich die Alliirten aber durchaus der jüdischen Hochfinanz bedienen und so, anstatt das in dieser Frage Nöthige von China zu lernen und dessen Kreditwesen nachzuahmen — hat ja seinerzeit auch die deutsche Hansa, bei höchster Blüthe der Industrie und des Handels, guter Ordnung im Innern und starker

*) Vgl. darüber unseren Aufsatz „die Bändigung Mammons“ in den Bayr. Blättern 1899, Seite 841.

**) Pleite, hebräisch p'lêta Rettung, Entkommen.

Digitized by Google

Machtentfaltung nach Aussen, sich Jahrhunderte lang ohne Juden behelfen müssen! — würden sie ganz Ostasien dem unumschränkten und unbarmherzigen Walten der punisch-jüdischen Finanztechnik unterwerfen, und damit wäre dann der Ring der Judenherrschaft über das ganze Erdenrund hin abgeschlossen. Wäre das aber für Jene, die immer das Christenthum vorschieben und ihrem Eigennutz den Mantel des Evangeliums umhängen, nicht eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist? Hat die deutsche Nation nicht am eigenen Fleische erlebt, dass der Büttel und Scharfrichter im Dienste Mammons, indem er seinen Abgott auf den Thron erhebt und diesen schützend umgibt, zugleich auch das Reich des Geistes in den Staub wirft und die Atmosphäre des Heils, in der dieser Geist durch zwei Jahrtausende geatmet und seinen Hochsinn genährt hat, mit den Miasmen des Lasters und den Sumpfdünsten der Gemeinheit erfüllt? Lässt sich ein noch elenderer Zustand der Geister vorstellen, als wie er sich in der deutschen Litteratur von heute abspiegelt? Ein jüdischer Korrespondent soll an die „Times" geschrieben haben, dass es im heutigen Deutschland keine deutsche, sondern nur noch eine von Juden in deutscher Sprache geschriebene Litteratur gebe. Und er hätte Recht. Wie könnte es aber auch anders sein, wenn Der den Zügel der Herrschaft über Geister und Leiber ergreifen darf, der sich von der Leid- und Lehrgemeinschaft der Menschheit ausgeschlossen hat und sich von ihr, wie seine Geheimschulung, die er noch heute fortführt, beweist, für alle Zeiten ausgeschlossen halten will? Und man sollte heute den Schlussstein zur wahren Weltherrschaft jener mammonistischen Finanztechnik legen wollen, aus welcher der „plastische Dämon des Verfalles der Menschheit", wie Wagner ihn genannt, die Kraft zieht, indem man seinen Künsten das letzte grosse Gebiet auf dem Erdball preisgibt, das ihm bis jetzt noch verschlossen war? Schöpfe man daraus ein Element der Besinnung und dauernder Besonnenheit! Lasse man dies Bild eines Schlusssteins den Anstoss zur Umkehr werden! Und gehe man alsbald an die Arbeit, um die Herrschaft des Grosskapitals im Abendlande selbst einzudämmen. Bedenke man aber auch, dass es der englische Industrialismus gewesen ist, der den führenden Theil der Nation zu einer Anschauung gebracht hat, die einzuschliessen scheint, dass die höchste Besonnenheit in vollkommener Gewissenlosigkeit bestehe. Wem aber die Wichtigkeit der Finanzfrage hier übertrieben scheint, der frage sich, wer die Welt, die geistige wie die materielle, im Verlaufe eines halben Jahrhunderts ganz und gar auf Geld gestellt hat, und ob dieser Zustand ewig dauern soll?

Das dritte, an jene beiden wichtigeren hier anzuschliessende Ereigniss, das zwar in seiner unmittelbaren Wirksamkeit auf ein kleineres Gebiet beschränkt scheint, aber die Gemeinsamkeit des Abendlandes, die geistige wie die politische, wesentlich bedroht, ist der durch den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 verursachte engere Anschluss Frank-

Digitized by Google

reichs an Russland, der durch die besonderen Umstände ebenfalls eine fast einzig geartete Färbung erhält. Im gallisch-romanischen Frankreich ist nämlich an die Stelle der vor anderthalb Jahrtausenden durch die christianisirten Franken begründeten und durch die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 gestürzten Ordnung vor den Blicken der jetzigen Generation — gewiss ein wunderbares Ereigniss — die volle Judenherrschaft getreten, deren Grundstein im Jahre 1815 nach Waterloo durch den Stifter des heute allmächtigen Hauses Rothschild gelegt worden war. Hiebei hat sich die Wirksamkeit der jüdischen Finanztechnik in wahrhaft erstaunlicher Weise geäussert, und zwar zumeist in den Formen von Umsturz, Krach und Skandal-Affairen, — Ereignisse und Ausdrücke, die unter den Begriff der vom Nomadenleben untrennbaren „Schicksalswenden" fallen, heute aber, nachdem das emanzipirte Juda doch erst so kurze Zeit zur unbehinderten Entfaltung seiner Talente gehabt, auch schon dem festsässigen Arier vertraut geworden sind. Dabei hat sich aber auch gezeigt, wie Juda, das sich von der christlichen Leid- und Lehrgemeinschaft ausgeschlossen, seine Wirthsvölker belehrt, indem es ihnen beibringt, dass jene Ereignisse als unabwendbare Nothwendigkeiten hinzunehmen seien, und ihnen die entsprechenden Vokabeln in ihr Wörterbuch stellt. Dies Vorgehen, als mehr oder weniger klar bewusst aufgefasst, — nicht die Juden sind hier die schwächeren Köpfe, — bedeutet die Annäherung und Angleichung der arisch-christlichen, insbesondere der abendländischen Anschauung — denn Nordamerika wird sich auch hierin, wie in der Chinesenfrage, zu helfen wissen — an den orientalischen Fatalismus, der sich heute bereits nicht mehr zu helfen weiss, dem aber die natürliche Stammes-Energie Juda's schon im Alterthum sich entzogen hat, indem sie den verkörperten Begriff des Fatums in den im eigenen Blute lebendigen und aus ihm heraus sprechenden Willen seines Stammgottes umsetzte, der ihm als letztes Ziel der Schöpfung die Weltherrschaft Juda's vor Augen stellte. In diesem Sinne haben wir schon oben von Maimonides gesagt, dass er den aristotelischen Zweckgedanken dem Judenthum in's Haus geschlachtet habe. (Vgl. auch unseren Aufsatz „Rabbinismus und Zionismus", Bayr. Blätter 1898, Seite 293).

Einer der grössten Acteure und Förderer des jüdischen Zweck- und Herrschaftsgedankens war Isak Adolf Crémieux (1796—1880), der schon zum Ausbruch der Revolution von 1848 das Seinige gethan und dem bereits von der Börse gefesselten König die Abdankung und die Flucht angerathen hatte. Jeder echte Nationaljude kann nämlich gar nicht anders, weil ihm, wie Lagarde gesagt hat, die „blödsinnige" Rede des Propheten und Hohenpriesters Samuel (I. Sam. 8, 11—18), — von dem man auch um wenige Pfennige erfahren konnte, wo verlaufenes Vieh zu suchen sei, — im Kopf steckt und aus dem Herzen gesprochen ist. Die Worte, die Crémieux bei der Flucht Louis Philippe's diesem nachgerufen haben soll:

Digitized by Google

„Fils de Saint Louis, montez au fiacre!“ entsprechen ganz dem Hohn, den der Jude-Lenker über die Geistesschwäche der von ihm Nasführten mit Recht empfindet. Er kann auch gar nicht anders. Im Jahre 1860 hat dann Crémieux die Alliance israélite universelle gegründet, die heute, nach vierzig Jahren, über die Erde verbreitet ist und die in aller Welt durch ihre Talmudistenschulen vorgebildeten genialeren Köpfe nach Europa schickt, um die dortige Armee zu verstärken. Der Sturz des dritten Napoleon i. J. 1870 und die Herrschaft der Commune haben dann dem Genie Crémieux's die Bahn erst recht frei gemacht und ihn, als Minister, in den Stand gesetzt, durch einen Federzug den Juden Algiers das französische Bürgerrecht zu verschaffen, mit dem das Recht der Erwerbung von Grundbesitz verbunden ist. Seitdem sind erst dreissig Jahre verflossen, aber schon ist die arabische Bevölkerung Algiers so gut wie gänzlich von der ererbten Scholle vertrieben, — Semiten durch Semiten. Was sollen erst die Nichtsemiten von ihnen erwarten? Wir haben diese Vorgänge dem Leser etwas drastisch vorgeführt, damit er das Ausserordentliche, Einzige, Unvergleichliche und Niedagewesene der nationalreligiösen Leistungen Juda's in so kurzer Frist scharf erfasse, und eben wegen dieser Ausserordentlichkeit haben wir ja auch die Emanzipation als im höchst denkbaren Grade epochal dargestellt.

Zu diesem Ausserordentlichen, dass nämlich in Frankreich, dessen Könige den Titel der Allerchristlichsten führten, heute der Jude König ist, tritt aber noch ein Zweites hinzu, nämlich dass dies den Juden gehörige Frankreich sich, in Folge der deutschen Siege, politisch mit dem antisemitisch gesinnten und in religiöser und geistiger Beziehung den geschichtlich am vollsten ausgereiften Gegensatz gegen das abendländische Kirchen- und Erziehungswesen darstellenden Russland angeschlossen hat. Dies widerstrebt nun zwar den national-religiösen Empfindungen der Judenschaft in hohem Grade, die ja das russische Wesen leidenschaftlich hasst, aber dieser Hass hat seinen letzten Grund darin, dass die natürliche Halbroheit der russischen Bevölkerung den Weltherrschaftsplänen Juda's einen viel stärkeren Widerstand entgegensetzt, als die deutsche Bildung und die französische Feinheit dies noch vermögen, weshalb es sich ja auch als Hauptförderer des russischen Nihilismus erweist. Seine ausdauernde Geduld blickt aber weit hinaus über diese Schwierigkeiten und Hemmungen, und sein scharfes Auge erkennt in der leidenschaftlichen und auch durch jüdische Kunst nicht zu mildernden Stimmung gegen Deutschland, die Frankreich zum Bündniss mit Russland treibt, das bequemste Werkzeug, um jene Spaltung der Geister und der Waffen in Europa aufrecht zu erhalten, die das Abendland im Frieden wie im Krieg in den Klauen der jüdischen Hochfinanz festhält und es Tag um Tag dem Rande des Abgrundes näher bringt, aus dem der Herrscherthron des vor- und antichristlichen Dämons emporsteigen soll.

Digitized by Google

Aber auch in Juda noch waltet der Geist voran, und die Kraft, die auch bei seinen Herrschaftsplänen am mächtigsten in ihm wirkt, ist der Geist seines Hasses gegen die christliche Heilslehre, aus welcher der Glaube an die Leid- und Lehrgemeinschaft der Gesammtmenschheit erwachsen ist. Dieser Glaube aber hat sein Geistes-Arsenal in den klassisch-christlichen Erziehungsbehelfen des Abendlandes, um die Juda es heute betrügen will, weil dieser Glaube auch die Verpflichtung zur Theilnahme an der Gesammtarbeit zum Heile Aller in sich schliesst. Juda aber ist gebunden durch sein besonderes Geschäft als privilegirter Lukrant und als Büttel und erbarmungsloser Scherge Mammons, und erst wer das unseelige Volk von der Ausschliesslichkeit dieses Geschäftes befreit, würde ihm den Anschluss an jenen Glauben ermöglichen. Davon aber will es Nichts wissen, weil es geblendet ist durch den Glauben an seinen Herrscherberuf, dessen Verwirklichung ihm die „Völker" der Erde als arbeitleistende Sklaven zu Füssen legen soll. In Frankreich bekämpft es die christliche Schule überhaupt, in Deutschland und Oesterreich zunächst die klassischen Mittelschulen als tieferes Fundament der Christlichkeit. In Frankreich schont es mit grosser Kunst und scheinbarer Selbstverläugnung die nationale Empfindlichkeit, die zum Anschlusse an das antisemitische Russland treibt; weil aber das selbe Russland auch antiklassisch ist und sein muss und sich eben damit beschäftigt zeigt, die abendländisch-klassischen Bildungsbehelfe aus seinen Westprovinzen auszuscheiden, so erblickt Juda in ihm hierin einen Verbündeten, wie es gleichzeitig in der französisch-russischen Allianz die Gewähr findet, dass der von den Umständen geforderte Handels-, Waffen- und Geistesbund des Abendlandes nicht zu Stande komme.

5. Leid- und Lehrgemeinschaft der Gesammtmenschheit. Anforderungen des Christenthums an die Wissenschaft. Techniker.

Die Gesammterziehung der kulturfähigen Menschheit nach gemeinsamen Grundsätzen ist ein im Prinzip des Christenthums eingeschlossenes Ziel, welches durch dauernde Bethätigung der in der christlichen Heilslehre vorausgesetzten und weiterhin von ihr als Pflicht geforderten Leid- und Lehrgemeinschaft der Gesammtmenschheit erstrebt wird, und welchem durch die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche und der protestantischen Glaubensgenossenschaften bereits seit langer Zeit vorgearbeitet worden ist. Der Glaube an eine Lehrgemeinschaft der Menschheit beruht ohne Zweifel auf dem Glauben an deren Leidgemeinschaft, als an gemeinmenschliche Pflicht, die schon in dem der ganzen Gattung von Natur eigenen Mitleid hervortritt. Man lehrt nämlich, um vor Leid zu bewahren, und zwar vor dem Leid, welches entspringt aus Geistesdumpfheit und Irrthum, aus thierischen oder dämonischen Trieben und bewusster Sünde, wie aus Vernachlässigung des Leibes, aus seinen Krankheiten und aus äusserem Zufall.

Digitized by Google

Mit dem mehr oder weniger klar bewussten Glauben an eine Leid- und Lehrgemeinschaft beginnt erst die höhere Menschlichkeit und zugleich auch die höhere Poesie, die eben hiedurch zum Gemeingut der Kulturmenschheit wird, — insbesondere die Tragödie, der sich dann zunächst die Geschichtschreibung anschliesst. Beide schildern Leid, um durch die Läuterung (Katharsis) der besonderen Leidempfindung und des Mitleids überhaupt die von der Natur und dem Zufall ausgehende, scheinbar auf unsere Ueberwältigung abzielende Macht des Leides selbst zu bewältigen, womit eben der Anfang eigentlicher Kultur im höchsten Sinne gegeben ist. Geschieht dies von der Tragödie und der Geschichtschreibung von vornherein noch nicht in der Art, die wir heute lehrhaft nennen, — obgleich schon das Thukydidëi'sche „Besitzthum für alle Zeiten“ deutlich auf einen Lehrzweck hinweist, — so ist dies bei der Philosophie ohne Zweifel schon von Anbeginn der Fall. Die althellenische Dichtung hat das Gefühl einer Verpflichtung zur Leid- und Lehrgemeinschaft schon in der geistigen Ausstattung des Volksthums zur natürlichen Voraussetzung, desgleichen die Geschichtschreibung eines Herodot und Thukydides; in der Philosophie der Sokratiker aber tritt der die Gesammtmenschheit umfassende Lehrzweck schon ausgesprochen auf den Plan. Vor dem Tribunal der höheren Menschlichkeit, wie sie in der natürlichen Bevorzugung der Althellenen begründet war, musste die Mehrzahl der gleichzeitigen Völker allerdings als barbarisch erscheinen, und Niemand wird glauben, dass die klassischen Schriften der Griechen aus einer anderen Ursache zu den erlesensten Lehrbehelfen der Kulturmenschheit auf ihren höheren Stufen geworden sind, als weil sie einen Ausfluss des Bewusstseins von der Lehrgemeinsamkeit des besseren Menschenthums darstellen.

Zunächst sind die Hellenen Lehrmeister der Römer geworden, und aus der spätrömischen Schulung ist die des Abendlandes durch Vermittelung der Kirche hervorgegangen. Von den Klosterschulen zweigten sich später die weltlichen Lateinschulen ab, und aus diesen sind, nach Aufnahme des Griechischen, wie sie durch die vor den Türken auswandernden Gelehrten Konstantinopels ermöglicht war, im sechzehnten Jahrhundert jene Schulen entstanden, die wir heute Gymnasien nennen. Sie beruhen auf klassisch-philologischer Grundlage und sind in Deutschland im letztverflossenen Jahrhundert, nach vielen verdienstvollen Vorgängern, namentlich durch den grossen Philologen Friedrich August Wolf und seine Schüler, auf eine höhere Stufe gehoben und in ihnen das Griechische zum idealen Schwerpunkt gemacht worden, weil dessen Litteratur, nach Wolfs Ueberzeugung, „ewige Muster“ eines nach den höchsten Ideen gestalteten öffentlichen und Privatlebens darbiete. Praktisch genommen ist der besondere Zweck dieser Anstalten, welche zu den sogenannten Mittelschulen gehören, die Vorbildung Jener, die nach Absolvirung der Universität zum Regieren tüchtig sein sollen, wie sie ja auch, nach dem Gesetze,

Digitized by Google

zur Theilnahme an der Regimentsführung berechtigt, und zwar innerhalb eines abgegrenzten Gebietes allein berechtigt waren und zum grösseren Theil noch heute sind. Gegenüber den nach ihrer Tendenz zu weiterer Ausbreitung des Wissens zwar löblichen, aber ihrem Wesen nach verwerflichen und nur aus den augenblicklichen Bedürfnissen der Heeresleitung und aus gewissen anderen Nothständen zu entschuldigenden Tendenzen zu noch weiterer Ausdehnung des Berechtigungssystems, die in ähnlichen Ausflüssen wie die *University extension*, Volksbildungs-Universitäten u. dgl. das Wesen der älteren Universität, als der Ueberlieferin des reinen Wissens und der Forschungsmethoden, in seinem Kerne bedrohen und deren besonderen Zweck für den Staat illusorisch machen, — dem gegenüber hat Paul de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" wieder nachdrucksvoll auf den eigentlichen Zweck des klassischen Gymnasiums hingewiesen, nämlich als jener staatlichen Schulungsanstalt, in welcher die nach Abgang von der Universität zum Mitregieren Berechtigten vorgebildet werden sollen.

Es ist hiebei aber auch in's Auge zu fassen, dass auch die alten klösterlichen und späterhin die weltlichen Lateinschulen, insbesondere aber solche Anstalten wie Karls des Grossen, vom Engländer Alkuin geleitete *schola palatina* (Palast- oder Hofschule), die vom Kurfürsten Moritz von Sachsen im Jahre 1543 gegründeten Fürstenschulen oder sächsischen Landesschulen, von denen Schulpforta und Meissen noch heute blühen, — ferner die von der grossen Kaiserin Maria Theresia gegründete Theresianische Ritterakademie in Wien, die ein vollständiges klassisches Gymnasium einschliesst, ausgesprochener Maassen diesem Zwecke gedient haben. Gehen die Universitätshörer nicht mehr aus solchen Anstalten hervor, so ist mit ihnen auch die alte Universität selbst verschwunden; und würden die Berechtigungen der alten Universitätshörer auf die der neuen, wie diese neue einstweilen nur erst in verschwommenen Umrissen in der Luft schwebt, übertragen, so müsste nicht nur die innere Gestaltung der Staatsmaschine, sondern die ganze Gesellschaftsgliederung eine andere werden. Dass sich dann auch die reine Wissenschaft zu ihrer Rettung in ein besonderes Lokal zurückziehen müsste, leuchtet ein, wobei es sich für sie wohl auch noch um eine neue Namengebung handeln würde.

Wie aber die alte Universität ihrem Wesen nach mit der christlichen Heilsordnung untrennbar zusammenhing, das zeigt der Titel „Doktor", der Keinem verliehen werden konnte, der sich nicht verpflichtet hatte, Nichts zu lehren, was der Heilslehre zuwiderlaufe. Bei den Theologen verstand sich das von selbst. Aber auch die Philosophen des Mittelalters waren Theologen; die späteren standen meist ausserhalb der Universität, und die in ihr standen, haben nur wenig geschadet. Die Juristen ordneten sich leicht ein, schon wegen ihres Zusammenhangs mit dem kanonischen Recht, der Gerichtsordnung und den Staatsämtern, von denen die Nichtchristen, die heute fast schon die Mehrzahl unter den Rechtslehrern bilden, ausge-

Digitized by Google

schlossen waren. Die Mediziner haben thatsächlich keine nennenswerthen Schwierigkeiten gemacht, — ohne Zweifel wegen ihrer praktischen Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette, wo ihnen einerseits das menschliche Leid und die Schwäche des Geschlechtes täglich vor Augen geführt, andererseits das Unvermögen ihrer besonderen Wissenschaft zu völliger Bewältigung leiblichen Leides zur Genüge dargethan wurde, in seiner Verbindung mit dem seelischen, was beides ja vor Ueberschätzung des Wissens schützt und zum willigen Anschluss an die Voraussetzungen und die Prinzipien einlädt, auf welchen die Gesellschaftsordnung beruht, deren Bann — bei der Unvollkommenheit aller irdischen Dinge — auch die reine Wissenschaft, trotz ihrer heute so stark betonten Ansprüche auf volle Voraussetzungslosigkeit, nicht ganz entrinnen kann. Mathematiker leben in einer Welt rein formaler Vorstellungen, sind schon deshalb wie durch ihre geringe Zahl nahezu isolirt und verspüren keine Lust, in die Gesellschaftsordnung behindernd oder umgestaltend einzugreifen. Astronomen sind in der Regel fromme Leute, wenn auch mit besonderem Inhalt ihres Frommsinns.

Anders ist es mit den eigentlichen Naturforschern, Physikern und Chemikern, welche durch die Einbeziehung in die erweiterte philosophische Fakultät einen neuen Ton in diese und, durch sie, in das ganze Universitätsleben gebracht haben, und nicht nur in dieses, sondern auch — von den Realschulen hier abgesehen — in das gelehrte Gymnasium, wo sie als Fachlehrer — und hier schliessen sich die Mathematiker ihnen in der Regel an — zum Mindesten das Gleichgewicht mit den Lehrern des Klassizismus anstreben, und hierin werden sie, ebenso wie an der Universität, durch die hohe und unbestreitbare Bedeutung ihrer besonderen Disziplinen für die Gegenwart mächtig gefördert.

Das Gefährdende bei diesem Verhältniss (allerseits mit Humor aufzunehmen! Den Einzelnen trifft es nicht) liegt darin, dass sie in ihren Schülern und Adepten den historischen Sinn abschwächen und so in ihnen leicht den Wahn erregen, als könnten die aus der Vergangenheit übernommenen politischen und sozialen Gestaltungen über Nacht wie mit dem Schwamme weggewischt werden, um an ihre Stelle zu setzen, was nie gewesen. Dies ist namentlich für Jene wichtig, die später mitregieren sollen, denn für das Politisch-Soziale bleibt der Mensch unter allen Umständen ein vorwiegend historisches Wesen, da der historische Zusammenhang Jedermann klar gemacht werden kann, während die Erforschung seines natürlichen Wesens nur immer neue Tiefen eröffnet, in denen die Betrachtung versinkt, weil sie in weiterer Tiefe immer auf das unerfassbare „Ding an sich“ stösst. Die Vertreter der einschlägigen Disziplinen verlieren aber bei neuen Entdeckungen in ihrem Fach leicht den Kopf und werden bezüglich deren Bedeutung für die Gesellschaft zu unmässigen Erwartungen angeregt.

Anders verhalten sich hierin die eigentlichen Techniker, denen neuerlichst die Erlangung des Doktorhutes ermöglicht worden ist. Sie

Digitized by Google

stehen mit den Nöthen des Lebens und den Gefahren des Zufalls in unmittelbarer und ununterbrochener Berührung, haben im letzten Jahrhundert in deren Abwendung und dauernder Bändigung das früher Unglaubliche geleistet und so ihre Wichtigkeit zum Heil der Gesammtmenschheit in unzweifelhafter Weise dargethan. In dieser Hinsicht sind sie mit den Pontifices der ältesten römischen Stadtgemeinde, d. h. mit deren Weg- und Stegmachern oder Ingenieuren verglichen worden. Diese bildeten später ein Priester-Collegium, als Depositäre der Kunstfertigkeiten und Wissenschaften. Mommsen (Röm. Gesch. 6. Aufl. Bd. I S. 169) sagt von ihnen: „Die Brückenbauer (*pontifices*) führten ihren Namen von dem ebenso heiligen wie politisch wichtigen Geschäft, den Bau und das Abbrechen der Tiberbrücke zu leiten. Sie waren die römischen Ingenieure, die das Geheimniss der Maasse und Zahlen verstanden". Daher bestimmten sie auch den Kalender und führten sogar die oberste Aufsicht über die Rechtspflege; denn Alles ist an Maass und Zahl gebunden, die deshalb bei Pythagoras auch göttlicher Natur sind. Vor den Vertretern der rein akademischen Fächer haben die Techniker den Vortheil — Vorzug wollen wir nicht sagen, — dass sie sich von vorn herein an die Gesammtmenschheit wenden und als Lehrer insbesondere von den kulturschwachen Nationen der Erde ersehnt werden. Das lässt sich aber von Theologen und Juristen überhaupt nicht, von den Medizinern — die Chirurgen ausgenommen — nicht in gleichem Maasse sagen, weil deren Disziplinen, nach Entstehung und Verbreitung, in ihrer direkten Wirksamkeit und Werthschätzung einstweilen noch auf begrenzte Erdenräume beschränkt geblieben sind. Es ist aber auch bekannt, dass die Professoren der Technik durchschnittlich jenen Schülern den Vorzug zugestehen, die das klassische Gymnasium ihnen zugeführt hat. Mögen die neuen *Doctores rerum technicarum*, indem sie über das Erdenrund hin dem Gemeinheil der Menschheit auf materiellem Gebiete dienen, selbst bei den Feinden europäischer Kultur auch für deren reinwissenschaftliche Vertreter ein günstigeres Vorurtheil erwecken, als diese es bis jetzt bei jenen geniessen! Die Technik, soweit sie im Dienste der Kriegführung und der Menschenvernichtung steht, ist freilich dazu weniger geeignet.

6. Kontinuität des Zusammenhangs mit dem antiken Klassizismus und der durch die Griechen erschlossenen Erkenntniss der natürlichen Möglichkeiten, als Basis höherer Besonnenheit.

Goethe hat gesagt: „Möge das Studium der Griechischen und Römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben". Der höheren Bildung bedürfen ohne Zweifel zu allermeist die an der Regimentsführung Betheiligten. In Goethe's Ausspruch liegt eingeschlossen, dass der antike Klassizismus seit dem Untergang der römischen Welt, von welcher Mitteleuropa die Grundlagen der politischen und sozialen Ordnung übernommen

Digitized by Google

hat, als hauptsächlichster Schulungs- und Bildungsbehelf neben der Lehre des Evangeliums, auf unsere Vorfahren und die von ihnen nach allen Windrichtungen ausgesandten Kolonisten übergegangen ist, dann weiterhin von deren Nachkommen bis auf die Tage Goethes, und noch von ihm selbst, als werthvollstes und wirksamstes Bildungsmittel anerkannt wurde, und dass er eben deshalb selbst den wohlwollenden Wunsch hegte, es möge dieser Klassizismus zu Nutz und Frommen der bildungsfähigen Gesammtmenschheit die gleiche Funktion (wie man heute sagt) bis an's Ende der Tage verrichten. Das klingt allerdings etwas „übersichtig"; aber wir selbst und ohne Zweifel auch die Mehrzahl jener Lebenden, welche die Vortheile klassischer Bildung genossen und erprobt haben, schliessen uns ihm hierin unbedingt an. Damit ist aber auch für Alle, die so denken, die Frage entschieden, ob die Kontinuität dieser klassischen Bildung heute, oder überhaupt jemals, unterbrochen werden dürfe. Wäre eine solche Unterbrechung — vom Zielpunkte dieses Aufsatzes aus bemessen — etwa das richtige Mittel, um jenen Grad von Besonnenheit, den der abendländische Geist bis heute schon gewonnen hat, festzuhalten und zu erhöhen? — oder würde der Abbruch des von den nachwachsenden Geschlechtern stäts wieder neu aus dem lebendigen Quell zu erfassenden Zusammenhangs sie nicht vielmehr der Basis berauben, aus der jene Besinnung gezogen worden, und auf der sich die errungene Besonnenheit — *talis qualis* — fortgepflanzt hat? Und dieser Abbruch sollte gerade zu einer auf Voraussetzungslosigkeit pochenden Zeit zugelassen werden, in der die Ereignisse von Aussen und die Kämpfe von Innen schon die natürlichen Fundamente der Ordnung zu erschüttern und die Besonnenheit, ja selbst die Menschlichkeit der Regierenden auf die härteste Probe zu stellen drohen? Tröstet man sich vielleicht damit, dass der heute unterbrochene Zusammenhang später zu beliebiger Zeit wieder aufgenommen werden könne? Das wäre ein verhängnissvoller Irrthum! Was anders könnte denn die Veranlassung zu einer solchen Wiederaufnahme werden als die aus künftiger Erfahrung gewonnene Einsicht, dass man eine Thorheit begangen habe? Da ist es doch wohl besser, sie gleich zu unterlassen.

Dass aber der geistige Zusammenhang des Abendlands mit dem althellenischen Klassizismus, und der Zusammenhang seiner politischen, administrativen, juridischen und militärischen Formen mit der altrömischen Ordnung die eigentlichste Basis der von uns erreichten Weltbesonnenheit — *taliter qualiter* — bildet, das wird kein Geschichtskenner läugnen, womit die natürliche Tüchtigkeit Jener, die empfangen und angeeignet haben, nicht in Abrede gestellt ist.

Den Eigenwerth dieser Besonnenheit jedoch, im Verhältniss zu den in anderen Kulturkreisen der Erde erreichten Besonnenheitsgraden, richtig zu ermessen und zu beurtheilen, dazu genügt nicht das Induktionsmaterial des sogenannten Geschichtskenners. Auch kann sich Einer Jahrzehnte hin-

Digitized by Google

durch auf fremdem Kulturgebiete bewegt haben, beispielsweise als Geschäftsmann oder Diplomat, ohne dass er gelernt hätte, jenes Verhältniss richtig abzuschätzen. Dazu wird ein tieferes Eindringen, nicht nur in die Litteraturen der fremden Kulturkreise, sondern in ihr lebendiges Fühlen und Denken, Dichten und Trachten von heute erfordert; denn erst aus der Vereinigung beider Quellen erwächst die Erkenntniss der geistigen Grenzen, in die ein besonderes Kulturwesen heute noch gebunden ist. Diese aber erkennt Keiner schärfer und tiefer, als wer sich durch lange Jahre als Lehrer bemüht, die Angehörigen fremder Kulturkreise zum Verständniss und zur richtigen Bewerthung der höheren und höchsten Kultur, als welche wir die aus Vermählung der christlichen Heilslehre mit dem antiken Klassizismus entsprungene betrachten müssen, empfänglich zu machen, — daher insbesondere auch der christliche Missionar, der zu seinem überaus schweren und aufopferungsvollen Beruf eine höhere Bildung mitbringt. Der Lehrer von Juden, Muslimen, brahmanischen und buddhistischen Indern, Chinesen u. s. w., — wie das Abendland sie bereits in grosser Zahl ausgesendet hat, und wie sie heute selbst schon auf unserem eigenen Heimatboden mit dem Fremdwesen in dauernde Berührung kommen, — überzeugt sich mit vollster Gewissheit von der Unverrückbarkeit der Grenzen, die das fremde Geisteswesen umschliessen und absperren. Hiebei handelt es sich freilich auch, und sogar in erster Linie, um religiöse Anschauungen, denn die Kulturkreise auf der Erde decken sich in der Hauptsache mit den Glaubenskreisen; aber gerade in dieser Beziehung ist eine Thatsache ins Auge zu fassen, deren Kenntniss und Beachtung der Mehrzahl unserer abendländischen Zeitgenossen, ja, bei der heutigen Stimmung der Geister, nahezu ihrer Gesammtheit gänzlich entgeht, aber Jenen in voller Gewissheit vor's Auge tritt, die in langjährigem vertrauten Umgang und Ideenaustausch mit Angehörigen anderer Glaubenskreise gelebt haben, insbesondere auch wenn sie Gelegenheit hatten, deren apologetische und polemische Litteratur kennen zu lernen, — nämlich der ganz unvergleichliche und unschätzbare Vorzug und Vortheil, den die christliche, von der griechischen Philosophie gestützte Weltanschauung dem Geistes- und Gemüthsleben der Person unter allen Umständen gewährt. Volles Leben ist nur im Glauben an die Heilsgemeinschaft der Menschheit und im Streben zur Verwirklichung der Heilszwecke, und jede andere Anschauung verliert den Boden der noch mit Streitbarkeit verbundenen Gemüthsheiterkeit und Weltbesonnenheit.

Aber wir wollen hier nur solche Vorstellungen und Gesammtanschauungen in Betracht ziehen, aus welchen sich jene Besonnenheit zusammensetzt, die unter den heutigen Umständen noch als Weltbesonnenheit zu bezeichnen ist, insoferne es sich nämlich für grosse Kreise, die wir allein hier in Betracht ziehen können, darum handelt, die Bedingungen ihrer eigenen Existenz zu sichern. Das ist aber nur erreichbar bei richtiger Erkenntniss der natürlichen Möglichkeiten wie der allgemein menschlichen

Digitized by Google

Lebensbedingungen, und bei richtiger Abschätzung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den in der Gesammtmenschheit wirksamen und untereinander wetteifernden Geisteskräften und Willensrichtungen, welche auch das leibliche Vermögen und die in der Materie eingeschlossenen Kräfte in ihren Dienst zu stellen vermögen.

Was nun unter den hier aufgeführten Voraussetzungen rechter Besonnenheit zuerst die Erkenntniss der natürlichen Möglichkeiten, als des tiefsten Fundamentes aller Besonnenheit, anbelangt, so wird unter uns kein Gebildeter läugnen dürfen, dass die Grundlegung einer wissenschaftlichen Naturerkenntniss allein den Griechen zu verdanken ist. Der Chinese aber z. B. entbehrt, abgesehen von der ihm im 17. Jahrhundert durch die Jesuiten beigebrachten Mathematik und Astronomie, dieser wissenschaftlichen Grundlage noch heute gänzlich und wäre durch seine *feng-shui*-Wissenschaft und seine Vorstellungen von der Darstellbarkeit der physikalischen Vorgänge durch gewisse lineare Grundfiguren dem ewigen Spiel des Aberglaubens und der Phantastik preisgegeben. Den Inder schliesst seine Versunkenheit in die Tiefen der Metaphysik, die ja keine Grenzen haben, von dem Streben nach einer Besinnung und Besonnenheit, die den Existenzkampf mit fremden Potenzen in Berechnung ziehen, von vornherein aus. Der Islam hat mit Wissenschaft überhaupt Nichts zu schaffen. Schon Ernst Rénan hat dies zur Genüge dargethan. Was dieserart auf muslimischem Gebiet geschehen zu sein scheint, war gegen das Prinzip selbst gerichtet und hat ihm Nichts anhaben können. Der Prophet hat zwar seinen Gläubigen zugerufen: „Geht dem Wissen nach bis an's Ende der Welt!“ aber das war nur der Nothschrei einer gequälten Seele aus den Netzen der Unwissenheit und des Aberglaubens heraus, in die er unlösbar verstrickt geblieben ist. Auch die Versuche, dem Islam die aristotelische Philosophie dienstbar zu machen, sind vergeblich gewesen. Der Muslim braucht dergleichen nicht: er trägt die Gewissheit von seinem Berufe zur Weltherrschaft ohne weitere Voraussetzung oder Vermittelung unzerstörbar in sich. Schon ein halbwüchsiger Knabe, der den Koran im Kopfe hat, ist der Wissenschaft unzugänglich geworden; ja er vermag ihren Begriff nicht mehr zu erfassen, denn sein ganzes Wesen ist von seinem Glauben so voll wie die Eierschale vom Dotter. Die Macht und Wirkung unseres Wissens hält er für eine Art Zauberei, und wenn er diese Zauberkunst für seine eigene Person vergeblich zu erwerben versucht hat, so bleibt ihm gar nichts Anderes übrig, als in das hasserfüllte Brüten seines verschärften Fanatismus zurückzufallen. Kein Fürst oder Staatsmann wird im Stande sein, einer genügenden Zahl von Helfern und Werkzeugen jenen Grad von Besonnenheit mitzutheilen, der die politischen Gebilde des Islam, die heute noch ihr Dasein fristen, dauernd unabhängig zu erhalten vermöchte. So lange Muslime unter sich sind, können sie sich ihrem Traumleben hingeben; sobald die Berührung mit Europäern ihnen eine richtige Vorstellung von

Digitized by Google

deren Machtmitteln und ihren geistigen Fundamenten beigebracht hat, verfallen sie der Hoffnungslosigkeit oder einem fanatischen Paroxismus, mit welchem die mit wirklichen Möglichkeiten rechnende Besonnenheit unvereinbar ist.

Das talmudische Judenthum hat sich von vornherein gegen die Berührung mit griechischer Wissenschaft, in der wir die Quelle umfassender Besonnenheit erblicken, gänzlich abgeschlossen, weshalb auch heute noch der gemeine Jude, — wie Luther seiner Zeit gesagt hat — mehr Abgöttischkeit (womit er den Aberglauben gemeint) hegt „als neun Kühe Haare haben“ (sieben dünkten ihm zu wenig), und er kann deshalb von den natürlichen Möglichkeiten keine richtige Vorstellung gewinnen. Dagegen hat er die für uns denkbar höchste Klarheit und Besonnenheit in Geld und Handelssachen erworben und nützt diese Eigenschaften, wie im Kleinen mit schärfstem Verstande, so im Grossen mit wahrem Weltblick und erstaunlicher Ruhe und Sicherheit zu seinem Vortheil aus. Aber wie beschränkt das Gebiet ist, das er mit seiner Besonnenheit in unseren Tagen fast autokratisch und despotisch beherrscht, zeigt er dadurch, dass er heute, nachdem die Emanzipation ihn von den bekannten Einschränkungen befreit und der Entfaltung seiner Talente freien Spielraum geschaffen hat, es für möglich hält, das Christenthum zu vernichten und an die Stelle der griechisch-christlichen Wissenschaft sein eigenes altes Schriftthum zu setzen, wozu er, wie er sich dessen überlaut rühmt, bereits die einleitenden Schritte mit einem Erfolg gethan zu haben glaubt, der die nahe Verwirklichung seiner Weltherrschaftspläne in sichere Aussicht stellt. Die Voraussetzung dieser Möglichkeit zeigt seine völlige Blindheit für die geistigen Gesammtzustände, denn wäre er hierin nicht gänzlich verblendet und entbehrte nicht jeder Besonnenheit, so müsste er erkennen, dass — wie Lagarde gesagt hat — das Christenthum, in dessen Licht auch er wandelt, allein ihn vor der Vernichtung bewahrt. So sehr fehlen seinem blinden Fanatismus alle Elemente der Gemeinbesinnung, dass er sich einbildet, ein Religionswesen, welches die durch das Althellenenthum vorbereitete und durch das Evangelium zum Fundament der Gestaltung menschlicher Gemeindinge gemachte Leid- und Lehrgemeinschaft prinzipiell von sich weist und seine uralte national-religiöse Geheimschulung fortführt und bis an's Ende der Tage fortzuführen entschlossen ist, — die grade Umkehr vom Wunsche Goethe's, dass der antike Klassizismus i m m e r f o r t die Grundlage der höheren Bildung bleiben solle, — sich einbildet, ein solches Geisteswesen könne auch heute noch weiter bestehen, ja die Herrschaft über Geist und Leiber der Gesammtmenschheit gewinnen und festhalten, wie es ihm „verheissen“ sei. Und auch an die unbestreitbare Möglichkeit denkt das Judenthum nicht, dass die arisch-christlichen Völker, die es durch fast zweitausend Jahre erbarmungslos ausgebeutet hat, sich endlich jenen nationalen Rechtsboden schaffen und jene Finanztechnik aneignen könnten, die allein sie vom natio-

Digitized by Google

nalen Untergang zu retten vermögen. Und auch darin zeigt das Judenthum den höchsten Mangel an Besonnenheit, indem es, abgesehen von Betrug, Gaunerei und Raub im Einzelnen, sein Finanzjoch so drückend gestaltet, dass die Einfalt seiner Wirthsvölker sich mit aller Gewalt auf jenes einzige Rettungsmittel hingedrängt fühlt, durch welches Juda selbst in seinem Lebensnerv tödtlich getroffen wird. Soviel trägt die Erkenntniss der natürlichen Möglichkeiten, wie sie durch die Geistesarbeit von Jahrtausenden zum Gemeingut der besseren Menschheit geworden ist, zur Besonnenheit bei. Zur Erkenntniss der natürlichen und zur Gewinnung und Steigerung der geistigen Möglichkeiten haben aber die Griechen die Hauptarbeit gethan, und auf dem Fundament, das sie gelegt, ist ohne Abbruch weiter zu bauen.*) Dass auch mehrtausendjährige Kulturen abgebrochen werden können, lehrt die Geschichte. Seine Kultur-Basis aufgeben, heisst aber, seine Kultur abbrechen.

7. Einwürfe.

Im Vorstehenden ist zum Zwecke der Erhaltung des von unserem Abendland bereits gewonnenen und im Dienste der Gemeinmenschheit verwendeten Grades von Besonnenheit das Hauptgewicht auf die Fortführung des bisherigen Zusammenhangs und den Nichtabbruch der geistigen Kontinuität mit dem klassischen Alterthum gelegt, weil es kaum einen Zweifel leidet, dass durch einen solchen Abbruch die Hauptquelle dieser Besonnenheit für ewige Zeiten verschüttet, die Fortwirkung der von den klassischen Alten geschaffenen, von den Abendländern und ihren Kolonisten bis heute benutzten Geisteswerthe in die Luft gestellt, und diese Schöpfungen selbst der Gefahr des völligen Verlustes für die Menschheit preisgegeben würden, so dass aus dem zunächst zu erwartenden Chaos — soweit es dabei auf etwa Regierende ankäme, unter der Devise: *„Vogue la galère!“* — ganz neue Zustände, — wie Manche glauben, gar eine neue Menschheitsjugend

*) Littré, Comment dans deux situations historiques les Sémites entrèrent en compétition avec les Ariens, et comment ils y faillirent, Leipzig 1860 (p. 22): „Man hat behauptet, dass die Griechen nur Plagiatoren seien, welche den zivilisirten Völkern des früheren Alterthums, den Aegyptern, Babyloniern, Tyriern und Niniviten, Alles entlehnt hätten, und Platon liess seinen Landsleuten durch einen ägyptischen Priester im Gespräche mit Solon sagen, dass sie nur Kinder seien, von den alten Dingen nur wenig unterrichtet. (Dasselbe sagen in einem gewissen Sinne auch die Rabbinen heute noch uns gegenüber, als Vertreter einer älteren Anschauungswelt.) Aber diese sogenannten Kinder haben die mathematische Wissenschaft, die Arithmetik, Geometrie und Algebra begründet, die geometrische Astronomie geschaffen und die Experimentalphysik durch die grosse Entdeckung von der spezifischen Schwere der Körper begonnen, ohne hier von den medizinischen Leistungen eines Hippokrates, den anatomischen eines Hierophilos und Erisistratos, den physiologischen eines Galenos oder gar den soziologischen eines Aristoteles in der Politik zu reden, lauter kostbare Anfänge, welche die Zukunft entwickeln wird. — (S. 32): Von der Macht dieses neuen Faktors gibt die soziologische Entwicklung den unwiderleglichen Beweis: Unter seiner Hand hat sich alles verändert: die Menschen, ihre Meinungen, ihre Beziehungen, ihre Moral, ihr politischer und sozialer Zustand, ihre relative Sicherheit und ihr Reichthum.“

Digitized by Google

— emportauchen könnte. Kann man denn aber diese Dinge nicht auch von einer anderen Seite ansehen? Ist denn eben dieser Zusammenhang für uns, und grade zumeist in der allerneuesten Zeit, und grade zumeist für uns Deutsche, die Quelle ungeheurer und tiefstgehender Schädigung geworden? Ist der deutsche Geist nicht grade zu der Zeit, als das durch Friedrich August Wolf und seine Schüler vorzugsweise auf die griechische Basis gestellte Gymnasium und durch die auf gymnasiale Vorbildung gestützte, so ausgebreitete und spezialisirte philologische Forschung an den Universitäten ihre Wirksamkeit auf das Ganze äusserten, in Gefahr gerathen, der sogenannten hedonistischen oder Genuss-Aesthetik zum Opfer zu fallen, die doch eine wahre sittliche Pest für jede Nation im Besonderen ist und für die Menschheit im Ganzen wäre? Und hat, nach der materiellen Seite hin, der Zusammenhang mit der altrömischen Welt, deren Anschauung wir so viel Gutes, die deutsche Weichheit Festigendes entnommen haben, nicht auch, um der Rezeption des römischen Rechtes die Krone aufzusetzen, und mit gänzlicher Beseitigung des altgermanischen Herkommens, das spätrömische Bodenpfandrecht in das neue Reichsgesetzbuch gestellt und hiedurch binnen kurzer Frist eine, an das zumeist durch die Judenschaft vertretene Grosskapital zu verzinsende hypothekarische Belastung von unglaublicher Höhe — nach Böhmert achtzig Milliarden Mark — auf den Boden des Reiches gewälzt und bereits einen grossen Theil davon in die Hände des internationalen Semitenthums gespielt, als ob es so sein müsste? Und ist es nicht grade hiedurch schon so weit gekommen, dass Vielen eine neue Hörigkeit der Massen unvermeidlich scheint, wie sie dem altrömischen Sklavenrecht entspräche? Lese man darüber doch das epochemachende Buch Ottomar Beta's „Deutschlands Verjüngung“ (Berlin, Harrwitz Nachf. 1900) und die neue Schrift Wilibald Hentschels „Varuna.“ *) Letzterer sagt (S. 342): „In Wirklichkeit ist Zinspflicht und Hörigkeit Ein und das Selbe: die Summe, welche die deutschen Bauern, Unternehmer, Hausbesitzer, Miether an die Inhaber der Bodenwerthe zu zahlen haben, — eine Summe, die sich stündlich auf Millionen beläuft, — bildet in der That die neue Form der Knechtschaft. Denn wie die persönliche Unfreiheit des Hörigen durch keine Arbeitsleistung aufgehoben wird, so vermindert sich auch die Schuldenlast nicht, trotz aller Zinszahlungen. In beiden Fällen handelt es sich um lebenslängliche, auf Kinder und Enkel vererbliche Dienstbarkeit.“ In der That ist der spätrömische Eigenthumsbegriff „der Dämon der Tiefe, dem alles gute Streben, der Fleiss und der Lebensmuth der Nation geopfert wird.“ Er drückt „fortgesetzt auf unser Lebens-Niveau, unsere körperliche und geistige Verfassung, unseren Rassentypus.“

Wäre denn nun dieser Gefahr gegenüber, die ohne Zweifel besteht, und deren Verwirklichung dem Leben selbst allen Werth benehmen würde, der Verlust unseres geistigen Zusammenhangs mit der altklassischen Welt

*) Leipzig, Hammer-Verlag (Theod. Fritsch) 1902.

Digitized by Google

oder mit irgend welcher vorangegangenen Zeit und ihren Schöpfungen auch nur Eines Wortes werth zu erachten? Gewiss nicht, wenn diese Gefahr nothwendig aus diesem Zusammenhang hätte entstehen müssen. Dass dem aber durchaus nicht so ist, zeigt wieder das Beispiel Englands; denn dieses hat in seiner Gesammtschulung und Bildung den Zusammenhang mit dem klassischen Alterthum, wenn auch in anderer Form als Deutschland, stäts gewahrt, aber das römische Recht nicht rezipirt und auch hierin gezeigt, dass seine Besonnenheit — wurzele sie nun in tieferer Gesundheit des Volkssinns, oder sei sie erst durch jene Kämpfe erworben, die sein Wagemuth durch Jahrhunderte bestanden hat, — auf festeren Grundlagen ruht als die deutsche. Aber auch die moderne Genussästhetik hat in das englisch-schottische Volksthum — wir reden nur vom Gemeinvolk — nicht einzudringen vermocht, so wenig wie in das nordamerikanische und das skandinavische. Neben dem deutschen Hochsinn aber geht ein Hang zur Völlerei und Lumperei einher, den Juda praktisch und litterarisch ausgenutzt hat, hoffentlich schon bis zur letzten Neige. Dieser Hang und „das sich gegenseitig im Stiche lassende Wesen“ (Eugen Nübling), das den eigenen Bruder an Juda denunziert, hat die deutschen Litteratoren und die Litteratur auf den Hund gebracht. In welche Abhängigkeit die deutsche Presse vom jüdischen Kapital und dadurch auch vom jüdischen Geist und seiner Frivolität gerathen ist, und welchem Schicksal dadurch der ehrliche Schriftsteller, der nicht zum Kuppler und Zuhalter Juda's und der Genuss-Aesthetik werden will, unentrinnbar zugeführt wird, darüber lese man O. Beta's „Deutschlands Verjüngung“ (Kap. 19). Schon der alte ehrliche Heinrich Wuttke hat hier das Richtige gesehen („die deutschen Zeitschriften“, 3. Auflage, Leipzig 1875). Griechen und Römer aber sind unschuldig daran; vielmehr weisen der Geist, der sie durch lange Jahrhunderte auf der Höhe des Lebens erhalten hat, und, als ihre Zeit erfüllt war, ihr tragischer Untergang, auf das Gegentheil hin. Zu ihrer „Dekomposition“ aber war der Semite das Hauptwerkzeug des strafenden Geschickes. Für uns handelt es sich heute darum, ob wir, bei noch lebendigem Leibe und mit sehenden Augen, unser Haus den „dekompositären Mächten“, als dem zernagenden Gewürme, preisgeben, oder aus wiedergewonnener Besinnung und neuer Besonnenheit heraus mittels verständiger Zwecksetzung das Nothwendige bewirken wollen. Für die Dauerwirkung ist aber der Haupthebel bei der Erziehung der zum Regieren Bestimmten anzusetzen.

Könnte man aber nicht auch glauben, dass das Festhalten des Abendlandes, als eines Ganzen, an der Kontinuität mit dem antiken Klassizismus zur Bewahrheitung jener Meinung führen werde, die z. B. der Amerikaner Draper geäussert hat, — dass nämlich das heutige Europa an der Schwelle seiner Sinisirung stehe, d. h. in Gefahr sei, sich wie ein neues China im starren Festhalten einer ererbten Anschauung, von der übrigen, dem Fortschritt huldigenden Welt abzuschliessen? Diesen Einwurf entkräftet aber

Digitized by Google

schon die Natur des auf uns übergegangenen griechischen Denkens selbst, welches seine eigene Freiheit als natürliche Voraussetzung in sich trägt und in stäter Mehrung und tieferer Begründung des Wissens durch die freie Forschung allzeit den Blick in das Unendliche offen hält, während gerade jene Kontinuität die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer dieses Verhältnisses leistet; denn was ohne das Festhalten an ihr eintreten könnte, weiss Niemand. Von Seiten des Willens her aber leistet die von den Griechen eingeleitete, vom Christenthum in sein Prinzip eingeschlossene Leid- und Lehrgemeinschaft gegen eine solche Abgeschlossenheit und Ausschliesslichkeit die selbe Bürgschaft.

8. Das klassische Gymnasium und seine Gegner. Bedeutung der alten Lateinschulen.

Nach Lagarde's Grundsatz ist jeder Stand zu dem Geschäft zu erziehen, dem er später, und zwar bei den Meisten durch die ganze Dauer ihrer Arbeitstüchtigkeit, pflichtmässig obliegen soll. Der Ausdruck „Stand" zeigt an, dass es sich hierbei auch für die Erziehung um stehende oder ständige Einrichtungen von Seiten des Staates (*status*) handelt, — wobei nach unserer Ueberzeugung, wie auch der heutigen Gemeinanschauung, deren Geltung in diesem Punkte wir um jeden Preis erhalten wollen, — die volle Freiheit der Person in Betreff der Berufswahl und der Bildungsmittel, in dem von den Umständen gestatteten Maasse, zu wahren und die heute bereits wieder in Sicht gestellte Kasteneintheilung zurückzuweisen ist. Eine gleichmässige Gemeinerziehung kann nur von Solchen in Antrag gebracht werden, die vom Menschenmöglichen keine Vorstellung haben, oder von Jenen, deren Taktik es ist, das Unerreichbare und Unmögliche zu verlangen, um das erreichbare Gute und Bessere zu verhindern, in welcher Kunst die Juden, wie sie es auch in der Leitung der Sozialdemokratie zeigen, Meister sind. Der Hauptbehelf zur Vorbildung der später am Regiment Betheiligten ist für uns, wie aus dem Vorstehenden genugsam erhellt, die aus den alten Lateinschulen erwachsene gelehrte Mittelschule, die heute den Namen des klassischen Gymnasiums führt. Die Wichtigkeit der einschlägigen Fragen wird durch die Thatsache gekennzeichnet, dass „der Kampf um das Gymnasium" bereits eine ganze Litteratur geschaffen hat.

Die Interessenten im Kampfe gegen das Gymnasium sind: 1. die Juden, wegen des bereits dargelegten vollen Gegensatzes ihrer national-religiösen Besonderheit gegen das althellenische Wesen und das Christenthum, wozu noch kommt, dass ihnen die Erwerbung der an die Absolvierung des Gymnasiums — die sogenannte Matura — für ihren eigenen Nachwuchs gebundenen Berechtigungen, — hier insbesondere zum Eintritt in den Staatsdienst, — abgesehen von dem dort täglich zu verspürenden Widerstreit mit ihrer national-religiösen Anschauung, auch viel zu mühsam ist; 2. zahlreiche Mathematiker, Naturwissenschaftler und Techniker, und 3. viele

Digitized by Google

Industrielle, — beide Gruppen wegen des Bildungs- und Anschauungs-Gegensatzes oder Unterschiedes; 4. jene, heute noch nicht sehr zahlreiche Partei in der katholischen Kirchenleitung, die insbesondere in den bischöflichen Kreisen vertreten und durch eine feudal-klerikale Fraktion verstärkt scheint und darauf ausgeht, die Vorbildung des priesterlichen Nachwuchses, mit gänzlicher Umgehung des weltlichen Gymnasiums und jener geistlichen Orden, die sich der klassischen Erziehungsbehelfe bedienen, lediglich den Priester-Seminaren zu übergeben und dort eine Anschauung in ihnen erzeugen zu lassen, der selbst auch noch das *foramen minimum* zur Zulassung des einen oder anderen Lichtstrahles fehlt, — eine Taktik, die, sofern ihr überhaupt grössere Wirkung zuzuschreiben wäre, der Barbarisirung in die Hände arbeiten würde; 5. die Sozialdemokraten, die von einer Erziehung besonderer Klassen zum Regieren Nichts wissen wollen, wie alle Jene, die überhaupt einer verschiedenen Erziehung und Bildung der Jugend prinzipiell abgeneigt sind. Hinzurechnen kann man heute noch jene Angehörigen fremder Kulturkreise, die mit uns in Berührung kommen und, sofern sie die nöthige Einsicht besitzen, durch die Eigenart ihrer besonderen Anschauung, und selbst schon durch den blossen Instinkt der Selbsterhaltung getrieben werden, sich gegen die fundamentalen Bildungsbehelfe unseres Eigenwesens zu wenden, dessen geistige und materielle Uebermacht sie fühlen und fürchten. So wendet sich beispielsweise jeder einigermaassen gebildete Muslim eben so entschieden gegen das Griechische, wie der Jude, der ja eben auch ein Fremdwesen bleibt.

Von allen diesen Gegnern aber fallen die Juden am schwersten in's Gewicht, wegen der Entschiedenheit und Energie ihres Willens, wie aus anderen naheliegenden und hier schon berührten Gründen. Von den Anderen stehen die Sozialdemokraten, die wenigstens scharf hassen, unter jüdischer Führung, und die Gegnerschaft der Uebrigen ist mehr oder weniger arisch traumhaft. Bei den Juden aber, denen ja auch das Geld nur Mittel zur Herstellung der Weltherrschaft ist, wie ihr national-religiöser Bund sie pflichtmässig anstreben muss, ist — wir heben es nochmals hervor — innerhalb ihrer christlichen Wirthsstaaten Alles und Jedes auf die Vernichtung des Christenthums selbst gerichtet. Daher auch ihr Kampf gegen das klassische Gymnasiums und die Universität, um welcher letzteren willen jenes, als Vorbildungsanstalt, vorhanden ist; denn in beiden erkennt es die Grundpfeiler der arisch-christlichen Erziehung und der wichtigsten praktischen Organisationen unseres Staates.

Diesen Gegnern aus unserer eigenen Mitte kommen heute von Aussen her mehre Umstände zu statten. Einer davon betrifft Geistiges, und von diesem wollen wir hier zuerst reden.

Goethe hat gesagt: „Echt ästhetisch-didaktisch könnte man sein, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerthen (aufzeigend und erläuternd) vorüberginge, oder es ihnen zubrächte im Moment, wo

Digitized by Google

es kulminirt, und sie selbst höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müsste der höchste Stolz des Katheder-lehrers sein, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, dass sie für alles Gute, Schöne, Grosse, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen." Gewiss! aber seitdem Goethe diese Worte niedergeschrieben, — wie hat sich die Fluth fremdartiger Geistesmanifestationen noch gesteigert, die auf uns andringt! Von allen Richtungen der Windrose her klingt heute der Ausdruck fremder Eigenart an unser Ohr, und mit diesem Ausdruck verbinden sich die Ansprüche auf Gemeingeltung, — eigensinnig und selbst anmaassend überlaut aus der Gegenwart und der nächsten Nähe, eindringlich warnend, anspornend oder lähmend aus den wieder geöffneten Gräbern verrauschter Jahrtausende. Die Massen des gleichzeitig andringenden Fremdartigen — fremdartig für uns und unter sich — sind so gewaltig, dass der Geist des Aufnehmenden nicht zur Besinnung gelangen kann, die Besonnenheit nicht wieder zu gewinnen vermag, gegenüber diesen unzähligen Manifestationen des Menschenthums aus allen Zeiten und von allen Orten her, und doch treibt uns der Geist, der über dem Chaos schwebt, uns auch weiterhin nach allen Seiten nicht nur aufnehmend, sondern auch thätig zu erweisen: prüfend und annehmend oder abweisend. Aber — sagt Goethe an anderer Stelle — „jede unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt Bankerott." Da bleibt denn — so fügt er diesen Worten hinzu — „nichts übrig als sich zu sagen, nur der reinste und strengste Egoismus kann uns retten." Das harte Wort bedeutet hier für uns nur den Schutz der Eigenart und die Wahrung des Eigengutes.

Da kommt dem heutigen Deutschen denn zu Statten, dass der unermüdliche Fleiss seiner Geschichtsforscher, Grammatiker und Lexikographen, von warmer Liebe zum eigenen Volksthum geleitet, das Bild des vorchristlichen, wie des in den Anfängen unserer Christianisirung noch halbheidnischen Germanenthums aus Schutt und Gerölle wieder erstehen liessen, so dass unserem Volke das Kulturwesen seiner eigenen Jugendzeit zwar für einen Augenblick wie ein Fremdartiges wieder vor's Auge getreten ist, aber alsbald, vom tiefsten Kerne des Eigenwesens als ihm gleichartig erkannt, mit diesem die Neuvermählung eingegangen ist und seine Kraft gestärkt hat. Das aber hat nicht gehindert, dass zu gleicher Zeit die Vermählung des deutschen Geistes mit dem antiken Klassizismus in der Dichtung des achtzehnten und des angehenden neunzehnten Jahrhunderts die herrlichsten Blüten und Früchte brachte, und das klassische Gymnasium sich vervollkommnete.

So zeigt sich, dass dieser Klassizismus, soweit er nicht schon durch die Latein-Schulung eines ganzen Jahrtausends den ununterbrochenen Reihen führender Geister in Fleisch und Blut übergegangen war, seitdem dann durch die humanistische Renaissance die griechische Schulung hinzugetreten, zu einem Stücke unserer Eigenart geworden ist. Der romanische Süden

Digitized by Google

hat durchschnittlich ein halbes Jahrtausend lateinischer Schulung vor dem germanischen Norden voraus; der Norden aber hat mit dem Süden, wie das Christenthum, so auch die Lateinschulung durch das ganze letzte Jahrtausend gemein gehabt, und auf dieser Gemeinsamkeit eben beruht die Eigenart des Abendlandes, die es vom Russenthum, dem muslimischen Orient, Indien und Ostasien und dem Judenthum scharf unterscheidet und getrennt hält, während das von ihm kolonisirte Nordamerika besondere Eigenthümlichkeiten angenommen hat. Der Bund des Christenthums mit dem antiken Klassizismus begründet seine gemeinsame Eigenart, und wer sähe nicht ein, dass diese Gemeinsamkeit, die ja auch die Grundlage der höheren abendländlischen Besonnenheit ist, erhalten bleiben muss, gegenüber einer Welt, die sich heute erst zu einer Besinnung aufrafft, auf deren Boden die natürlichen Möglichkeiten eben anfangen, erkennbar und verwendbar zu werden, um, soweit sie überhaupt noch streitbar ist, ihrer Feindseligkeit als Waffe zu dienen und das Inventar ihrer Arsenale auf gleiche Stufe mit dem unsrigen zu bringen. Aber die Fluth des geistig Fremdartigen, mit der das letzte Jahrhundert uns überschüttet hat, ist so mächtig, kam in so überraschendem Schwalle und hat die Gesichtspunkte so verschoben und vermehrt, dass die von der alten christlich-klassischen Schulung gebotenen Maassstäbe für das Urtheil der halbgebildeten Masse ihre unbedingte Werthschätzung verloren haben. Die so herbeigeführte Verwirrung und Spaltung der Geister — und das eben wollten wir an dieser Stelle verdeutlichen — kommt den Gegnern, wie des Christenthums, so auch der klassischen Schulung zu Hilfe, obwohl sie unter sich wieder in viele Gruppen gespalten sind. Alle aber zeigen sich bereit, das Kind mit dem Bade auszuschütten, die Substanz, aus der die abendländische Besonnenheit ihre Nahrung gezogen hat, zu verwässern und zu verflüchtigen.

Was aber — abgesehen von der durch das Zuströmen eines kaum übersehbaren und annoch ungesichteten Bildungsstoffes von Aussen her erzeugten Gemeinverwirrung der Geister — die Gefahr für unsere klassischen Schulungsanstalten, und zwar gleichfalls von Aussen her, vermehrt, das sind zwei politische Thatsachen, nämlich das Vordringen des russisch-orthodoxen Wesens von unserer Ostgrenze her, durch welches die in seinen Westprovinzen bisher noch wirksam gebliebenen abendländischen Bildungsbehelfe der Vernichtung preisgegeben sind, und — zweitens die von anderen Voraussetzungen her und mit anderen Zielpunkten vor sich gehende Bekämpfung des Deutschthums sammt den von ihm mit eingeführten klassischen Bildungsmitteln im heutigen Ungarn. Um Wesen und Bedeutung beider Vorgänge deutlicher zu machen, müssen wir nochmals in die Geschichte des abendländischen Schulungswesens zurückgreifen.

Den kulturmenschlichen Gemeinwerth jener alten klösterlichen und später zum Theil verweltlichten Lateinschulen, und insbesondere ihre Bedeutung für das Abendland schärfer in's Auge zu fassen, dazu wäre unsere

Digitized by Google

Gegenwart, selbst abgesehen von den äusseren Bedrängnissen, schon aus ihrem eigenen Innern heraus, durch die auflösenden, die Geister nach allen Richtungen auseinander ziehenden Gegensätze, die sie beherrschen, dringlichst aufgefordert. Es wurde in diesen Schulen nicht vielerlei gelehrt, aber viel, — *non multa, sed multum*, — die jungen Geister zusammengehalten und der Sinn auf Einen Punkt gerichtet: auf den Zusammenhang mit der altklassischen Welt, und zwar allerdings durch die Vermittelung Roms. Wo anders her sollte das Latein auch kommen, wenn nicht aus Rom? Das bedeutete aber zugleich den inneren geistigen Zusammenhang des ganzen lateinisch geschulten Europa, d. h. eben unseres Abendlandes, gegenüber dem russisch-griechisch-orthodoxen und weiterhin dem muslimischen Orient. Diese Schulen waren von den Südspitzen Siziliens und Spaniens über Mitteleuropa und die britischen Inseln bis in die Nordmarken Skandinaviens und selbst nach Island, — vom Kap St. Vincent bis an die Ostgrenzen Finlands, Polen-Litthauens und Siebenbürgens verbreitet. Was in ihnen von lateinischen Klassikern gelesen wurde — Virgil, Ovid, Horaz und selbst die ärmlichen Biographien des Cornelius Nepos — zeigte aber im römischen Spiegel mehr von der althellenischen als von der römischen Welt und liess diese in ihrer geistigen Abhängigkeit von jener erscheinen, und die Bilder aus diesen beiden Welten spiegelten in die jugendlichen Geister eben jene Ideale höheren Menschenthums, die dem Abendland gemeinsam geblieben sind, bis die neueste „Neuzeit“ kam, die sie zu vernichten droht. Man muss aber auch in's Auge fassen, dass jene Schulen nicht nur für die abendländische Gesammtheit gleichsam Speisungsrohre und Auslaufbrunnen, sondern, zumal für die östlichen Grenzgebiete, auch gradezu die Quellen jenes Latinismus oder Lateinerthums geworden waren, in welchem die orthodox griechisch-russische Welt und der muslimische Orient die religiöse und geistige Eigenart des Abendlandes noch heute charakteristisch ausgedrückt finden. Als L a t e i n e r oder als F r a n k e n fassen sie uns zusammen, mit jenem Namen auf den Quell der geistigen Eigenart, mit diesem auf die politische Macht hindeutend, die, in Karl dem Grossen verkörpert, das Ganze geeinigt und gegliedert hat.

Heute weichen die Ostgrenzen des latinisirten Frankenthums vor der andringenden Macht Russlands und dem Chauvinismus der Magyaren zurück. Das Abendland lässt es, scheinbar theilnahmlos, geschehen, dass den wackeren, wie die Buren Afrika's von aller Welt preisgegebenen Finländern, den Deutschen der russischen Ostseeprovinzen, wie den Polen und Livländern (Dorpat) der Durst nach den Quellen abendländischer Bildung mit der Knute und Kosakenlanze ausgetrieben wird; Czechen und Slovenen geben ihrer Sehnsucht nach russischer Orthodoxie lauten Ausdruck, und der neuerwachte, von der Spree aus ermunterte, ja bis zur Entmuthigung des österreichischen Deutschthums geförderte Atavismus der Magyaren treibt mit dem Deutschthum auch den Klassizismus aus den

Digitized by Google

Landesschulen, und grade die abgefallenen Deutschen gebärden sich bei der erbarmungslosen, dem seinerzeitigen Janitscharen-Drill der Türken nachgebildeten Magyarisirung der gemischten Schulen am Wildesten. Wer immer aber diese fördert, der fördert damit die Brutalisirung einer gemischten Bevölkerung von ca. 16 Millionen an der Südostgrenze des Germanenthums und gibt die mehr als zwei Millionen Deutsche, die dort noch wohnen, einem halbasiatischen, sich in ausschliesslicher Hingabe an seine natürliche Eigenart mehr und mehr barbarisirenden politischen Neugebilde preis, das für sich nur eine dem Abendland räumlich näher gerückte zweite Auflage des Türkenthums darstellen will, zu welchem den blutsverwandten Magyaren seine natürlichen Sympathien hinziehen. Der ganze Vorgang bedeutet für Oesterreich zugleich die Lahmlegung der Opferwilligkeit und des Fleisses von mehr als fünfundzwanzig Millionen Deutscher und Slaven. Dabei ist aber auch nicht zu vergessen, welche vorwiegende Rolle in Ungarn dem Lateinischen von den Zeiten seiner Christianisirung bis in das vorige (neunzehnte) Jahrhundert in Staat und Gesellschaft zugefallen war. An Stelle des Deutschen, Lateinischen und Griechischen tritt hier in den Mittel- und Hochschulen ein den turanischen Sprachen verwandter Dialekt, der den geistigen Aufgaben der Zeit gegenüber ohnmächtig bleibt. Das Magyarenthum ist, wie das Judenthum, greisenhaft fertig und hartherzig. Das letztere aber hat in der Härte des geistig trägen, von Rom und Deutschland aus christianisirten, heute aber durch seine Verbrüderung mit dem Judaismus schon halb entchristlichten Magyaren das rechte Werkzeug gefunden, um aus seinen Verstecken in Synagogen, Comptoirs, Schreibstuben und Redaktionen heraus durch Entsittlichung, Entgeistigung und Entchristlichung des Volkes und durch Besitzergreifung von Grund und Boden — wie schon Lagarde vorausgesagt — zuerst Ungarn in seine unbestrittene Domäne zu verwandeln, um dann seine Kraft an Deutschösterreich und, nach diesem, am deutschen Reiche zu erproben, dessen Boden — wie O. Beta gezeigt hat — ihm schon durch die Aufnahme des römischen Boden-Pfandrechtes in das neue Reichsgesetzbuch preisgegeben ist. So schliesst sich an die russische Gefahr die magyarische. Was könnte von Asien her anderes kommen als Asiatisirung? Hiebei ist die Gefahr zum Theil allerdings durch wirkliche Machtverhältnisse begründet, mit denen gerechnet werden muss, zum Theil aber von betreffender Seite durch geistige Feigheit gesteigert.

Beachte man noch das Folgende, dessen Gewicht sich mit dem Wachsen des „Weltverkehrs" nur steigern kann. Aus dem Lateinischen und dem Französischen, dessen Werth für menschliche Gemeinbildung den des Englischen — trotz Shakespeare — weit übertrifft, ist ein romanischer Wortschatz zum gemeinsamen Sprachgut des Abendlandes geworden, das dem Durchschnittsdeutschen schon geläufig, und dessen Werth für die gegenseitige Verständigung im Verkehr der Nationen kaum abzuschätzen

Digitized by Google

ist. Das vermag jener deutsche Lehrer ganz sicher zu beurtheilen, der dem Slaven, Magyaren, Rumänen, wenn diese keine gelehrte Bildung besitzen, sogar auch dem nur rabbinisch gebildeten deutschen Juden Alltägliches verdeutlichen soll. Was hier für das Latein, das gilt innerhalb des muslimischen Kulturkreises für das Arabische, soweit dies auch für Perser und Türken zum Gemeingut geworden ist, — wie im ostasiatischen Kreis auch für die Japaner ein Theil der chinesischen Schriftsprache. Mit diesen drei Gruppen sind uns aber — das Judenthum hier beiseite gelassen — auch schon die Kulturkreise vor Augen gestellt, die heute noch auf dem Erdenrund als besondere Geistesmächte mit den Sprachwaffen gegen einander operiren können. Das Russische hat in Nordasien und innerhalb des Westslaventhums die gleiche Bedeutung noch nicht erlangt. Zu beachten ist aber, dass auch unsere Juden das Hebräische wieder beleben wollen.*) Wäre es nun gerathen, den unausbleiblichen Geisteskämpfen der Zukunft gegenüber einen überaus werthvollen Theil der gemeinsamen Geisteswaffen des Abendlandes preiszugeben? Das haben auch unsere Puristen zu bedenken. Goethe hat gemeint: wer überhaupt Nichts zu sagen wisse, der habe es leicht, Purist zu sein. Will der Deutsche seine Sprache zur Weltsprache machen oder wenigstens zu der im Abendlande vorherrschenden, so kann ihm das kein Mensch verbieten; aber da hätte er noch viel zu thun, obgleich ihm dabei das Englische und das Skandinavische zu Hilfe kommen. Einstweilen vertrage er sich, um sich nicht noch verhasster oder gar lächerlich zu machen, auch mit dem entlehnten romanischen Sprachgut und benutze es, gegenüber neun Zehnteln der übrigen Menschheit, zur Erhaltung gemeinsamer Besonnenheit, die zu einem so grossen Theil eben durch dies fremde Sprachgut gewonnen worden ist. Freue er sich der Aufgaben, die ihm erwachsen! Der Geist — hat Lagarde gesagt — lebt nur von den Aufgaben, die ihm gesteckt sind. Er ist kein träger Wiederkäuer, und Hoffart erstickt ihn.

Wir haben in diesem Abschnitt von den Gegnern des Klassizismus gezeigt, wie die durch Interessengegensätze der Parteien in unserem eigenen Innern erzeugte Feindseligkeit gegen die klassischen Erziehungsbehelfe, welcher auch die durch das Zuströmen einer unabsehbaren Fluth neuen Bildungsstoffes aus der Fremde bei Vielen hervorgerufene Unsicherheit des Urtheils über jene Behelfe zu Statten kommt, durch die thatsächlichen Wirkungen der vom Russenthum und dem heutigen Magyarismus bereits errungenen Vortheile verstärkt wird, und wenden uns zum praktischen Abschluss unserer Betrachtungen.

9. Schluss.

Im Vorstehenden sind die in Folge epochal-neuartiger Ereignisse eingetretenen Gefahren für die aus der Vermählung des Christenthums mit

*) Vgl. „Rabbinismus und Zionismus“, Bayr. Bl. 1899, S. 293.

Digitized by Google

dem antiken Klassizismus erwachsene gemeinsame Kultur des Abendlandes, die nach ihrem Werthe für die Gesammtmenschheit als eine phönixartig einzige, durch Nichts zu ersetzende oder zu überbietende betrachtet werden muss, aufgeführt, und es ist gezeigt worden, dass nur auf der Grundlage dieser Gemeinkultur, wie die Machtmittel, so auch jener Grad höherer Besonnenheit gewonnen wurde, durch welche sich das Abendland an die Spitze der Erdenvölker emporgeschwungen hat, — zugleich aber auch, dass der heute noch zwischen den abendländischen Staaten und Parteien bestehende Grad von Gemeinbesonnenheit nicht mehr genügt, um jenen neuartigen Gefahren die Spitze zu bieten, wonach Alles geschehen muss, was durch Erhöhung dieser Besonnenheit das Gefühl der Interessen- und Kulturgemeinschaft und der Verpflichtung, an ihr festzuhalten und sie weiter auszubilden, verstärken kann. Jene neuartigen Gefahren sind in der Hauptsache: die zu befürchtende Brutalisirung und Barbarisirung Europa's durch etwaige weitere Kämpfe in Ostasien, das vielmehr, soweit als nur möglich, sich selbst zu überlassen ist; — die Gefahr ähnlicher Brutalisirung durch andauernde Berührung mit kulturunfähigen Völkerschaften in den afrikanischen Kolonien, welche Gefahr, unseres Erachtens, nur durch neue ritterliche Orden oder durch Uebernahme ordensähnlicher Verpflichtungen abzuwenden ist; — ebendahin gehört die Gefahr der Brutalisirung des heute in seinem Kerne noch gesunden und lebenstüchtigen englischen Volkes, in Folge einer aus der Fortsetzung seiner bisherigen Manchesterpolitik zu erwartenden allgemeinen Verrohung oder Exasperirung der Gemüther; — die Fortschritte der Russifizirung Osteuropa's durch Verdrängung der abendländischen Erziehungs- und Bildungsbehelfe aus Finland, den russisch-deutschen Ostseeprovinzen und Polen; — die Gefahr der politischen Allianz Frankreichs mit Russland; — die Brutalisirung der von der deutschen Ostmark aus christanisirten und zivilisirten Länder der ungarischen Krone durch den neuerstarkten Atavismus der dort in der Minderzahl befindlichen, aber durch politische Kunst und Uebung, wie durch entschlossene Härte ihren „Landsassen" überlegenen Magyaren im Bunde mit den gleichfalls noch halbasiatischen Juden, welcher Bund auf eine neue Turanisirung der unteren Donauländer und der Balkanstaaten abzielt, wie sie einst im Reiche der gleichfalls judaïsirten Chazaren in Südrussland durchgeführt war; — die für Oesterreich insbesondere durch den magyarischen Chauvinismus, für Deutschland durch das letztzeitige Vorgehen der Polen verstärkte westslavische Gefahr, insoferne sie ebenfalls die abendländische Kultur bedroht; — Gefahren, die aus dem Zerfall der Macht des Islam erwachsen; — die Gefahr der Barbarisirung Gesammt-Europa's durch die Sozialdemokratie; — die besonders für Deutschland und Oesterreich bestehende verschärfte Gefahr eines leidenschaftlichen Konflikts zwischen Katholiken und Protestanten, der, zum Nutzen und Frommen Juda's, wieder zu einem Glaubenskrieg, ja zur Entzündung eines Weltbrandes führen könnte; — die von Seite

Digitized by Google

des eigentlichen Ultramontanismus und Klerikalismus zu befürchtenden Gefahren, sofern als sich die katholische Kirche, aus Unfähigkeit, das nach natürlichen Gesetzen auf Heilsverwirklichung gerichtete Streben der christlichen Kulturvölker richtig zu leiten, anstatt mit allen Kräften für die durch den Mammonismus bedrohte Freiheit der Person in den Kampf zu treten, — darauf ausginge, durch Unterdrückung der bis jetzt errungenen Freiheit des Gedankens und der Wissenschaft, — für die germanische Welt insbesondere auch der durch den dreissigjährigen Krieg erkämpften Parität der christlichen Konfessionen, den ganzen abendländischen Kulturstand abermals zurückzudrängen und so das Kulturmaass (*standard*) für die Gesammtmenschheit wieder niedriger zu stellen, — ein Vorgang, der nicht unmöglich ist, wobei sich insbesondere die Fortschrittler an den Eingangs erwähnten, nach natürlichen Gesetzen erfolgenden Wechselkonflikt zwischen einem die Zeitperiode überherrschenden Wissensdrang der Geister und einem eben hiedurch hervorgerufenen höheren Gläubigkeitsbedürfniss erinnern mögen. — Es wird wohl nicht nöthig sein, die deutsche Jugend daran zu erinnern, dass ein unvernünftiger Teutonismus, der hinter die abendländische Kulturgemeinschaft zurückführt, der dem Wotan Rossopfer schlachtet, oder wenigstens, ihm zu Ehren, Pferdefleisch geniesst u. dgl., die gesammte Kulturwelt abstossen und dem Ultramontanismus Wasser auf die Mühle führen würde. Möge sie sich die Aufgaben, die ihrer harren, etwas schwieriger vorstellen, — beiläufig gesagt, auch keine österreichischen Provinzen an Italien abtreten wollen!

Alle diese Gefahren aber werden hoch überragt durch Eine, — durch die internationale Judengefahr, die, wie im Vorstehenden geschildert, sämmtlichen Nationen und Völkerschaften der Erde den Boden unter ihren Füssen zu entziehen droht, indem die Judenschaft darauf ausgeht, den Produktionswerth der Gesammtoberfläche unseres Planeten in börsenfähige Rentpapiere, und die durch das Christenthum errungene Freiheit der Person und ihrer Arbeit wieder in mammonistischen Sklavendienst zu verwandeln, wie das ausschliesslich national-religiöse Gesetz des Judenthums es ihm als pflichtmässig vorschreibt, womit zugleich die ganze christlich-klassische Kultur vernichtet, und zunächst insbesondere das Abendland in eine jüdische, durch importirtes Neuvolk zu bearbeitende Domäne verwandelt wäre.

Das Nothwendigste gegenüber diesen die Kulturgemeinsamkeit und, mit den materiellen und geistigen Lebensinteressen, auch die politische Unabhängigkeit des Abendlandes, als eines eigenartigen Ganzen, bedrohenden Gefahren ist, eine Gemeinsamkeit der Anschauung in den Regierenden herzustellen, aus der die richtige Besonnenheit in den einschlägigen Fragen erwächst. Eine solche Anschauung hervorzurufen, ist Sache der Erziehung und des Unterrichts. In unserem Falle ist die zweckentsprechende Anschauung nicht erst neu zu begründen, sondern nur zu erhalten und zu kräftigen durch die Erhaltung der Kontinuität der von uns germanischen

Digitized by Google

Nordländern aus dem Spätrömerthum übernommenen christlich-klassischen Erziehungsbehelfe und deren Weiterbildung aus dem Geist der alten Gemeinsamkeit mit Frankreich und dem romanischen Süden, durch die ja erst eine höhere Besonnenheit errungen wurde. Die Hauptbehelfe einer zweckmässigen Erziehung der Regierenden im Abendland waren bis jetzt und bleiben das klassische Gymnasium und die Universität. Das Gymnasium ist aber zunächst wichtiger als die letztere, weil diese — wie sich heute schon zeigt — sofort ihren Charakter und ihren besonderen Nutzen für die Staatsleitung verliert, wenn ihre Hörer nicht mehr aus dem klassischen Gymnasium hervorgehen. Die hierbei zunächst wichtigste Frage ist demnach so zu stellen, wie Lagarde sie gefasst hat: Wie ist das klassische Gymnasium der Zukunft einzurichten, damit es dem Zwecke, taugliche junge Leute zur Theilnahme an der Regimentsführung vorzubilden, entspreche?

Nach dem heutigen Stand der Dinge sind es aber nur die Regierungen des Dreibundes, — Deutschland, Oesterreich und Italien, — zwischen denen ein höherer Grad von Anschauungsgemeinschaft über die wichtigsten Lebensinteressen besteht. Wir glauben es scharf genug hervorgehoben zu haben, dass steigende Gemeinsamkeit der Interessen die Mutter wachsender Besonnenheit ist, worin ja auch das Wesen und der Nutzen aller Berathung liegt. Daher zunächst: Dreibund-Gymnasium. Die Andern können sich allmählich anschliessen, und wir hoffen zuversichtlich, dass auch das französische Volk durch seine eigenen Geistesführer zur rechten Besinnung gebracht, und dass es die christlich-klassische Kulturgemeinschaft mit dem Abendland nicht preisgeben werde, die ja vorzugsweise durch das alte Frankreich geschaffen worden ist.

Der Leitstern der Herzen und Köpfe aber im Kampfe für die abendländische Kulturgemeinschaft, — ein Doppelgestirn, das um den auf Leid- und Lehrgemeinschaft weisenden Pol des Gemeinheils aller Menschheit kreist, — muss sein: Erhaltung des Bodens unter den Füssen der Nationen, als ihrer Heim- und Werkstätte im staatlichen Verband, — und Erhaltung der durch das Christenthum in nahezu zweitausendjährigem Kampfe errungenen Freiheit der Person. Beides richtet sich heute zumeist gegen das internationale Judenthum, das durch seine Börsenkünste und sonstige Finanztechnik die Gesammtoberfläche des Erdenrunds in der Gestalt von Rentpapieren, als Raumes-Pfändern, zur Unterlage seiner Weltherrschaft machen und Leib und Geist der Gojim-Völker in seinen Knechtsdienst zwingen will, wie es ihm verheissen ist (Jesaias 60, 12): „Das Volk und das Königreich, die dir nicht dienen, gehen unter, und die Nationen werden vernichtet.“ Der Heldensinn, mit dem Richard Wagner für seine Kunst den Kampf gegen den gemeinsamen Feind siegreich geführt hat, leuchtet zunächst dem Deutschen als Vorbild. Gewinne er als Vorkämpfer für die höchsten Güter der Gesammtmenschheit ihre Liebe wieder!

Digitized by Google

Ein Meisterprogramm.

Unser vortrefflicher Wiener Gesinnungsgenosse Herr Dr. Theodor Helm, der bekanntlich das nicht genug zu schätzende Verdienst hat, in der dortigen Presse schon zu Zeiten der Blüthe ihrer Feindseligkeit gegen unsere Sache diese treuen Muthes vertreten zu haben, war neuerdings so gütig, ein in Vergessenheit gerathenes Dokument aus der Zeit des Aufenthaltes Richard Wagners in Wien an den Sohn des Meisters gelangen zu lassen, dem nun die „Bayreuther Blätter" die Mittheilung zum Abdruck verdanken. Am 27. Dezember 1863 veranstaltete Karl Tausig ein Orchesterconcert im „grossen Redoutensaal" zu Wien, welchem Richard Wagner selber seine Mitwirkung als Dirigent des Orchesters lieh. Von ihm auch rührten die Erläuterungen her, welche dem Programm zu den beiden Stücken aus „Tristan und Isolde" und den „Meistersingern" beigefügt waren. Hierbei ist es insbesondere noch heute beachtenswerth, dass in der seitdem üblich gewordenen Verbindung des Vorspiels mit dem Schlusse des „Tristan" die Bezeichnungen des Meisters anders lauten, als wie es überall falsche „Tradition" geworden ist, nämlich: nicht der Schluss ist als „Liebestod" charakterisirt, sondern dieser Begriff erläutert vielmehr den Sinn des Vorspiels, wogegen im Schlusssatz der Ausdruck der „Verklärung" gefunden werden sollte. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, diese Berichtigung ein- und durchzuführen, nachdem wir nun hier in die Lage versetzt sind, den Wortlaut jener programmatischen Erläuterungen mitzutheilen.

Tristan und Isolde.

a) Vorspiel (Liebestod).

Tristan führt, als Brautwerber, Isolde seinem Könige und Oheim zu. Beide lieben sich. Von der schüchternsten Klage des unstillbaren Verlangens, vom zartesten Erbeben bis zum furchtbaren Ausbruch des Bekenntnisses hoffnungsloser Liebe, durchschreitet die Empfindung alle Phasen des sieglosen Kampfes gegen die innere Gluth, bis sie, ohnmächtig in sich zurücksinkend, wie im Tode zu verlöschen scheint.

b) Schlusssatz (Verklärung).

Doch, was das Schicksal für das Leben trennte, lebt nun verklärt im Tode auf: die Pforte der Vereinigung ist geöffnet. Ueber Tristans Leiche gewahrt die sterbende Isolde die seligste Erfüllung des glühenden Sehnens, ewige Vereinigung in ungemessenen Räumen, ohne Schranken, ohne Banden, unzertrennbar! —

Digitized by Google

„Meistersinger"-Vorspiel.

Die Meistersinger ziehen in festlichem Gepränge vor dem Volke von Nürnberg auf; sie tragen in Prozession die „Leges Tabulaturae", diese einzig bewahrten, alterthümlichen Gesetze einer poetischen Form, deren Inhalt längst verschwunden war. Dem hochgetragenen Banner mit dem Bildniss des Harfe spielenden Königs David, folgt die einzig wahrhaft volksthümliche Gestalt des Hans Sachs: seine eigenen Lieder schallen ihm aus dem Munde des Volkes als Begrüssung entgegen. Mitten aus dem Volke vernehmen wir aber den Seufzer der Liebe: er gilt dem schönen Töchterlein eines der Meister, das, zum Preisgewinn eines Wettsingers bestimmt, festlich geschmückt, aber bang und sehnsüchtig seine Blicke nach dem Geliebten aussendet, der wohl Dichter, nicht aber Meistersinger ist. Dieser bricht sich durch das Volk Bahn; seine Blicke, seine Stimme raunen der Ersehnten das alte Liebeslied der ewig neuen Jugend zu. — Eifrige Lehrbuben der Meister fahren mit kindischer Gelehrtthuerei dazwischen und stören die Herzensergiessung: es entsteht Gedränge und Gewirr. Da springt Hans Sachs, der den Liebesgesang sinnig vernommen hat, dazwischen, erfasst hilfreich den Sänger, und zwischen sich und der Geliebten gibt er ihm seinen Platz an der Spitze des Festzuges der Meister. Laut begrüsst sie das Volk; — das Liebeslied tönt zu den Meisterweisen: Pedanterie und Poesie sind versöhnt. „Heil Hans Sachs!" erschallt es mächtig.

Eröffnet wurde das Concert mit der Ouvertüre zum „Freischütz". Hierauf folgte Liszt's erstes Klavierconcert (Es-dur), solistisch von Karl Tausig ausgeführt, dann die zwei Stücke aus „Tristan", weiter Liszt's Capriccio über Beethoven's „Ruinen von Athen" für Klavier und Orchester (Klavier: Tausig), hierauf das Schusterlied des Hans Sachs, vom Hofopernsänger Karl Mayerhofer gesungen. Den Schluss machte das Meistersinger-Vorspiel.

Digitized by Google

Ernst von Weber.

(7. 2. 1830 — 4. 1. 1902.)

Am 4. Januar dieses Jahres ist auf einer italienischen Reise in Rom Ernst von Weber gestorben. Am 26. Januar sind seine irdischen Reste in Gotha den Flammen übergeben worden. Und zwei Wochen danach haben seine Verwandten, Freunde und Anhänger zu seiner Ehre in Dresden eine Gedenkfeier abgehalten, um sein Lebenswerk festzustellen und sein Bild dann in dem Ehrensaale treuer Erinnerung beizusetzen, in dem es dicht bei dem unseres Meisters stehen soll.*)

Denn nicht nur um seiner selbst willen, um des Werthes seiner Persönlichkeit willen, auch nicht nur um seines bedeutungsvollen und mannhaften Auftretens gegen die Greuel einer schein-wissenschaftlichen und ganz und gar nicht gewissenschaftlichen Forschung willen gedenken wir seiner auch an dieser Stelle; wiewohl schon diese beiden Gründe vollauf genügen würden. Aber dazu kommt noch die Gesinnungsgemeinschaft und Waffenbrüderschaft, die Ernst von Weber mit Richard Wagner allezeit verbunden hat, ein Gedanken- und Herzensbund, der namentlich in den von 1879 bis 1881 zwischen Beiden gewechselten Briefen und in Wagners „Offenem Briefe“ über die Vivisektion zum deutlichen und schönen Ausdrucke gekommen ist.

Und auch diese Seite von Webers Wesen allein, nicht sein Lebenslauf, seine Gesammt-Persönlichkeit und seine sonstige Thätigkeit zum Besten seines Volkes und der Menschheit, soll an dieser Stelle gewürdigt werden. Wer über den Mann und sein Wesen Genaueres erfahren möchte, den verweise ich auf die unten*) vermerkte Gedächtniss-Rede.

Nur das Eine sei im Allgemeinen vorausgeschickt, dass Ernst von Weber eine ebenmässig angelegte und ausgebildete, edle Persönlichkeit gewesen ist und dass ihm damit das „höchste Glück der Erdenkinder“, das Goethe in den Besitz einer solchen abgerundeten und gehaltreichen Persönlichkeit setzt, zu Theil geworden ist.

Ernst von Weber hat seine Liebe zum Thiere und die Anerkennung des Rechtes auch des Thieres frühzeitig in manchem schönen Zuge offenbart. Von solcher Gesinnung beseelt, folgte er nur einem Gebote innerer Nothwendigkeit, der Stimme seines Gewissens, als er, nach seiner Heimkehr von Afrika mit den Greueln der Vivisektion bekannt gemacht, sogleich mit aller Entschiedenheit und der in diesem Falle gebotenen Rücksichtslosigkeit gegen diese „wissenschaftliche“ Forschungsart auftrat. Er warf mit seiner Schrift „Die Folterkammern der Wissenschaft“ in die vielen Fragen der Zeit und in die öffentliche Meinung Deutschlands und darüber hinaus auch diese Streitfrage, die ihm mit Recht nicht nur um der in ihr enthaltenen schaurigen Thatsachen willen als eine der ernstesten und dringlichsten erschien, sondern auch, weil wir in dem Schach, das wir ihr bieten, zugleich dem ganzen verruchten Geiste „unserer alttestamentarisch-verjudeten modernen Welt“ (R. Wagner am 14. 8. 79) entgegen treten, einer Welt, in der „kein Hund länger mehr leben möchte“ (R. Wagner am Ende seines „Offenen Briefes“).

Freilich hatte E. v. Weber selber dieses Wesen einer „entgeisteten Zeit“ mit dem „Nützlichkeits-Kultus“ einer „verteufelten“, aber gleichwohl von staatlicher Seite nicht nur geduldeten, nein unterstützten, bevorrechteten und verzogenen „Wissenschaft“ arg unterschätzt, wenn er glaubte, es werde nur des erlösenden

*) Die bei dieser Feier von mir gehaltene Rede ist im „Thier- und Menschenfreunde“ Nr. 2 abgedruckt worden und kann auch im Sonderabzuge bezogen werden. *P. F.*

Digitized by Google

Wortes, der offenen Anklage, der Mahnung und Weckung der Gewissen bedürfen, damit die Giftpflanze Vivisektion mit der Wurzel ausgerissen würde.

Und zu diesem Geiste oder Ungeiste des „rechnenden Raubthieres" kam hinzu die Schwerfälligkeit der Ungebildeten, wie der gebildeten Philister, von denen Goethens Wort gilt: „Jede grosse Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke zum Aergerniss und einem Viel- und Leichtgebildeten zur Thorheit".

Diese Unempfindlichkeit und Schwerfälligkeit der von dem „Gesetze der Trägheit" beherrschten Masse, jener „Dutzend"- oder „Fabrikwaare" der Natur, kam auch in der Haltung der deutschen Thierschutz-Vereine zur Wahrnehmung. Wenn Wagner vor 23 Jahren schrieb: „Was mich bis jetzt vom Beitritte zu einem der bestehenden Thierschutz-Vereine abhielt, war, dass ich alle Aufforderungen und Belehrungen, welche ich von denselben ausgehen sah, fast einzig auf das Nützlichkeitsprincip begründet erkannte", so liegt dieses Hinderniss für alle die noch heute vor, die den echten Thierschutz nur aus dem reinen Mitleiden und aus der Feststellung des „Rechtes der Thiere" durch die Vernunft herleiten können und sich von so schaalen Leitworten, wie „Thiere schützen, heisst Menschen nützen", geradezu angewidert fühlen.

Immerhin ist es nicht zu verkennen, dass wir auch in unserer Bewegung gegen die Vivisektion und in der ernsten Erfassung und Begründung des Thierschutzes in diesen 23 Jahren einen wahrnehmbaren Fortschritt gemacht haben. Wir Bekämpfer der Vivisektion haben in den letzten Jahren tapfer und fleissig auf dem Plane gestanden und immer mehr Boden gewonnen. An Stelle der „Fachwissenschaft", die die Welt nur mit ihrer gefärbten Brille anzuschauen vermag, verkünden wir die Wissenschaft vom reinen Menschenthum; an Stelle des Bruchstück-Menschen setzen wir die allseitig und ebenmässig zu entwickelnde Persönlichkeit des Vollmenschen, und unsere Heils-Botschaft findet immer mehr Gehör und empfängliches Verständniss. So ist es uns gelungen, die Massen durch unablässige Belehrung und Mahnung zu durchsäuern; und wir werden unsere Pflicht weiter thun, unbekümmert um den Erfolg des Tages, um die Anerkennung der Gegenwart, jener schönen „Jetztzeit" — kein Wort entspricht der inneren Missbildung so gut, wie diese sprachliche Missgeburt —; wir wissen, dass es „gen den Tag gehet" und dass der Sonnenaufgang, die Auferstehung des reinen Menschenthums einst kommen m u s s.*)

E. v. Weber und Wagner gingen uns in dieser Bewegung als Weckrufer und als Bahnbrecher kühn und entschlossen voran; als Idealisten aber mussten sie auch das dem Idealismus allezeit zufallende Schicksal erfahren, für ihre Botschaft zu leiden. Man verlachte und verhöhnte, man verleumdete und verdächtigte sie.

Wir verstehen es, dass infolge solcher niedrigen Erfahrungen und im Hinblicke auf die scheinbare Erfolglosigkeit aller seiner ehrlichen Bemühungen unseren E. v. Weber wohl einmal Un- und Kleinmuth beschlich. Indessen er hat doch nicht versagt und nicht verzagt, und besonders gegen das Ende seines Lebens hin erfüllte ihn wieder frohere Hoffnung, dass auch in diesem Felde seiner Thätigkeit die Spur von seinem Erdenleben nie ganz vergehen werde.

In der That wird sein Name allezeit mit der Bewegung gegen die Vivisektion eng verknüpft bleiben, und sein Andenken bleibe auch uns, der Bayreuther Gemeinde, allzeit in Ehren!

---

*) Ich gehe bei dieser Gelegenheit nicht auf den Gang ein, den die Bewegung gegen die Vivisektion genommen hat. Ich habe mich darüber früher an dieser Stelle wiederholt ausführlich ausgesprochen. (Vergl. Jahrgang 1887, 4 und 1900, 1/2.)

Digitized by Google

Aber nicht bloss in platonischer Verehrung, in unfruchtbarer Anerkennung durch schöne Worte.

Wie hat sich Richard Wagner auch zu dieser Frage gestellt? Wie zu allen anderen, die ihn erfüllten und bewegten: er erhob seine Stimme, er trotzte dem Chore der Spötter und Kläffer; er bekannte sich nicht nur zur „Religion des Mitleides“, er bethätigte sie auch.

Wagner war empört über den die Thierschutz-Vereine beherrschenden Geist der Feigheit; er stellte fest, dass das Mitleid vielfach verkannt und nur deshalb verachtet werde, weil es so häufig als ein sehr niedriger Grad von Lebensäusserung angetroffen werde, und weil man infolgedessen das echte, erhabene Mitleid, das zur thätigen Hilfe antreiben müsse, mit dem feigen, keine That zeugenden Bedauern verwechsle.

Demgemäss handelte er selbst. Er trat mit seiner ganzen Familie dem „Internationalen Vereine zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter“ (Dresden) bei. Und er und nach seinem Tode seine Familie sind dem Vereine allezeit treu geblieben.

Und Wagner zog auch die nothwendigen Folgerungen seiner die Vivisektion schlechthin verurtheilenden Gesinnung. Mit dem Bösen verhandelt man nicht; blosse Auswüchse einer Sache, die in ihrem Wesen ein ungeheuerlicher Gesammt-Auswuchs, eine sittliche Entartung sonder Gleichen ist, erkennt der Weise nicht an. Vielmehr ist dem ganzen faulen Baume die Axt an die Wurzel zu legen. Und Wagner sah auch schon die seitdem immer mehr in Uebung gekommene und „wissenschaftliche“ Mode gewordene Vivisektion des Menschen voraus: „Wollen wir abwarten, dass die Opfer der „Nützlichkeit“ sich auch auf Menschen-Vivisektion erstrecken?“

So ist er denn für unbedingte Abschaffung, nicht für „thunlichstes Beschränken“, eine Forderung erhoben von entweder unwissenden oder unehrlichen Leuten.

Wagner spricht von einem „neueren Staate“, einem Staate der Zukunft; von diesem sagt er: „Möge er die die Menschheit schändenden Herren Vivisektoren aus ihren Laboratorien kurzweg hinauswerfen!“ Und als in Leipzig ein derartiger Einbruch in ein Vivisektions-Operatorium vorgekommen war, als die unglücklichen, für wochenlange Qualen bestimmten Thiere rasch abgethan waren, als der Abwärter eine Tracht Prügel erhalten hatte, da war's nicht Wagner, der einen solchen „Ausbruch subversiver sozialistischer Umtriebe gegen das — heilige! — „Eigenthumsrecht“ verwarf. Denn „auf andere Weise gelangen wir nur zu einem schwächlichen Resultate, während die vollständige Exstirpation des bekämpften Scheusales unser rechtes Ziel sein muss.“ (19. 10. 1879.)

Dem stimmen wir vollständig bei; und darum haben wir alledem nur das Eine noch zum Schlusse zuzufügen:

Wer die grossen Todten recht ehren will, der trete in ihre Fussspuren. Er schliesse sich unserer Bewegung an; will er nicht mehr thun, nun, so haben wir wenigstens einen Namen und ein Bekenntniss mehr, das Bekenntniss: diese moderne „wissenschaftliche“ *Bestia trionfante* ist gerichtet! Jeder gute, echte Jünger Wagners schliesse sich an, um des Meisters willen, um der Sache willen, vor allem um seiner selbst willen und um mit seinem eigenen Gewissen ins Reine und zum Frieden zu kommen.*)

Friedenau. Prof. Dr. **Paul Förster.**

---

*) Die deutsche Hauptstelle des „Weltbundes zum Schutze der Thiere und gegen die Vivisektion“ bildet der oben genannte „Internationale Verein gegen die Vivisektion“ — Dresden, Kranachstrasse 18. Dorthin wende man sich mit Anmeldung und Anfragen.

Digitized by Google

Partituren des Nibelungenrings.

(Schott, Mainz.)

Es gibt wenige Bibliotheken, die sich um den Besitz der Wagner'schen Partituren bemüht haben; von Büchereien bestimmter Anstalten, wie der Konservatorien, oder Vereine, etwa der Gesangvereine, wollen wir lieber schweigen: wo für die Bachausgabe kein Verständniss war, geht auch Wagner leer aus. Von Musikalienhandlungen sind Wagners Werke in Partitur, soweit meine sehnsüchtige Erfahrung reicht, leihweise nicht zu erlangen. Bleiben nur die Theaterbibliotheken, die aber Wenigen zugänglich und wegen des wechselnden Spielplans in beschränkter Weise benützbar sind. Und die eigene Anschaffung? Nun, zu Künstlern und Kunstbeflissenen verirrt sich selten der schnöde Mammon. Wie ein Märchen klingt es, wenn jetzt der Verleger Schott sämmtliche Ringpartituren ungefähr zu dem Preise anbietet, den die Musikhändlerkataloge bisher fürs Rheingold notirt haben. Genau gesagt sind dreierlei Ausgaben vorhanden: eine auf Notenpapier, broschirt jedes Drama 24 ℳ, gebunden 26 ℳ; das Rheingold umfasst zwei Bände, die übrigen Werke haben je drei. Auf Büttenpapier kostet jedes Werk 40 ℳ, gebunden 52 ℳ Dann giebt es noch eine Ausgabe auf undurchsichtigem Deutsch-China-Papier um je 30 ℳ — ein Ereigniss des Notendrucks, um das uns fremde Nationen beneiden werden. Die Partitur der Götterdämmerung ist beispielsweise mit ihren 1359 Seiten nur 572 Gramm schwer, gebunden, in klein Oktav (dem allgemeinen Format auch für die andern Ausgaben)! Der Stich zeichnet sich durch wundervolle Klarheit und Zweckmässigkeit aus; den Text liest man in drei Sprachen, deutsch, englisch, französisch, während die musikalische Zeichensprache, wie billig, unübersetzt bleibt. Wir erwähnen diese Leistung des deutschen Verlags mit allen Einzelheiten, weil sie für die Verbreitung und das Verständniss Wagners eine neue Epoche heraufführen muss. Wenn das Material in Jedermanns Händen ist, werden oberflächliche und pöbelhafte Urtheile unmöglich; nichts anderem verdankt der seinerzeit hart mitgenommene Beethoven seine heutige Unantastbarkeit! Bis Ende 1902 werden auch Parsifal und die Meisteringer in billigen Ausgaben vorliegen. Hoffentlich reizt der Erfolg auch die andern Wagnerverleger zur Nacheiferung an.

Dr. K. Grunsky.

Bunte Bühne.

Fröhliche Tonkunst. Gesammelt von Richard Batka, herausgegeben vom Kunstwart. 1. u. 2. Folge. (Stücke von Bach, Beethoven, Gluck, Haydn, Lassus, Löwe, Mendelssohn, Mozart, Plüddemann, Schein, Sommer, Weber, Wolf.) München, Callwey. Preis je ℳ 1.—

Es ist schön und recht von uns, dass wir unsere Grossen ernst nehmen. Nur wird mit der Zeit allzuleicht aus dem Ernste eine Art Pathos, das sich weiterhin in Phrase verlieren kann. Lebendiger gegenwärtig und herzlich nahe würden sie uns geblieben sein, hätten wir sie stäts als ganze Menschen und Deutsche gekannt und geliebt. Dazu gehört aber auch die solchen Grossen unseres Stammes niemals mangelnde heitere Seite ihres Wesens und Schaffens. Belege hiefür gesammelt und wieder bekannt gegeben zu haben, ist das lobenswerthe Verdienst der „Bunten Bühne." Ausserdem kommt sie damit einem auffallenden Zuge der Zeit zum „leichten Genre" entgegen. Diesen Zug finden Manche, Allzuernste, gerade tadelnswerth und sogar unwahr „bei so schweren Zeiten." Aber eben die schweren Zeiten lassen das Verlangen nach Heiterkeit stärker erwachen. Es muss nur wirklich vorhanden sein. Unser Volksgeist ist noch heute der Geist eines lebenskraftvollen, im Wesentlichen gesunden Volkes. So ist es ihm gewiss als Vorzug anzurechnen, dass er noch den Sinn für das Heitere bewahrt und „den Humor nicht verloren" hat. Nur soll man dieser guten Kraft auch nur besten Stoff darbieten. Dafür sind unsere Meister gerade gut genug, und sie haben es nicht daran fehlen lassen. Die Zeugnisse liegen hier vor. H. v. W.

Digitized by Google

Bayreuth und Draussen.

Wir beehren uns, in Nachfolgendem den Kassen-Abschluss vom 2. April 1902 zur gefälligen Kenntniss zu bringen.

Berlin, den 2. April 1902.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

von Schelling, stellv. Vorsitzender.

von Tischendorf, I. Schriftführer.

Einnahme. Kassen-Abschluss am 2. April 1902. Ausgabe.

Einnahme.

		ℳ	₰
vom 20/3 1901 bis 2/4 1902	An Kassen-Vortrag laut Abschluss vom 20. März 1901	1268	93
	„ Mitglieder-Beiträgen . . .	6050	09
	„ Spenden für die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung	40	46
	„ Zinsen	22	50
	Summa	7381	98

Ausgabe.

		ℳ	₰
vom 20/3 1901 bis 2/4 1902	Per Administrations-Auslagen	846	—
	„ Agitations- u. Druckkosten	458	75
	„ Porti und kleinen Auslagen	125	50
	„ die Richard Wagner-Festspiel-Stiftung: 20 % der abgerundeten Netto-Einnahme 1901/1902 940 ℳ (Diese Summe ist wie in den Festspieljahren 1896, 1897, 1899 und 1901 zum Ankauf von Eintritts-karten für die Mitglieder verwendet.)		
	„ die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung: a) Spenden . . . . . 40.46 ℳ b) 40 % der abgerundeten Netto-Einnahme 1901/1902 . . 1880 „	1920	46
	„ Eintrittskarten-Ankauf: a) 40 % der abgerundeten Netto-Einnahme 1901/1902 . . 1880 ℳ b) Die an die Richard Wagner-Festspiel-Stiftung nicht abgeführte und zum Eintrittskarten-Ankauf mit verwendete Summe . . . . 940 „	2820	—
	„ Kassenbestand	1211	27
	Summa	7381	98

Berlin, den 2. April 1902.

P. Thelen,
Kassenführer.

Digitized by Google

A. Einnahmen an Mitglieder-Beiträgen.

	Betrag ℳ	₰		Betrag ℳ	₰
Altena	40	—	Transport:	3080	07
Amsterdam (Zw.-V.)	52	—	*Köln*	223	20
Asch	51	19	*Leipzig* (Akad. Zw.-V.)	223	35
Aschaffenburg	39	80	*Leipzig* (R. Ravenstein)	59	40
Bamberg	31	50	*Liegnitz*	8	—
Barmen	32	—	*London*	205	65
Bayreuth (Zw.-V.)	457	54	*Magdeburg*	43	60
" (Red. d. Bayr. Bl.)	356	—	*Mannheim*	127	—
Berlin-Potsdam	600	—	*Marburg*	24	—
Braunschweig	59	60	*Meran*	3	57
Breslau	11	60	*München*	183	60
Brünn	225	80	*Nürnberg*	128	—
Cottbus	4	—	*Oldenburg*	16	—
Darmstadt	112	—	*Plauen*	36	—
Detmold	3	85	*Pössneck*	57	80
Dresden	46	80	*Reichenberg*	92	15
Eger	6	40	*Rheydt*	160	—
Erlangen	28	—	*Riga*	120	—
Frankenberg i. S.	4	—	*Rostock*	92	—
Fulda	12	—	*Speyer*	8	—
Gera	12	—	*Venedig*	65	75
Göttingen	26	70	*Viersen*	56	—
Graz	511	29	*Weissenburg*	8	—
Grossenhain	40	—	*Wien* (akad. Zw.-V.)	612	94
Hamburg	28	—	*Wiener Neustadt*	52	86
Hannover	20	—	*Wiesbaden*	104	—
Heidelberg	8	—	*Worms*	67	—
Helsingfors	32	—	*Znaim*	132	15
Homburg	213	—	*Zürich*	36	—
Kempten	15	—	*Zentral-Leitung*	24	—
Latus:	3080	07	Summa:	6050	09

B. Spenden.

Für die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung:

	ℳ	₰
Gramich Carl, Hauptmann a. D., *Bayreuth*	17	46
Hug Gebrüder, *Zürich*	16	—
Stübe Paul, cand. theol., *Rostock*	7	—
Summa:	40	46

Aus den Vereinen.

Berlin-Potsdam. 24. 2. 2. Unter Leitung des Hrn. Hofkapellm. Dr. Karl Muck und kgl. Musikdir. J. Rebicek. Mitwirkende: Frau Luise Geller-Wolter, Hrn. Ernst Kraus, Kammers. Karl Scheidemantel (Dresden), Emil Severin. Verstärkt. Lehrerinnen-Gesangverein (Hr. M. Werner) und eine Abth. des Berliner Lehrer-Gesangvereins (Hr. Prof. F. Schmidt). Verstärkte philharmonische Kapelle. *Parsifal:* Vorspiel und Gralsfeier. — *Meistersinger:* „Wach auf!" — Hans Sachs und Walther. — Schlussrede und Chor.

Brünn. Bei der am 27. 1. stattgehabten Generalversammlung des „Brünner Wagnervereins" war der Beschluss gefasst worden, auch musiktheoretische Vorträge über die Wagnerlitteratur zu veranstalten. Zunächst fand eine am Versammlungsabend selbst abgehaltene Vorlesung aus dem Seidl'schen Werk „Wagneriana" statt, der einige Tage später eine Untersuchung von Prof. Rupp über Wagners Nibelungen und die Edda folgte.

Darmstadt. 9. 12. 1. LVIII. Ver.-Abd. Deutscher Liederabend von Frl. Therese Behr aus Berlin. 6 Lieder von Beethoven, 4 Lieder von Brahms, 10 Lieder von Cornelius, Franz, Liszt, Mendelssohn, Nodnagel, Schubert, Schumann, Strauss und Wolf. — 10. 3. 2. LIX. Ver.-Abd. Liederabend des Hrn. Dr. L. Wüllner aus Cöln: „An die ferne Geliebte" von Beethoven, 5 Lieder von A. Mendelssohn, 7 Lieder von Hugo Wolf, 4 ernste Gesänge von Brahms. — 17. 3. LX. Ver.-Abd.: Vortrag des Herrn Prof. Dr. R. Sternfeld über die Entstehung der „Meistersinger" nebst Vorlesung des ersten Prosa-Entwurfs vom Jahre 1845. — 21. 3. LXI. Ver.-Abd.: Vortrag des Herrn Dr. Willibald Nagel über Goethe und Beethoven. — Das Mitgliederverzeichniss weist 254 Namen auf.

Hamburg. 12. 2. 2. Erinnerungsfeier. Begrüssung durch Hrn H. Muthorst; *Adagio aus der Sonate F-dur* (1831), *Albumblätter, Ankunft bei den schwarzen Schwänen,* Liszt, Lieder (Hr. C. Wiengreen); Vortrag von Hrn. Th. Binder: Wagners Leben und Schaffen bis zum Jahre 1818. — Motive aus der *„Walküre"* (Hr. Th. Binder); Liszt, Consolations, Ave Maria; Vorspiele zu den *Meistersingern* und *Parsifal* (Hr. C. Wiengreen).

Plauen i. V. IV. Konzert am 23. 1. Orchesterwerke von Volkmann, R. Wagner *(As-dur-Sonate)* und Svendsen, Klavierkonzert Es-dur von Liszt und Klaviersoli von Chopin, sowie Violinkonzert Nr. 2 von Reinhard Becker u. s. w. (Pianist Bertrand Roth, kgl. Konzertmeister Max Lewinger und Professor Reinhard Becker von Dresden und das Plauener Stadt-Orchester unter Leitung des Stadt-Musikdirektors Max Werner. — V. Konzert am 25. 1. Vier Sonaten von Beethoven und zwar Op. 2 Nr. 2 A-dur, Op. 13 C-moll (pathétique), Op. 14 Nr. 2 G-dur und Op. 27 Nr. 2 Cis-moll. (Pianist Bertrand Roth von Dresden.) — VI. Konzert am 13. 2. Orchesterwerke *Trauerklänge nach Siegfrieds Tod,* Beethoven (Sinfonie Nr. 8), Schillings und Tschaikowsky. Ausserdem: *Elsa's Traum,* Romanze aus Euryanthe von Weber, zweite Scene a. d. II. Akte des *„Tannhäuser", Ballade der Senta* a. d. fliegenden Holländer und *„Preislied"* a. d. Meistersingern. (Amalie Gaiser-Kupfer und Emil Gaiser aus New-York, sowie das Plauener Stadt-Orchester unter Max Werner's Leitung.) — VII. Konzert am 10. 3. Orchester-Sätze von Svendsen (Sinfonie D-dur), Haydn, Dvorak und *Huldigungsmarsch an König Ludwig II,* Klavierkonzert A-moll von Schumann, sowie Lieder von Wagner (*Träume*), R. Strauss, Cornelius, Brahms, Schumann u. s. w. (Konzert-Sängerin Rosi Dietsch, Pianistin Frida Lohse und das Stadt-Orchester von Plauen unter Max Werner's Leitung.) — VIII. Konzert am 18. 3. Ouverture zu „Egmont" von Beethoven, Eine Faust-Sinfonie mit Schluss-Chor von Liszt u. s. w. Ausserdem Lieder: *Lenzeslied a. d. Walküre,* von Schubert und Bocquet u. s. w. (Georg Anthes, königl. Kammersänger von Dresden und die städtische Kapelle von Chemnitz. Leitung: Kapellmeister Max Pohle.)

Wien. 11. 1. 1. I. Int. Musikabend. Mitwirkende: Frau Elisa Elizza von der Hofoper, Frl. Elsa Kerndl, Hr. Ferdinand Jaeger jun., Hr. Concertmeister R. Zeiler, Hr. Fr. Schrecker, Vereinschor unter Leitung des Hrn. Prof. F. Foll. Stücke von Bach, Cornelius, Franck, Schubert, R. Strauss, Hugo Wolf. — 15. 3. Musikabend unter Mitwirkung des Hrn. Kammersängers Hermann Winkelmann (Monolog aus „Manuel Venegas" von Hugo Wolf, Friedenserzählung aus „Guntram" von R. Strauss), Frl. Maria Stöller (Arie aus der „Entführung"), Hrn. Brecher, Prill, Jeral (H-moll-Trio von C. Frank), Haydn's „Sturm" (Vereinschor unter F. Foll).

Digitized by Google

Ausserhalb der Vereine.

Berlin-Potsdam. Unter dem Protektorat Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Bülow: 14. 3. Konzert zum Besten der Stipendienstiftung. Dirigent: Hr. Dr. Karl Muck. Mitwirkende: Frau Sofie Menter, Frl. Emmy Destinn, Hr. Karl Perron; die Philharmonische Kapelle. Egmont-Ouverture, Leonoren-Arie, Liszt's A-dur-Konzert, *Senta und der Holländer, Wotans Abschied* und *Feuerzauber*.

Weiteres zum Besten der Stipendienstiftung: Die nach Beschluss der vorjährigen Generalversammlung von Seiten der Zentralleitung in Berlin gethanen Schritte, die grösseren deutschen Theater- und Konzertleitungen zu Veranstaltungen für die Stipendienstiftung anzuregen, sind leider erfolglos geblieben, da die wenigen Antworten, welche überhaupt eingingen, abschlägig lauteten. So bedauerlich dies war, so kam es doch nicht ganz unerwartet; dagegen es allerdings ernstlicher zu beklagen bleibt, dass auch die Vereine beim Betreiben dieser Sache bisher nicht regeren Eifer gezeigt haben. Hier wäre noch Manches zu thun und jedenfalls Veranstaltungen der Vereine selbst zahlreicher in's Werk zu setzen, um sich im Sinne des Meisters für sein Werk vor der andern Welt wirklich thätig zu bewähren! Ist doch das Wirken für den Stipendiengedanken jetzt der eigentliche, bedeutsame Lebenszweck des Vereines, der Wagners Namen trägt.

Darmstadt. 28. 1. 2. Verein für Verbreitung von Volksbildung. Vortrag des Herrn Lehramts-Assessors Dr. Wilhelm Müller (Mitglied des Vorstandes des Darmstädter Wagner-Vereins): „Richard Wagner's Meistersinger."

Leipzig. An hiesiger Universität wird unser kürzlich zum a. o. Professor ernannter Mitarbeiter, Herr Dr. phil. Arthur Prüfer, im Sommersemester lesen über: Richard Wagner im Zusammenhange mit der Kunst- und Weltanschauung des 18. und 19. Jahrhunderts, sowie: zur Vorbereitung auf die diesjährigen Bühnenfestspiele (Ring, Holländer, Parsifal).

Rostock. In den Hochschulkursen für bürgerliches Leben an der hiesigen Universität wird Herr Professor Dr. Wolfgang Golther im Juni sechs Vorträge über Richard Wagner halten.

Wien. Hier hat sich ein Comité gebildet zu dem Zwecke, im Frühling des Jahres 1902 an dem Hause Wien, XIII/2 (Penzing), Hadikgasse Nr. 72, in welchem Richard Wagner in den Jahren 1863—1864 wohnte und Theile seiner „Meistersinger"-Partitur verfasste, eine Gedenktafel von Johannes Benk anzubringen, um jene denkwürdige Zeit in Richard Wagners Leben und Wirken den Bürgern unserer Stadt in stäter Erinnerung zu erhalten. Jede Gabe ist willkommen. Das gefertigte Comité bittet die Spenden an seinen Cassier, Herrn J. Karolus, Musikverleger, Wien, I. Krugerstrasse 1, oder an die Sammelstelle in Wien-Hietzing (Apotheke „Zum Auge Gottes", Hietzinger Hauptstrasse, zwischen 10 Uhr Vormittags und 5 Uhr Nachmittags) gelangen zu lassen. Den Spendern wird seinerzeit ein Rechenschaftsbericht ertheilt sowie Nachricht gegeben werden, an welchem Tage die feierliche Enthüllung der Gedenktafel stattfinden wird, zu welcher Feier ihnen der Zutritt gewahrt werden soll.

Zur Statistik der Aufführungen.

Nachträge.

Christiania. 11. H.
Kopenhagen. 3 H. 16 L.
(In die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901 fallen nur 12 L.)

Aus **New-York** und **Philadelphia** wird je eine Aufführung der *„Walküre"* am 11. und 13. Februar gemeldet, mit einer Besetzung von lauter „Bayreuther Künstlern": Brünnhilde — Frau Luise Reuss-Belce, Sieglinde — Fräulein Gadsky, Fricka — Frau Ernestine Schumann-Heink, Wotan — Herr van Rooy, Siegmund — Herr van Dyck, Hunding — Herr Blass. —

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.

Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth

Digitized by Google

VII.—IX.

Auf den Höhen muss es einsam sein. (Schopenhauer.)

Wir sind noch nicht, und wissen, warum wir noch nicht sind, wir streben aber, und wollen werden. (Herder.)

Der Mensch ist zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person muss ihm heilig sein. (Kant.)

Richard Wagner an Siegfried Lehrs.

Durch gütige Vermittelung der Familie Kietz sind wir in die Lage versetzt, unseren Lesern hier den letzten Brief mitzutheilen, welchen der Meister an seinen vertrauten Pariser Freund und Mitbruder im Elend geschrieben hat. Sechs Tage darnach starb Lehrs zu Paris im Alter von 37 Jahren. Als Wagner gerade zwei Jahre vorher, am 7. April 1841, von den dortigen Freunden geschieden war, um nach Dresden zu eilen, hatte er schon den schmerzlichen Eindruck mit fortgenommen, dass er den armen kränklichen Mann nie wieder sehen werde, dessen Anlage zur Schwindsucht unter den Entbehrungen und Nöthen des Pariser Lebens sich mehr und mehr zu einem gefahrdrohenden Zustande bereits entwickelt hatte. Mit Lehrs, dem Philologen aus Königsberg, Anders, dem pseudonymen Bibliographen vom Rhein, und Kietz, dem Maler aus Sachsen, verband Wagner während der unglücklichen Pariser Leidenszeit das gemeinsame nothvolle Schicksal zu einer rührend treu untereinander trost- und hilfreichen Brüderschaft. Nicht besser lässt sich Alles über Lehrs insbesondere Bekannte und Wissenswerthe mittheilen, als mit den Worten, welche Glasenapp über ihn in seiner Biographie des Meisters (Bd. I. S. 295 und 318) geschrieben hat:

„Zu den nächstbefreundeten, in des Meisters eigenen Aufzeichnungen fortlebenden Angehörigen der Freundesgruppe gehört auch jener „deutsche Philologe“, den er in seiner Novelle: „Ein Ende in Paris“ dem Sarge des armen deutschen Musikers in Gemeinschaft mit Kietz das letzte Geleit auf den Kirchhof des Montmartre geben lässt (Ges. Schr. I. 197), und aus dessen Händen er nachmals das mittelhochdeutsche Gedicht vom Sängerkriege erhielt (Ges. Schr. IV. 332)*), der durch die tausend Plagen und

---

*) In der Abhandlung von E. T. Lucas „über den Krieg von Wartburg“, dem letzten Theil der „Abhandlungen der Kgl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg“ 1838, worin Heinrich von Ofterdingen dem Tannhäuser gleichgesetzt ward, und wozu auch eine Mittheilung des Gedichtes von „Lohengrin“ gehörte.

Digitized by Google

Entbehrungen seines arbeitsvollen Lebens zu hoffnungslosem Dahinsiechen verurtheilte, eminent gelehrte Herausgeber des Oppianus und Nikander, Siegfried Lehrs, zugleich ein begeisterter Kenner des griechischen Alterthums und feingebildeter philosophischer Kopf. Ueber seine äusseren Lebensverhältnisse haben wir nur soviel in Erfahrung bringen können, dass er i. J. 1806 zu Königsberg von israelitischen Eltern geboren, sich der fördernden Unterstützung eines behaglichen Wohlstandes, dessen sich seine Familie noch während seiner ersten Kindheit erfreut hatte, gerade während seiner Schul- und Universitätszeit durch rasches Abnehmen desselben beraubt und für sein weiteres Fortkommen ganz auf die eigene Kraft angewiesen sah. (Er war in den 20er Jahren, ebenso wie seine sämmtlichen Geschwister, zum christlichen Glauben übergetreten, nicht aus frivoler Berechnung oder äusserem Zwang, sondern unter der Einwirkung des merkwürdigen, durch den Königsberger sog. „Muckerprocess" bekannt gewordenen J. Ebel, der ihm den Religionsunterricht ertheilte, und dessen ausgeprägte Persönlichkeit auch auf die religiöse Richtung seines berühmten Bruders (des Philologen Prof. Dr. Karl Lehrs) des „pietistischen Heiden", wie ihn sein College Nitzsch benannte, nicht ohne Einfluss war.) Nach Paris scheinen ihn die reichen handschriftlichen Schätze der Bibliothèque nationale gelockt zu haben, die er zunächst im Interesse seines Bruders collationirte: während seines fast zehnjährigen Aufenthaltes daselbst besorgte er für F. A. Didot die 1841 erschienene Ausgabe der griechischen Epiker; die durch seinen Tod unterbrochene, fast druckfertig hinterlassene der griechischen Didaktiker (1851 im Didot'schen Verlage erschienen) vollendete sein Bruder, der auch die Vorrede dazu schrieb." —

„Wenn ich so bedenke, wie ich zusah und zusehen musste, wie dieser arme brave Freund so vor meinen Augen langsam von dem Schicksal, das alles Edle und Anspruchslose verfolgt, hingemordet wurde!" ruft Wagner, als er in Dresden die Kunde von seinem Tode empfing. — Es ist ergreifend — sagt Glasenapp weiter — den Meister in diesem, vom 13. Juli 1843 datirten Briefe an den zurückgelassenen Pariser Freundeskreis über den Verlust dieses Trefflichen klagen zu hören: „Ganze acht Tage nach Empfang dieser Nachricht war mir der Kopf, mein ganzes Wesen, dumpf und ausdruckslos; es lag wie ein Unglück über mir, sodass ich kaum die Stirn zu heben vermochte." —

An Uhlig schrieb der Meister noch fast 10 Jahre später (11. 10. 52): „Ich weiss, woran früher einer meiner liebsten Freunde in Paris, Lehrs, zu Grunde gegangen ist. Dem armen Teufel war es unmöglich, bei einem ähnlichen Uebel sich zu schonen; er hatte zu arbeiten, zu laufen, und sich zu ärgern; konnte er sich durchaus ruhig halten, einem angenehmen Müssiggang sich hingeben, so war er leicht zu heilen." —

Ein Vierteljahr darnach war auch der getreue zarte Dresdener Freund dem selben Leiden erlegen, wie der beklagenswerthe Pariser Nothgenosse!

Digitized by Google

Zu all' diesem Traurigen, was sich mit der Erinnerung an Lehrs so untrennbar verwoben, gibt uns Glasenapp doch einen — wenn man will — heiteren Zug, indem er uns (S. 295) den „Erinnerungen" Praegers auf den seichten Grund blicken lässt, als welcher aus der Pariser Zeit von einem „Juden Louis" zu erzählen weiss, auf dessen wahren Namen er sich „trotz aller Mühe nicht besinnen" konnte, — was denn auch kein Wunder, da er in dieser Phantasiegestalt „den dienstfertigen Kietz, als namenlosen Anders und den kränklichen Lehrs" kurzweg in Eins verschmolzen hatte! — H. v. W.

An Lehrs. Dresden, 7. April 1843.

Bester Freund,

endlich, seit länger als einem Vierteljahre, habe ich nun einmal wieder etwas von Dir erfahren! Ich fürchtete wirklich recht schlimme Nachrichten von Dir bekommen zu müssen, und so wenig ich mich über die wirklich erhaltenen endlich zu freuen habe, so geben sie mir doch Hoffnung, dass Dir mit der Zeit gründlich geholfen werden kann. Ich glaube es ist mit Dir ähnlich wie mit meiner Frau; sie gründlich wiederhergestellt zu sehen darf ich hoffen, sobald sie in einem vollkommen sorgenlosen und heiteren Zustande ihr Hauptaugenmerk nur auf ein behagliches, diätes Leben richten kann: von Medizinen etc. wird da wenig die Rede sein; im Mai soll sie nach Teplitz gehen um wenigstens drei Monate dort zu bleiben, weniger einer wirklichen Kur wegen, als um in aller Unabhängigkeit des reizenden Aufenthaltes und der gesunden Luft zu geniessen. Und nun wollte ich weiter nichts, als Du könntest sie begleiten und es ihr gleich thun; — was ist nöthig um dies zu bewerkstelligen? Ueberlege es Dir und antworte mir darauf mit Genauigkeit. — —

Ich werde diesen Sommer nur ab und zu einen Ausflug machen können, denn ich habe mich in's Joch begeben. Jedoch will ich nicht murren, das Joch ist leicht — und wo es mich drückt, giebt es auch nach. Ich werde hier mit einer Auszeichnung behandelt, wie sie in denselben Verhältnissen gewiss noch keinem zu Theil geworden ist. Vor einem halben Jahre noch ein Vagabund, der nirgends gewusst hätte, wo einen Pass herbekommen? — habe ich jetzt eine lebenslängliche Anstellung mit einem schönen Gehalte, mit der Aussicht auf steigende Vergrösserung desselben, und in einem Wirkungskreise, wie er nur wenigen eingeräumt wird. Es ist mir unverholen erklärt worden, dass man von mir eine ächt künstlerische Reorganisation des hiesigen Musikwesens erwarte, und in Folge dessen werden alle von mir gemachten Vorschläge unbedingt angenommen, was nicht wenig den Respect vor mir vermehrt, da man Reissiger seit langer Zeit in vollkommener Unmacht zu sehen gewohnt war. Damit meine Zeit aber auch nicht so sehr durch Beschäftigung in Anspruch genommen

Digitized by Google

werde, ist jetzt noch ein Musikdirector angestellt worden. Mehr kann ich nicht verlangen. — Die erste fremde Oper, die ich einstudirte, war Gluck's Armida: über meine Auffassung dieser, unsrer Zeit so fern liegenden, Musik: über die Nuancen, die ich das Orchester und die Sänger beobachten liess, war nun Alles ausser sich: der König — ein ehrlicher Mann, ohne Wichtigthuerei, mit der Sache es von Herzen meinend — liess mir noch während der Oper seinen Dank mit den grössten Lobeserhebungen vermelden. Er hat eine wahre gemüthliche Freude an mir, und so bin ich z. B. sicher, wenn ich einmal einen grösseren Urlaub haben will, darf ich nur erklären, dass ich ihn auf die Ausführung einer neuen Composition verwenden möchte, um ihn sogleich zu erhalten. — — Siehst Du, das ist doch eine recht angenehme Stellung, und immer mehr sehe ich ein, dass mir etwas Aehnliches sehr Noth that: bei allem Erfolge meiner Opern hätte ich sonst doch nicht existiren können; ich erkenne mit Schrecken, wie schlecht es steht um unser nationales Ehrgefühl auch in Bezug auf dramatische Musik: die lange Zeit, wo unsere Theater ausschliesslich der französischen und italienischen Musik geöffnet waren, lässt sich selbst jetzt noch in ihren Folgen verspüren, wo doch Franzosen und Italiener gänzlich ihren Credit verloren haben. Hat die Aufführung einer Oper in Deutschland Aufsehen gemacht, so war es die meines „Rienzi"; ich erhalte immer mehr Belege dafür, dass diese Erscheinung litterarisch und persönlich bis in die äussersten Winkel Deutschland's besprochen worden ist: und noch kein auswärtiger Director macht bis jetzt ernstliche Anstalten, die Oper zu geben! Jeder, scheint es, will erst noch abwarten, was diese erst da oder dort noch macht, — und diess geschieht während eine neue französische Oper nach der andern bei uns durchfällt!! — Weil ich aber eben den Grund des Uebel's erkenne, verzage ich nicht, sondern strenge mich destomehr an, es mit der Zeit gründlich zu kuriren. Es wird langsam gehen, aber es wird und muss gehen: Aber nichts mehr von Paris! Dies muss ich für alle Ewigkeit im Rücken liegen lassen: — europäisch können wir Opern-Componisten nicht sein, — da heisst es — entweder deutsch oder französisch! Man sieht es ja, was so ein Hans-Narre, wie der Meyerbeer uns für Schaden macht; — halb in Berlin, halb in Paris bringt er nirgends etwas zu Stande, am allerwenigsten in Berlin; — wie scheuslich es dort steht, ist gar nicht zu beschreiben: das kommt davon, wenn man den Mantel so nach allen Winden hängen lassen muss, wie Freund Giacomo! — Gott weiss, wann es dort etwas mit meinem Holländer werden wird: gestern schreibt mir Meyerbeer, er solle im Mai herauskommen — Lausevolk! Uebrigens habe ich diese Oper schon an zwei Theater verkauft, nach Cassel und nach Riga, an das erste für 20 Louisd'or, an das zweite für 15; — Du siehst, wie bescheiden ich anfangen muss. Es soll aber schon anders werden! Mit dem Geld bin ich immer noch nicht recht daran, ich habe oft alberne Ausgaben: jetzt muss ich

Digitized by Google

mir eine Hof-Uniform machen lassen, die mich circa 100 Thaler kostet! Ist das nicht Unsinn? — Verleger für meine Opern habe ich noch nicht gesucht, erst will ich die Verbreitung auf einige andere Bühnen abwarten, dann müssen mir die Musikhändler ordentlich zahlen — jetzt müsste ich mich noch bescheiden verhalten. Wie mir übrigens die Leipziger gesinnt sind, kannst Du aus der Leipziger musikalischen Zeitung erkennen: dieses Organ Mendelssohn's hat fast noch kein Wort über meine Opern mitgetheilt! Ich weiss aus guter Quelle, dass Mendelssohn — der jetzt auch eine Oper componiren will — mehr als eifersüchtig auf mich ist: — die Leipziger Clique, die nun Mendelssohn unbedingt gehorcht, weiss nicht, was sie mir für ein Gesicht schneiden soll: — die Esel! Gebe doch Gott, dass Mendelssohn eine tüchtige Oper herausbrächte, so wären wir ihrer Zwei, und könnten mehr ausrichten, als Einer allein. — Ihr tadelt, dass ich mich in meiner Selbstbiographie über Berlioz etc. ausgelassen habe? Da muss ich Euch zuvörderst sagen, dass das, was ich schrieb nicht für den Druck bestimmt war: es sollte meinem Biographen zur Skizze dienen, und deshalb, damit er wüsste, woran er mit mir wäre, gab ich mich ihm nackt wie ich bin. Durch den Abdruck dessen, was ich schrieb, bin ich selbst überrascht worden. Im Uebrigen, was soll ich gegen Berlioz für Umstände machen? Er hat's wahrlich nicht um mich verdient, das hat er noch hier in Dresden bewiesen, wo es ihm ein Gräuel war, den Erfolg meiner Opern mit anzusehen. Es ist ein unglücklicher Mensch, gegen den ich übrigens gewiss gar nichts geschrieben hätte, wenn ich zuvor den Concerten beigewohnt hätte, die er hier gab: — er (hat) mich gedauert! — —

Dass Du, lieber Topfgucker, von meiner hiesigen Einrichtung etwas wissen willst, macht mir vielen Spas! Leider kann ich Dir aber noch nicht dienen, da wir noch ganz en garni leben; erst künftigen Herbst richten wir uns ein: dann kannst Du täglich bei uns Dein Unterkommen finden. — Antworte mir nur bald auf die Frage im ersten Theile meines Briefes! —

Der Text des Venusberges ist fertig: diesen Sommer soll er komponirt werden; hier wartet schon Alles auf die Oper. Ich schicke Euch in diesen Tagen eine Abschrift des Textes zu. Die 3 Exemplare meines Portraits sind für Kietz, Anders und meine Schwester: — Du, das weiss ich, machst Dir aus solchen Dingen nichts. Hast auch Recht!

Antworte mir bald, und sei guten Muthes, mein lieber Bruder, über kurz oder lang müssen wir wieder zusammen sein! Lebe wohl und geniesse der schönen Frühjahrsluft nach Kräften!

Ewig
der Deine
Richard Wagner.

Digitized by Google

Eine Stimme aus der Vergangenheit
über die Pariser Konzerte 1860.

Gleichfalls durch die Güte der Familie Kietz ist uns die Veröffentlichung aus einigen Privatbriefen ermöglicht worden, welche uns wiederum nach Paris versetzen, aber um zwanzig Jahre später, in jene Zeit, da der Meister dort, mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Aufführung des „Tristan", um das französische Publikum vorerst mit seiner Kunst bekannt zu machen, im Saale der italiänischen Oper drei Konzerte gab — am 25. Januar, 1. und 8. Februar 1860, —, über deren Verlauf und Folgen man wiederum am Besten in Glasenapp's Werke (II, 2. S. 238 ff.) nachliest. Die Proben des Orchesters fanden damals im Saale Herz, die der Chöre unter Bülow's Mithilfe im Saale Beethoven statt; die Chöre waren durch Mitglieder eines deutschen „Liederkranzes" verstärkt. Zur Aufführung kamen: Ouverture zum fliegenden Holländer, Einzug der Gäste, Einleitung zum dritten Akt, Pilgerchor und Ouverture des Tannhäuser, Vorspiel zu Tristan und Isolde (welches am Wenigsten Verständniss fand; Berlioz schrieb: „ich habe nicht die leiseste Idee, was der Komponist damit sagen wollte"), Zug zum Münster, Vorspiel zum dritten Akt und Brautlied aus Lohengrin. Eine schlichte aber lebendige Illustration zu diesem Ereignisse liefern nun die Berichte eines Ohrenzeugen, von dem uns nur soviel bekannt, dass er Lemoine hiess und mit dem damals nicht in Paris anwesenden alten Freunde des Meisters Kietz befreundet war, welchem er in drei Briefen nach den Konzerten seine und des Publikums Eindrücke wahrheitsgetreu schilderte.

I. Paris, 28. Jan. 60.

Das Konzert Ihres Freundes hat, wie Sie wissen, am Mittwoch stattgefunden. Ich hatte keine Gelegenheit den Proben, noch weniger der Aufführung beizuwohnen, ebenso Ihr Freund Anders, der durch sein Fussleiden sich gefesselt fühlte. Aber einer meiner Freunde, einer der berufensten und vorurtheilslosesten Richter, hat mir über seine eigenen Eindrücke und die des Publikums Bericht erstattet.

Die Proben sind recht schlecht gewesen in Folge der geringen Sorgfalt, welche unsere Orchestermusiker nur zu oft in solchem Falle aufwenden, wenn es gilt etwas Neues sich anzueignen. Dennoch ist am Tage des Konzertes Alles gut gegangen, zur grossen Befriedigung und Ueberraschung Wagner's, der durch das Orchester selbst mit sehr warmem Beifall begrüsst ward. Es scheint, dass er an diesem Abend ganz besonders durch den Elan der Geiger in bewunderndes Erstaunen versetzt worden ist. Der Saal war voll, die ganze Garde der Künstler und Journalisten anwesend, Berlioz an der Spitze, auf welchen Wagner während der Aufführung unverwandt seinen Bllick geheftet hielt, der aber selbst ganz unbewegt blieb

Digitized by Google

und kein Zeichen weder des Beifalls noch des Missfallens zeigte. Die Werke fanden durchaus eine gute Aufnahme, zwei Stücke für Orchester und Chor hatten sogar einen sehr grossen Erfolg. Der allgemeine Eindruck ist, dass die Musik Wagner's nicht so sehr durch ihre melodischen Eigenschaften sich auszeichnet, als vielmehr dadurch, dass der Autor unzweifelhaft ein grosser und gewaltiger Harmoniker ist, der mittels dieser Eigenschaft mächtig auf die Zuhörer zu wirken vermag. Alles in Allem kann Wagner zufrieden sein. Warten wir nun die Zeitungen ab. — —*)

II. Paris, 3. Febr. 60.

Am Mittwoch Morgen sollte die Generalprobe zum Konzert des Abends stattfinden. Ich ging zu Anders um ihn mitzunehmen, aber, wie Sie ihn ja kennen, hatte er sich gescheut, um die Erlaubniss zum Ausgehen zu fragen. Er gab mir einen Brief an Wagner mit. Da dieser noch sehr beschäftigt war, ich glaube, mit der Einstudirung einer Romanze aus Tannhäuser, welche zum ersten Mal als einziges neues Stück des zweiten Programms gesungen werden sollte, so konnte er den Brief erst nach der Probe erhalten; doch war mir dadurch die Möglichkeit gegeben, dieser Probe beizuwohnen, welche ausgezeichnet ging, da das Verständniss zwischen Meister und Orchester gute Fortschritte gemacht hatte. Ich konnte mich Wagner nach der Probe nähern, er erkannte mich ganz gut wieder und sagte mir zuletzt: „Also — Anders will meine Musik nicht hören. Ich habe ihm Jemanden schicken wollen um ihn abzuholen, da er nicht allein gehen kann, und er hat mir nicht einmal geschrieben, ob er heut Abend kommen wird.“ Ich antwortete, dass ich mir schon Mühe gegeben ihn zu bestimmen mit mir zu kommen; worauf er mir sagte: „Ich habe noch zwei Plätze in der Loge meiner Frau Nr. 17; sie stehen zu Ihrer Verfügung.“ Ich kehrte zur Bibliothek zurück und es gelang mir Anders zu bewegen mich an der Passage Choiseul zu treffen, wo er dann auch zur bestimmten Stunde glücklicherweise ohne weiteres Hinderniss sich einfand. Einige Minuten später traten wir in die Loge ein, wo bald auch Frau W. erschien. Anders stellte mich als einen seiner und Ihrer Freunde vor, aber da die Dame sehr wenig französisch spricht, so konnte ich nur ein paar Worte mit ihr wechseln; übrigens war sie sehr höflich gegen mich, und ich halte sie für eine ausgezeichnete Frau. Bald danach kam noch eine junge Dame ihrer Freundschaft mit ihrem Mann, beide ausserordentlich nett, die junge Dame sehr fein und elegant, und endlich ein junger Deutscher, der mir ein Künstler zu sein schien. So war der ganze „Dienst“ beisammen. Der Saal war gefüllt, und wie gewöhnlich bei diesem prächtigen Raume bot er einen herrlichen Anblick dar. Der Meister ward vom Orchester warm begrüsst.

*) Der „Ménestrel“ schrieb: „50 Jahre dieser Musik, und die Musik ist todt, denn man hätte die Melodie getödtet! Wagner macht Musik ohne Melodie, ohne Rhythmus, ohne Form; er will nur reine Harmonie, nichts als Harmonie.“

Digitized by Google

Es war ein wirklicher Erfolg. Drei Stücke mussten wiederholt werden. Der Marsch mit Chor aus Tannhäuser, der „Morgenstern“ aus der selben Oper, sehr schön von Lefort vorgetragen, bei welcher Romanze das Orchester eine sehr bedeutende Rolle zu spielen hat, und der Brautgesang aus L., ein grosses Stück für Orchester und Chor, von grosser Pracht, in der Wirkung aber beeinträchtigt durch das Falschsingen des Frauenchors. Das Orchester kann man nur loben, obwohl die Ausführung noch Manches zu wünschen übrig liess. Aber man muss die ungemeine Schwierigkeit der Werke und die unzureichende Zahl der Proben in Anschlag bringen; es hätte deren wohl fünfzehn bis zwanzig bedurft! Ich frage mich, wie der Erfolg gewesen wäre, wenn diese Werke nach gründlichem Studium vom Orchester und im Saale des Conservatoire hätten ausgeführt werden können? Uebrigens halte ich aufrecht, was ich Ihnen als die Meinung meiner Freunde geschrieben hatte; nur füge ich hinzu, dass es an Melodie nicht mangelt, es gibt da im Orchester Gesangsstellen von grossem Reiz und grosser Klarheit, bewundernswerth unter die Holz- und Blechbläser vertheilt, und der Gesang der Romanze ist ein wahres Meisterwerk von bezaubernder Melodie mit wundervoller Begleitung. — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich behaupte, dass diese Musik wesentlich dramatisch ist, und daher viel von ihrem Charakter verlieren muss, wenn die Mitwirkung der Handlung und der Scene fehlt. Dies war mir besonders bei dem Zuge der Pilger und der herrlichen Hochzeitfeier aufgefallen, deren Eindruck zweifellos durch den Glanz und die Bewegung des scenischen Vorgangs sich verdoppeln würde. Nun, vielleicht kann dazu bald Rath werden: eine Truppe deutscher Sänger soll im Frühjahr hier Vorstellungen geben, und ich denke, Wagner beabsichtigt wohl sich mit ihr in Verbindung zu setzen.

III. Paris, 9. Febr. 60.

Gestern habe ich dem Konzerte Wagner's unter den selben Bedingungen wie das letzte Mal beigewohnt, d. h. mit Anders und den nämlichen Personen, deren Eine Herr Hans von Bülow war, der Schwiegersohn Liszt's, welcher in seinen Konzerten mehre von Liszt übertragene Wagner'sche Sachen spielt, und der sich am Sonntag bei Pleyel hören lassen wird. — Auch bei diesem Konzert verlief Alles so gut wie möglich: das Orchester ging noch besser zusammen als bisher; man merkte, dass es an Verständniss für die Werke und an Sympathie für den Meister gewonnen hatte. Der Saal war voll, und die ersten Logen glänzten von schönen Toiletten und schönen Damen, welche es sich nicht versagten ihren Beifall oft mit dem des Parterre zu vermischen. Die Chöre gingen gleichfalls besser, besonders in der Brautscene, wo sie das letzte Mal so viel zu wünschen übrig gelassen hatten. Kurz, der Erfolg war vollkommen. Wagner ward gerufen und mit Beifall überschüttet. Die Romanze aus Tannhäuser war das einzige Stück, welches weniger gut ausgeführt ward; denn unglücklicher Weise war sie nicht mehr

Digitized by Google

Lefort übertragen, der sie so schön gesungen hatte, sondern einem gewissen Lindau, der sehr mässig war. Die Kosten sind ausserordentlich gross: für den Saal allein, ohne Beleuchtung und alles Andere, sind 8000 Francs zu zahlen. Die Gegner sind natürlich zahlreich, aber sie haben ihre Feindschaft nicht öffentlich bekundet; nur im Foyer liessen sie ihre Meinungen und Theorien verlauten. Die meisten Artikel, die schon erschienen, sind lächerlich und dumm, wie Sie sich überzeugen konnten, und ermangeln völlig des ernsten Tones, womit jeder vernünftige Mensch seine Meinung über solche Werke äussern sollte. Der Artikel von Berlioz ist noch nicht heraus, auch nicht der von Scudo, wie ich glaube.

Die Artikel erschienen, und der von Scudo war „von vernichtender Schärfe“, der von Berlioz schloss nach manchen kalt gezwungenen Wendungen mit seinem berüchtigten „*non credo*“. Der Meister selbst aber schrieb am 12. Februar an Wesendonck: „Ich suche nicht Applaus und Triumpfe, ich suche nur die Möglichkeit, meine neuen Werke — Wenigen — aber völlig zu erschliessen, damit ich ruhig sterben kann“. — Nun kostete ihm diese Pariser Unternehmung zunächst noch ein ganzes Lebensjahr, da die eigentliche „praktische“ Folge oder doch Nachfolge jener Konzerte in der vom Kaiser befohlenen Aufführung des Tannhäuser an der Grossen Oper bestehen sollte, welche erst am 13. März 1861 endlich zu Stande und zu Falle kam. Damit war der während der Konzerte noch unterdrückten, nur in einigen Zeitungsartikeln verrathenen Feindseligkeit gewisser Kreise gegen den deutschen Künstler das Motiv gegeben zum vollen brutalen Ausbruch, der allen mit ihm bereits sympathisirenden kunstsinnigen Franzosen fürderhin lange Jahre der Entsagung auferlegte. Es thut gut hierüber heutzutage, da man wiederum so viel von Wagner in Frankreich hört, die Gesammelten Schriften (Band 7) nachzulesen. Die Zusammenstellung der betreffenden Stellen in der „Wagner-Encyklopädie“ beschliesst Glasenapp mit den Worten aus den Bayreuther Blättern 1890:

„Sie kennen genauer, in welche neuen sonderbaren Verwirrungen mich diese mit ziemlichem Geräusch in Europa begleitete Unternehmung verwickelte; sie kostete mich ein tief zerstreuendes Jahr meines Lebens. Während ich mit einem grossen Erfolge, wäre er selbst möglich gewesen, nicht eigentlich gewusst hätte, was anfangen, fühlte ich mich mitten unter dem Wüthen des entsetzlichsten Misserfolges wie von einer verderblichen Störung befreit, die mich bis dahin auf meinem wahren Wege aufgehalten hatte.“

Der Meister wandte sich in sein deutsches Vaterland zurück, seinen Meistersingern und seinen — Wiener Erfahrungen zu! — Jene Worte aber wurden um wiederum vier Jahre später geschrieben, am 15. April 1865, in der „Einladung zur Aufführung des Tristan in München“.

H. v. W.

Digitized by Google

Tristan und Isolde.

Von Heinrich Porges.

Zur Erläuterung.

Unsere Leser kennen aus dem letzten Stücke des Jahrgangs 1901 (S. 298) die Worte, mit welchen der Meister seinem treuen Münchener Freunde für dessen Arbeit über „Tristan und Isolde" gedankt hat. „Wohl mir, dass ich so empfunden und verstanden werde!" schrieb er ihm am 15. Mai 1887 aus Luzern und versicherte ihm, dass er seine Interpretationen „richtig und tief" gefunden habe. Auch aus einem anderen, gleichzeitigen Briefe des Meisters bewahrt die Familie Porges ähnliche Worte, die mir freundlich mitgetheilt wurden: „Ich las gestern Abend P's. Arbeit über den II. Akt des Tristan durch, es hat mich alles darin doch ausserordentlich erfreut, ja über die Zukunft beruhigt. Er hat Vieles, das Meiste, geradeswegs unübertrefflich ausgedrückt und was mich fast noch mehr freut, empfunden". „—„Sühne ohne Reue". Wo hat er das her? Vortrefflich!" —

Eine also belobte Arbeit scheint es ohne Weiteres verdient zu haben, dass man auch heute noch, nach einem Menschenalter, von ihr nähere Kenntniss nehme, nachdem sie, die ursprünglich für den König niedergeschrieben und nicht veröffentlicht worden, so lange Zeit ganz verschollen war. Durch die Güte der Wittwe unseres Freundes ist mir das Manuskript der ganzen Arbeit zur Verfügung gestellt worden, woran nur der Schluss der Betrachtung des I. Aktes fehlt. Es war leider nicht möglich, diese Lücke wieder auszufüllen. Nun bezogen sich zwar die Worte des Meisters insonderheit auf den Abschnitt über den II. Akt, und es könnte vielleicht gemeint werden, dass eine Mittheilung dieses Theils, gleichsam nur zur Erläuterung jener Worte, an dieser Stelle genügen dürfte. Allein, wenn man das Ganze wieder durchliest, hat man doch die Empfindung, es sollte, wird es schon einmal aus der Vergessenheit hervorgezogen, nicht zerrissen werden. Das ist ja gar nicht zu vermeiden, auch bei einer „Theilwiederholung", dass Vieles dabei zur Sprache kommt, was in unseren späteren Tagen — hoffen wir! — zum Allbekannten gehört. Man mag daran mit Vorsicht etwas kürzen, besonders die uns geläufigen Zitate verringern, aber es bleibt doch immer genug des Reizes übrig, nachzuempfinden, was damals, in der Jugendzeit des Werkes, den Theilnehmenden so wunderbar neu, so voll und frisch bis in's Kleinste bedeutsam war. Wer weiss, ob man nicht davon doch auch heute noch etwas lernen — etwas wiedergewinnen kann? Jedenfalls wirkt ein anderer, unvergänglicher Reiz noch darüber hinaus: das ist die entzückende Gewalt der Kunst des Meisterwerkes selbst, an der wir uns — ein Jeder — innig erfreuen und begeistern, wenn es uns, auch nur in Worten, aber in den Worten des tiefen Gefühls- und Geistesverständnisses eines Miterlebenden, hier wieder völlig in der Phantasie vorübergeführt wird. Ich muss gestehen, soviel Genuss davon gehabt zu haben, dass ich unseren Lesern ein Unrecht anzuthun befürchten würde, wenn ich ihnen die Abschnitte über den I. und III. Akt vorenthielte. Was dabei bedenklich stimmen konnte, war ein anderer Umstand.

Nicht nur ist die Arbeit vom Verfasser selbst, wie sie hier vorliegt, nach den hinzugefügten Bemerkungen, nach dem Empfange des Meisterbriefes, in den ersten Monaten des Jahres 1868, schon einmal überarbeitet worden; und wir erkennen, wie dabei jene beiden Berichtigungen, die in dem Briefe enthalten

Digitized by Google

waren, wohlbeachtet worden sind: die „Quasi-Schuld“ Marke's ist gestrichen, die Deutung des Markemotivs am Schlusse des II. Aktes auf den „Selbstvorwurf“ Tristans eingefügt. Auch andere, vielleicht nur unbekannt gebliebene, Bemerkungen können bei dieser Ueberarbeitung berücksichtigt worden sein. Aber damit war der Verfasser noch nicht zufrieden gestellt; es ist sicher, dass er eine viel weitergehende Neugestaltung der Arbeit in Aussicht genommen hatte. In seiner Familie erinnert man sich, dass er später Manches nicht mehr für ganz ausreichend hielt und anders gesagt zu haben wünschte. Schon am Rande des Manuskripts findet man oft kurze Bleistiftnotizen, wo er weitere Ausführungen für nöthig erachtete. In einem als „Tagebuch“ bezeichneten Faszikel, das die besondere Aufschrift: „Zu Tristan und Isolde“ trägt, und welches mir gleichfalls anvertraut worden ist, hat er unter verschiedenen Daten aus den Jahren 1873—1877, meistentheils aber aus 1874 und 75, zahlreiche Gedanken, Einfälle, Betrachtungen aufgezeichnet, welche offenbar bei der geplanten Neugestaltung mit zur Verwendung gelangen sollten. Aber in welcher Weise? das kann Niemand sagen, da es zur Ausführung jenes Planes niemals gekommen ist.

Unter den Aufzählungen nehmen einen grossen Raum allgemeine ästhetische Erwägungen ein, welche Porges für sich und zur eigenen Aufklärung über die Kunst, die Musik, das Drama überhaupt vorgenommen hatte. Es ist kaum anzunehmen, dass diese Erwägungen selbst, unmittelbar, in die Betrachtung des „Tristan“ übergehen sollten. Es galt dabei wohl vielmehr gewisse klare Grundanschauungen, die Grundlinien einer ästhetischen Kunstbetrachtung zu gewinnen, aus welchen dann die Sonderbetrachtung des einzelnen Kunstwerkes sich entwickelt haben würde. Andererseits wurden auch manche Details der musikalischen Form, wie Fragen der Harmonielehre, in mehr oder minder ausführlichen, doch immer fragmentarischen Niederschriften berührt, welche eine ganz veränderte Fassung der ganzen Arbeit voraussetzen würde, wenn man annehmen wollte, sie selber hätten darin Aufnahme finden sollen. Ein drittes Element der Aufzeichnungen bilden die ausgeschriebenen Stellen aus fremden Werken, besonders der Lieblingsphilosophen unseres Freundes: Schelling und Baader, doch auch gelegentlich Schopenhauers und Feuerbachs, sowie in musikalischer Hinsicht: Moritz Hauptmanns. Von diesen lässt sich denken, dass sie an passenden Stellen der Neugestaltung der Arbeit hätten eingefügt werden können; doch ist es ebensowohl möglich, dass sie nur dazu dienen mochten, eigene Gedankenreihen anzuregen, welche in der Arbeit zu lebendig verwobener Verwendung gelangt sein würden.

Da nun Niemand sich wird einfallen lassen, auf diese Aufzeichnungen hin, die Neugestaltung nachträglich selbst vornehmen zu wollen, so durfte mir bei einer Veröffentlichung des Manuskriptes schwerlich mehr gestattet sein, als wie — eben im Hinblick auf die doch zweifellose Absicht des Verfassers, Manches noch anders zu geben — das Wenige, was von den Randbemerkungen und den Notizen des Tagebuches sich ohne Weiteres und ohne den Gang der Darstellung zu stören, benutzen liess, meist in Anmerkungen unter dem Texte beizufügen. Die Leser werden sehen, dass diese Aufgabe nur auf Grund einer sehr sorgsamen Auslese zu lösen war; andernfalls würden sie mehr dergleichen benutzt finden dürfen. Dem dringenden Wunsche der Familie, nichts stehen zu lassen, was dem Freunde heute als von ihm stammend missfallen hätte, habe ich dabei nach Möglichkeit nachzukommen gesucht, indem ich es doch zu vermeiden hatte, den besonderen Eindruck der Arbeit als eines Zeugnisses aus der ersten Tristan-Zeit zu beeinträchtigen. Da zeigte sich mir aber schliesslich die Sache viel einfacher, als man befürchtet hatte. Thatsächlich waren es nur geringe Stellen, welche sich mehr aus stylistischen und äusseren Gründen zur Streichung empfahlen. Die

Digitized by Google

etwaigen späteren Ansichten des Verfassers, die ich wenigstens aus dem „Tagebuch“ als im Wesentlichen von den in der Arbeit ausgesprochenen doch unverschieden ersah, liessen sich aber am Besten noch durch jene kleinen Anmerkungen zu einiger Geltung bringen. Gegenüber dem Ergebniss, dass auf diese Weise das Ganze sowohl vor der Pietät wie vor der Kritik recht wohl bestehen konnte, durfte ich alle Bedenken gegen den Abdruck getrost fallen lassen. Ich hoffe damit dem Geiste des dahingeschiedenen Freundes wie den Wünschen der Ueberlebenden möglichst genügt und das schöne Werk in unseren „Blättern“ mit Recht vor der Vergessenheit dauernd bewahrt zu haben.

Hans von Wolzogen.

Erster Aufzug.

Das Sprachvermögen der Musik bietet dem dramatischen Dichter das Mittel dar, die in der Tiefe des Herzens verschlossenen Regungen des Gefühles unmittelbar kundzugeben und uns dadurch in das Geheimniss des Lebens jener Menschen einzuweihen, an deren Schicksal uns das Wesen der Welt offenbar werden soll. In dem symphonischen Prologe zu „Tristan und Isolde“ hat Wagner diese Aufgabe mit wunderbarem Gelingen gelöst. Das mächtige Liebesverlangen, welches die Helden des Dramas erfüllt, das aber bei dessen Beginne noch in ihrem Innern ihnen selbst halb unbewusst verborgen schlummert, durchströmt mit lebendigem Pulsschlage den Organismus dieses Tonstückes. Schon in den ersten Takten ist die tragische Grundstimmung des ganzen Dramas kenntlich und bestimmt ausgesprochen. Der wie aus öder Einsamkeit hervordringende klagende Laut ist der Ausdruck eines tief aus dem Herzen sich hervorringenden Sehnens nach einem unendlichen Glücke, und eben deshalb ist das Gefühl des Schmerzes damit so innig verschwistert. Das Liebesmotiv besteht aus zwei Theilen; in der ersten Häfte liegt der Ausdruck einer unsagbaren wehmuthsvollen Resignation, in der zweiten mehr eine wie von selbst hervorbrechende unstillbare Sehnsucht: Sehnsucht mit unsäglicher Trauer verbunden. In stätigster Folge entwickeln sich aus dem gegebenen Lebenskeime die verschiedenen Stimmungen. Wie erzeugt von dem sehnsuchtsvollen Atem der Seele bricht der breit dahinströmende Liebesgesang hervor, der einen inneren Reichthum des Ausdrucks in sich birgt, dass fast in jedem Takte eine neue Nuance des Gefühlslebens uns entgegentritt. Ueberseliges Entzücken, unsägliche Trauer und die schwermuthvollste Klage verschlingen sich zu einem untrennbaren Ganzen.*) Merkwürdig ist der tiefe Ernst der üerall den Grundton bildet. In dem charakteristischen Tonfalle der kleinen Septime ist das Hervorbrechen der Liebe in kenntlichster Weise gestaltet.

*) Tagebuch vom 31. Dezember 1874: Die erste Violoncellphrase der Tristan-Einleitung ist eine Gefühlsäusserung; in der zweiten (Oboe) dringt dieses Gefühl durch den **Blick** hervor.

Digitized by Google

Es ist diese Wendung bedeutsam für den musikalischen Styl der Gegenwart. Wir finden sie auch bereits in Wagner's Faust-Ouverture und im ersten Satze der Faust-Symphonie von Liszt, und sie bietet sich auch immer von selbst dar, wo hingebende, sich selbst entäussernde Liebe zur Darstellung gelangen soll. — Mit immer sich steigerndem Drängen entfaltet sich der Strom des Gesanges. Aus der klageerfüllten Sehnsucht erblüht die wonigste Freude, es ist ein jubelndes Schwelgen, das in den feurigen Gängen der Violinen jauchzend in die Weite dringt, während in den Holzbläsern, als innerster Lebenskeim des Ganzen, das Liebesmotiv ertönt. Aber die bis zum Uebermaasse anwachsende Leidenschaft führt auch die Katastrophe herbei, welche mit Nothwendigkeit die Vernichtung des Individuums zur Folge hat. Die Accente des furchtbarsten Schmerzes erscheinen gleichzeitig mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens. Es ist uns kein Beispiel bekannt, wo wie hier gleichzeitig verschiedene Motive auftreten, von denen eines in der Dur- das andere in der Moll-Tonart sich bewegt. Gerade das sehnsüchtige Liebesmotiv trägt an dieser Stelle den Charakter einer sieghaften Freudigkeit an sich. Doch in diesem Momente wird auch der übermächtige Lebenstrieb wie durch sich selbst gebrochen. Die klagevollen Weisen des Anfangs wiederholen sich, aber ersterbend versinken sie in kraftlose Ermattung. Es erfasst uns die Empfindung, als wenn die Schauer des Todes über ein bleiches Antlitz glitten. Die Wirkung dieser Seelensprache ist eine aufs Tiefste ergreifende. Im Gefühle haben wir schon eine Tragödie erlebt, und bei dem letzten Unisono der Bässe — einem der bedeutendsten Instrumentalrezitative, die je geschaffen wurden — glauben wir den Dichter selbst zu vernehmen, der mit tiefem Ernste jene ahnungsvolle Erwartung in uns weckt, die uns dann gleichsam zum Mitschöpfer seines Werkes macht.*) In unserer Seele herrscht ein banges Schweigen.

*) Tagebuch vom 28. November 1874: Die Tristan-Einleitung ist schon ein Theil des Dramas selbst; der einheitliche Grundgedanke d. i. jener in allen Personen waltende auf das Absolute gehende Lebenstrieb, tritt hier für sich allein auf: als das reine Subjekt des ganzen Dramas. Er strebt hier nach einem Ziele (den Zustand absoluter Seligkeit), das er nicht erreichen kann; es ist aber damit das Gefühl und das Bewusstsein des Nichterreichenkönnens verbunden, und dadurch erhält die ganze Einleitung den Charakter der Resignation. Die Sehnsucht (der sehnsüchtige Liebestrieb) dringt unwillkürlich aus der Seele hervor; die Resignation d. i. das Verzichtleisten auf das als unerreichbar erscheinende Glück, ist Produkt des bewussten Geistes. — In der ganzen Einleitung sind wir in dem Zustand der denkbar grössten Passivität, auch die Momente freudigen Aufschwunges tragen diese Eigenschaft an sich. Dies bestimmt nun den Charakter des ganzen Dramas, und wir werden diesen dadurch näher bestimmen, wenn wir sagen: das ganze Dasein der Welt wird als ein unsägliches Leiden empfunden. (Zusammenhang mit Schopenhauer). Im „Ring des Nibelungen" ist das Grundelement der als Wohlgefühl empfundene Lebenstrieb (siehe die Einleitung des Rheingoldes). Im „Tristan" haben wir sofort die Empfindung, wie jene Seligkeit, die der sehnsüchtige Liebestrieb zu erreichen sucht, in dieser Welt nicht zu erlangen ist; das Ideale im „Tristan" ist durchaus transscendental d. h. die Schranken der wirklichen, sinnfälligen Welt überschreitend.

Digitized by Google

Der Vorhang geht auf. Wir erblicken auf einem Ruhebette Isolde, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Brangäne blickt zur Seite über Bord. Da ertönt vom Maste her die Stimme eines jungen Seemannes. Einfach wie ein Naturlaut klingt sein Lied, ein ebenso inniger, wie frisch-kräftiger Gefühlserguss. Wie schön verwebt der Dichter darin die Empfindung des wehmüthigen Scheidens von der Geliebten mit dem freudigen Gefühle des Wiedersehens der Heimath. Die zarte Sehnsucht der Liebe zieht mit leiser Ahnung durch ein junges Herz. In diesem Liede tritt auch bei den Worten: „ostwärts streicht das Schiff" ein Hauptmotiv des ersten Aktes auf, das bei allen Stellen wiederkehrt, die sich auf den objektiven Vorgang der Seefahrt beziehen.

Es ist ein Meisterzug des Dichters, dass mit dem Liede des jungen Seemannes sowohl die Stimmung der Situation auf's Bestimmteste charakterisirt wird, und dass es zugleich als dramatisches Motiv dient, indem durch die letzten Worte:

Irische Maid,
Du wilde, minnige Maid!

Isolde aus ihrem dumpfen Brüten aufgeschreckt wird. Mit furchtbarer Leidenschaft fährt sie mit dem Rufe auf: Wer wagt mich zu höhnen? Verstört blickt sie um sich, in ihrem Innern einen tödtlichen Groll niederkämpfend. Im Streichquartett hören wir das Motiv, in dem Wagner mit sprechender Bestimmtheit diesen Seelenzustand dargestellt hat. Ich nehme hierbei Veranlassung einen für die Entwickelung der Musik ungemein wichtigen Punkt zu berühren. Es ist dies die Steigerung ihres Sprachvermögens nach Seite der Ausdrucksfähigkeit für Gemüthsvorgänge, die mit dem sittlichen Leben des Menschen in unmittelbarer Verbindung stehen. Die angeführte Stelle zeigt klar, mit welcher Deutlichkeit die Musik auch die eigenthümlichsten Nuancen des bewussten Seelenlebens auszusprechen vermag.

Mit wenigen kühnen Strichen hat der Dichter den Charakter Isoldes gezeichnet. Ihre nicht nur von dämonischer Leidenschaft, sondern ebenso von hohem Adel und unbeugsamem Selbstgefühl erfüllte Natur steht sogleich in ihrer ganzen Grösse vor uns. Im Gegensatze zu der inneren Unruhe Isoldens erscheint Brangäne gleichsam nur als der Spiegel der äussern Umgebung. Vor Abend — sagt sie — erreichen wir „Kornwall's grünen Strand". Im Orchester hören wir dabei eine gangartige Weiterführung des Seefahrtmotivs. Welche zaubervolle Anmuth liegt in diesem kleinen Gebilde! Der Reiz der Schönheit der Form verbindet sich mit der sinnigsten Andeutung des geschilderten Vorgangs: wie das Schiff sanft und schnell auf ruhiger See dahin streicht. Aber mit jähem Aufschrei ruft Isolde:

Nimmermehr!
Nicht heut noch morgen!

Digitized by Google

Ihr Wesen geräth in bebenden Aufruhr. Der ganze nachfolgende Ausbruch ihres Gefühls gehört zu den grossartigsten Gemälden menschlicher Leidenschaften, die wir auf dem Gebiete des Dramas besitzen. Die ersten Worte, die Isolde mit wildem Hohne hervorstösst, sind übrigens für die kulturhistorische Physiognomie der ganzen Dichtung von Bedeutung.

Entartet Geschlecht,
unwerth der Ahnen!
Wohin, Mutter,
vergabst Du die Macht,
über Meer und Sturm zu gebieten?
O zahme Kunst
der Zauberin,
die nur Balsamtränke noch braut!

Wie bestimmt und anschaulich deutet hier der Dichter auf eine kaum vergangene Zeit hin, wo das Walten der Leidenschaften noch durch kein Gesetz und keine Schranke der Sitte gehemmt war; und indem er die Handlung, welche er uns vorführt, in eine Epoche verlegt, in der nach den wilden Stürmen der Vergangenheit ein milderes Geschlecht lebt, das die Triebe der Natur mit dem Adel der Bildung zu versöhnen strebt, vermag er es dann in den entstehenden Konflikten ebenso die übermächtigsten Leidenschaften, wie die zartesten Seelenregungen in einheitlicher Weise zu verknüpfen. Zu einer wahren Verzweiflungsfreudigkeit steigert sich der tosende Sturm in Isoldens Innern, bei den wild-düsteren Worten, mit denen sie die Elemente aufruft das „trotzige Schiff" zu zerstören. Die Stelle:

Hört meinen Willen,
zagende Winde!

bildet den Höhepunkt des ganzen Bildes. Wie eine königliche Herrscherin der dämonischen Mächte der Natur steht Isolde vor uns. Der Kraft und Schönheit der Sprache ist die gewaltige Energie der Betonung ebenbürtig; und wer sich noch nicht von der Lebensfähigkeit des Stabreims überzeugt hat, der lese diese Verse und frage sich, ob irgend eine andere Form hier eine gleiche Wirkung zu erzielen vermöchte. Im Orchester tritt das Seefahrtsmotiv in kunstvollen Engführungen auf: ein Bild des von Isolden herbeigerufenen Sturmes, während das Liebesmotiv uns die wahre Ursache ihrer Verzweiflung enthüllt. Von merkwürdig malerischer Wirkung ist die Betonung der letzten Worte:

Und was auf ihm lebt,
den wehenden Atem,
den lass' ich euch Winden zum Lohn!

In unerreichter Vollendung verbindet hier sich die Freiheit des deklamatorischen Ausdrucks mit grösster Bestimmtheit der plastisch-melodischen Zeichnung.

Digitized by Google

In äusserstem Schreck müht sich Brangäne um Isolden; ihre Worte, mit denen sie sie mit flehentlichen Bitten bestürmt, ihr zu sagen, was sie leide, gehen aus innerstem Mitgefühle hervor. Von Brangänen hören wir, wie Isolde kalt und stumm von der Heimath geschieden:

Nicht eine Thräne
weintest Du Vater und Mutter;
kaum einen Gruss
den Bleibenden botest Du!

Die Betonung dieser Worte ist von einer leidenschaftlichen Innigkeit, es ist einer jener, besonders im ersten Akte ungemein zahlreichen Momente, bei welchen uns oft im Rahmen eines einzigen Taktes eine individuelle Bestimmtheit des Ausdrucks entgegentritt, dass wir wie von dem durchdringenden Blicke eines menschlichen Auges uns getroffen fühlen. Solche Stellen erscheinen eigenthümlicher Weise vorzugsweise dann, wenn die Gefühle mehrer Persönlichkeiten sich in einem Punkte konzentriren. So empfinden wir hier gleichsam die Liebe des Vaters und der Mutter und ihren Schmerz beim Abschiede mit. Als auf verwandter Grundlage ruhende Themen weisen wir auf die Betonung der Worte: „Da Fried' und Sühn' und Freundschaft von allen ward geschworen“ und später: „Da die Männer all' sich ihm vertragen“ hin. Es verlohnt wohl der Mühe sich darüber Rechenschaft zu geben, warum gerade an diesen Stellen die Melodien eine so ausserordentliche Prägnanz und Plastik besitzen. Wer sich gewöhnt hat, das, was man „Erfindung“ nennt, nicht als etwas Zufälliges zu betrachten, dem eröffnet sich hier ein Einblick in die innersten Geheimnisse der schöpferischen Thätigkeit. Die besondere Eigenthümlichkeit solcher Gebilde wird nur durch die Konzentration einer Fülle von Beziehungen auf einen Punkt erzeugt, wodurch diese eben den Eindruck eines Naturproduktes machen, indem wie bei diesen das Zusammenwirken einer unendlichen Menge von Kräften nöthig ist, die im Dienste einer beherrschenden Grundkraft stehen, um sie entstehen zu lassen.

Im Orchester gibt uns Wagner ein Bild des Kampfes, der in Isoldens Innern herrscht, und wir sehen sie in qualvollem Ringen mit der sie erfüllenden Liebe. Von herzbezwingender Innigkeit ist die Betonung der Worte Brangänens: O, nun melde,
was Dich müh't etc.

Man kann nicht eindringender, nicht wärmer die Fülle der liebevollsten Theilnahme zur Aussprache bringen. Bei der Stelle: „Trauteste Holde“ treffen wir wieder auf die fallende Septime, die wir als eine für den Styl unserer Epoche so charakteristische Wendung kennen lernten. — Doch Isolde vermag Brangänen nicht zu antworten; aus schwer beklemmtem Herzen, wie in unbewusstem Verlangen, entringt sich ihr der Ruf:

Luft! Luft!
Mir erstickt das Herz.

Digitized by Google

Eilig zieht Brangäne die Vorhänge des Zeltgemaches auseinander, und wir erblicken beim Steuerbord Tristan, der sinnend ins Meer schaut. Vom Maste her ertönt wieder das Lied des jungen Seemannes, jetzt begleitet von einem schauernden, grauenvoll wirkenden tremolirenden Unisono der Bässe. Hier ist schon der elementare Eindruck des Schalles von poetischer Wirkung. Unser Herz wird von einer ahnungsvollen Beklemmung erfasst. Isoldens Blicke haben Tristan sogleich gefunden, und starr sie auf ihn heftend spricht sie dumpf vor sich hin:

Mir erkoren, —
mir verloren, —
hehr und heil,
kühn und feig —:
Tod geweihtes Haupt!
Tod geweihtes Herz!

In diesem Momente entschleiert uns der Dichter ihre innerste Seele. Ihre Liebe zu Tristan wird uns kund, wenn wir aus ihrem Munde das sehnsüchtige Liebesmotiv vernehmen, aber schaurig und öde tönt es uns jetzt entgegen. Grausende Todesahnung erfasst dabei unser Herz, und es verdient wohl besondere Beachtung, wie der Tondichter das Auftreten des hierauf zum erstenmale erscheinenden Todesmotivs so meisterhaft psychologisch vorbereitet, dass es bei seinem plötzlichen Hervorbrechen uns wie ein starr gewordenes Gebilde der uns schon ganz beherrschenden Gefühlsströmung entgegentritt. Die Starrheit von Tristans Wesen scheint sich in ihm wie in der Tiefe eines unerbittlichen Schicksals zu spiegeln. Mit der grauenvollen Erhabenheit dieser Schicksalsmacht erfassen uns die weitausschreitenden, von einem markigen Rhythmus getragenen Intervalle, und der in der Mitte pianissimo einfallende von Posaunen und drei Trompeten intonirte Adur-Dreiklang durchschauert uns wie eine Ahnung ewiger Seligkeit, während wir bei den letzten zwei Takten die Qual des Todes mit zu empfinden glauben. — Mit unheimlichem Lachen und verachtungsvollem Hohne frägt Isolde auf Tristan blickend Brangänen: „Was hältst Du von dem Knechte?“ Im Orchester tönt dabei der zweite Theil des Liebesthemas, aber nach der Molltonart sich wendend klingt es wie eine unterdrückte Liebesklage. So vermag der Tonsetzer im Bunde mit dem dramatischen Dichter uns gleichzeitig die sich widerstreitenden Gefühle in der Brust seiner Helden zu offenbaren. Von einer hinreissend wirkenden jugendlichen Anmuth und milden Kraft erfüllt ist die Melodie bei den Worten, in denen Brangäne den Preis singt:

dem Wunder aller Reiche,
dem hochgepriesnen Mann,
dem Helden ohne Gleiche,
des Ruhmes Hort und Bann!

Digitized by Google

Sie besitzt das Gepräge unvergänglicher Schönheit: es ist ein Hauch göttlicher Freiheit, der uns in diesen Tönen berührt. Und wie merkwürdig charakteristisch ist dann der Ausdruck des Hohnes in Isoldens Antwort! Mir erscheint diese Stelle als ein Muster musikalisch-deklamatorischer Ausdrucksweise. Man vergleiche sie einmal mit den gewöhnlichen Rezitativen und überzeuge sich, wie Wagner, selbst dort, wo die plastische Melodie zurücktritt und die Rede als solche in dem Vordergrunde steht, auch der kleinsten Phrase eine Bestimmtheit der Physiognomie zu verleihen vermag, dass sie sich mit unauslöschlichen Zügen einprägt. So liegt in den Worten Isoldens:

O, er weiss
wohl, warum! —

ein Hinweis auf das zwischen ihr und Tristan schwebende Geheimniss, das hier wie ein tragischer Schatten erscheint. Mit heroischen Worten, wie gereizt durch Brangänens milde Frage, ob sie Tristan bitten sollte, Isolde zu grüssen, ruft diese:

Befehlen liess'
dem Eigenholde
Furcht der Herrin
ich, Isolde.

Der Ton einer wie gewaltsam erzwungenen Härte ist ausserordentlich glücklich in dem Thema wiedergegeben. Auf Isolde's gebieterischen Wink entfernt sich Brangäne und schreitet verschämt bei den arbeitenden Seeleuten vorbei. Im Orchester vernehmen wir das Seefahrtsmotiv in gangartiger melodischer Ausführung. In anschaulichster Weise gestaltete der Tondichter hier ein Bild der rüstigen Thätigkeit des Schiffsvolkes. Der prägnante Rhythmus des Thema's wird durch die Instrumentation (Hörner und Fagotte) noch mehr hervorgehoben. Aeusserst glücklich ist die Nuance, mit der Kurwenal charakterisirt ist, wie er Tristan am Gewande zupfend ihm zuruft:

Hab' Acht, Tristan!
Botschaft von Isolde.

Der Lakonismus seiner Rede erhält durch das seine Bewegungen begleitende Thema des Orchesters, das nur von einer tiefen Trompete und Posaunen ausgeführt wird, einen besonderen urwüchsig derben Charakter.

Das nun folgende Zwiegespräch zwischen Brangäne und Tristan ist von wunderbarer Anmuth: ein duftiger poetischer Zauber ist darüber ausgebreitet. In der Situation zeichnet der Dichter zugleich den Charakter Tristans. Der hohe Adel seines Wesens leuchtet aus jedem seiner Worte hervor, mit denen er dem Begehren Isolde's auszuweichen sucht. In der Betonung findet man Feinheiten, durch welche die unsagbarsten Details der Empfindung zur Aussprache gelangen. Da ist der geheimste Reiz der Natur abgelauscht, wenn Tristan sagt:

Digitized by Google

Wo dort die grünen Fluren
dem Blick noch blau sich färben,
harrt mein König
meiner Frau! —

und mit dem Vorgeben, dass er sorgen müsse, das Schiff sicher „zu König Marke's Land" zu lenken, weist er Brangänens Aufforderung zurück. Bei dem Hinweis auf die Schranke, die ihn von Isolde trennt („König Marke's Land"), tritt ein kleines bedeutsames Motiv auf, das uns den Eindruck einer drohenden Warnung macht. Wie mit leisem Finger berührt uns das Walten des tragischen Verhängnisses. Da ruft Brangäne durch Tristans Zurückweisung gereizt ihm die eigenen Worte Isolde's zu, die diese ihr auszurichten befohlen. Mit jäher Hast springt Kurwenal auf und singt sein trotziges Lied zum Preise seines Herrn:

„Herr Morold zog
zu Meere her,
in Kornwall Zins zu haben" etc.

Die realistische Kraft Wagners zeigt sich in dieser Ballade im glänzendsten Lichte. In charakteristischen Zügen tritt uns darin das Bild des Helden Tristan entgegen, wie das Volk selbst es sich gestaltet. Wagner hat hier ein Volkslied geschaffen, das mit den originalsten Gebilden der nordischen Völker an Ursprünglichkeit wetteifern kann. Dabei steht der Inhalt der Ballade im engsten Zusammenhange mit dem Drama selbst. Der Dichter theilt uns zugleich einen wesentlichen Theil der Vorgeschichte in den konzentrirtesten Zügen mit. Die Melodie wetteifert mit dem Gedichte in volksthümlicher Originalität und markiger Kraft. Den feinsten Zügen desselben schmiegt sie sich durch eine geniale Harmonisirung und Instrumentation an. Der übermässige Dreiklang bei den Worten: „auf ödem Meer", die humoristischen Mittelstimmen der Hörner, das Unisono der Posaunen, welche mit den scharf einschneidenden Violen die Modulation von B-dur nach D-dur vermitteln, geben jedem einzelnen Momente das lebendigste Kolorit.

Auch Isolde hat das trotzige, höhnende Lied Kurwenals vernommen und mit verzweiflungsvoller Wuthgebärde fährt sie auf. Schon bei den Worten: „da liegt er nun begraben!" hörten wir in den chromatischen Scalen der Violen das in ihrer Brust erregte Grollen, jetzt ist sie dem Ausbruche nahe. Im Orchester klingt inmitten stürmischer Violinfiguren das Helden-Motiv Tristan's. Brangäne meldet den ihr gewordenen Bescheid. Mit schmerzlich bitterer Ironie (in der Betonung trägt besonders das eis der Singstimme dazu bei diesen Charakter hervortreten zu lassen) wiederholt Isolde Tristans Worte:

„Wie lenkt er sicher den Kiel
zu König Markes Land" —

und rasch fährt sie mit jähem Aufschrei fort:

Digitized by Google

Den Zins ihm auszuzahlen,
den er aus Irland zog!

Sie intonirt dabei das charakteristische Motiv Tristans, welches durch eine eigenthümliche harmonische Behandlung (es erscheint auf dem liegenbleibenden Sekundaccorde von A) wie verhöhnt wird.

Wir kommen jetzt zu einem der bedeutungsvollsten Momente des Dramas: der Erzählung Isolden's, in der sie ihr eigenes Geschick enthüllt. Wir erfahren von ihr selbst jene Vorgänge, welche uns darüber aufklären, warum ihr Inneres von so furchtbaren Leidenschaften zerwühlt wird. Mit staunenswerther Kunst hat Wagner die ganze Breite des epischen Stoffes in das vor unsern Augen sich entfaltende Drama hinein verwebt, dass uns hierdurch die innersten Motive entschleiert werden, aus denen die Handlungen seiner Helden hervorgehen.

Die Betonung dieser Erzählung ist von einer nervösen Innerlichkeit, ein tief mitleidvoller Charakter kennzeichnet die Hauptmelodie selbst dann, wenn sie sich zum Wehruf des Schmerzes steigert. Sie ist aus dem sehnsüchtigen Liebesmotiv gebildet, indem der Anfang die selben Intervall-Fortschreitungen in der Gegenbewegung enthält. Die harmonische Behandlung (die Melodie basirt meist auf Sextaccorden) trägt sehr dazu bei dem Ganzen den Charakter einer schwankenden Gebrechlichkeit zu verleihen. Der periodische Bau ist ein durchaus einheitlicher. Man könnte wohl den Versuch wagen, hier die Singstimme ganz wegzulassen und würde den Eindruck eines in sich geschlossenen Musikstückes erlangen. Der Tondichter vereinigt grossen melodischen Zug mit einer das intimste Detail hervorhebenden Charakteristik. Wie leichenhaft klingt die Kadenz in E-moll bei den Worten: „ein siecher Mann, elend im Sterben lag", und süss und milde die Modulation nach G-dur bei der Stelle: „getreulich pflag sie da". Alle Nerven spannen sich an, wenn Isolde durch die Entdeckung, dass sie „Tristan" vor sich habe, der ihr den Verlobten erschlagen, in furchtbare Erregung gelangt. Wie ergreifend wusste es der Dichter auszudrücken, dass jede gewaltige Empfindung den Menschen wie eine von ihm selbst verschiedene Macht erfasst, wenn Isolde ruft:

Da schrie's mir auf
aus tiefstem Grund,
mit dem hellen Schwert
ich vor ihm stund.

Da ertönt wie um Schonung bittend die mitleiderweckende Hauptmelodie bei den Worten:

Von seinem Lager
blickt er her, —
nicht auf das Schwert
nicht auf die Hand, —
er sah mir in die Augen.

Digitized by Google

Es durchzuckt uns dabei jene höchste Rührung, die nur durch die merkwürdige Vereinigung des Wonne- und Wehgefühles hervorgebracht wird, wodurch solche aus echtestem sentimentalischen Empfinden hervorgehenden Momente eine so unvergleichliche Wirkung ausüben. Aus Isoldens Munde vernehmen wir bei den Worten: „Er sah mir in die Augen“ jenen Theil des Liebesmotivs, in dem ein überquellendes Entzücken sich ausspricht, hier hat es zugleich das Gepräge einer unendlichen Milde. Die Viola, nur von getheilten Violoncellen begleitet, führt das Motiv weiter, während der Tondichter in die Worte „Seines Elendes jammerte mich“ den Ausdruck des tiefsten Mitleids zu legen wusste. Und von wohlthuendster Wärme erfüllt ist dann die Betonung der Stelle:

Das Schwert — das liess ich fallen:
die Morold schlug, die Wunde,
sie heilt' ich, dass er gesunde,
und heim nach Hause kehre, —
mit dem Blick mich nicht mehr beschwere.

Besonders in der Wendung nach A-dur erfasst uns jene Befriedigung, wie sie als höchster Segen der guten That zu Theil wird. Bei der letzten Zeile unterbricht sie sich selbst im Ausdruck ihres Gefühles. —

Wagner hat hier mit einer Kunst der psychologischen Motivirung, die nicht zu übertreffen ist, die Wandlung des racheglühenden in das liebende Weib dargestellt. Der Blick Tristan's, der ihr in die innerste Seele drang, entwaffnete sie, und von diesem Momente an wird sie erst zum echten, wahrhaften Weibe: die unendliche Macht der Liebe erfasst sie mit zwingender Gewalt. Sie ist sich ihrer aber zuerst noch nicht bewusst, und deshalb liegt im Ton ihrer Worte, im Blicke ihres Auges der Ausdruck des Mitleides, als desjenigen Gefühles, welches mit der Liebe am verwandtesten ist. Es ist der Kampf des aufs höchste gesteigerten Selbstgefühles, mit der jeden Eigenwillen brechenden Macht der Liebe, den der Dichter zur Darstellung gebracht hat. In konsequentester Motivirung folgen sich die Accente überquellender Herzensempfindung, schneidenden Hohnes und wilden Grollens. Von besonderer Wichtigkeit für den Gang der Handlung sind die Worte Isolden's:

Wie anders prahlte
Tristan aus,
was ich verschlossen hielt!

Alles wirkt zusammen, um in ihr das Gefühl der sie im Tiefsten kränkenden Behandlung, die sie von Tristan erfahren muss, aufs Aeusserste zu steigern. Die eben angeführten Worte lassen uns einen Blick in das Geheimniss ihres Herzens thun und sind vom Tondichter wunderbar interpretirt. Von einer beseeligenden Innigkeit, die aus der innersten Tiefe hervordringt, ist die Stelle:

Digitized by Google

Die schweigend ihm
das Leben gab,
vor Feindes Rache
ihn schweigend barg;
was stumm ihr Schutz
zum Heil ihm schuf,
mit ihr — gab er preis.

Es ist die Seligkeit der noch unausgesprochenen Liebe in der Melodie, und desto stärker erfasst uns dann der Ton des aus ihrer grollenden Brust hervordringenden Hohnes, mit dem sie die letzten Worte herausschleudert. Mit greller Färbung hören wir dabei das Motiv Tristan's im Orchester. Einzig dastehend durch die Ironie des musikalischen Ausdruckes, der wir im Laufe des ersten Aktes noch öfter begegnen werden, ist die Betonung der Stelle, wo Isolde gleichsam sich selbst das Schauspiel vorführt, wie Tristan sie seinem Ohm angepriesen habe:

„Das wär' ein Schatz,
mein Herr und Ohm,
wie dünkt euch die zur Eh'?"

Und wie vollkommen naturgemäss ist es, dass gerade nach diesem Momente, wo sie den furchtbaren Ernst ihrer Lage durch scheinbaren Scherz zu verhüllen sucht, die ganze Macht der Leidenschaft sie übergewaltig erfasst, und zu dem schrecklichsten Fluche antreibt. Das selbe Motiv, welches früher als Ausdruck des Mitleidens anfgetreten war, erscheint jetzt mit dem Charakter eines vernichtenden Grimmes; wie Wetterschläge klingen ihre schauerlichen Rufe nach Rache und Tod. Mit ungestümer Zärtlichkeit stürzt Brangäne auf Isolde zu und sucht sie zu beruhigen.

Der Grundzug des Charakters Brangänens liegt in der hingebenden Liebe für ihre Herrin Isolde; dies ist die gemüthliche Seite ihres Wesens. Um dieses aber in seiner Totalität zu erkennen, müssen wir untersuchen, welche Stellung sie in der Entwickelung des Dramas selbst einnimmt. Und diese ist der des Chores im antiken Drama verwandt. Wie dieser steht sie theilweise ausserhalb der Handlung, sie ist nicht mit den tiefsten Wurzeln ihres Seins darin verflochten, sondern ihre Gefühle und Empfindungen, ihre Gedanken und Anschauungen sind vorwiegend nur der Reflex dessen, was um sie herum vorgeht. Unbefangen gibt sie sich den äusseren Eindrücken hin, ohne Fähigkeit und ohne Streben in ihren Kern einzudringen, aber mit genug lebhaftem und erregbarem Gefühle begabt, um gleich mit warmem Herzen an allem Antheil zu nehmen. — Die Analogie ihres Verhältnisse zu Isolde mit dem Kurwenal's zu Tristan bedarf keines besonderen Hinweises. Die Charaktere Beider stehen aber in geradem Gegensatze. Kurwenal mit seiner treuherzigen Derbheit bildet einen scharfen Kontrast zu dem feinen jeder zarten Empfindung fähigen Wesen Brangänens, und ist er seinem Herrn mit unverbrüchlicher frageloser Treue ergeben, so

Digitized by Google

ist ihre Anhänglichkeit an Isolde etwas von zärtlicher Schmeichelei angehaucht. Die Worte, mit denen sie diese zu beruhigen sucht, zeigen uns, wie sie ganz geblendet von dem Glücke, das ihrer Herrin beschieden zu sein scheint, den wahren Grund ihres Leidens gar nicht ahnt. Poetisch wie musikalisch ist diese Stelle von hinreissendster Wirkung. Die meisterhafte in jeder Phrase den fesselndsten melodischen Gehalt aussprechende Stimmführung verleiht dem Ganzen einen bezaubernden Wohllaut. Ein wonneseliger Glanz charakterisirt die Melodie. In schmeichelnden Worten preist Brangäne das Glück Isoldens, wie ja Tristan dem eigenen Erbe entsagt habe, um sie als „Königin" zu grüssen. Mit verhaltenem Unwillen wendet sich Isolde ab. Ihr inneres Gefühl spricht mit ergreifender Wahrheit im begleitenden Orchester (dem tönenden Gegenbilde der Gebärde) zu uns. Brangäne ist stolz gehoben von der Fülle des äusseren Glanzes und all' der Herrlichkeit, die ihrer Herrin zu Theil werden soll; doch diese unterbricht ihre entzückte Schilderung mit den Worten:

Ungeminnt
den hehrsten Mann
stäts mir nah' zu sehen —
wie könnt' ich die Qual bestehen!

Wie ihr Blick, so ist auch der Ausdruck ihrer Stimme starr und leblos: wie todesfahl klingt hier das Liebesmotiv in den schmerzlich gepressten Tönen des Englischen Hornes. Von besonderer realistischer Bestimmtheit ist die Betonung der letzten Worte. Ein nach abwärts gehender Gang der Violinen lässt uns empfinden, wie alles Blut sich zum Herzen zurückdrängt, das vor innerer Qual zu springen droht. Aber Brangäne bezieht Isolde's wie vom Schmerz erstickte Worte auf König Marke und preist den Zauber ihrer Schönheit, der kein Mann zu widerstehen vermöge. Sie ist ganz hingerissen von entzückter Begeisterung, wenn sie fortfährt:

Doch, der dir erkoren,
wär' er so kalt,
zög' ihn von dir
ein Zauber ab,
den bösen wüsst' ich
bald zu binden;
ihn bannte der Minne Macht.

Wie meisterhaft ist hier der erste Hinweis auf den Liebestrank gegeben. Man fühlt sich förmlich umgarnt, wenn Brangäne mit schmeichlerischer Beredsamkeit flüstert: „den bösen wüsst ich u. s. w."; die plötzliche Ausweichung nach A-moll bringt diesen Eindruck hervor, und um so überraschender ist dann die Wendung nach Es-dur, wo die Melodie wieder von dem Glanze einer seligen Wonne umstrahlt erscheint. Die Stimmen des Orchesters verschlingen sich wie in entzückter Umarmung. Mit geheimniss-

Digitized by Google

voller Zärtlichkeit mahnt Brangäne Isolde an der Mutter Künste, die sie nicht ohne Rath in's fremde Land entsandt habe. Wie in fernem Hintergrunde ertönt dabei das sehnsüchtige Liebesmotiv, und die feinsten Nuancen des Gefühls verkörpert der Tondichter in der farbenreichen Instrumentation. Auf Isoldens Geheiss holt nun Brangäne die goldene Truhe, in der die Mutter die Zaubertränke reihte. Bei den Worten:

Rache für den Verrath —
Ruh' in der Noth dem Herzen! —

hören wir wieder das Todesmotiv, dessen Eintritt der Tondichter in sinnigster Weise dadurch vorbereitet, dass das vorhergehende Liebesmotiv durch die begleitenden Akkorde der Posaunen einen schaurigen Charakter bekommen hat. Von ganz wunderbarem Reiz ist das kleine Orchesterstück, das wir vernehmen, während Brangäne die goldene Truhe herbeiholt und öffnet. Es sind durchweg Motive aus der Einleitung verwendet, in denen alle Seligkeit der Liebe ausgedrückt ist. Hier erscheinen sie in milder Färbung, und bei Brangänens Worten:

So reihte sie die Mutter,
die mächt'gen Zaubertränke

hören wir die Melodie des höchsten freudigen Entzückens, das uns aber jetzt wie ein holdseliges Minnespiel berührt. Bei dem Motiv des Liebesgeständnisses, welches unmittelbar vorhergeht, setzte der Tondichter in den Streichern eine ungemein ausdrucksvolle Phrase hinzu, die wie eine aus Isolde's Herzen unwillkürlich hervordringende leise Klage zu uns spricht. Aber als Brangäne den Liebestrank aus dem Kästchen hervorholt, ruft ihr Isolde zu: „Du irrst, ich kenn' ihn besser" und mit dem Ausrufe:

Der Trank ist's, der mir taugt

ergreift sie ein anderes Fläschchen. Im Orchester tritt dabei als Grundbass ein nach der Tiefe anwachsendes Motiv auf, das uns wie eine furchtbare Drohung ergreift. Mit dem Ausrufe: „Der Todestrank!" weicht Brangäne entsetzt zurück. In dem Momente vernehmen wir von aussen die Rufe des Schiffsvolkes. Mit wachsendem Schrecken hört sie Isolde, da sie auf die nahe Landung hindeuten. Die Motive der Schiffsrufe sind von ungemein realistischer Bestimmtheit. Wir fühlen dabei etwas von dem Uebermuthe der Menschen, die gewohnt sind den Elementen der Natur zu trotzen. Die begleitenden Accorde tragen auch durch die fortwährende Spannung, welche die dissonirenden Töne in uns erzeugen, dazu bei, das Gefühl der Unruhe zu steigern.

Es ist ein Meisterzug des Dichters, dass er immer in dem Augenblicke, wenn eine Gefühlsströmung den höchsten Grad erreicht hat, ein äusseres Ereigniss eintreten lässt, durch welches der Gang der Handlung beschleunigt wird: es sind gleichsam realistische dramatische Motive, welche dazu dienen die handelnden Personen unaufhaltsam zur That zu drängen. So tritt jetzt

Digitized by Google

plötzlich Kurwenal herein und fordert die Frauen auf sich zu rüsten: schon wehe der Freude Flagge am Maste um Isolde's Nahen in Marke's Königsschlosse zu verkünden. Seine Anrede ist von einem prächtigen, lebensprühenden Musikstücke begleitet, das auf die Motive des Schiffsrufs und der Seefahrt gebaut ist. Das Ganze ist von einer übermüthigen Lustigkeit erfüllt, wozu der leichtfüssige Sechsachtel-Takt, in dem die Themen hier auftreten, viel beiträgt. Von ganz besonderer Originalität ist die Wendung bei den Worten:

Und Frau Isolden
sollt' ich sagen
von Held Tristan,
meinem Herrn: —

Es steckt etwas von verhaltenem Unwillen in dem übermässigen Dreiklang der Begleitung, welchen Charakter die dissonnirenden Vorschläge der Hörner noch mehr hervortreten lassen. Aber plötzlich mässigt sich der Ausdruck und in ruhiger, gemessener Weise fährt Kurwenal in seiner Rede fort. Isolde, die zuerst bei der Meldung in Schauer zusammengefahren ist, fasst sich schnell und heisst ihm seinen Herrn ihre Sühneforderung melden. Der Ausdruck ihrer Worte ist von einer herben, wahrhaft antiken Grossheit; in dem Accorde der Streicher vernehmen wir gleichsam das innere Beben ihres Herzens, das sie aber mit eisernem Willen zu bezwingen weiss. Die Fähigkeit der Musik, das Wesen der Welt unmittelbar darzustellen, macht es möglich, dass der Dichter auch die inneren Empfindungen Isolde's uns kund gibt, die weder in ihrer Gebärde, noch in ihren Worten sich aussprechen, oder in diesen doch nur allgemein angedeutet sind. So hören wir nach den Worten Isolde's:

empfing ich Sühne
nicht zuvor
für ungesühnte Schuld

von den Holzbläsern das Motiv des Mitleidens, und wenn sie ein zweitesmal fordert, dass Tristan für ungebüsste Schuld Vergessen und Vergeben verlange, so klingt das Todesmotiv leise im Orchester an. Einen besonders bedeutenden Eindruck, als Ausdruck einer unbeugsamen Energie, machen die Accorde der Bläser bei den mit gesteigerter Stimme gesprochenen Worten: „Du merke wohl und meld' es gut!“ — Mit trotziger Antwort entfernt sich Kurwenal. Als wenn die gewaltsam zurückgedrängten Gefühle plötzlich hervorbrächen, umarmt Isolde mit leidenschaftlicher Heftigkeit Brangäne und ruft ihr zu: „Grüss mir die Welt, grüsse mir Vater und Mutter!“ Der Ausdruck ihrer Worte ist von einer schmerzlichen Innigkeit und in den Streichern ist das aufgeregte Wogen ihres Busens in melodisch bedeutsamen Figuren dargestellt. Jetzt nimmt sie den verhängnissvollen Trank aus dem Schreine, und wie die Schauer des Todes berühren uns die

Digitized by Google

in's Pianissimo sich verlierenden Accorde der Bläser, wenn sie Brangäne befiehlt den Sühnetrank zu rüsten. Es ist, als wenn uns ein tödliches Gift durch die Adern ströme und nach und nach alle Lebenspulse in uns stocken wollten.

Jetzt erst versteht Brangäne ganz Isoldens Absicht. Entsetzt ihr zu Füssen stürzend bricht sie in Jammer und Klagen aus. Die Betonung dieses ganzen Dialoges charakterisirt eine schneidige Schärfe des Ausdruckes. Besonders der heftige Ausruf Isolde's:

Schone du mich,
untreue Magd! —

erhält durch die dissonirenden Accorde der Begleitung eine eigenthümliche Färbung. Wir empfinden, wie Isolde mit äusserster willkürlicher Anstrengung des Willens die sie erfüllenden Gefühle niederzukämpfen sucht. Deshalb ist es ganz naturgemäss, wenn die stürmisch herabstürzende Scala der Violinen (sie berührt uns wie ein gellender, uns durch Mark und Bein dringender Schrei) in das sehnsüchtige wie gewaltsam hervordringende Liebesmotiv mündet. Isolde entgegnet jetzt Brangäne mit ihren eigenen Worten:

„Kennst Du der Mutter
Künste nicht? — —“ etc.

Es ist eine des eingehendsten Studiums werthe Aufgabe, dem Tondichter bis in die kleinsten Züge nachzugehen. Im Rahmen eines Taktes finden wir oft melodische Züge von hinreissender Schönheit und sinnvollster Charakteristik. So schmiegt sich der melodische Ausdruck bei den Worten: „für Weh' und Wunden gab sie Balsam“ etc. der Bedeutung einer jeden einzelnen Vorstellung auf's Innigste an. Wie sanfte Linderung eines Schmerzes berühren uns die Töne, in fast unmerklicher Weise verändert der Tondichter ihren Charakter und mit schauerlichem Dröhnen tritt wieder das Todesmotiv auf. — Während Brangäne vor Leid vergehend zu Isolde's Füssen sinkt, werden die Vorhänge zurückgeschlagen und Kurwenal meldet mit lauter Stimme: „Herr Tristan!“ Der Eintritt des Es-dur-Quartsextaccordes ist von grosser Wirkung. Es ist wie ein fremdes Element, das mit den uns früher beherrschenden Gefühlen gar nichts zu schaffen hat, welches plötzlich dazwischen tritt. Mit äusserster Anstrengung sucht sich Isolde zu fassen. Im Orchester hören wir das Motiv des tödtlichen Grolles, der sie unwillkürlich erfasst und den sie in die Tiefe ihres Herzens zurückdrängt. Fest und bestimmt gibt sie dann den Bescheid:

Herr Tristan trete nah.

Wir kommen jetzt in der Entwickelung der Handlung zu dem Punkte, wo eine entscheidende Katastrophe herannaht. Mit Recht sagt Schopenhauer, dass im Epos, wie im Drama der Zweck, die Idee der Menschheit zu offenbaren, durch zwei Mittel erreicht werde: durch richtige und tiefgefasste Darstellung bedeutender Charaktere und durch Erfindung bedeut-

Digitized by Google

samer Situationen, an denen diese Charaktere sich entfalten. Vor einer solchen bedeutsamen Situation stehen wir jetzt. Die Kette der Ereignisse, als deren Spitze der erste Akt erscheint, ist ihrem Abschlusse nahe. Es ist daher nothwendig, dass wir, um ein volles Verständniss des zur Darstellung gebrachten Problemes zu erlangen, uns über die ethische Grundlage des Verhältnisses zwischen Tristan und Isolde Rechenschaft ablegen. Denn der spezielle Lebenszustand, den uns der Dichter vor Augen stellt, muss in einer allgemeinen Lebensgrundlage wurzeln, die immer und überall die selbe ist. Es ist der Urkonflikt der Menschheit, wie er in den Geschlechtern zu Tage tritt, den Wagner hier in neuer und tiefdringender Weise gestaltet hat. Und das Spezifische seiner Fassung des Problems liegt darin, dass sich Tristan und Isolde als geistig gleichberechtigte Individuen gegenüberstehen. Beide erfüllt der mächtige Trieb der menschlichen Natur nach unbedingter Freiheit und Selbstbestimmung; für beide ist es unerträglich, sich irgend einem Zwange unterwerfen zu sollen. Deshalb sind ihre Charaktere gleichsam prädestinirt, uns den Kampf zu zeigen, der im Innern des Menschen erwacht, wenn die Liebe ihn erfasst. Denn als erste Aeusserung ihres Wesens empfinden wir das Gefühl der Abhängigkeit von einer fremden Macht. Es ist der unmittelbare Zusammenhang mit dem Weltganzen, der uns zum Bewusstsein kommt, und es entsteht eben hierdurch der ungeheure Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, auf welchem das Wesen aller Tragik beruht. In den Geschlechtern erscheint gleichsam die Selbstentzweiung der Natur in objektiver Gestalt. Als rein geistige Wesen sind Mann und Weib sich gleich und keines ist dem andern untergeordnet. Die Unterordnung, welche vom Weibe aber verlangt wird, darf nur als die freie That der Liebe erfolgen, wenn die Würde des Menschen nicht verletzt werden soll. Und Isolde ist im innersten Kerne ihrer Persönlichkeit durch Tristan geschädigt, der sie, ohne die schwere Bedeutung seiner eigenen Handlungsweise zu kennen, seinem Ohm als Frau zuführt. Er greift hierdurch in die Freiheitssphäre ihres Wesens ein und erniedrigt sie zu einer willenlosen Sache. So ist das Gefühl der Empörung, das in Isolde erwacht, nur zu sehr berechtigt, da sie sich von dem verrathen sieht, dem sie so gern ihr ganzes Sein dahingeben möchte.

Die höchste Bewunderung verdient nun die Kunst, mit der Wagner das äussere Verhältniss Tristans und Isolde's dazu benutzt hat, um daran die inneren Seelenvorgänge anzuknüpfen. Es ist dies eines der merkwürdigsten Beispiele, wie es möglich ist, die allgemeine Idee der Menschheit in einem bestimmten Falle so konkret zu verwirklichen, dass es uns beim unmittelbaren Anschauen gar nicht einfällt, unser abstraktes Augenmerk auf sie zu richten, da unsere Phantasie und unser Gefühl von ihrer Realisirung ganz und gar erfüllt ist. Der Dichter hat hier den Kampf mit dem in unserer eigenen Brust ruhenden Weltgeheimniss zur Darstellung gebracht. Tristan und Isolde sind nicht zwei noch in ihrer Entwickelung begriffene

Digitized by Google

Menschen, wie z. B. Romeo und Julie, sondern schon ganze, zur vollen Entfaltung ihres Wesens gelangte Charaktere. Wir sehen deshalb den ungeheuren Widerstand vor uns, den der bewusste Geist dem unbewussten Walten der Natur entgegensetzt. Wir empfinden, wie das aus der Tiefe sich heraufdrängende Gefühl der Liebe an der ehernen Schranke des trotzigen Selbstsinnes, der Beide erfüllt, wie zu Eis erstarrt. Diese Empfindung ist auch in den Hauptthemen der folgenden Scene verkörpert. Diese ist von höchster tragischer Erhabenheit und dabei liegt in der Grundstimmung eine düstere Schwüle, eine unendliche Trauer, dass in uns das bange Gefühl eines drohenden Unheils erweckt wird. Man glaubt zu erstarren vor der gewaltigen Grösse, die hier die Töne atmen. Zwei vollkommen selbstständig geführte gleichzeitig auftretende Themen bilden die musikalische Grundlage. Das eine (von den Holzbläsern ausgeführt) versinnlicht das Gefühl des unbeugsamen Entschlusses, den Isolde gefasst. In dem zweiten, dem Streichquartett zugetheilten Thema tönt bei aller Grösse ein inneres Weh hindurch: ein Klagen, das in der Tiefe des Herzens unausgesprochen bleibt. — Tristan, der am Eingange ehrerbietig stehen geblieben ist, löst die lautlose Stille, in der wir das innere Pochen der Herzen zu vernehmen glaubten, mit der Frage:

Begehrt Herrin
was ihr wünscht.

Ruhig und fest ist der Ausdruck seiner Stimme. Aug' in Aug' stehen sich Tristan und Isolde gegenüber, das schwer auf ihrer Seele lastende Geheimniss gewaltsam in sich verschliessend. Wir fühlen, wie jetzt die Würfel über ihr Schicksal fallen. Wagner zeigt hier als dramatischer Dichter seine höchste Meisterschaft. In stäter Steigerung entwickelt sich die wie Schlag auf Schlag folgende Wechselrede. Ihre scheinbare Dunkelheit ist die Folge des Strebens sowohl Tristans, wie Isolde's, das in der Tiefe ihres Innern wurzelnde Gefühl zu verbergen. Eigenthümlich ist, dass Isolde mit entschiedener geistiger Ueberlegenheit Tristan gegenübersteht, der aber durch die edle Ruhe, mit der er ihr entgegnet, seine Manneswürde zu wahren weiss. Er würde seine Liebe in seinem Herzen begraben, wenn ihn Isolde durch ihren vernichtenden Hohn nicht zwänge, das Geheimniss seiner Seele zu offenbaren.

Von besonderem Reize ist die Betonung der Worte Tristans:

Sitte lehrt
wo ich gelebt:
zur Brautfahrt
der Brautwerber
meide fern die Braut.

Die Melodie trägt in ihrem unschuldvollen, keuschen Wesen ganz den naiven Charakter eines Volksliedes an sich. Da mahnt ihn aber Isolde, dass zwischen ihnen Blutschuld schwebe.

Digitized by Google

Die ward gesühnt

entgegnet ihr Tristan mit freiem und kühnem Tone. Herrlich ist die Betonung seiner Worte, wenn er fortfährt:

Im off'nem Feld
vor allem Volk
ward Ur-Fehde geschworen.

In dem von kerniger Kraft erfüllten Thema ist die Empfindung der vollen Harmonie mit der Aussenwelt ausserordentlich glücklich verkörpert. Tristan ist sich bewusst bis jetzt im Einklange mit ihren Gesetzen gehandelt zu haben. Aber Isolde erinnert ihn daran, wie sie ihn als „Tantris" gepflegt und mit dem Schwerte vor ihm gestanden sei:

. . . . schwieg — da mein Mund,
bannt' — ich meine Hand,
doch was einst mit Hand
und Mund ich gelobt,
das schwur ich schweigend zu halten.
Nun will ich des Eides walten.

Bei den letzten Worten tritt das Todesmotiv auf und besonders der vom Blechchor (Posaunen und Trompeten) intonirte Dominantseptimenakkord auf Cis ist von eigenthümlicher Wirkung. Er berührt uns wie die Verkündigung eines unwiderruflichen ehernen Gesetzes.

Es ist nicht möglich alle bedeutenden Momente einzeln hervorzuheben, so merkwürdig reich ist gerade diese Scene an Stellen, von denen jede ihr spezifisches, orginelles Gepräge hat. Wie ist z. B. bei den Worten: „zu schweigen hatt' ich gelernt" die innerste Seele des Sprechenden in dem melodischen Ausdruck verdichtet. — „Rache für Morold" heischt Isolde, und als ihr Tristan mit ruhiger Ironie in mässigem Tone erwidert: ob diese sie mühe, so steigert diese das Geheimniss ihres Herzens berührende Frage ihre Leidenschaft nur noch höher. Sie singt von Morold, ihrem Angelobten, dem *sie* die Waffen geweiht, der für *sie* in den Streit gezogen sei. Die Betonung dieser Stelle ist von einer hinreissenden Frische der Erfindung. Das zweite Hauptthema der Scene, welches hier in H-dur auftritt, liegt ihr zu Grunde und ist in abgestufter und eben deshalb ausserordentlich wirksamer Steigerung durchgeführt. Es klingt wie helltönende Kriegsmusik und mündet in jenes Thema, in welchem der Tondichter das energische Selbstgefühl seiner Helden so glücklich verkörperte. Isolde fährt fort:

Da er gefallen,
fiel meine Ehr',
in des Herzens Schwere
schwur ich den Eid,
würd' ein Mann den Mord nicht sühnen,
wollt' ich Magd mich des' erkühnen.

Digitized by Google

Isolde fühlt selbst, dass sie die Grenze der weiblichen Natur überschritten, als sie den Tod Morolds zu rächen unternommen. Und dieser unweibliche Zug kann zugleich zur Erklärung des Umstandes dienen, dass Tristan, als Isolde mit dem Schwerte vor seinem Lager gestanden, keine Regung in seinem Herzen empfinden konnte, und nur das Bild der herrlich strahlenden Jungfrau sich unauslöschlich seiner Seele einprägte. Wir sehen hieraus, wie der Dichter einen jeden Moment der überkommenen Sage mit der Grundidee seines Werkes in Einklang zu bringen wusste. Es gibt bei ihm nichts Aeusserliches, das nicht zur Darstellung eines tiefen innern Gehaltes verklärt wäre.

Von einer schlagend wirkenden Charakteristik ist der melodische Ausdruck von Isolde's Worten:

Siech und matt
in meiner Macht,
warum ich Dich da nicht schlug,
das sag' Dir selbst mit leichtem Fug! —

Der Ton ihrer Rede wird förmlich zum anschaulichen Bilde und die Vorhalte der Viola in der Begleitung erklingen wie eine ächzende Klage. Besonders bemerkenswerth ist aber die Betonung der Stelle:

Da die Männer sich all' ihm vertragen,
wer muss nun Tristan schlagen?

Die Melodie ist von einer Originalität, die uns zeigt, wie es Wagner wohl versteht in den festgeschlossenen Kreis der Themen, aus denen er sein ganzes Drama aufbaut, ganz selbständige Glieder eintreten zu lassen, sobald der darzustellende Inhalt es erfordert. Diese Stelle ist aber noch von besonderer Bedeutung durch die Vereinigung widerstreitender Empfindungen in einer und der selben Physiognomie. Denn als ihren inneren Gehalt erkennen wir das Wohlgefühl einer ungetrübten Eintracht der Menschen, während im Tone von Isolde's Stimme der bitterste Hohn liegt.

Jetzt vermag auch Tristan seine äussere Seelenruhe nicht mehr zu wahren. Er erbleicht und mit schwermüthig düsterem Ausdruck erklingt in den tiefen Tönen der Bassklarinette das Liebesmotiv. Wir haben das Gefühl, als wenn Tristan jede Herzensregung in sich ertödten wollte. Er reicht Isolden sein Schwert und mit den Worten:

War Morold dir so werth,
nun wieder nimm das Schwert
und führ' es sicher und fest,
dass du nicht dir's entfallen lässt.

So sagt er selbst, dass das Leben für ihn ohne Isolde's Liebe keinen Werth mehr habe. Doch diese weist sein Schwert zurück. „Was würde König Marke sagen, erschlüg' ich ihm den besten Knecht“, erwidert sie mit einer in ihrer scheinbaren Milde nur noch tiefer verletzenden Ironie.

Digitized by Google

Ihre wahre innere Empfindung hören wir im Orchester in dem zweiten Hauptthema dieser Scene, dessen unendlich wehmüthiger Charakter hier hervortritt. In Isolde's Rede ist es von Bedeutung, dass sie selbst den Schein nicht mehr aufrecht erhalten will, als ob sie an Tristan Rache zu nehmen gesonnen wäre.

Wahre dein Schwert!
Da einst ich's schwang,
als mir die Rache
im Busen rang,
als dein messender Blick
mein Bild sich stahl,
ob ich Herrn Marke
taug' als Gemahl —

Bei der Erinnerung an den Moment, wo Liebe und Mitleid ihr Rachegefühl bezwangen, ertönt das Motiv des Liebesgeständnisses mit dem Ausdrucke schneidenden Schmerzes. Eine eigenthümlich gleissende Färbung hat die Betonung der Worte: „als dein messender Blick mein Bild sich stahl.“ Wie machtlos und aller Kraft beraubt spricht sie dann die Worte:

das Schwert — das liess ich sinken.

Die wehmüthige mitleidensvolle Melodie klingt dabei leise in den Pizzicatotönen der Violinen an. Da ermannt sie sich aber und kündet ihren Entschluss:

Nun lass' uns Sühne trinken!

mit fester Stimme. In den Posaunen tritt unheimlich und furchtbar das Motiv der Todesdrohung auf. Isolde winkt nun Brangäne und treibt sie an den Trank zu bereiten. Diese von innerem Schauder ergriffen schwankt und zögert in ihrer Bewegung; ein kleines Motiv der Oboe von schmerzlich-stockendem Charakter drückt ihre Seelenstimmung deutlich aus. Da hören wir von aussen die Rufe des Schiffsvolkes; durch sie aufgeschreckt, fährt Tristan aus düsterem Brüten mit dem Ausrufe: „Wo sind wir?“ empor. „Hart am Ziel“ antwortet ihm Isolde, und das im Orchester ertönende Todesmotiv enthüllt uns den Sinn ihrer Worte. Auf ihre Frage:

Tristan gewinn' ich Sühne?
Was hast du mir zu sagen?

antwortet ihr Tristan:

Des Schweigens Herrin
heisst mich schweigen:
fass' ich was sie verschwieg,
verschweig ich was sie nicht fasst.

In diesen tiefbedeutsamen Worten ist gleichsam das Geheimniss von Tristans ganzem Leben enthalten. Sie zeigen uns, wie er mit klarem Bewusstsein den tragischen Zwiespalt erkennt, in den er gerathen, und mit

Digitized by Google

stummer Resignation ist er zum freiwilligen Aufgeben des Lebens entschlossen. Jetzt geht es unaufhaltsam der Entscheidung entgegen. Die erneuten Rufe des Schiffsvolkes mahnen Isolde zur Eile. Auf ihren ungeduldigen Wink reicht ihr Brangäne die gefüllte Trinkschale. Mit dem Becher in der Hand tritt sie vor Tristan hin: mit leisem Hohne mahnt sie ihn daran, wie sie jetzt bald vor König Marke stehen würden, und wie er diesem die milde Magd, die ihm das Leben geschenkt, als Weib zuführen werde. In dem Bilde, das Isolde hier Tristan vorführt, bringt sie es ihm gleichsam zu vollem Bewusstsein, welche furchtbare Schmach er ihr zuzufügen im Begriffe war. Die Ironie, welche hier die Melodie charakterisirt, ist in solcher Weise im musikalischen Drama noch nicht zur Aussprache gebracht worden. Nur bei Mozart und Weber (in den Reden Lysiart's im 1. Akte) finden wir Anklänge an diesen Styl. Bei dem erstern ist sie aber vorwiegend das Produkt seiner eigenen Individualität; er steht als Künstler seinem Stoffe mit souveräner Ueberlegenheit gegenüber, während Wagner, wie es auch Weber thut, die ironische Grundstimmung objektiv in den Charakter selbst verlegt. Und besonders charakteristisch ist bei Wagner das Durchscheinen des tragischen Hintergrundes durch die äussere Hülle der in Wort und Ton ausgedrückten Ironie, der auch mächtig hervorbricht, wenn Isolde das Bild der tiefen Erniedrigung, die sie erdulden müsste, schliesst:

„So guter Gaben
holden Dank
schuf mir ein süsser
Sühne-Trank:
den bot mir ihre Huld,
zu büssen alle Schuld.“

Wir empfinden, wie Tristan im Innersten sich getroffen fühlt; jetzt kann auch er den Schein der Ruhe nicht mehr bewahren und mit wilder Energie fährt er bei den von brausenden Tonfluthen des Orchesters begleitenden Rufen der Mannschaft mit den Worten auf:

Los den Anker!
Das Steuer dem Strom!
Den Winden Segel und Mast!

Die dämonische Elementarkraft seiner Natur bricht in ihrer ganzen furchtbaren Grösse hervor. Er entreisst Isolden die Trinkschale und in den folgenden Worten drängt sich Alles zusammen, was er tief in seinem Herzen verschlossen gehalten hatte.

Wohl kenn ich Irland's
Königin
und ihrer Künste
Wunderkraft:

Digitized by Google

den Balsam nützt' ich,
den sie bot,
den Becher nehm' ich nun,
dass ganz ich heut' genese!
Und achte auch
des Sühne-Eid's,
den ich zum Dank dir sage. —
Tristan's Ehre —
höchste Treu':
Tristan's Elend —
kühnster Trotz.
Trug des Herzens;
Traum der Ahnung:
ew'ger Trauer
einz'ger Trost,
Vergessen's güt'ger Trank!
dich trink' ich sonder Wank.

Dieser Moment ist einer der grössten und bedeutsamsten der ganzen Dichtung. Das Charakteristische bildet die durch die Kraft des Geistes errungene Harmonie der menschlichen Natur inmitten des tragischen Zwiespaltes. Es ist deshalb ein wunderbares Ebenmaass zwischen mächtigster Leidenschaft und der sie beherrschenden männlichen Energie des Willens. Wagner hat hier einen Typus jener tragischen Schönheit geschaffen, wie sie in verwandter Weise in der Niobe-Gruppe zum Ausdrucke gebracht ist. In seinem „Sühne-Eid" offenbart Tristan mit klarster Selbsterkenntniss den innersten Kern seines eigenen Wesens und der freiwillig gewählte Untergang ist die nothwendige Konsequenz des ihn erfüllenden aufs Höchste gesteigerten Selbstgefühles. Deshalb ist auch die Musik von dem Hauche einer siegenden Freiheit erfüllt; der Moment, wo das Orchester das erste Hauptmotiv der Scene, welches wir oben als den Ausdruck des unbeugsamen Selbstgefühles bezeichnet haben, intonirt, berührt uns, als wenn die Seele mit einem gewaltigen Rucke „des Erdenlebens schweres Traumbild" von sich werfen wollte. Der sprachlich-musikalische Ausdruck dient dazu, die innere Bedeutung der Worte zu vollem Gefühlsverständnisse zu bringen. Die Stelle: „Traum der Ahnung" u. s. w. berührt uns mit einem Wehgefühl, wie wenn das Ideal eines unnennbaren Glückes uns verloren ginge. — Da entwindet Isolde Tristan den Becher und leert ihn mit dem schneidenden Ausrufe: „Mein die Hälfte! Verräther, ich trink' sie dir!" Das Liebesmotiv stürmt dabei im Orchester in leidenschaftlichstem, wie vom wildesten Schmerz gepeitschtem Wüthen. Von Schauer erfasst blicken sich Tristan und Isolde in höchster Aufregung unverwandt in die Augen, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesgluth zu weichen beginnt. Im Orchester entschleiert sich uns die Wandlung, die jetzt in ihrem Gemüthe

Digitized by Google

vor sich geht. Die selben Motive, die soeben zum Ausdrucke des leidenschaftlichsten Schmerzes dienten, erscheinen jetzt das erste Mal im Drama in ihrem ursprünglichen Charakter einer unendlichen Sehnsucht.

Diese innere Wandlung in der Brust seiner Helden motivirte der Dichter durch das symbolische Mittel des Liebestrankes.*) Man hat ihre Verwendung häufig getadelt und sie als undramatisch bezeichnet, indem man einwendete, dass wir den Helden von dem Momente an, wo sie ihn getrunken, keine Theilnahme mehr schenken könnten, da sie dann nicht mehr die Macht der freien Entschliessung besässen. Es würde zu weit führen hier eine Untersuchung über die Stellung der vom Bewusstsein des Menschen geleiteten Entschliessungen zu den ihn beherrschenden Naturtrieben anzustellen; wir müssen aber ausdrücklich betonen, dass Wagner das thatsächliche Verhältniss dieser Faktoren vollkommen so dargestellt hat, wie es wirklich besteht, und wie es jede unbefangene psychologische Forschung erkennen muss. Es dürfte übrigens noch nie Jemanden eingefallen sein, zu behaupten: die Liebe entstamme einer bewussten Absicht, sie wäre das Resultat eines Entschlusses, den zu fassen oder zu unterlassen ganz in unserer Willkür läge. Die Einwendungen gegen den Liebestrank wären theilweise gerechtfertigt, wenn Wagner ihn dazu benützt hätte, um die Entstehung der Liebe in Tristan und Isolde durch ihn zu motiviren. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Der Liebestrank dient hauptsächlich dazu, um den Uebergang verständlich zu machen, der von der heldenmüthigen Todesweihe Tristans und Isoldens zu dem übermächtig hervorbrechenden Geständnisse ihrer Liebe stattfindet. Dieser Uebergang ist kein allmählicher, sondern ein plötzlicher, es vollzieht sich gleichsam eine Umkehr der Triebfedern, indem an die Stelle der freien Entschliessung die schrankenlos waltende metaphysische Macht tritt. Der Liebestrank bildet somit ein nothwendiges Glied des dramatischen Organismus.

---

*) Bei der Betrachtung des „Liebestrankes“ fällt es auf, dass der Verfasser nur die symbolische Seite dieses Momentes berücksichtigt, die eigentlich dramatisch-reale wenigstens nur leise streift. Man hat sich im Laufe der Zeit mehr der letzteren zugewandt und weiss nun wohl ziemlich allgemein: der Liebestrank übt seine Wirkung als dramatisches Motiv auch dann aus, wenn man ihn gar nicht symbolisch auffasst. Die Liebenden trinken, so glauben sie, den Todestrank; und im Angesicht ihres Todes löst sich ihnen die Zunge zum leidenschaftlich tieferregten Geständnisse der Liebe: mit dem Bewusstsein ihrer Liebe nun müssen sie leben; denn es war kein Todestrank, den sie genossen. — Ist aber deshalb die symbolische Deutung überflüssig? Nur für Solche, die überhaupt von Symbolik in der Dichtung nichts wissen wollen. Wir möchten zu diesen gewiss nicht gehören; wir möchten gewiss nicht, aus purem Realismus, auch der Dichtung des Tristan-Dramas den besonderen poetischen Reiz und Werth geraubt wissen, der in der symbolischen Vertiefung des tragischen Momentes dieses Liebestrankes beruht. Daher bleibt für uns jede Betrachtung von Wichtigkeit, mit welcher ein Freund und Kenner unserer Kunst sich und uns über die symbolische Bedeutung einer solchen dramatischen Realität aufzuklären sucht. *H. v. W.*

Digitized by Google

Es ist vor allem von Wichtigkeit, dass unser Gefühl durch den ganzen bisherigen Verlauf des Drama's von der gegenseitigen Liebe Tristan's und Isolde's überzeugt wurde, und wie nur das lösende Wort fehlte, um das Geheimniss ihres Lebens offenbar werden zu lassen. Da nun Brangäne den Willen ihrer Herrin täuscht und aus Liebe zu ihr ihre Absicht sich und Tristan den Tod zu geben, vereitelt, muss die beide beherrschende Leidenschaft mit ihrer ganzen Naturgewalt hervorbrechen.*)

---

*) An Stelle des fehlenden Schlusses seien hier einige auf den Liebestrank bezügliche Stellen aus dem „Tagebuche“ angereiht:

Auf den Gebrauch des Symbols lässt sich auch anwenden, was Schelling (Bd. 5 S. 701) sagt: „Die Begrenzung eines dramatischen Werkes in Bezug auf das, was in ihm sittlich möglich ist, wird durch das ausgedrückt, was man die Sitten der Tragödie nennt.“ Die handelnden Personen müssen in den Symbolen eine Realität sehen, sie müssen an ihre Wirklichkeit glauben, wie das Heidenthum an die Wirklichkeit seiner Götter geglaubt hat. So wäre es entschieden verfehlt, wenn der Dichter den Liebestrank in einer Zeitperiode verwenden würde, von der wir wissen, dass in ihr der Glaube an Liebes- und Zaubertränke kein allgemeiner mehr gewesen sei. Nur durch diesen Glauben gewinnt er eine Macht über die Gemüther und wird ein mitwirkender Faktor für ihr Handeln. Vergl. die Hexen im Macbeth, den Geist im Hamlet. (10. 12. 75.) Schopenhauer, 58. Brief an Frauenstädt: „Es ist falsch die Geister im Hamlet und Macbeth mit den Zauberpossen des Johannisnachttraums und des Sturms zusammen zu stellen. Shakespeare hat an Geister geglaubt, wie alle Welt mit Ausnahme des 18. Jahrhunderts und seiner Jünger.“ —

Die richtige Erklärung des Symbols in Wagners Werken wird dahin führen, es alles blos Allegorischen zu entkleiden und es als ein sichtbares Zeichen des unmittelbaren Zusammenhanges des Menschen mit dem metaphysischen Wesen der Welt erscheinen zu lassen. (5. 11. 75.)

Das erste bis in sein Ende fortgeführte Ereigniss ist im „Tristan“ die Urtäuschung, durch welche Tristan das für ihn bestimmte Weib für einen Anderen freit. Dies wäre das äussere; hiermit wäre aber die Berechtigung des Dichters, den Liebestrank als Symbol zu gebrauchen, noch nicht erwiesen. Das nothwendige Korrelat zu diesem muss ein inneres, metaphysisches, nicht in die Erscheinung fallendes, sondern ihr vorausgehendes Ereigniss bilden. (24. 10. 75.)

Im „Tristan“ erscheint der Konflikt zwischen der abstrakten Sittlichkeit und dem Lebenstrieb des Menschen nach absoluter Seligkeit, wovon Schelling sagt, dass sie in Gott untrennbar verbunden seien (Bd. 6 S. 56). Im Drama kann es nicht anders geschehen, als dass der letztere Trieb den Sieg davon trägt, denn der Gedanke der abstrakten Sittlichkeit, des kategorischen Imperativs, ist nicht mächtig genug, um der Kraft der Liebesgewalt Stand zu halten. Nur Eines könnte dies: eine Seligkeit des Geistes, die an Stelle der Seligkeit des Gefühls träte; eine solche kann aber nur die Religion verleihen. Haben wir aber einmal eine Welt „ohne Gott“ gesetzt, so ist kein anderer als ein tragischer Ausgang möglich. Was im „Tristan“ nicht möglich ist, geschieht nun im „Parsifal“; hier wird die Religion zum Erlebniss, sie ist das Mittelglied, wodurch eine Versöhnung zwischen der Sittlichkeit und dem Leben möglich gemacht wird. (9. 12. 77.)

Digitized by Google

Von Siegfrieds sieben Thaten.

I.

Wenn man die gewaltigen Klänge zur Todtenfeier eines gefallenen Helden im letzten Akte des grossen Dramas vom „Ringe des Nibelungen“ vernimmt, wovon man fast sagen möchte: es steigt das Riesenmaass der Töne hoch über Menschliches hinaus — ob da nicht manch Einer wohl schon zu einer stillen Frage oder doch zu einer mehr oder minder bewussten Verwunderung mag bewogen worden sein: über das Maass-Verhältnis dieser ausserordentlichen Feier zu dem positiven Heldenthume, zu den wirklichen Heldenthaten, die man den Siegfried selber im Verlaufe der zwei Bühnentage, die sein Leben als eines dramatischen Helden umfassen, hat ausführen sehen?

Auf den ersten Blick, womit sich ja Viele begnügen, die den Vorzug haben, nicht nachzudenken, wo sie geniessen, lässt es sich leicht und einfach erklären, dass das Helden-Leben Siegfrieds als solches ja doch eigentlich gar nicht zu Ende geführt, sondern durch sein tragisches Geschick in der ersten Blüthe jäh abgebrochen werde: also dass die feierlichen Klänge nicht so sehr vollendeten Thaten gälten, als wie dem, was wesentlicher sei: der unvergleichlich grossen Anlage zum idealen Heldenthum.

Dann könnte ein etwas mehr Belehrter zu der weiteren Ansicht gelangen: diese „Anlage“ eben entspreche gerade dem, was dem Dichter des „Ringes“ vor der Ausführung der gesammten Dichtung als Idealbild der Siegfriedgestalt vorgeschwebt hatte — dem „Freien Helden“ —, als welchen aber die tiefere Wahrheit seiner Welttragödie selber diesen seinen Liebling hernach nicht werden, nicht bleiben lassen konnte; also dass endlich nur noch in jenen erhabenen Klängen nach Siegfrieds Tode sein dichterisches Urbild, über das Drama hinaus, wieder zum Ausdruck und zur Geltung käme.

Es wird nicht zu leugnen sein, dass man sich bei diesen Auffassungen beruhigen dürfte, ohne dadurch den künstlerischen Eindruckswerth des Werkes irgend gemindert zu fühlen. Auch bleibt die Thatsache unumstösslich sicher, dass Siegfrieds eigentliche Thaten zum grössesten Theile vor seinem Heraustreten in die Welt geschehen, der gegenüber er, nach der gewöhnlichen Auffassung, sich erst als „Held“, zu „bewähren“ hätte; wogegen er, sobald er wirklich in die Welt hinaustritt, vielmehr zum Leidenden im Sinne eines Knechtes, eines Unfreien unter ihren Mächten wird, und dadurch auch untergeht.

Aber schon dieser letzte Zusatz mahnt zur Vorsicht. Geht Siegfried denn wirklich nur dadurch unter, dass er zum Mittel und Opfer der Nibelungenlist geworden ist? Dadurch, dass er so unberathen war, er,

Digitized by Google

der „Held“, der Welt nicht widerstehen zu können? Wohl leistet er keinen Widerstand diesen fremden Mächten, die so tief unter ihm stehen und wirken. Darin also ist er nicht der Held. Er wäre aber auch nicht der Tragöde, sein Untergang wäre nicht tragisch, wenn er nicht in einer anderen, ihm — möchte man sagen — „ebenbürtigeren“ Beziehung dennoch der Held wäre. Ja, er leistet einem Anderen Widerstand. Den Rheintöchtern. Diese elementaren Urgeister sind den Nornen verwandt. In ihnen mahnt ihn das Schicksal, das grosse Schicksal der Götter und der Welt selber. Wie sie vor dem Tode ihn warnen, um ihn zur Hergabe des Ringes zu bewegen, wodurch er sein Leben retten könnte, — und wie er da nicht sich warnen, nicht sich bewegen, nicht sich retten lässt: da bricht seine unbezwinglich sieghafte Heldennatur, die das Fürchten nicht gelernt, mit einer solchen, selbst elementaren Gewalt durch, dass er, der Unbelehrteste, Unbedenklichste, in diesem Augenblicke, unwillkürlich, sich das Seil der Nornen selber zerhauen fühlt. Sein letzter Wille als Held enthüllt die tiefe Verbindung des Ewigjungen mit dem Heiligalten und daran geht er unter. Ein Moment führt uns so aus dem Naiven in's Erhabene.

In diesem Augenblicke symbolisirt er bekanntlich, nach der Art der alten deutschen Landsknechte, wenn sie dem Schlachtentode entgegen gingen, seinen eigenen furchtlosen Entschluss, der ihn, indem er dem Tode trotzt, dem Tode weiht. Er wirft eine Erdscholle über sein Haupt zurück: „Leben und Leib — so werf' ich sie weit von mir!“ Das ist also eine ausgesprochen symbolische Handlung. Aber war nicht auch jener merkwürdige Ahnungsblitz, der dem um alle Götter und Geheimnisse der Welt unbekümmerten „kindischen Helden“ mit einem Male die Nornen sehen und im Geiste besiegen liess, etwas Anderes als eine Symbolik seiner eigenen That? Und ist schliesslich diese That selbst, dieses entscheidende Verweigern des fluchbeladenen Weltmachtsymbols, des Nibelungenringes, aus der Eigenart seines Heldenwesens heraus, nicht auch nur Symbol? Symbol dieses Wesens, Symbol der Bedeutung dieses Wesens, des Heldenthums, für die Tragödie der Götter und der Welt? Nicht durch glänzende, äussere Weltenthaten entscheidet dieser Held das grosse Schicksal; er ist ein viel grösserer Held, weil er es durch die Weigerung einer That entscheidet; denn diese seine letzte — negative — „That“ ist eben ein Symbol, das mehr als Thaten und Werke Alles in Eins fasst, was zwar nicht den „freien“, aber den „furchtlosen Helden“, das letzte Ideal Wotans, ausmacht und bedeutet.

Erscheinen nun noch dem von den Klängen der Todtenfeier erfüllten Geiste die eigentlichen sichtbaren Thaten Siegfrieds dagegen zu gering: dann mag er von jener letzten her die Belehrung sich gewinnen, darüber, dass er sie alle gleich dieser als Symbole aufzufassen habe. Nicht anders, als wie in der tönenden Todtenfeier die musikalischen Motive eben die Symbole des Heldenlebens sind und damit dem Heldenwesen selber idealen

Digitized by Google

Ausdruck geben. Von dieser elementar-symbolischen Seite aus betrachtet, besteht eigentlich kein wesentlicher Unterschied zwischen dem so kurzen und an Welten-Thaten im gewöhnlichen Sinne „arm“ erscheinenden Heldenleben und der so gewaltigen und ausdrucksreichen Heldenfeier. Ja, was die „Thaten“ betrifft, wonach der realistische Sinn sogar die Musik noch befragt, so hören wir in den Feierklängen überhaupt nur von Einer. Zwischen der musikalischen Symbolik der Herkunft des Helden und derjenigen seines eigenen, aus der Waldnatur zur ersten Mannesblüthe entfalteten Wesens, da blitzt auf dem Höhepunkt der Musik das Schwert auf. Durch das Schwert bewährt er sich als Heldenspross und Heldenart. Der Ring existirt nicht für ihn, und die Liebe bindet ihn nicht. Die Schwertschmiedung ist das positive Heldensymbol, wie das negative die Weigerung des Ringes war. Dazwischen steht das Zerschlagen des Wotanspeeres.

Doch diese drei sicherlich symbolischen Hauptthaten stehen nicht allein. Der Schwertschmiedung reiht sich sofort die Tödtung Fafner's und Mime's mit diesem Schwerte an; und das Zerschlagen des Wotanspeeres mit demselben Schwert eröffnet die Bahn zur Erweckung der Walküre, welcher dann die schreckliche Wiederspiegelung, das Trugbild der zweiten Freite in Gunthers Gestalt nachfolgt. Damit ist Siegfried in die Weltknechtschaft verstrickt, die seine letzte That, sein selbstgewollter Tod, auflöst.

Das sind im Ganzen sieben Thaten; und wenn man sie so aufzählt: es wird ein Schwert geschmiedet, ein Wurm getödtet, ein Zwerg erschlagen, ein Speer zerspellt, ein Weib erweckt, das selbe Weib für einen Andern gefreit, ein Ring verweigert, dann — klingt die Trauerfeier freilich sehr anders. Wer sich aber thatsächlich beirren lässt, das Heldenthum Siegfrieds gering zu schätzen und auf eine blosse Anlage zu beschränken, der hat, ohne es zu wollen, die Thaten wirklich nur in diesem lächerlichen „realistischen“ Lichte gesehen, nicht aber in der Sprache der Ringtragödie, symbolisch, verstanden. — Wir werden das rechte Augenmaass dafür wieder gewinnen, nachdem wir zugesehen haben, wie überhaupt die „Thaten“ der Siegfriedhelden arischer Sage sonst sich zu vollziehen pflegen.

II.

Die Hauptmomente des Lebens Siegfrieds, wie wir es in den beiden letzten Theilen des „Ringes des Nibelungen“ miterleben, sind den deutschen und den nordischen Sagenresten gemeinsam. In unserem altdeutschen Siegfriedsliede finden wir sie auf vier Thaten beschränkt, die sich wiederum auf zwei Abenteuer vertheilen. Beim Meister Schmied beweist der junge Siegfried seine physische Heldenkraft durch das Zerbrechen der Eisen, und dass er den Ambos bis in die Erde hineinschlägt. Am Drachenstein über-

Digitized by Google

windet er zunächst den Riesen Kuperan, den Wächter des Steines, von dem er das sieghafte Schwert empfängt. Dann tödtet er den Drachen, den Räuber der Jungfrau, und befreit dadurch diese; wonach er noch des Zwergenkönigs Nybling grossen Hort aus dem Drachensteine mit fortnimmt. Die Befreiung der Jungfrau ist also keine eigene That in dem Sinne, wie die Erweckung der Walküre, sondern vollzieht sich durch die beiden Thaten der Besiegung des Wächters und des Wurmes. Dahingegen muss man den Hortgewinn als selbständige That davon ablösen, deren scheinbares Unrecht damit entschuldigt wird, dass Siegfried „nicht gewusst habe“, wem der Hort gehörte — nämlich Nyblings Erben, den Zwergen. — So erscheint Siegfried dem naiven deutschen Volksgeiste nicht nur als ein physischer, sondern auch als ein moralischer Held, der mit seinen Thaten etwas Gutes erwirkt, vom Bösen nichts weiss.

„Der Nibelunge Noth“ kennt wenig von Siegfrieds sagenhaften Thaten. Dass er einen „Lintwurm“ bestanden, wird erwähnt: als der Drachentödter tritt seine Gestalt aus der Sagenwelt in die des Ritterepos hinüber. Aber diese That hat hier für ihn nur die Bedeutung der Ursache zu seiner „Hürnung“ im Drachenblute. Ferner noch erzählt Hagen, wie Siegfried den Hort der Nibelungenbrüder theilen sollte, und wie dabei *„die kuenen Nibelungen sluoc des heldes hant“*, deren zwergischer Diener Alberich der Starke dann von ihm zum Wächter des Schatzes eingesetzt wird. Als besonderer Theil dieser That, welche Nibelungenbesiegung und Horterwerb verbindet, ist der Gewinn der Tarnkappe Alberichs anzusehen, während er das sieghafte Schwert, den Balmung, von den Nibelungen selber als Lohn für die Hortheilung voraus erhält. Wir wollen es uns merken, dass also das Schwert in den deutschen Sagen von den Wächtern — dort der Jungfrau, hier des Hortes — stammt, die durchaus als heldenfeindliche Mächte, im letzteren Falle als Nibelungenzwerge auftreten.

Die Befreiung der Jungfrau, die Erweckung der Walküre, fehlt bekanntlich dem deutschen Nibelungenepos ganz; es kennt, ohne es recht zu begreifen, nur noch das böse Abenteuer der Wiederspiegelung jenes Vorganges in der trügerischen Bezwingung Brünnhildens für Gunther. Als epischer Held der schon halbgeschichtlichen Sphäre hat Siegfried zwischendurch die Heerfahrt gegen Sachsen und Dänen mitzumachen. Dass er nach der Tödtung des Fafner fünf Könige erschlagen habe, dessen berühmt ihn aber auch die nordische Volsungasage. Weiss andererseits die nach deutschen Quellen erzählende Wilkinasage von sieben Wächtern, welche er bei dem Gewinne Brynhilds niedergehauen, so mag man in alledem epische Multiplicirungen der einen bedeutenden That der Besiegung des „Wächters“ sehen, der im Siegfriedliede Kuperan hiess. Konzentrirt findet man übrigens diese epischen Kampfabenteuer ebenfalls noch in der Wilkinasage als einen frei erfundenen Zweikampf zwischen Siegfried und Dietrich von Bern, worin zwei ganze Sagenkreise einander gegenüber zu treten scheinen. Davon erzählt

Digitized by Google

auch das deutsche Gedicht vom „Rosengarten“, wo der Kampf stattfand, und im Anhang des „Heldenbuchs“ verliert Siegfried dabei sogar sein Leben. Dietrich erscheint als der neue Nationalheld. — Wenden wir uns nun den nordischen Ueberlieferungen zu. —

Von den Liedern der Edda berichtet *Gripisspá* als zwei getrennte Abenteuer die Tödtung des Fafnir und die Erweckung der (ungenannten) Valkyrja; aber dazu kommt als erstes die spezifisch nordische Rache an den Mördern des Vaters und als letztes die trügerische Erwerbung der Brynhild für Gunnar. — Die andere *Sigurdharkvidha* bringt die Schwertprobe hinzu, welche hier in der Zerspaltung einer Wollflocke im fliessenden Rhein und des Ambos in Regins Schmiede besteht. (Das Schwert ist ein Werk dieses kunstfertigen Zwergen.) Das Lied reicht nur bis zur Vaterrächung an Hundings Söhnen. — *Fafnismál* erzählt dann die drei zusammengehörigen Thaten der Wurmtödtung, der Enthauptung des Regin und des Hortgewinns. — *Sigrdrifumál* handelt allein von der Erweckung der Valkyrja. — Das Bruchstück der *Brynhildarkvidha* verräth in Brynhilds Worten die Freiung für Gunnar, ohne des Truges ausdrücklich zu erwähnen. — Die Skalda der jüngeren Edda lässt die Vaterrächung weg, sodass ihr nur sechs von den sieben Sigurdthaten übrig bleiben: Ambosspaltung, Fafnirtödtung, Regintödtung, Hortgewinn, Brynhilderweckung und die trügerische Freiung. Aber beide, die poetische wie die prosaische Edda, kennen ausserdem, jene als achte, diese als siebente That, noch die Tödtung des Mörders Guthorm durch den Schwertwurf des sterbenden Sigurd; wovon die deutschen Sagen nichts gewusst haben. —

Nun ist aber auch hier noch eine Ahnung jenes Kampfes mit dem „Wächter“ zu spüren — allerdings nicht in den Heldenliedern der Edda, welche Sigurdsthaten behandeln. Die beiden mythischen Lieder, in denen man Spiegelungen des uralten Vorgangs der Jungfrauengewinnung durch den jungen Himmelsgott erkennt, nämlich *Skirnisför* und *Fjölsvinnsmál*, wissen davon zu sagen, dass dem eindringenden Freier ein Hüter entgegen getreten sei. Im ersteren Falle, wo Skirnir zunächst als Freiwerber für Freyr zur Gerda nach Riesenheim durch die wabernde Lohe reitet, trifft er auf einen Hirten am Hügel, von wüthenden Hunden umgeben, der ihn drohend anredet: „Bist du zum Sterben bereit oder schon dahingeschieden? Ewig nie wechselst du Worte mit Gymirs göttlicher Maid!“ — Und andererseits droht Skirnir hernach der Gerda: „Durch dieses Eisen (das Götterschwert des Freyr) fällt der alte Riese, kommt dein Vater zu Tod!“ wogegen Gerda ihn als ihres Bruders Mörder begrüsst. Jedenfalls hängt eines Verwandten Tödtung mit dieser Freite zusammen. — *Fjölsvinnsmál* heisst nach dem Wächter Fjölsvidr, der dem jungen Svipdag, dem schweifenden Tage, aus der Waberlohe des Riesensitzes entgegentritt, wo die sonnenlichte Menglada, die Schmuckfrohe, ihm seit lange anverlobt, täglich vom Berge nach ihm ausgeschaut hat. Der Wächter, der ihn mit heftigen Worten

Digitized by Google

empfangen hatte, lässt ihn, als er in ihm den Rechten erkannt hat, zur Braut herein, und die „Hunde“ freuen sich mit ihm des ersehnten Gastes. Obwohl das Gespräch zwischen dem Wächter und dem Fremdling nach späterer Art nur „mythologisch“ ist, so ist doch der dem Liede zu Grunde liegende Vorgang selbst ganz mythisch und erscheint als reinstes Vorbild für Siegfrieds Brautgewinn. Wer darin das volkspoetische Symbol eines Naturereignisses erblickt, wie den Beginn des Frühlings, die Befreiung der Sonne aus den Winterbanden, der wird auch noch in dem Wortwechsel vor der Lohe den Rest einer mythischen Vorstellung vom Frühlingsgewitter sehen mögen. Aber zu einer Siegfriedsthat hat sich dieses Abenteuer mit dem Wächter dort nicht ausgestaltet. Dergleichen gab es in den nordischen Sagen nach alledem also sieben oder acht, welche die sechs der deutschen durch Vaterrächung und Mördertödtung ergänzen. Doch gerade diese beiden sind ersichtlich nur epische Zuthaten zu der gemeinsamen mythischen Grundform, die sich aus den verschiedenen Sagenresten gewinnen lässt.

III.

Siegfried als der eigentliche Nationalheld deutscher Sage, oder gar nach naturmythischer Auffassung: heroisirte Lichtgottheit, war Jahrhunderte lang im Volksbewusstsein verdunkelt gewesen. Vom Volksbuch her kannte man ihn wohl noch als den Drachentödter; die Gewinnung von Jungfrau und Hort war in ihrer Bedeutung überhaupt allzu unklar geblieben, um tiefer haften zu bleiben. Solange deutsche Phantasie noch mit ihren alten Heldengestalten sich lebhaft beschäftigte, wurden und waren ihr viel andere Recken und Ritter vertrauter und werther als gerade Siegfried, den wir schon vor Dietrich von Bern zurückweichen sahen. Die Wiederentdeckung des Nibelungenliedes im 18. Jahrhundert lenkte wohl einige Aufmerksamkeit, doch nicht viele, auf diesen Sagenkreis zurück; aber es konnte erst durch die spätere Arbeit der germanistischen Wissenschaft gelingen, in Verbindung mit den mehr und mehr beachteten nordischen Quellen, ein besseres Verständniss für die besondere Bedeutung der Siegfriedgestalt anzubahnen.

Lebendig ward sie uns erst wieder durch Dichterkraft. Da schuf zunächst Uhland selbständig aus dem alten Zuge der Ambosspaltung die sinnvolle Jugendthat der Schmiedung des eigenen Schwertes. Das kleine Lied „Siegfrieds Schwert“, später durch Martin Plüddemann prächtig in Töne gesetzt, ist als eine neue Mythenschöpfung zu betrachten. Im „Ring des Nibelungen“ ward auch diese, wie die ältesten, mitaufgenommen und nun erst völlig aus dem Sinn und Zusammenhang der gesammten, neu geschaffenen Götter- und Welt-Tragödie als typisches Heldensymbol gewonnen und gedeutet. Seit dem „Ringe“ steht Siegfried wieder im

Digitized by Google

Mittelpunkte der deutschen Sagenwelt, und seine Thaten, recht verstanden, wie wir sie wissen wollen, sind wieder der symbolische Ausdruck höchster und reinster Heldennatur geworden. Damit ist diese urgermanische Gestalt in eine Reihe getreten mit den anderen Urtypen arischen Heroenthums, in die Reihe der Ungereihten, der Ueberragenden, der Völkerideale, der Göttermenschen. Durch das Auge der Dichtkunst sieht unsere historische, ganz unmythische Zeit im „Siegfried" das Gleiche, was althellenischer Mythenglaube im Herakles sah. —

Richard Wagner sagt in „Heldenthum und Christenthum": „Als erkennbarsten Typus des Heldenthums bildete die hellenische Sage ihren Herakles aus. Arbeiten, welche ihm in der Absicht, ihn dabei umkommen zu lassen, aufgegeben sind, verrichtet er in stolzem Gehorsam und befreit dadurch die Welt von den grausamsten Plagen. Selten, wohl fast nie, treffen wir den Helden anders, als in einer vom Schicksal ihm bereiteten leidenden Stellung an. — Nicht ohne Berechtigung dürfen wir in diesem Hauptzuge eine Beziehung auf die Schule der beschwerdevollen Arbeiten erkennen, in welcher die edelsten arischen Stämme und Geschlechter zur Grösse von Halbgöttern aufwuchsen. — Hier stellt sich dann auch, als Frucht durch heldenmüthige Arbeit bekämpfter Leiden und Entbehrungen, jenes stolze Selbstbewusstsein ein, durch welches diese Stämme im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte von anderen Menschenrassen ein für alle Male sich unterscheiden. Gleich Herakles und Siegfried wussten sie sich von göttlicher Abkunft: undenkbar war ihnen das Lügen, und ein freier Mann ist ein wahrhaftiger Mann." — —

Hierbei fällt uns ein Unterschied auf: die Thaten des Siegfried erscheinen ursprünglicher; er vollführt sie zwar auf den mehr oder minder guten Rath Anderer, aber selbst da, wo er noch dem Meister Schmiede folgt, geschieht es nicht eigentlich in der Dienstbarkeit, die er schon mit den ersten Ambosschlägen vielmehr durchbricht. Dennoch geräth auch er in diese Stellung, sobald er aus dem ursprünglichen Naturzustande, oder dem Märchendasein, in die wirkliche Welt hinaustritt, wie im Nibelungenliede, — in der „Götterdämmerung." Da wird er in einem noch tiefern Sinn ein Leidender als der dienstbare Griechenheld. Der Wahrhaftigste muss im Dienst einen Trug begehen. Das ist so furchtbar, dass germanische Phantasie im reinen Norden nur einen Zauber darin wirksam sehen konnte. Wiederum war es dem grossen deutschen Dichter, als Dramatiker, vorbehalten, diesen Zauber aus einer epischen Erfindung zu einem tragischen Moment in dem Zusammenhange des Gesammtdramas zu gestalten. Aber Eines, ein Ursprüngliches, bleibt bestehen: die Siegfriedthaten, in und ausser der Dienstbarkeit, „befreien" nicht, wie die des Herakles, „die Welt von den grausamsten Plagen": ihr Werth ist symbolisch, nicht moralischer Art. —

Digitized by Google

IV.

Die Thaten des Herakles erscheinen nicht mehr nur als etwa vervielfältigte Abbilder meteorologischer Naturvorgänge. Es zeigt sich in ihnen auch die Tendenz einer menschlichen Bewältigung natürlicher Schadensmächte. Nicht nur der Lichtgott scheucht da feindliche Wetter und Wolken, bringt die Sonne wieder hervor und weckt neues Leben der Erde. In diese uralt arische Vorstellung haben sich besondere kulturelle. Momente eingedrängt. Freilich sind die Deutungen im Einzelnen schwer Man hat z. B. die Hydra auf einen mühsäligst auszutrocknenden Sumpf deuten wollen, den Eber auf einen wilden Bergstrom, die gebändigten Rosse auf Wogen, deren Eindämmung das Land schützen sollte. Als solch einen Landschützer haben die Griechen ihren Helden jedenfalls betrachtet. Dagegen sieht man im Löwen aber noch das alte orientalische Symbol der Sonnengluth, welche die Gewittergottheit bricht, in der Hirschkuh den Mond, mit welchen die Sonne den himmlischen Wettlauf anstellt, in den stymphalischen Vögeln ein Winterunwetter, im Augiasstall den bewölkten Himmel selber, den der Lichtgott reinigt; und auch der Stier ist uraltes Sonnensymbol, wie im Kerberos eine Personifizirung feindlichen Dunkels erscheint. Es vereinigt sich eben vielerlei in diesem griechischen Herakles, und es bedurfte hellenischer Gestaltungskunst, um doch aus den verschiedensten Einflüssen und Ueberlieferungen eine so einzig einheitliche Persönlichkeit zu schaffen.

Nicht zu übersehen sind die asiatischen Einflüsse, welche durch den Schiffsverkehr der Inseln und Halbinseln so leicht befördert wurden. Der phönikische Melkart von Tyros übertrug Züge seiner Thätigkeit auf den hellenischen Herakles und ward von den Griechen selbst als auch ein Solcher betrachtet. Weiterhin trat der assyrische Sandon von Ninive über Kleinasien bedeutend hinzu; denn dieser war es, von dem den Griechen erzählt ward, er habe Tarsos gegründet — des Apostels Paulus Heimathstadt — und dort auch habe er sich selbst verbrannt. So kam der Flammentod den leidensvollen Helden der Arier aus semitischem Osten. Aber auch sein Leben gewann eine unruhige Steigerung aus der phönikischen Vorstellungswelt. Ihr Melkart ward als Erfinder der Schifffahrt in Kypros, Rhodos, Kreta, Sicilien, Sardinien, Malta, Gades — kurz bis an die „Säulen des Herakles“ verehrt. Wo Schiffe zieh'n, weht sein Atem! Durch diese Erschliessung der Meere ward der hellenische Held selber zu einem Weltwanderer. Er machte im altgeschichtlichen Lichte den Weg vom Natur- zum Kultur- bis zum Kolonialgott; wogegen dann freilich unseres mittelalterlichen Siegfried ritterdichterische Abenteuerfahrt nach Dänemark nicht viel sagen will, — mehr schon und Anderes unseres dramatischen Helden munter-naives Motiv der „Wanderlust“, das ihn in die Welt begleitet: „Flieg' ich von hier — fluthe davon!“ —

Digitized by Google

Bemerkenswerth verbinden sich gerade altmythisch anmuthende Züge mit diesen späteren Vorstellungen. Wo die Amazonen auftauchen, sieht man schon immer das mythische Bild der gewaffneten Jungfrau, welches noch unsere Walküre rein widergibt, in eine interessante Ferne verlegt, welche abenteuerliche Fahrten beansprucht. Aber noch weiter als bis zum „Gürtel der Hippolyta" locken die „Aepfel der Hesperiden" den Herakles hellenischer Sage. Wie ihr Name sagt, gehören sie jenem von phönikischen Schiffen erschlossenen Westen an, wenn gleich sie Aischylos mit grösserer Vorliebe in den hyperboreischen Norden versetzt. Als Herakles auszieht, die Aepfel zu gewinnen, hält er Zwiesprache mit den „Rhonetöchtern", den Nymphen des Flusses Rhodanus, um sich von ihnen den Weg zu erfragen. Die rathen ihm, wie die Philosophen dem Homunculus im „Faust", den alten Nerens zu bewältigen, den weisen Meergreis, der ihm Kunde geben könne, wenn er wolle oder müsse. Die weiterspinnende Wandersage lässt ihn darnach in Libyen den Kampf mit Antaios dem Erdriesen bestehen, wonach ihn die Pygmäen, die Zwerge, neckisch-tückisch im Schlafe beschleichen, aber nichts ausrichten können; denn er fängt sie alle in seine Löwenhaut. Wie viel dabei der „erweiterte Horizont" semitisirter Neuwelt mitgewirkt haben mag: die einzelnen Bilder sind doch ersichtliche Spiegelungen aus arischer Mythenphantasie. Die hesperischen Aepfel werden in phönikischer Vorstellung eine gemünztere Form angenommen haben; gewachsen erscheinen auch sie im alten Freiagarten und lassen das Sonnengold widerscheinen, auch wenn es schon das Rothgold der im Westen sinkendenden Sonne sein sollte, das dem Lichtgott den Tod bringt. So ward auch der Kampf mit den riesenhaften Herrn der „rothen Kühe", Geryoneus auf Rotheiland (Erythreia), nach dem Westen, nach Südspanien verlegt, in Melkarts Gebiet, der in Gades seinen Tod fand. Und doch ist sowohl der Geryoneus, wie seine Parallele: der Rinderräuber Alkyoneus, den Herakles kaum aus dem Schlafe wecken kann, um ihn zu besiegen, eine Urgestalt arischer Mythen. Im heissen Indien war sie zu verstehen als böse, dörende Gluthmacht, welche die Wolkenheerden raubt, in der nordischen Fafnerhöhle aber als gleich schlimme Eis- und Reifriesen-Gewalt, deren unterirdisches Hortgut dann eher die Lebenskräfte der Erde bedeuten könnte. Doch seit der Germane das Gold des Südens kennen gelernt, sah er auch in dem Hort des Nibelungen nur noch die Materie: ein allerkostbarstes Königsgut, einzig werth, von Siegfried dem Furchtlosen erkämpft und besessen zu werden.

Es liesse sich denken, dass die Semiten sich berühmen möchten, durch ihren Einfluss den rohen Naturhelden der alten Griechen erst zu einem Kulturhelden mit moralischen Wirkungen zum allgemeinen Besten, also zu einem Symbol der ihnen so eigenthümlichen „Humanität" erhoben zu haben. Demgegenüber wäre bescheidentlich zu erwähnen, dass doch auch unsere in den Goldzauber gerathenen germanischen Vorfahren nicht so ganz ohne

Digitized by Google

Moral sich erwiesen haben, indem sie an den Besitz des gleissenden Metalls, des Nibelungenhortes, den eigentlichen Schaden ihres Helden, Dienst und Tod, mehr oder minder fest schon zu knüpfen suchten. Wie tief dieser Gedanke dem germanischen Mythos eingewachsen war, hat allerdings erst die Wiedergeburt der grossen Sagenwelt in unseres Meisters Drama vom „Ring des Nibelungen“ zur vollen Klarheit gebracht. Damit ist etwas Aehnliches durch deutsche Kunst geschehen, wie bei der Schöpfung der idealen Heraklesgestalt in Hellas, und es ist wohl zu beachten, dass in beiden Fällen ein moralischer Grundgedanke die künstlerische Einheitlichkeit erst ermöglicht hat.

Nicht aber allein durch das Gold geht der Lichtheld unter; sein Verhängniss erfüllt sich ihm auch durch das Weib. Beides, im „Ring“ dramatisch verbunden, zeigte sich schon in den dürftigen deutschen Sagenresten an: im Siegfriedsliede ist es der Neid, in „der Nibelunge Noth“ die Eifersucht, was den Helden zu Falle bringt. Geheimnisvoll stehen jedoch auch bei den Hesperiden des Herakles die weiblichen Wesen mit dem goldenen Symbol in Verbindung, gleichwie unsere Idun-Freia mit ihren goldenen Aepfeln: oder auch die herakleische Amazone Hippolyta und die nordische Freyja mit dem goldenen Gürtelschmuck. — Vornehmlich aber ist es in der hellenischen Sage doch das Weib als solches, welches dem Herakles verhängnissvoll wird. Durch die Omphale wird er zum Sklaven, durch die Eifersucht der Deïaneira auf die Jole kommt er zum Tode. Dabei ist nicht zu übersehen, dass jene Omphale in einer mannhaft kriegerischen Gestalt erscheint. Sie überlässt dem Helden die Weiberkleider, wie andererseits unser Siegfried die Rüstung Brünnhildens trägt: „Nicht Siegfried acht' ich mich mehr!“ — Sollte es allzu gewagt sein, hierbei auch daran zu denken, dass unser Dichter die Walküre hellsichtig von der Ur-Mutter Erda stammen liess, während der Name der Omphale — wenn auch nicht an die nordische Urmutter Embla! — wohl an „der Erde Nabelnest“ erinnern mag? — Wir nehmen gern an, solche Kühnheit sei der Phantasie gestattet, der Wissenschaft aber durchaus verwehrt.*) Dann müssen wir wenigstens erwähnen, dass Athena selber, die reisige Göttin, einmal auf einem Vasenbilde „des Herakles Maid“ (*Ἡρακλεους κορη*) genannt und von ihr erzählt wird: sie habe die Aepfel den Hesperiden wiedergebracht. Das wäre ein Mythenzug, den der deutsche Dichter aus dem Geiste und Gange seines eigenen Dramas nach Jahrtausenden wiedererfand, als er seine Walküre den Ring den Rheintöchtern wiedergeben liess!

---

*) Die Wissenschaft hat bisher *Embla* zu skr. *ambhâla*, Mutter, gestellt, und *Ομφαλος* zu skr. *nâbhila*, ahd. *nabala*.

Digitized by Google

V.

Ueberblicken wir noch einmal die sämmtlichen Thaten des Herakles, ohne uns über ihren Ursprung und ihre Deutung als Natur- oder Kultur-Symbole den Kopf zu zerbrechen: so können wir vor Allem wohl die drei Hauptthaten des altgermanischen Siegfried, dem allgemeinen Charakter nach, bei ihm wiederfinden. Die Bewältigung des Unthiers nimmt den grössten Platz ein, indem sie mindestens sechsmal sich wiederholt: der nordische Wurm erscheint als Löwe, als Wasserschlange, als Eber, als Stier, als Riese (Geryoneus), als Kerberos — das Thier der Unterwelt. Der Hortgewinn verbindet sich damit beim Geryoneus, dessen Heerden ihm Herakles forttreibt. Die „Walküre“ wird zwar nicht geweckt, aber doch in verschiedener Gestalt, wie wir sahen, bekämpft und gewonnen. Die trügerische Freite als solche fehlt; aber der Betrug gegen Deïaneira und das daran sich anknüpfende Gewebe von Eifersucht, Rache, Mord (Nessosgewand) tritt an ihre Stelle. Auch Regin-Mime's Tödtung beim Fafnerabenteuer hat ein kleines Seitenstück in der Vernichtung des tückischen Krebses, der den Helden beim Kampfe gegen die Hydra hinterlistig anfiel, wie jene Zwerge beim Antaios. Die Dienstbarkeit überhaupt wird durch den Augiasstall am Schärfsten symbolisirt. Dagegen könnte man ein Parallelsymbol der natürlichen Ueberstärke des Heldenknaben, wie es die germanische Sage in der Ambosspaltung darbietet, in der Erdrosselung der Schlangen in der Wiege sehen. Mit der nordischen Vaterrache hat der hellenische Held nichts zu schaffen. Aber ganz ohne den geheimnisvollen, bedeutsamen Kampf gegen den älteren Gott, den „Wächter“, geht auch seine Gestalt nicht an uns vorüber. Pausanias wenigstens hat von einem Kampfe des Lichthelden mit dem Lichtgott, des Herakles mit dem Apollon, um den delphischen Dreifuss zu erzählen gewusst. Die Griechen stellten es sich vor, als wäre ihr Held nach Delphi gewandert, um sich dort vom Blute eines Mordes zu reinigen. Dies hat unser Siegfried nicht nöthig. Doch eine „Reinigung“ erfährt er auch, in Brünnhildens Sinne, durch seinen Tod: „Der Reinste war er, der mich verrieth!“ Und damit auch erst ist der Kampf zwischen der alten und der jungen Götterwelt entschieden. Auf welche Verwandtschaften man kommen möge, weil schliesslich der selbe arische Heldengedanke zu Grunde liegt: man darf wohl sagen, dass die zwölf Thaten des Herakles die sieben des Siegfried, soweit wir sie bisher gemustert haben, miteinschliessen.

Wie kommt es aber, dass die beim Siegfried doch schwankende und gewissermaassen gleichgiltige Zahl der Thaten beim Herakles ganz zweifellos auf die 12 gestiegen und darauf fest gehalten worden ist, obwohl nebenher noch andere und nicht unbedeutende Thaten von ihm zu melden waren? Seine zwölf „ἄϑλα“ waren im Zeustempel zu Olympia vor allem

Digitized by Google

Volke bildlich verherrlicht. Hier trat noch ein Anderes mit in's Spiel, als wie Kulturmomente zu Naturmythen. Entschiedener noch als bei jenen war hierbei Asiens Einfluss wirksam. Der assyrische Herakles führt zurück in die orientalische Heimath der astronomischen Naturbetrachtung. Zu Ninive wurde die Natur in den Mythenbildern nicht so sehr künstlerisch „gelebt", als wie wissenschaftlich berechnet, gezählt. Auch der assyrische Herakles und sein noch weiter in die Urzeit führendes akkadisches oder summerisches Vorbild hat seine wohlgezählten 12 Thaten gethan, welche übereinstimmen mit dem chaldäischen Thierkreise und eine grosse epische Symbolik der 12 Monate des Jahres darstellen. Die späteren Griechen haben diese Zahlen als schematische Gegebenheit übernommen, ohne etwas von ihrem eigentlichen Ursprung zu wissen. In der uralten chaldäischen Begräbnissstadt Erek war diese älteste Epopöie in fremder Sprache aufbewahrt worden, wovon König Assurbanipal eine assyrische Kopie anfertigen und in seine Bibliothek nach Ninive bringen liess. Dort entdeckte sie der englische Forscher und Diplomat Layard in unseren Tagen, und ein junger Gelehrter, G. Smith, entzifferte in der Folge 6 Täfelchen, welche ebensoviele Episoden aus dem Leben eines göttlichen Helden enthalten, dessen Namen man „Izdubar" zu lesen meinte und mit Nimrod identifizirt hat. Diese 6 Tafeln entsprechen den symbolischen Bildern und Namen des 2., 4., 5., 6., 10. und 11. Monats. Man musste daraus schliessen auf den Verlust von 6 anderen, welche den Bildern und Namen des 1., 3., 7., 8., 9. und 12. Monats entsprochen hätten.*) So handelt die zweite Tafel vom Stier, auch unserem April-Thiere, auf den assyrischen „Monat vom günstigen Stiere" passend; die vierte von einem Meerungeheuer, der Hydra ähnlich, unserem Juni-Krebs, den der ass. „Monat des Ueberfallenden" eigenthümlich charakterisirt; die fünfte von der Eroberung der Burg des Tyrannen Humbaba, wo sich Izdubar die Krone von Erek (Unterwelt) aufsetzt, als Höhepunkt des Sonnenlaufes, dem Sonnenlöwen unseres Juli gemäss, dem auch der ass. „Monat des brennenden Feuers" entspricht; die sechste von der (vergeblichen) Liebeserklärung der Göttin Istar an den Helden, woran wir das Zeichen der Jungfrau, chaldäisch-assyrisch: „(kriegerische) Bogenschützin" erkennen; die zehnte von des Helden Krankheit, einem an das Nessosgewand erinnernden Aussatz, der zum ass. „Monat der Flecken" (in akkadischer Sprache aber: „der niedergehenden Sonne") passt: die Wintersonnenwende im Zeichen des Bockes, des Bösen, dessen verdunkelnde Macht noch in dem Bocksfell der Aigis und der Tarnhaut durchblickt; endlich die elfte von der Sintfluth und der Heilung oder dem Tode des Helden, der sich in's Meer stürzt, im Monat des Wassermanns (Januar), assyr. „des Fluches"! Witzig hat gelehrter Spürsinn heraus-

*) Ich zitire nach Lenormant, die Anfänge der Kultur, 1875; Würdter-Delitzsch, kurzgefasste Geschichte Babyloniens, 1882, weicht in der Angabe des Tafelinhalts etwas ab.

Digitized by Google

gefunden, dass das zerstörte dritte Täfelchen, als auf den Monat der Zwillinge und des „Ziegelbaus“ fallend, von der alten Fabel des Thurm- oder Stadtbaues mit dem Brudermorde müsse gehandelt haben, was die Ueberreste allerdings nicht bestätigen konnten. Diese orientalische Ursage drang wohl bis nach Rom; aber weder Herakles noch Siegfried wissen davon. —

Soviel also können wir selbst noch der alten mysteriösen Tafelrunde des „Izdubar“ ablauschen, dass auch er, obwohl wahrscheinlich ganz ferner turanischer Herkunft, die drei Züge des Kampfes gegen Unthiere, des Verhältnisses zum göttlichen Weibe (Istar-Astarte-Athena) und des Gewinnes unterweltlicher Gewalten (Erek), sowie das Verhängniss der Verdunkelung, gemeinsam mit den arischen Helden besessen habe. Dass diese Züge gerade naturmythischen Charakter haben, wird sich nicht läugnen lassen, und darin wäre zugleich die natürlichste Erklärung zu finden für ihr Vorkommen bei den verschiedensten Völkern und Rassen. Der Himmelsgott besiegt das feindliche Dunkel oder die schädigende Gluth durch Licht oder Gewitter, befreit die Sonne und gewinnt die Erde, wird mit wachsendem Jahre hinabgezogen, verdunkelt, verschwindet im letzten Brande oder im ewigen Meer. Dass die Bilder dieser Vorgänge im mythenschaffenden Geiste des Menschen überall nicht hätten entstehen können, ohne dass ähnliche wirkliche Geschehnisse in seinem und seines Stammes Leben vorgekommen waren, deren Gestalt er dann den geheimnissvollen Naturvorgängen verlieh, dies ist ohne Weiteres verständlich. Wenn dann die Geschehnisse in mehr historischer Zeit sich wiederholten, wie Solches stäts sich wiederholt, so schmolzen sie auch wieder leicht zusammen mit den uralten Mythenbildern, und ein Armin erschien im Siegfried gespiegelt, wie Dieser in Jenem wiedergeboren. So sehen wir noch heute in den poetischen Siegfriedthaten unseres Dramas ewige Symbole des deutschen Volkes und der Menschennatur. Man sieht eben die Natur durch den Menschen und den Menschen durch den Dichter. —

VI.

Zieht man die Bedeutung in Betracht, welche in der Welt der Mythenbildungen allezeit der Gestalt des sonnigen Helden beigelegt worden ist, so muss man schon um deswillen auch in unserem Siegfried, dessen Geschichte jene Mythen zusammenfasst, eine vorzüglich bedeutungsvolle dichterische Figur ohne Weiteres erkennen. Der mythischen Persönlichkeit „Herakles-Sigurd-Siegfried“ gebührt ganz zweifelsohne von Uralters her die tönende Heldenfeier, welche erst unsere neue deutsche Kunst ihr zu bereiten vermochte. Dass aber eben diese Persönlichkeit ihrem Grund-

Digitized by Google

wesen nach und in ihren Hauptzügen gerade in dem Siegfried unseres Dramas reingestaltet wieder aufgelebt ist, das steht gleichfalls ausser aller Frage. So hat man an der Gestalt als solcher auch nur die reine Freude, als an etwas unvergleichlich Echtem, Wahrhaftigem, in sich selbst Vollkommenem, dem Typus ungetrübter menschlicher Natur. Aber nun steht diese selbe Gestalt in einem Drama, ist das Erzeugniss eines dramatischen Zusammenhanges und greift selbst in einen dramatischen Verlauf ein. Dadurch wird die Heldengestalt zum handelnden Helden; und sogleich drängt sich ein Kriterium herzu, welches zu jener, der Gestalt eigenthümlichen Natur und Art nicht passt. Man denkt sich unwillkürlich den handelnden Helden nach Art des geschichtlichen Helden nur in seiner Beziehung zur Welt ausser ihm und fordert von ihm Thaten, entweder des Welteroberers, oder des Weltbeglückers. Man legt an den Mythenhelden historische und moralische Maassstäbe an. Damit muss man „sich vermessen", und wir wollen uns solcher Vermessenheit doch lieber nicht schuldig machen.

Was hat denn gerade in dem Drama des Siegfried die „Welt" für ihn zu bedeuten? Ist sie in der That das, worin und woran er seine Heldenschaft erst zu bewähren haben soll? Parsifal hat die seinige zu bewähren, indem er den heiligen Speer vor der Berührung mit der Welt rein erhält, die er kämpfend durchirrt. Siegfrieds Aufgaben sind anderer Art. Vielmehr, er hat nur die Eine: er selbst zu sein — sich selbst rein und echt zu bewahren. Auch im Trugspiel, das die Welt mit ihm treibt. Diesem seinem Selbst gegenüber ist die Welt: der Trug selber, eine Nibelungenwelt. Ist es Siegfrieds Schuld, dass er ihr erliegen muss? Was daran Schuld ist, wurzelt ja viel tiefer, im Verhältnisse Wotans zu Alberich. Nicht auf Siegfrieds Heldengestalt fällt der Schatten des Vorwurfs, dass er sich in dieser Welt nicht bewähre; sondern im Gegentheil: auf diese Welt fällt die ganze Nibelheimsnacht der Verurtheilung dafür, dass sie eben so geartet ist, wie es einer reinen „Andersart" nur zum Verderben gereichen kann. In dieser Welt ist den Siegfried-Helden das Leben unmöglich. Diese Welt erzeugt solche Helden nicht; aber in dem Untergange solcher Helden in dieser Welt bewährt sich gerade am Zweifellosesten jener Helden unveränderliche Andersart — ewige Eigenart.

Allerdings, wenn es gölte, einen Helden zu zeigen, der in dieser Welt seine Aufgabe zu erfüllen hätte: dann müsste dieser Held mit anderen Eigenschaften ausgestattet sein. Dann wäre er eben ein geschichtlicher Held, und er bedürfte, um dennoch als Mensch zu bestehen, der ganzen Grösse des moralishen Bewusstseins. Was für einen Siegfried doch gleichsam nur ein letzter Moment ist: das seiner Art tödtliche Zusammentreffen mit der feindlichen Potenz der Welt, — das ist für den geschichtlichen Helden der herrschende Konflikt seines ganzen Lebens, und zwar des inneren sowie des äusseren. Und dieser Held kann, in solchem Kon-

Digitized by Google

flikte, als moralische Persönlichkeit, dann auch das werden, was Wotan vergeblich von Siegfried erhoffte: ein freier Held. Wenn nämlich in ihm die grosse „Umkehr", wie man zu sagen pflegt, eigentlich wohl: Einkehr, sich vollzieht, wovon uns im „Heldenthum und Christenthum" gerade das Entscheidende gesagt worden ist: d. h. wenn der Held zum Heiligen wird. Soll es sich nicht nur um mehr oder minder grosse, immer aber messbare Thaten in und an der Welt handeln, denen unsere historischen Siegeswünsche gelten, sondern um diese Eine absolute Gross- und Wunderthat der wahrhaftigen Weltüberwinderung, so würde freilich eine allerhöchste Siegesfeier zu begehen und ein Siegeslied anzustimmen sein, das aber auch von den erhabenen Heldenklängen der „Götterdämmerung" sich weit unterschiede. Innerhalb dieser Mythenwelt dringt dergleichen nur erst den edlen Frauengestalten einer Sieglinde und Brünnhilde aus den leidenvollen Herzen: in der Erlösungsmelodie aus der „Walküre" am Schlusse des gesammten „Ringes." Zum Gesange einer erlösten Menschheit wird diese „Heldenfeier" erst am Schlusse des „Parsifal."

Will man wirklich von einer „Anlage" sprechen, welche im Siegfried nicht zur Entwickelung gelange, weil er eben eigentlich gar nicht zur Welt kommt, wenigstens nicht, um in und mit ihr zu leben: so ist es gewiss nicht die Anlage zum geschichtlichen Helden, die uns etwa seine Kraftbethätigungen verrathen könnten. — Also — die Anlage zum „Heiligen?" — Dieser Begriff, moralisch gefasst, wie wir es gewohnt sind, kann bei der naivsten Willensbejahung dieser Persönlichkeit gar nicht in Frage kommen. Auch zum Heiligwerden gehört die Welt; der Held bedarf dessen nicht. Aber doch sprechen wir auch nicht unrecht von einer Heiligkeit der Natur. Und ist nicht das Heiligwerden zuletzt doch die höchste Blüthe des menschlichen Gefühlsvermögens, die eigentliche Heldenthat des Gemüthes? Wurzelt die Kraft, welche diesen Akt hervorbringen kann, nicht in der Liebe, jener reinmenschlichen Liebesfähigkeit, welche kein Begehren bedeutet, sondern eine innere Beziehung zu allem Lebenden in sich schliesst, wenn sie auch nicht immer als solche vollbewusst wird, wie etwa zuhöchst beim heiligen Franz? Wäre Siegfried nur Kraftmensch, so wäre wiederum sein Untergang nicht tragisch. Und wäre er der Wahrhaftige nur, weil er der Starke sich fühlt, so träte er kaum aus der Sphäre der Natur überhaupt heraus. „Wahr ist der Wolf, der brüllt, wenn er verschlingt" heisst es in Grillparzers „Weh dem, der lügt." Aber wir haben Siegfried unter der Linde gesehen. Wir hören ihn von seiner Mutter sprechen und von den Thieren des Waldes. Hier ist eine warme Sonne tiefen und zarten menschlichen Gemüthes. Sollte die nur einen Moment lang scheinen? Wäre sie nicht ein wesentlicher Theil, nein, mehr als ein Theil: eine Grundkraft dieses ganzen Menschen Siegfried? Verklärt sich darin nicht erst seine Wahrhaftigkeit zur vollen Menschlichkeit? Weil er, wenn er sich furchtlos in neueste Thaten und Abenteuer stürzt, nicht das Bedenken und Besinnen

Digitized by Google

kennt, was Alles damit für Andere angerichtet werden möge, — ist er deshalb etwa ein Wesen ohne Herz? Das doch auch der Wurm hatte! — Siegfried ist wahrhaftig in seiner Zartheit wie in seiner Kraft; und es ist lediglich Schuld einer allzu kraftlustigen Darstellung, wenn die „Scene unter der Linde“ ein einzelner „schöner Zug“ bleibt, und keine immanente Eigenschaft des Siegfriedwesens, — wenn, als das Schlimmste, die Wahrhaftigkeit des Kraftmenschen dann auch dem Weibe gegenüber, unverwandelt durch das Gefühl für die „Mutter“, nur noch in einer verletzenden Sinnlichkeit sich äussert. Ich habe zwei Künstler gesehen, denen ich es von Herzen danke, dass sie vor Allem mir die andere Wahrhaftigkeit, die jenes Siegfried unter der Linde, als bleibende seelische Eigenart des Helden überall, und vornehmlich bei der Brünnhilde, durch ihre edle Darstellung vollauf bestätigt haben: Ferdinand Jaeger in Wien 1879, und zwanzig Jahre später: Erik Schmedes in Bayreuth. Diese „Anlage“ lass' ich gelten, und dass die Welt diese nicht zur Entwickelung kommen lässt, während sie die Kraft in ihrem Dienste auszunutzen weiss: das ist von jener wehmüthigen Tragik, die wir aus den wie ergeben hinsterbenden Schlusstönen des wiederholten „Siegfriedmotives“ gleich einem ewigen „Es ist vollbracht“ in den tragischen Feierklängen nach Siegfrieds Tode zu vernehmen glauben. Auf diese Töne tritt dann erst wieder mit vollem Glanze die rauschende Siegesmusik des Heldenthemas allüberwältigend ein. —

Das Heldenthum Siegfrieds aber wollen wir trotzdem nicht nur als „Anlage“ begriffen wissen. Ist es kein Heldenthum in der Welt — als eines „Befreiers von grausamsten Plagen“, wie Herakles im alten Kulturlande von Hellas unter Wein und Oliven —: so ist es doch unter dem Schatten unseres deutschen Urwaldes in ihrer reinsten Gestalt die Natur des Heldenthums überhaupt, unmittelbar lebendig in der Persönlichkeit und bethätigt in der Symbolik der „sieben Thaten“ des Siegfried. —

Ueber die Persönlichkeit Siegfrieds hat uns vor einiger Zeit in diesen Blättern Herr Dr. Wilhelm Lubosch recht Beachtenswerthes mitgetheilt. Er hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass Siegfried nur in einer Wahnvorstellung Wotans der wahrhaft freie Held ist.*) Das Drama zeigt uns

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich es zur freundlichen Aussprache bringen, dass ich den immer geistvollen Erörterungen unseres Mitarbeiters in Bezug auf die Auffassung des Wotan nicht ebenso völlig beipflichten kann. Er scheint mir hier die leidenschaftliche Gestalt der persönlichen Verkörperung des Willens zum Leben doch allzusehr nur mit dem Verstande betrachtet zu haben. Dadurch nimmt Wotan's „Plan“ eine der Grösse der Gestalt nicht ganz entsprechende, gewissermaassen diplomatisch detaillirte Form an. Dass er den Ring zu den Rheintöchtern zurückgelangen zu lassen wünscht, wissen wir aus Waltrautens Erzählung. Dass er ihn aber in seinen Wandrerscenen sollte erst in die Hände Mime's und Alberich's „spielen“ wollen, um ihn diesen Schwächeren dann kraft seines Speeres abzugewinnen, das stimmt doch nicht recht zu dem „Spiele“, welches Wotan mit den Nibelungen selber, zumal mit Mima, offensichtlich treibt, und worüber er in solche reine Heiterkeit geräth, sobald er merkt, dass es immer auf eine Siegesaussicht Siegfrieds

Digitized by Google

Siegfried nicht als den Freien, sondern als den Furchtlosen; oder, wollen wir uns lieber an des Meisters eigene Definition halten, so dürfen wir sagen: nur sofern der arisch-germanische Geist in dem wahrhaftigen Manne den freien Mann erkannte, sei auch Siegfried ein Freier und wirke auf unser Empfinden wie ein Freier, beglückend, selbst befreiend! Im philosophischen Sinne ist er aber gerade darum, weil er sich immer gleich bleibt und nur nach dem ihm innewohnenden eigensten Willen lebt und handelt, an eben diesen Willen, an seinen Charakter gebunden, also: „unfrei". Man hat den grossen Einfluss Schopenhauers auf Wagner gewöhnlich im „Pessimismus" finden wollen, in einer Welterkenntniss, welche dem Meister als Dichter des „Tannhäuser" und „Lohengrin" doch nicht neu gewesen war. Dagegen scheint allerdings die volle Erkenntniss des Begriffs der „Freiheit" ihm erst durch Schopenhauers philosophischen Scharfsinn und Tiefsinn zu theil geworden, und daher die Umwandlung zu erklären, welche für ihn selbst die Bedeutung der Siegfriedgestalt innerlich erfahren hat. Der Dichter selber hatte einst mit Wotan einen „freien Helden" geglaubt und erwünscht: aber, wie seine „Götterdämmerung" anders schliesst als sein „Siegfrieds Tod", so ist auch nun der Held seiner Dichtung nicht mehr der Freie im alten Sinn, sondern seine ganze bezaubernde und wohlthuende Grösse gründet sich jetzt auf die Eigenart seiner unbedingten furchtlosen Wahrhaftigkeit.

Aus dieser Natur heraus entspringen wie ihre Blüthen seine Thaten. Sie sind, wie gesagt, symbolisch zu fassen: als Symbole also zunächst seiner ganzen Persönlichkeit, des Heldencharakters, der Heldenart. So

---

hinausläuft. Wozu wäre dann überhaupt Siegfried noch nöthig, und was könnte er Wotan noch bedeuten, wenn er weder das Schwert zu schmieden, noch den Wurm zu tödten braucht, weil ja der Ring auch ohne dies in die Nibelungenhände fallen und von ihnen an Wotan kommen soll? Käme es aber schliesslich zu der etwas seltsamen Situation, dass Siegfried den Ring an Wotan gleichsam als „Entrée" zum Walkürenfelsen gäbe: was hätten dann noch Siegfried und Brünnhilde zu thun? Wozu hätte Wotan sein ganzes Weltenelend und seine tiefste Götternoth einst Brünnhilden anvertraut, wenn sie alledas nicht einmal in Liebeslust zu vergessen braucht, um Siegfried zu minnen? Den Ring und damit die ganze Tragödie versenkt Wotan in den Rhein, und ohne alle tragische Verwickelung gelangt das liebende Paar unter dem väterlichen Segen des friedlich fortbestehenden Altgottes zum heiteren Vollgenusse des Daseins. -- Gut, er kann solchen freundlichen Wahnvorstellungen sich hingeben; aber dann ist er nicht Wotan mehr, dann fehlt seinem Geiste die Grösse seiner eigenen Tragik, und wenn sein Plan ihm missglückt, so ist das nur noch eine traurige Geschichte. Wohl aber entspricht es seiner Grösse und seiner Tragödie, wenn er den Wahn hegt: die Ewigjungen, die Welterben, denen er „in Wonne weicht", würden selbst, aus eigener Erkenntniss und Entschliessung, dem Ringe entsagen und ihn frei vom Fluche hingeben an die Fluth in „erlösender Weltenthat". Auf solcher That baute sich dann eine goldlos goldene Zukunft der Liebe auf, welche als würdige Lösung der Wotanstragödie erscheinen dürfte; und dass eben diese edel gewähnte Lösung nicht eintritt, — nicht, weil der Verstand sich irrte, sondern, weil die Naturen anders geartet sind, — das ist tragisch: und in diesem grossen Geiste des Werkes nur konnte der Dichter auch seinen Wotan sich denken und dichten. *H. v. W.*

Digitized by Google

schmiedet nur seine Kraft das Götterschwert neu; so besiegt nur seine Furchtlosigkeit den Riesenwurm; so beseitigt nur seine Wahrhaftigkeit jene verkörperte tückische Lüge, den Mime; so zerschlägt alldies zusammen als die Energie der ewigen Jugend den Speer des greisen Wanderers; und nur seine, aus dieser Natur flammende Liebesgewalt gewinnt sich damit das herrlichste Weib. Was ihm die Naturstimme des Vogels zu singen und zu rathen weiss, ist schliesslich nichts Anderes als der Ausdruck seiner eigenen Natur, die mit aller reinen Natur im Grunde des Wesens eines ist. So würden seine Thaten schon als solche Symbole der verkörperten Heldenart überhaupt von einem idealen Werthe sein. Aber immer erst bezöge sich dieser Werth auf die Gestalt allein. Obwohl diese Gestalt gerade immerdar das für den Eindruck Entscheidende sein wird, so bleibt doch noch übrig, die Bedeutung ihrer Thaten auch aus dem Drama zu erkennen und mit dem Gefühlsverständnisse für das Drama zu werthen, worin die Gestalt einen lebendigen Theil bildet. Wer aber dieses Drama, die gesammte Tragödie vom „Ringe des Nibelungen", durch Götterschuld und Götternoth, durch Heldenleid und Heldensieg, miterlebt hat, der sollte an der Bedeutsamkeit der Thaten, welche endlich den Sieg bis in den Tod zum leuchtenden Ausdruck bringen, nicht mehr zweifeln können. Er könnte es höchstens noch wieder, wenn er aus dem unmittelbaren Erlebnisse heraustritt und das Bewusstsein von der Gesammtheit über die Erinnerungen an Einzelheiten verloren hat, oder — wenn die Alleinherrschaft über sein Empfinden von der Macht der Musik, welche immer eine Uebermacht bleibt, ergriffen worden ist, und nun sein Denken davor in Zagen und Irren geräth. Dann, und nur dann etwa mag einmal auch das Gefühl sich ihm aufdrängen: die Feierklänge seien grösser als die Thaten. Ideale sind stäts grösser als Realitäten; aber gerade die Musik sollte uns lehren, auch die dramatischen Thaten nicht als Realitäten, sondern als Ideale aufzufassen; und das Drama wiederum sollte uns lehren, die Ideale in den Thaten realisirt zu sehen.

VII.

Betrachten wir nun also zuletzt noch die Thaten Siegfrieds als Theile und Ergebnisse des Dramas!

Sehen wir ihn das Schwert schmieden, so wissen wir, welches Wesen er damit neuschafft, welchen Inbegriff göttlicher Gedanken, Wünsche und Nöthe, menschlicher Schicksale, — welches Weltsymbol! Wir erinnern uns daran, dass der Meister mit künstlerischem Blicke auch das Schwert durchaus schon im „Rheingold" sehen wollte, gleich den anderen beiden Weltsymbolen des Gesammtdramas: Speer und Ring. Es ist wie diese ein im Bilde konzentrirtes, verdichtetes Drama selbst. Dieses Drama gleichsam

Digitized by Google

führt der junge Held vor unseren Augen auf, indem er das Schwert wieder zusammenschweisst: das Drama der Heldenhilfe, indem er sich selber hilft. — Und dann kommt er zu dem andern Symbole, dem Ringe, an welchem der doppelte Fluch haftet: der Liebesfluch und der Neidesfluch. Der, welcher um des Neides willen den ersten Mord in dieser Fluchkette des Weltschicksals begangen: „Fafner hütet den Hort.“ Die Urzeit, die Welt der Riesen, des Elementaren, lebt in ihm noch schläfrig fort, aber es lebt, mit stummer Warnung vor dem Ende. Und Siegfried, der unbewusst Kühne, tödtet diesen letzten Riesen, tödtet in ihm diese Urzeit, ein ganzes Geschlecht vergangenen Daseins, und die stumme Warnung wird laut im Tode. Er aber achtet nicht auf Urzeitenweisheit; er folgt nur der Stimme der Natur, dem Vogelsange. Nur von ihm belehrt, beseitigt er Mime und holt sich Ring und Tarnhelm aus der Höhle des Wurmes. Hier ist es sehr zu beachten, dass Siegfrieds nächste eigentliche „That“, die auf die Tödtung Fafners folgt und mit ihr verbunden ist, in unserem Drama nicht, wie in den Sagen, als die Gewinnung des Hortes erscheint, sondern lediglich als die Beseitigung Mime's. Die letztere aber bedeutet uns mehr als die Tödtung des Regin, selbst wenn wir die Sage von der Mordschuld der Götter an Regins Bruder Otr mit in Betracht ziehen. Hat Siegfried in seinen beiden ersten Thaten sich als der Held bewährt, welcher Götterwünsche selbst verwirklicht, so bethätigt und besiegelt er in der Tödtung des Mime den wesenhaften Gegensatz gegen das Widergöttliche, das Feindselige, das Nächtige, Neidige, das Nibelungenwesen. In diesem kurzen Augenblicke erleben wir noch einmal den ganzen alten Kampf zwischen Licht und Dunkel, zwischen Gott und Nibelung, sehen in Mime nicht nur den meuchlerischen Zwergenschmied gerichtet, sondern Nibelheims Neid, List und Rache. Ja, wir könnten hoffen, sie seien nun gleich dem Riesen besiegt durch das Schwert, wenn der Ring nicht wäre, und — „Alberich auch nach ihm lugte.“ Von diesem Ringe gerade ahnt aber Siegfried nichts; er nimmt ihn mit sich nur als „Zier“, die ihn an seine That der Wurmtödtung mahnen möge. (Was sie denn auch wirklich einzig thut, als er den mit Brünnhilden als Liebespfand vergessenen Ring später wieder an seinem Finger erblickt!) So ist ihm selber das Mitnehmen des Ringes gar keine „That“, und den Hort lässt er liegen: „so acht' ich sein müss'ges Gut“. Bei unserem Siegfried tritt also, bedeutungsvoll genug, der Hortgewinn ganz zurück; dafür aber kommt die geheimnisvolle, überall bisher nur angedeutete Begegnung mit dem „Wächter“ nun erst zu ihrer vollen Geltung und Bedeutung, da es Wotan selber ist, der hier zum ersten Male seinem Wunschhelden entgegentritt. Damit gelangt dieser zu dem dritten Weltsymbole, dem Speere, der die Weltrunen, die Gesetze der alten, d. h. der gegenwärtigen Welt trägt; und nun soll es sich entscheiden, ob im Siegfried der verkündete Held der neuen Welt erschienen, der des Speeres Spitze nicht fürchtet! — Aus dem Zusammenhange des

Digitized by Google

Gesammtdramas wird dieser Nebenzug der Mythen zu einer der grössten Thaten Siegfrieds. Wir erleben es, wie sein Schwert den Speer zerspellt: der Held, der Mensch besiegt den Gott, die Welt. Nicht nur mit der Vergangenheit hat er aufgeräumt, als er den Riesen schlug: auch über die ganze Gegenwart der Welt, das alte Herrschgebiet der Götter, schreitet er siegreich hinweg. Nun mag er selber auch untergehen in der Welt: er geht in der schon besiegten unter, und sein Ende ist das des Siegers, dem die Zukunft gehört. An Stelle der „Vaterrache“, welche die erste That des nordischen Sigurd war, ist also in unserem Drama die mittlere, vierte, und wenn man will: Gipfelthat des Helden getreten: die Besiegung des Heiligalten durch das Ewigjunge, welche auch unser Siegfried nur als Vaterrache empfindet: „Meines Vaters Feind! Find' ich dich hier? Herrlich zur Rache gerieth mir das!“ —

Mit dieser That erreicht er ja wirklich den Gipfel, wo die Jungfrau schläft, die er „wecken will;“ und wie da nun Brünnhilde in ihrer Liebe erst zum Weibe wird, so Siegfried auch erst zum Mann. Mehr Mann als Held gewinnt er sich die Maid, und doch ist die Erweckung schon eine Heldenthat nach altem Sagenrechte. Blicken wir gar zurück auf die Tragödie der „Walküre“: welch grosse Entscheidung vollzieht sich doch mit dem Einen weckenden Kusse, den der verheissene „herrlichste Held der Welt“ auf die schlummernden Lippen des bestraften und begnadeten Wotankinds drückt! Er, der das thut, ist der herrlichste Held der Welt. Nur Der gewinnt sich das herrlichste Weib, der nicht nur den Speer, der nun auch die Furcht selbst besiegt hat! — Aber der Dichter wirkt diesen Gewinn erst noch zu dem vollen Werthe der That vor unseren Augen dramatisch aus, indem er in breit ausgeführter Scene von grösster Bedeutung für das Gesammtdrama die Walkürenart Brünnhildens schmelzen lässt in der reinmenschlichen Gefühlsgluth des Schwertschmieders Siegfried. In dieser alles überwindenden Liebe wird auch alles vergessen, muss Alles vergessen werden, was nicht Liebe ist: der Liebesfluch Alberichs, die Götternoth Wotans, der Ring des Nibelungen und das Schicksal der Welt. Mit dieser That ist nun auch zugleich das Geschick des Siegfried entschieden. Zieht er jetzt in die Welt hinaus, so hat er, der damit am Ziele, nicht am Beginn seiner Heldenschaft steht, der sich in den fünf Thaten seines jungen Lebens als Held und „Jugendfürst“ bewährt und seine Bedeutung ausgelebt hat, nur noch zu sterben. Er stirbt am Trug, der Wahrhaftige, in den ihn seine sechste That, die Freite, verstrickt, die wir nun symbolisch erfassen als den Fluch des Weltwesens gegenüber der Heldenart. Der letzte Akt des Nibelungenneides ist ausgespielt.

Aber nicht die letzte That Siegfrieds! Und diese siebente und letzte nun, von der wissen die Mythen und Sagen nichts. Die hat unser Dichter ganz neu erfunden. Wirklich neu? Wirklich erfunden? — Aus der Gesammtheit alles Alten, das ihm dichterisch aus der Einheit der Idee

Digitized by Google

neu geworden, hat er sie gefunden: die letzte, grösste Blüthe aus den Grundwurzeln der ganzen Tragödie, das nothwendige Ergebniss ihres Dramas, — und gerade dies wiederum ganz und einzig doch als ein nothwendiges Ergebniss, als natürliche Blüthe aus seiner Siegfriedgestalt, aus dem Heldencharakter des Furchtlosen, der — mit Einem Worte — den Rheintöchtern den Ring versagt. —

Es bleibt nichts mehr hinzuzufügen: jetzt wissen wir Alle schon diese siebente That unseres Helden zu werthen. Hier konnte er wählen, und er wählt, wie er muss. Dieses grosse Muss seines Wesens, das ihm überkommen ist aus der tragischen Tiefe seiner Herkunft, das feiert würdig nach seinem Maasse der erhabene Todtensang in der „Götterdämmerung." Und daran darf sich's Jeder genügen lassen, auch der Anspruchsvollste, auch der Nachdenklichste, auch der Ungläubigste. Das Bild des herrlichsten Helden ist damit vollendet. Wer es aber noch seiner Phantasie nicht versagen mag, diesen neu geschaffenen Helden des Dramas wieder zurück zu versetzen in die alte meteorologische Mythenwelt, der mache sich meinetwegen das reizvolle Vergnügen, die sieben Thaten unseres Siegfried hübsch auf die sieben (sogenannten!) Sommermonate des germanischen Jahres oder auf die sieben Tage der Woche zu deuten. Wenn er mit dem Sonntag beginnt, da der Sonnenstrahl des Götterschwertes zum ersten Mal voll aufblitzt, und am Wotanstage (Wednesday) freudig just auf die Speerspaltung trifft, so mag er zuschauen, ob er am Donnerstage mit Thors Hammer den Bund der Liebe segnen kann — Mühe wird ihm das Weitere nicht machen und Schaden wird's Keinem thun. Wir aber überlassen das liebe Spiel Denen, die es können und mögen, und bleiben für heute nachdenkend zurück beim Ernst von Siegfrieds sieben Thaten. —

Hans von Wolzogen.

Holländer-Nachklänge.

Die Aufführung des „Fliegenden Holländers" in Bayreuth wirkte auf mich wie die Realisirung eines Traumes und doch wieder wie eine Traumvision, durchaus phantastisch und mit der leichten idealen Vollkommenheit eines Traumes.

Wenn man dieses Werk studirt, fühlt man deutlich, wie es ganz auf dem Element des Meeres ruht. Das Meer ist der Schooss, aus dem das Ganze wächst, der Grund, in dem alle seine Wurzeln stecken. Das Meer, das unendlich scheinende, in die Ferne lockende Meer, mit seinen ebenfalls lockenden Gefahren, mit seiner gewaltigen Musik, dem packenden Zauber

Digitized by Google

seines Rhythmus, seinen düsteren und seinen jubelnden Stürmen — das in die Ferne lockende, aber auch nach der Heimath zurückbringende Meer, das Sehnsucht weckende, „hinaus“- oder „zurück“-rufende Meer umfängt ganz und gar dieses Drama der Sehnsucht.

Jede Note des ersten Taktes ist in das Gefühl des Meeres getaucht. Einzelnes wie z. B. das „feuchte“ Windsgeheul kurz vor dem Steuermannslied oder der frische „Südwind“, der die Segel heimwärts bläht, wirkt fast physisch. Aber die ganze, so stark empfundene Naturstimmung ist nur der Rahmen für die Gestalt des grossen, kühnen Kämpfers, der „einst ein Cap umsegeln“ wollte — das Meer zog ihn hinaus — und nun von Sehnsucht nach Ruhe, nach der Heimath verzehrt wird — das Meer ruft ihn zurück. Dieses Drama des Seefahrers lässt sich gewiss als Symbol der strebenden, sich sehnenden Menschheit überhaupt auffassen, es ist aber auch als Meeresdrama gross und tragisch genug, um tief zu ergreifen.

Was aber — mir wenigstens — den Fliegenden Holländer so ergreifend machte, das gerade schien mir fast undarstellbar auf der Bühne. Selbst in den grössten Theatern, bei vollkommener Maschinerie, was gewöhnlich versagt, ist die Darstellung des Meeres. Gebirg, Wald, Felder — das hatte ich alles mit grosser, feiner Poesie darstellen sehen, niemals aber das Meer. So glaubte ich, dass eine vollkommene Aufführung des Fliegenden Holländers an den bühnentechnischen Schwierigkeiten scheitern müsste.

Aber in Bayreuth erlebte ich, wie im Traume, die Poesie des Meeres durch Bühnenkunst. Ohne einen gewissen Realismus wäre dies nicht möglich gewesen: das Meer muss wirklich wild wogen, es muss sich in unabsehbare Ferne ziehen, das norwegische Schiff muss schwanken. Wie könnte man sonst an das Geisterschiff glauben, das so sicher und rasch seinen Lauf durch den furchtbaren Sturm nimmt und dann unbeweglich, fest liegt — ohne Schaden zu leiden? Dann müssen aber auch diese Schiffe wirkliche Schiffe sein: so erst konnte die Abfahrt Dalands wirken mit dem wundervollen Bild des sich klärenden Himmels und dem regen Leben an Bord, Waschen, Segel aufziehen — und endlich dem langsamen und doch stolzen Gang des Schiffes, das der Holländer sicher einholen wird. Bei dieser jubelnd begrüssten Abfahrt empfand man noch tiefer den ganzen Schmerz des unseligen Verdammten, dem kein Meer, kein Riff, kein Sturm schaden kann, dem kein Südwind, keine Fahrt Freude bringen kann.

Wirkte der erste Akt — eigentlich die erste Scene — durch den Realismus der Darstellung, so brachte der dritte das Phantastische mit unheimlicher Grösse zum Ausdruck. Der geniale Wettgesang der beiden Mannschaften kann nicht von einem genialeren Bühnenbilde begleitet werden. Dieses Elmsfeuer war wirklich schauerlich. Noch erhöht wurde der grausige Eindruck durch die zarte Erscheinung des Abendroths nach

Digitized by Google

dem erloschenen Spuk — der Friede, den die höllische Mannschaft nicht erreichen kann.

Ergreifend war dann ebenfalls der Zusammensturz des Geisterschiffes: das „feste“ Schiff bricht auseinander wie ein loses Kartenhaus: das vermag allein Sentas That. Und dann nur eine in Wolken halb verhüllte Vision des erlösten Paares — in verklärter, ungreifbarer Ferne.

Aber keine noch so peinliche Aufzählung aller Feinheiten kann eine Idee von der Stimmung dieser Aufführung geben, denn sie liegt eben nicht allein in der wundervollen „Regie“, sondern im Zusammenwirken der Künste, welches eben auch schon in diesem Werke hervortritt.

Auf der rein musikalischen Seite möchte ich nur das langsame Tempo des Matrosenchores zu Anfang des dritten Aktes hervorheben. Das langsame — mir scheint, das richtige Tempo. Wie kräftig kamen auf diese Weise die Accente heraus, wie plastisch zeichnete sich der Rhythmus, wie klar erklang jede Note der Melodie. Ein Tanz, bei dem man schwer mit dem Fusse stampft, kann doch nicht ein bewegter sein.

Die gefürchteten „Italianismen“ (namentlich im ersten Akt) verschwinden ganz in diesem Styl der Aufführung. Die breiten Melodien des Holländers wirken nicht italienisch sentimental, sondern wie der wahre Ausdruck einer sanften Klage, denn hier „erzählt“ der Holländer nur. Anders im dritten Akt, wenn ihn die Verzweiflung mit Wucht erfüllt, da ist der furchtbare Schmerz gegenwärtig und lässt keine „Melodie“ entstehen. Auch das „Terzett“ wirkte nicht als solches, sondern wie eine lebendig bewegte dramatische Scene. Die Frage, ob der „Holländer“ nach Bayreuth gehört, kann gar nicht aufgeworfen werden: er hat dort seine erste Aufführung, seine Verlebendigung erfahren.

Auf alle, die ihn erlebten, wirkte er wie eine ergreifende Offenbarung. Auf mich vielleicht besonders erschütternd, weil ich aus dem Seefahrervolk par excellence komme, weil ich vielleicht noch einen Tropfen Blut des „Holländers“ besitze . . . . .

Eine solche Offenbarung konnte aber nur der Bayreuther Geist zu Stande bringen, der die Traditionen des Meisters lebendig erhält und erhalten wird.

An Bord des „Kronprinz“ auf dem atlantischen Ocean.

J. Vianna da Motta.

Digitized by Google

Der arische Gedanke.

Vorbetrachtung.

Die Aufsätze des Dr. Graevell haben seit Jahren bei unseren Lesern ein besonderes Interesse und Wohlgefallen erregt, sodass man schon deshalb ihnen eine neue Zusendung des selben Verfassers, die wiederum die arische Frage behandelt, nicht vorenthalten mag. Nur ist es nicht wohl möglich und zulässig, diesmal ganz stillschweigend eine Wendung des geschätzten Mitarbeiters auf ein Gebiet und zu einer Anschauungsweise geschehen zu lassen, welche der von uns seit jeher eingeschlagenen Richtung, obzwar bei gleichem Endziele, doch keineswegs entspricht.

Wir Bayreuther — mag man uns immerhin einseitig schelten! — haben reiner arischer „Mystik" genug in unserer lebendigen deutschen Musik und Kunst und fühlen als geistige Gesammtheit — von vereinzelten persönlichen Neigungen etwa abgesehen, — gar kein Bedürfniss nach den Hilfsmitteln einer modernen „Theosophie". Diese Wahrheiten, von unsern grossen Mystikern einstmals in echt arischem Geiste erkannt und ausgesprochen, haben sich darin mit allerhand Phantasien verbunden, welche für unseren Geschmack der kräftig gestaltenden Art unserer deutschen Kunst entbehren, wo sie aber auch als Wissenschaft gelten wollen, eine Vermischung von Dingen sich zu Schulden kommen lassen, die gerade vom arischen Geist immer strenge geschieden wurden: die physisch-historischen Objekte des wissenschaftlich erkennenden Intellektes und jenseits dessen Grenzen die metaphysischen der genialen Intuition. Wobei mir scheint, dass unter dem Einflusse semitischen Täuschergeistes aus Metaphysik — Kabbala gemacht worden sei! —

So kann es für uns auch nur die Bedeutung einer zum Kennenlernen interessanten eigenartigen Auffassung gewisser neuzeitlicher Sonderbestrebungen von idealem Drange haben, wenn in diesem Aufsatze ohne Weiteres — Gobineau und Sinnett paarend — aus theosophischen Intuitionen „historische" Thatsachen, bis in Jahreszahlen von unheimlicher Länge hinein, gewonnen werden, worin wir nur eben erst mehr oder minder geistvolle Phantasiespiele zu sehen vermögen.

Dass dabei allerdings Manches mithineinspielt, wofür bereits auch wissenschaftliche Ansätze vorhanden sind, und was späterhin sich noch weiter bestätigen lassen mag, ist gar nicht zu verwundern; denn so ganz aus dem Nichts erfindet selbst genialste Intuition nicht, wenn sie einmal nicht nur dem Metaphysischen zugewandt bleibt, woran nichts zu erfinden ist. Ein Anderes aber ist beachtenswerther: dass nämlich bei solchen Betrachtungen doch auch Probleme von hoher ethischer Bedeutung sich aufdrängen, zu deren Lösung die energische Betonung des arischen Gedankens hinzuleiten hilft, als welchem bis zu seinen tiefsten Wurzeln in der Geschichte der Rassen nachzuspüren gewiss eine allermeist wichtige Aufgabe jeder ehrlichen Schülerschaft Gobineau's, zu der wir uns zählen, sein und bleiben soll!

Zwar ist es zu viel gesagt, womit unser Verfasser beginnt: das der „alldeutsche Hochgedanke" eigentlich nur in rohem Chauvinismus bestehe, da vielmehr Einzelne, die nichts zu sagen und zu bedeuten haben, ihn derart eng und irrig verstehen mögen. Aber eine Gefahr ist doch bei der jungen germanischen Bewegung (weil sie die Gefahr der Zeit überhaupt ist), wenn sie aufgenommen wird von einer Masse oder von Parteien, die sich überall so leicht an Phrasen genügen lassen und ihren Idealismus auf materiellen Sondernutzen einschränken. Wer den Sieg des Germanenthums bereits in einem blossen Obsiegen zeitweiliger politischer Macht zu sehen vermag, hat die Augen nicht, und auch

Digitized by Google

nicht das Herz, unsern Zielen nachzustreben, welche die Erfüllung des arischen Gedankens bedeuten.

Dagegen nun wieder die ernste Aufmerksamkeit eben auf die geistige Bedeutung arisch-germanischer Selbstbesinnung zu richten, ist immer verdienstvoll, und in diesem Sinne vor Allem möchten wir auch den neuesten, für uns so manches Fremdartige mit sich führenden Aufsatz unseres werthen Mitarbeiters aufgefasst wissen, um uns über seine Aufnahme in unseren Blättern als Theil einer weiten Gesammtheit von rassen-ethischen Studien und Bestrebungen vor unseren Lesern beruhigt fühlen zu dürfen.

H. v. W.

Seit einiger Zeit mehren sich die Anzeichen, dass wir einer „arischen Frage“ entgegengehen. Diese beschäftigt vorläufig allerdings nur die Höchstgebildeten und das ist ja immer nur eine Minorität. Die grosse Masse wird zunächst noch für die chauvinistischen Gedanken der Ausbreitung des eigenen Volkes gewonnen werden, die, wenigstens für die Deutschen, noch neu sind. Es ist der sogenannte alldeutsche Hochgedanke, der wesentlich darin besteht, alles Heimische vortrefflich und alles Ausländische minderwerthig zu finden und der schliesslich darin gipfelt, andere kleinere Völker möglichst von ihrem Grund und Boden zu verjagen und sich in das von ihnen kultivirte Land zu theilen. Da gibt es „Völkische“, die alles Ernstes die sämmtlichen 5 Millionen Tschechen per Schub nach Russland bringen lassen wollen, Andere wünschen den Russen, trotzdem sie wissen könnten, dass diese sich noch stärker vermehren als die Deutschen, den ganzen Süden abzunehmen, und was der interessanten Zukunftsphantasien mehr sind. Es sind natürlich die selben Leute, die entrüstet darüber sind, dass die Engländer in Transvaal nach dem selben Rezepte verfahren, oder dass Ludwig XIV. seiner Zeit sein Land auf Kosten der Deutschen vergrössert hat. Wenn die Franzosen und Engländer etwas thun, ist es eine nichtswürdige Raubpolitik, wenn die Deutschen aber das selbe thun, ist es ganz in der Ordnung. Das war die Logik der Egoisten von jeher. Es ist die selbe, welche die Kaffern in den klassischen Rechtsgrundsatz zusammenfassen: Wenn mir mein Nachbar meine Schafe stiehlt, hat er Unrecht, wenn ich ihm aber seine stehle, habe ich Recht.

Es fragt sich nur, ob bei dieser skrupellosen Auffassung der Politik die Zivilisation gewinnt. Wer nur an sich und die Befriedigung seiner egoistischen Wünsche denkt, hat es allerdings leicht im Leben. Dem Gewissenhaften und Edlen, der immer darüber nachdenkt, ob er auch Keinem ein Unrecht zufügt, ob er dem Willen Gottes gemäss lebt, wird das Leben schwer gemacht. Die Politik der Völker pflegt ebenfalls nur zu oft von dem Instinkt egoistischer Begierden gemacht zu werden. Deshalb bietet sie eine beständige Aufeinanderfolge von Kampf und Eroberung, von Bündnissen und deren Auflösen, von Hinterlist und Vergewaltigung dar. Unser aufgeklärtes Jahrhundert hat wenig Ursache auf frühere „barbarische“ Zeiten herabzublicken: es macht es gerade so wie diese.

Digitized by Google

Früher pflegte man wenigstens noch den Papst als den sichtbaren Vertreter Gottes als berechtigt anzusehen, Kriege zu verhüten und Könige abzuhalten Unrecht zu thun. Aber auch diese Schranke ist gefallen und der neueste Versuch, durch ein Schiedsgericht den kriegerischen Zusammenstoss friedlicher Bevölkerungen zu verhindern, ist bis jetzt von keinem Erfolg begleitet.

Das arische Prinzip ist vielleicht befähigt, eine Lösung herbeizuführen, an die man bisher aus Unkenntniss des arischen Gedankens noch nicht gedacht hat. Wir sind Alle noch in der veralteten Anschauung erzogen worden, dass wir Deutsche Nachkommen der alten Germanen und diese Arier sind, also wir sind Arier, Indogermanen. Allein die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Anthropologie und Ethnologie geben ganz andere Resultate. Darnach hat sich die Bevölkerung in der Art verschoben, dass nur noch wenige Länder eine rein arische Bevölkerung haben und dass wir leider kaum noch zu diesen bevorzugten Ländern zu rechnen sind.*)

Unsere ganze Geschichtsauffassung war oberflächlich. Wir müssen endlich dahin kommen, den Gang der Weltgeschichte vom Gobineau'schen Standpunkt aus zu betrachten, also in erster Linie die Rassenbewegungen zu studiren. Völkergeschichte wie Volksgeschichte ist die Geschichte der Bewegung der Bevölkerung. Wir müssen also auch die ethnographische Zusammensetzung der einzelnen Völker genau kennen, wenn wir Politik treiben wollen. Statt alle lateinischen Inschriften zu sammeln, wäre es viel angebrachter, wenn der Staat das Geld für solche Untersuchungen ausgeben würde. Alle philologischen Kenntnisse können uns nicht vorwärts bringen. Das kann nur die Wissenschaft vom Volk. Eine internationale Akademie von Gelehrten müsste das ganze Material sammeln und zusammenstellen. Gerade in Deutschland ist das Interesse für diese Studien ausserordentlich gering. Noch immer wird philologischer Pedanterie mehr Aufmerksamkeit geschenkt und die Regierungen thun für die Aufhellung ethnologischer Probleme so gut wie nichts.

In der Politik fehlt daher naturgemäss der Standpunkt der Rassenpolitik. Man verwechselt Rasse, Sprache und Staat beständig. Aber eine Bevölkerung kann z. B. eine Sprache einer anderen Rasse sprechen, ohne zu dieser zu gehören; in einer Bevölkerung können mehre Rassen übereinander leben, so dass die eine die andere beherrscht. Nach welchen Grundsätzen soll da also regiert werden? Soll die Rasse oder die Sprache den Ausschlag geben? Soll die regierende Minorität in erster Linie berücksichtigt werden oder der Nutzen der Masse, falls beide sich nicht vereinigen lassen? Ist eine arische Politik noch möglich? und beruht dann auf ihr

*) Mit Sarkasmus bemerkt der gelehrte Vacher de Lapouge in seinen Vorlesungen über die soziale Rolle der Arier, gehalten zu Montpellier 1889—90: Die Tschechen streiten sich mit den Deutschen in Böhmen um Panslavismus und Pangermanismus, obgleich die einen sowenig Slaven wie die andern Germanen sind.

Digitized by Google

die Zukunft der Menschheit? oder wird das Arierthum, wie Gobineau meinte, ganz verschwinden?

Bevor man den Versuch macht diese wichtigen Probleme zu lösen, die sowohl vom wissenschaftlichen wie praktisch-politischen Standpunkte von Interesse sind, dürfte es von Wichtigkeit sein zu untersuchen, was wir über den Ursprung der Arier sagen können. Denn hier ist alles strittig bei den heutigen Gelehrten, die trotz grössten Scharfsinns und eingehendster Untersuchungen noch nicht dazu gelangt sind sich über die wichtigsten Punkte zu einigen. Ich verzichte bei deren Behandlung absichtlich auf jeden gelehrten Apparat, da sonst ein dickes Buch entstehen würde, und berichte nur ganz kurz, nach den Quellen, die mir zur Verfügung stehen, wie wir uns die Entstehung des arischen Volkes zu denken haben.*)

Nach den neuen theosophischen Anschauungen, die zugleich uralt sind, aber seit 25 Jahren von der im Jahre 1875 gestifteten theosophischen Gesellschaft vertreten werden, ginge die Entwicklung der heutigen Menschheit in sieben grossen Wurzelrassen vor sich, der Art, dass jede Wurzelrasse ein neues geistiges Prinzip, eine neue geistige Eigenschaft entwickelt. Es ist die Darwinsche Evolutionstheorie übertragen auf die Geschichte der Menschheit.

Unsere, die arische Rasse, ist danach die fünfte und ihre Aufgabe ist es, das Prinzip des Verstandes (indisch Manas) zur Vollendung zu bringen. Es gingen ihr also schon 4 Urrassen voraus, die theils in ihren Nachkommen noch auf Erden weiter leben, theils aber durch grosse Fluthen ihren Untergang gefunden haben. Denn jeder neuen Rasse gehen grosse Veränderungen der Erde vorher.

So lebte die dritte grosse Wurzelrasse auf dem jetzt untergegangenen Weltteil Lemurien (zwischen Asien und Australien, wo noch die dem Untergang geweihten Papuas Zeugniss von ihnen ablegen), die vierte auf Atlantis, einem ungeheuren Kontinente, der sich, jetzt im Meere versunken, zwischen dem heutigen Amerika und dem heutigen Europa befand und der noch lange in der Erinnerung der alten Völker weiter existirte. Die Bewohner der Atlantis entwickelten nach und nach 7 Unterrassen, nämlich die Rmoahals, Tlavatli, Tolteken, Turanier, Semiten, Akkader und Mongolen. Diese Völker drangen auch nach Asien und dem kleinen Teil von Europa, der damals existirte (Spanien, Insel Preussen, Lappland), und mischten sich mit den Resten der Lemurier. Auf die Weise sind z. B. die räthselhaften Basken entstanden, die ethnographisch etwa den indischen Dravida zugerechnet werden können.

*) Ich verweise den, der sich für die Einzelheiten interessirt, auf das kürzlich erschienene grosse Wörterbuch der arischen Kultur von Schrader, auf Gobineaus Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, deutsche Ausgabe von Schemann, 4 Bände, Isaac Taylor The Origin of the Aryans, Sinnett, The Beginning of the fifth Race (London 1897) und W. Scott-Elliot L'Histoire de l'Atlantide, Paris 1901.

Digitized by Google

Die Arier nun sind aus der fünften Unterrasse, also den Ursemiten, entstanden. Die Semiten waren ein unruhiges, kräftiges, kriegerischer Volk, welches im nordöstlichen Teil der Atlantis lebte, zu dem noch das heutige Irland und Schottland als festes Land gehörte. Hier wurde ungefähr eine Million Jahre vor unserer Zeit der kleine Kern vom „Manu" ausgewählt und nach Vorderasien geführt, um dort zu seiner hohen Bestimmung vorbereitet zu werden.

Natürlich war damals die Gestalt unserer Erde eine ganz andere als heutzutage und sie veränderte sich beständig durch die grossen Wasserkatastrophen.*) So fand etwa 800000 Jahre vor uns eine grosse Ueberschwemmung statt, die die Atlantis zerriss und die übrigen Welttheile gänzlich veränderte. Zwischen den beiden grossen Sündfluthen von 800000 Jahren und später 200000 Jahren vor uns finden wir die Völker Rmoahal und Tlavatli in Nordwesteuropa (England, Skandinavien, Insel Preussen, Bretagne), in Spanien Tlavatli. In Südeuropa bildeten sich die Akkader, die sich auf dem mit Europa noch zusammenhängenden Afrika ausbreiteten. Semiten waren in Vorderasien und Afrika, Turanier im Innern Asiens, im Norden bildeten sich die Mongolen. Zwischen den Jahren 200000 vor uns bis zur Katastrophe von 80000, in welcher Atlantis in die beiden grossen Inseln Ruta und Daitya gesprengt wurde, befanden sich Rmoahals in Nordeuropa, Akkader im Centrum und Süden und Nordafrika, das bei Griechenland noch mit Europa zusammenhing, im Nordwesten Tolteken und Akkader, Centralasien Semiten, im Osten Turanier, im Norden Mongolen, die (ebenso wie Semiten) bis nach dem heutigen Nordamerika reichten.

Schliesslich ging im Jahre 9564 vor Christi Geburt das letzte Ueberbleibsel des grossen Kontinents, die Insel Poseidonis, unter und lebten damals in Europa die Nachkommen der genannten Völker.**) Die heutigen britischen Inseln waren damals noch mit dem Festland verbunden und Nord- und Ostsee existirten noch nicht. Dagegen hatte sich das mittelländische Meer schon gebildet, während an Stelle der Wüste Sahara der grosse Ozean seine Fluthen an der Stelle des heutigen Tripolis mit denen des Mittelmeers vereinigte, wo Algier und Marokko als Insel hervorragten. In Zentralasien war ein ungeheurer Landsee, so gross etwa wie das mittelländische

*) Dass wirklich solche „Sündfluthen" stattgefunden haben, geht nicht allein aus dem übereinstimmenden Zeugnis der alten und neuen Völker hervor, es ist klar berichtet in einem amerikanischen Manuskript, das unter dem Namen Troano sich in British Museum befindet und von Le Plongeon übersetzt worden ist. Nach ihm wurden z. B. „im Jahre 6 des kan, den 11. mulm, im Monat zac, 8060 Jahr vor der Niederschrift des Buches" (das vor ungefähr 3500 Jahren von den Maya's in Yucatan geschrieben zu sein scheint) 64000000 Menschen von den Fluthen mit fortgerissen.

**) Poseidonis war etwa so gross wie der Rumpf Europas ohne Russland. Hier lag die prächtige Hauptstadt „Die Stadt mit den goldenen Thoren", die zur Zeit ihres Glanzes 2 Millionen Einwohner zählte.

Digitized by Google

Meer stehen geblieben, wo heute die Wüste Gobi liegt. Früher war dieser Landsee in Verbindung mit dem Weltmeer gewesen, das sich hier tief in das Innere von Asien erstreckte. Diese Stelle ist die Heimath unserer Rasse.

Die semitische Kolonie war unter Führung des Manu, nämlich eines fortgeschrittenen Propheten, dessen geistige Individualität noch einigermaassen in dem Porträte des Moses fortlebt, nicht allzu lange in Vorderasien geblieben. Denn die Kolonisten fingen an sich mit den Töchtern des Landes, die der dritten Wurzelrasse angehörten, zu verbinden und so ihre eigene Rasse zu verschlechtern. Daher beschloss der Priesterkönig, der sich beständig in seinem Volke weiterinkarnirte, 400 Jahre nach der ersten Niederlassung eine neue Gründung zu veranstalten. Er wählte 25—30 Familien aus, die noch unberührt von fremdem Blute waren, und führte sie nach jener Gegend an den grossen See, wo heute die Wüste Gobi ist.

Hier lebten ihre Nachkommen lange Zeit in beständiger Unterwerfung unter den Willen des Manu. Sein Wunsch galt ihnen als die Stimme Gottes. Strenge Gesetze hielten die Reinheit des Blutes und Sittenstrenge aufrecht. Nur je ein Sohn war einer Familie gestattet. War das erste Kind ein Sohn, so wurde keine weitere Nachkommenschaft erlaubt. Waren die ersten Kinder Töchter, so durfte nur eine von ihnen heirathen. Der Grund dieser Maassregeln ist dem mit der okkulten Lehre Vertrauten einleuchtend. Als das kleine Völkchen auswanderte, waren nur wenige Seelen so fortgeschritten, um sich in ihm zu reinkarniren. Man musste warten, bis allmählich genügend vorbereitete vorhanden waren, sonst wäre das Unternehmen gescheitert.

Sie waren ein sehr einfach lebendes Volk, das ein durchaus primitives Leben führte, das nichts gemein hatte mit der raffinirten Zivilisation der Atlantäer. Der Manu verbot ihnen auch alles, was an deren die Sitten verderbenden Luxus erinnern konnte. So war ihnen z. B. nicht gestattet Statuen von Menschen und Thieren herzustellen, weil bei den Atlantäern die Sitte bestand kostbare Standbilder der eigenen Persönlichkeit aufzurichten zur Anbetung des eigenen lieben Ichs. Bekanntlich hat sich diese Maassregel bei den Semiten erhalten, wie man aus den zehn Geboten der Juden und den Verboten Muhameds ersehen kann. Auch erklärt sich leicht, warum sich die Juden für ein auserwähltes Volk halten. Sie waren — wie wir gesehen haben — allerdings zu grossen Dingen bestimmt, wurden aber später als ungeeignet wieder verworfen. Man sandte ihnen nach einiger Zeit zwar eine Kolonie zur Auffrischung ihres Blutes zu. Aber die Juden wollten von den neuen Ankömmlingen nichts wissen, während die anderen Semiten sich zu ihrem grossen Nutzen mit ihnen verbanden und so also verariert wurden.

Der Fortschritt unserer Vorfahren war ein sehr langsamer. Sie lebten zwar am Ufer eines grossen Sees, aber es dauerte lange, bis sie sich elender

Digitized by Google

kleiner Kähne bedienten. Sie entdeckten eine Insel, wo sich die Trümmer einer alten lemurischen Stadt befanden, die sie bevölkerten, ähnlich wie später die alten Deutschen die Römerstädte (Mainz, Augsburg, Wien u. s. w.) in ihrer Weise ausnutzten.

Im vorigen Jahre hat eine wissenschaftliche Expedition in der Wüste Gobi festgestellt, dass dort früher ein grosses Wasser gewesen sein muss. Es wäre zu wünschen, dass die russische Regierung, deren Bestimmung es zu sein scheint, dieses klassische Land über kurz oder lang in Besitz zu nehmen, Nachgrabungen veranstaltete, welche zur Auffindung der im Sande vergrabenen ersten arischen Hauptstadt führen. Es wäre dies eine Unternehmung, deren Wichtigkeit sich mit der Ausgrabung des alten Troja durch Schliemann vergleichen liesse.

Als die Nachkommen der ersten Ansiedler allmählich — nach Ueberwindung der grossen Naturkatastrophen, die zur Neubildung des Erdtheiles nöthig waren — zu einem grossen Volke oder richtiger zu einem Konglomerat von Völkern angewachsen waren, sandten sie zuerst nach Indien eine grosse Schaar von Auswanderern. Da damals die grosse Felsenkette, die heute ihre schneeigen Häupter gen Himmel sendet, noch nicht als beinahe unübersteigliches Hinderniss existirt zu haben scheint, so ist es begreiflich, dass beide Theile des Volkes lange in beständiger Verbindung, ja unter einer Regierung, gestanden haben.

Die einheimische Bevölkerung von Indien bestand aus Atlantäern und Lemuriern, die in langen Kriegen die arische Einwanderung bekämpfte und von Besitzergreifung des Südens abhielt. So kommt es, dass heute die Mehrzahl der Bewohner Indiens keine Arier sind. Die Arier selbst entwickelten sich dort möglichst abseits der Urbevölkerung, indem sie sich allmählich durch Kasten abschlossen und so schliesslich versteinerten.

Ursprünglich hatten die Kasten eine andere Bedeutung als heute. Sie beruhten nicht auf dem System der Geburtsrechte, sondern waren nur eine Eintheilung des Volkes nach seiner Geeignetheit für bestimmte Berufe. Jeder konnte von einer Kaste zur anderen aufsteigen. Erst später endete das System in der Erstarrung, die den Fortschritt der heutigen Bevölkerung so sehr hemmt.

Auch das Gesetzbuch des Manu ist im Laufe der Zeit gänzlich verändert worden, so dass es (durch die Schuld der Brahminen) die Aehnlichkeit mit dem Original völlig eingebüsst hat. Die Periode des Verfalls begann — wie gewöhnlich — mit der Einführung der Schrift. Die ursprünglichen heiligen Bestimmungen waren während der Jahrhunderte stäts mündlich weiter verbreitet worden. Sogar die Melodie der Veden (deren Sinn man heute nicht mehr versteht) wurde auf diese Weise bis heute erhalten.

Auch auf der hinterindischen Halbinsel dehnten sich die Arier aus. Wir haben im vorigen Jahre mit Staunen und Bewunderung ihre Spuren

Digitized by Google

auf der grossen Pariser Ausstellung zu sehen Gelegenheit gehabt. Die ungeheuren Tempel von Bayoni sind wohl die grössten der Erde und lassen jedenfalls alles weit hinter sich, was die Christen je geschaffen haben. Das Volk der Khmêr hat eine eigenartige Kultur in Hinterindien geschaffen, von deren Bedeutung noch das heutige grossartige Rechtsbuch Zeugniss ablegt. Die Sanftmut und Güte des dortigen Volkes aber beweist nach dem Urteil von Kennern (Cf. Fielding *the Soul of a People*), dass edle Eigenschaften wahrlich nicht blos bei uns zu Hause sind. Die Bewohner von Birma und Siam haben viel Blut der Tlavatli in sich, aber das arische Blut dominirt.

Von der zweiten Unterrasse der Arier habe ich schon gesprochen. Ausser der genannten Auswanderung nach Vorderasien, fanden noch solche der Ursemiten nach Nordamerika und der arianisirten nach Nordafrika statt, wo sich bis heute die blonden Kabylen und die schon durch ihre arischen Namen an ihre Abstammung mahnenden Tuareg als reinster Ueberrest erhalten haben.

Die dritte Unterrasse, die sogenannten Iranier, bildete sich in Nordwestasien und drang nach Süden vor in die Gegenden, die heute Persien, Afghanistan, Arabien und Aegypten heissen. Bei der Wichtigkeit des letztgenannten Landes will ich einige Worte über seine frühere Geschichte hinzufügen. Die „göttliche Dynastie“, deren Existenz von modernen Geschichtsschreibern als fabelhaft bezweifelt wird, basirte auf einer Auswanderung von Tolteken, jenem mächtigen Volke von Atlantis, dessen herabgekommene Nachkommen als Indianer in Nord- und Südamerika noch weiter leben. Ihr Werk ist die Errichtung der beiden grossen Pyramiden von Gizeh, deren Bedeutung bis jetzt verkannt wurde. Man hat behauptet, sie seien zu Begräbnissstätten bestimmt gewesen. Aber wenn man auch später, als ihre ursprüngliche Bestimmung nicht mehr bekannt gewesen sein mag, sie als solche benutzt hat, so ist es doch sicher, dass die alten Aegypter schwerlich so thöricht gewesen sein können, solche ungeheuere Kolosse blos zu diesem Zwecke zu bauen. Vielmehr waren sie aufgeführt einesteils, um als Ort für die geheimen Initiationen zu dienen, andernteils um wichtigste Gegenstände dort aufzubewahren bei Zeiten allgemeiner Ueberschwemmung, die die Priester voraussahen. Denn sie waren in der okkulten Wissenschaft in einer Weise bewandert, die man heute nicht mehr für möglich hält.

Die grosse Fluth trat dann auch bald ein und hielt Aegypten lange Zeit unter Wasser. Als es wieder zum Vorschein kam, wurde es von neuem bevölkert von den Nachkommen der alten Einwohner, die sich in die Berge Abyssiniens, das eine Insel bildete, geflüchtet hatten, und von anderen Kolonisten, die von überall her herbeikamen. Namentlich veränderte eine akkadische Einwanderung beträchtlich den Typus der Bevölkerung. Unter ihnen blühte die zweite „göttliche Dynastie“, d. h. welche von initiirten Adepten gebildet wurde.

Digitized by Google

Nach einer neuen Katastrophe (ungefähr vor 80,000 Jahren) begann die dritte, von Manetho erwähnt, „göttliche Dynastie." Der Untergang von Poseidonis machte auch — nach einer kurzen Ueberschwemmung — der göttlichen Dynastie ein Ende.

Auf die Weise erklärt sich die alte ägyptische Kultur, deren Trümmer wir mit Staunen in unseren Museen betrachten, als aus einer Mischung verschiedener Volkselemente hervorgegangen. Die Aehnlichkeit der Architektur (z. B. der Pyramiden) mit der der alten Indianer in Mittelamerika ist ebenso in die Augen springend wie die der religiösen Vorstellungen. Auch die Hieroglyphen finden sich in beiden Ländern, und die Sprachen haben grosse Aehnlichkeit. Besonders interessant ist zu konstatiren, dass ebenso wie bei den amerikanischen Völkern in Aegypten und dem geistig davon abhängigen Griechenland die selben „Mysterien" bestanden und infolge dessen die selben Symbole. Ja man findet die selben heiligen Zeichen über ganz Europa verbreitet, woraus hervorgeht, dass in der That der von mir angegebene Zusammenhang der Völker bestand. So findet man z. B. die Svastika (das Hakenkreuz) sowohl in den Pyrenäen, wie bei den Germanen, wie in Aegypten. Das selbe gilt vom christlichen Kreuz.*)

Ich will kurz die Ceremonie der Initiation beschreiben, wie sie im Innern der Pyramide stattfand und wie sie viele alte Völker kannten. Der Tschela (Jünger) wurde auf ein ausgehöhltes hölzernes Kreuz gelegt, die Hände wurden ihm leicht angebunden, um anzudeuten, dass er freiwillig auf die Erdenlust verzichte. Er wurde nun in Trance versetzt und seine Seele verliess den Körper, um im Astralgebiet die Erd-, Luft-, Wasser- und Feuerprobe zu bestehen. Sein Leib wurde, während die Seele drei Tage und Nächte in der „Hölle" d. h. im Jenseits war, in ein tieferes Gemach getragen und wartete in diesem „Grabe" auf die „Auferstehung." Wenn die Seele zurückkehrte, war sie befreit, sie hatte den Tod überwunden und der Epopt empfing in einem höheren Gemach, wo der erste Sonnenstrahl den Körper durch eine lange Oeffnung traf, die Initiation (Einweihung in die höchsten Mysterien).

Die vierte Unterrasse der Arier sind die Kelten, welche sich ebenfalls von der Urbevölkerung in Zentralasien trennten und östlich vom kaspischen Meere ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten als Volksstamm sich aneigneten. Sie waren von Anfang an ein unruhiges, kampflustiges Volk, das einen Gegensatz bildete zu den ruhigen, ernsten Iraniern. Sie dehnten sich in zwei mächtigen Strömen über Europa aus, dem nordwestlichen, der sich bis zu den britischen Inseln erstreckte, und dem südlichen, der die Halbinseln des Mittelmeeres in Anspruch nahm.

Natürlich fanden sie, wie ich schon ausgeführt habe, eine einheimische Bevölkerung vor, mit der sie sich mischten und so neue Völker bildeten.

*) Man vergleiche A. Bertrand La Religion des Gaulois Paris 1897.

Digitized by Google

Im Norden sassen damals noch Nachkommen der alten Rmoahals, deren letzten man noch im „Manne von Furfooz“ erkennen kann. Die Rmoahals waren ursprünglich eine braune Rasse von ungeheurer Grösse gewesen (waren sie ja doch aus den schwarzen lemurischen Riesen hervorgegangen, die auch in der Genesis 6, 4 erwähnt werden!); aber nach und nach degenerirten sie, um schliesslich zum rundköpfigen, brachykephalen Menschen von Furfooz und später zum heutigen Lappen zu werden.

Im Süden gab es Tlavatli, deren letzten Repräsentanten man im „Menschen von Kro-Magnon“ zu erkennen hat, während die Pfahlbauer der Schweiz eine ältere Bevölkerung darstellen, deren Blut weniger rein ist. Die Tlavatli waren rothbraun, aber etwas kleiner als die Rmoahals, während Semiten und Akkader weiss waren.

Es scheint, dass die südlichen Kelten mit den Iraniern in Berührung kamen, wie man aus der Vergleichung der Sprachen der Griechen und Römer mit der der Perser geschlossen hat. Das Lateinische ist im Grunde die selbe Sprache wie das Keltische, wie aus den kürzlich entdeckten Inschriften hervorzugehen scheint. Die Römer sind natürlich eine Mischrasse aus allen möglichen Volksbestandtheilen, von denen die Etrusker (Nachkömmlinge der Akkader, die sich über Europa bis nach Brittanien, wo ihre Priester Stonehenge gründeten, und Asien [Phönicier, Sumero-Akkader] ausbreiteten) und die Griechen (Sage von dem Auszug des Aeneas) eine grosse Rolle spielten.

Der nördliche Zweig der Kelten scheint die Slaven (in Verbindung mit den Germanen) von sich abgeleitet zu haben, wenn man die physische Beschaffenheit (Brachykephalie) berücksichtigt.

Man hat den Kelten viel Schlechtes nachgesagt, auch Gobineau weiss nichts Gutes von ihnen zu berichten. Wenn aber die grossen Bibliotheken, welche die Druiden angelegt und Tausenden von Studenten zum Studium der okkulten Wissenschaften zur Verfügung gestellt hatten, nicht von einem zivilisirten Barbaren (der die Druiden ausrottete, um das Volk den Römern gefügiger zu machen), verbrannt worden wären, würde man über die damalige Kultur anders urtheilen.

Die Germanen bilden ein Bindeglied zwischen Kelten und Slaven und haben ihre Wiege in der Gegend des Kaukasus, von wo sie in nordwestlicher Richtung über Nordeuropa sich ausdehnten und die Kelten vertrieben. Sie müssen den Kelten sehr ähnlich gewesen sein, ehe diese sich mit anderen Rassen mischten. Wenigstens haben die Römer sie anfänglich oft verwechselt. In geistiger Hinsicht scheinen sie ebenfalls zuerst in einer grossen Abhängigkeit von ihnen gewesen zu sein, da die Kelten ihnen eine höhere Kultur (in Politik, Religion, Kleidung u. s. w.) übermittelten.

Was nun die äussere Erscheinung der Arier im allgemeinen anlangt, so hat man über sie viel gestritten. Als das Wahrscheinlichste kann man annehmen, dass sie gross, weiss, blond und dolichokephal waren. Die

Digitized by Google

Semiten sind heute noch dolychokephal, also waren es auch jedenfalls ihre Nachkommen damals, zumal die reinsten Arier, die heutigen Schweden und Friesen, dolychokephal sind. Wenn man annimmt, dass die ursprünglichen Familien sich im Laufe der Jahre unter sich vermischt, also von Berührung mit anderen Rassen rein erhalten haben, so muss man wohl schliessen, dass ein einheitlicher Typus sich hat bilden müssen. Dieser Typus muss weiss und blond gewesen sein, weil das dortige feucht-kalte Klima die Weisse der Haut und Haare begünstigte. In der That haben auch alte südliche Völker, die edles arisches Blut unter sich hatten, die Edlen oder Götter stäts so abgebildet oder beschrieben. Man findet dies sowohl bei Indern, wie Persern, Griechen und Römern, ja bei Mongolen.

Freilich ist es wahrscheinlich, dass die Arier sich bei ihren Wanderungen allmählich mit anderen Rassen verbunden, dass sie z. B. deren Adel in sich aufgenommen haben. Auf die Weise erklärt sich, dass wir schon in „historischer“ Zeit Veränderungen in der äusseren Erscheinung und der Sprache bemerken. Eine Berührung mit uro-altaischen Völkern konnte natürlich leicht Brachykephalie und finnische Wurzeln dem Sprachschatze beifügen.

Es kann auffallend erscheinen, dass die Arier so lange unthätig in ihrer Heimath blieben. Aber offenbar sollten sie sich möglichst langsam entwickeln. Ihre Verbreitung wurde auch gehemmt durch die ungeheure Fluth, die vor 800000 Jahren Tausende von ihnen wegraffte. Vieles ist natürlich bis heute noch räthselhaft und wird erst nach eingehenden Untersuchungen klar werden, die die Gelehrten mit der Zeit befähigen werden, auch das kleinste Detail zu erkennen.

Der grosse Gobineau hat in genialer Weise die grossen Umwälzungen in seinem Rassenwerke darzustellen gesucht, und wenn er auch in vielem sich geirrt hat, so bleibt doch sein Versuch ein unsterbliches Meisterwerk, das zum ersten Male der Welt einen deutlichen Begriff gibt von der Bedeutung der reinen Rasse und ihrem Einfluss auf die Welt.

Die Arier waren in „historischer“ Zeit vielleicht schon zum Theil degenerirt oder wenigstens nicht auf der Höhe, die man ihnen gern zuschreiben möchte. Sie hatten die nöthige Jugendkraft, um alternde Völker mit verderbter Kultur zu verjüngen oder solchen mit abgestorbener Gesittung zu einer neuen zu verhelfen. Das genügte, um die Welt umzugestalten.

Kein Volk hat etwas geleistet ohne ihre Beihilfe. Jedem brachten sie das, was ihm fehlte. Es war der selbe arische Geist in den armen Hirten, die ihre Rinderheerden durch Jahrtausende in den Steppen Hochasiens weideten, der selbe, der später in kriegerischen Thaten und Abenteuern sich geltend machte, Länder eroberte und Städte gründete. Es war der selbe arische Geist, der sich in poetischen Liedern ergoss und unsterbliche Geistesprodukte hervorbrachte vom Mahâbhârata bis Rolandslied.

Digitized by Google

Ihre Stärke bestand in dem Schaffen können. Das Geheimniss ihrer Kraft war ihre Jugend. Wie der junge Herakles trat der Arier auf und zerstörte in grossen Aufgaben das Schlechte, das dem Untergang geweiht war, baute auf, was nöthig war, um eine neue Kultur herzustellen. Er war stark und ungefüge, der junge Held: aber er lernte auch allmählich am Spinnrocken der Omphale sanftere Aufgaben und wenn er oft zuletzt den tragischen Untergang fand durch unarisches Nessusgewand, so strahlt doch ewig sein Ruhm durch die Jahrtausende wie die Sonne, deren siegreiche Macht der schöne Mythus versinnbildlicht.

Man hat nach dem Vorbilde Gobineau's der Zukunft des arischen Volkes das traurigste Prognostikon gestellt, weil man annahm, dass die edle Rasse immer mehr verschwinden würde. Man hat mit Trauer von einer „Arierdämmerung“ gesprochen. Sehen wir zu, ob diese düstere Prophezeiung Aussicht hat in Erfüllung zu gehen!

Sicher ist jedenfalls, dass die reinen Arier, namentlich im Süden, schon lange auf dem Aussterbeetat sind. In Spanien sind sie schon so gut wie verschwunden. Daher die unruhigen Zustände auf der Halbinsel.

Professor Vacher de Lapouge berechnet in seinem interessanten Werke L'Aryen (1899) die noch übrig gebliebenen Arier folgendermaassen, indem er von der Ansicht ausgeht, dass die dolychokephalen Bewohner allein als echte Nachkommen gelten können. Nach ihm vertheilt sich die reine Rasse so: in England 10 Millionen, Kanada, Australien, Kap 1 Million, Deutschland 6 Millionen, Skandinavien 2,300,000, Holland 600,000, Oesterreich 1,800,000, Schweiz 100,000, Frankreich 1,600,000, Spanien 100,000 Italien 500,000, Russland 9,000,000, Südamerika 1,500,000, Vereinigte Staaten von Nordamerika 15,000,000, Rest der Welt 500,000.

Im einzelnen nimmt er folgende Tabelle an:

	Index	Proportion des Blutes		Proportion des reinen Typus
		Dolych.	Brachyk.	
Engländer	78	80	20	25
Franzosen	83	30	70	4
Russen	82	40	60	7
Skandinavier	78	80	20	25
Norddeutsche	79	70	30	20
Süddeutsche	84	20	80	3
Amerikaner	79	70	30	20
Holländer	80	60	40	15
Spanier	77	85	15	1
Italiener	82	40	60	2
Oesterreicher	84	20	80	3
Schweizer	84	20	80	3

Digitized by Google

Als Langköpfe nimmt er an Menschen mit einem Schädelindex von unter 76, als Rundköpfe über 86. Die Veränderung der französischen Bevölkerung zeigt er durch seine Angaben: der Schädelindex war zu der gallischen Periode 77, in der römischen 78, am Ende des Mittelalters 80, heute 82. Also würde das schlagend ein Zurückgehen der reinen Rasse beweisen. Man kann aber auch nicht wohl in Abrede stellen, dass durch die Mischung der neuen Rasse manche gute Eigenschaft zugeführt worden sein mag. Im allgemeinen muss man das Resultat so ansehen: das arische Blut ist wie der Bach oder die Quelle, die durch den Zusatz gewisser Mineralien einen bestimmten Geschmack bekommt. Ohne Vermischung hätten wir keinen Apoll von Belvedere oder sixtinische Madonna. Es handelt sich nur noch wesentlich darum, dass die Mischung eine gute ist.

Am günstigsten stehen offenbar die Germanen, weil sie noch am wenigsten mit fremdem Blute vermischt sind. Unter ihnen nehmen wieder die erste Stelle ein die Engländer, Skandinavier und Nordamerikaner. In Deutschland scheinen die reinen Arier im Süden beinahe ausgestorben zu sein, während sie im Norden noch stark vertreten sind. Dies würde nach Gobineau's Theorie die Vorherrschaft der „Preussen“ völlig rechtfertigen.

Was den Germanen vielleicht an günstiger Mischung abgeht (denn man kann kaum behaupten, dass ein Norweger unbedingt in allem einem Romanen überlegen sei), können sie durch eine theilweise Befruchtung mit romanischer Kultur auf geistigem Wege ersetzen. Es dürfte sich in Zukunft wesentlich darum handeln, wie weit sie hier nachahmen, oder selbständig sein wollen. Auf jeden Fall müssen sie für die zahllosen Anregungen, die ihnen die Berührung mit dem Süden gebracht hat, dankbar sein.

In politischer Hinsicht kommt es bei allen numerischen Berechnungen wesentlich auf die Stellung der Arier in der Bevölkerung selbst an. Denn es liegt auf der Hand, dass bei einer starken unarischen Bevölkerung die Arier nur dann eine entscheidende Rolle spielen können, wenn sie in hervorragenden Stellungen sind. Ein kleines reinrassiges Volk kann unter Umständen mehr leisten als ein grosses unarisches. Letzteres aber kann unter Umständen viel leisten, wenn es von einer reinrassigen Aristokratie (sei es der Geburt, sei es der Beamtenschaft, sei es des Geistes) beherrscht wird. Die richtige Politik dürfte wesentlich darin bestehen, jedem Rassenbestandtheil den Antheil an der Regierung zu geben, resp. zu versagen, der ihm zukommt. Bis jetzt freilich sind wir noch weit genug von solcher Einsicht entfernt. Wir glauben mit liberalen schönfärberischen Phrasen über Naturgesetze hinweggehen zu können und wundern uns dann, wenn die Resultate den Erwartungen nicht entsprechen.

Da die Zukunft eines Volkes auch wesentlich von seiner absoluten Bevölkerungsziffer abhängt, so will ich die folgende Tabelle aus Lapouge hierhersetzen. Es hatten in folgenden Jahren folgende Völker Millionen Einwohner:

Digitized by Google

	Frankreich	Deutschland	England	Russland	Oesterreich	Italien	Nordamerika
1700	20	20	9	10	13		
1789	26	33	12	25	20	17	4
1801	33	36	16	35	25		5
1830	32	35	24	46	32		13
1890	38	49	38	113	42	31	63
1900	38	55	40	140	47	34	76
1950	37	85	70	320	65	50	210

Man sieht daraus, dass die Arier in manchen Ländern in bedeutender Weise zunehmen und wir daher keine Angst vor der Arierdämmerung zu haben brauchen.

Es handelt sich darum in Zukunft zu wissen, wie einem Aussterben der Edelrasse vorzubeugen ist, da man gefunden hat, dass in manchen Ländern (wie Frankreich z. B.) die Verhältnisse für sie ungünstig, in anderen (wie England) günstig zu sein scheinen. Es gibt entweder eine Auslese der Besseren oder der Schlechteren und darnach entscheidet sich das Geschick eines Volkes. In England kann man konstatiren, dass die dolychokephale Bevölkerung die andere im Lauf der Jahrhunderte beinahe verdrängt hat.*) Aehnlich steht es mit Nordamerika. Dort ist man auch daran durch eine sehr strenge Ehegesetzgebung die Rasse zu verbessern und schlechte Elemente von der Fortpflanzung abzuhalten.

Natürlich entscheidet hier meist der Instinkt. Es gibt aber einen doppelten. Man kann sich von seinem niederen, thierischen leiten lassen oder von seinem edleren, der mehr an die Vervollkommnung der Rasse denkt als an persönliche Befriedigung der Gelüste. Je nachdem man sich für den einen oder anderen entscheidet, wird die Ehe glücklich oder unglücklich, wird die Nachkommenschaft besser oder schlechter werden. Schon die Bibel drückt den so oft vorkommenden Missbrauch des freien Willens auf diesem Gebiete dadurch aus, dass sie von den Kindern Israel berichtet, als sie anfingen durch Sinnenlust verblendet Frauen aus niederer Rasse zu nehmen: Als die Söhne Gottes die Töchter der Menschen sahen, dass sie schön waren, nahmen sie sie zu Weibern. (Genesis 6, 2).

Auf die Art haben die Arier stäts in historischer Zeit selbst dazu beigetragen sich zu vernichten. Die Frauen des Südens sind (wie Gustav Freytag im ersten Band seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sagt) von Anfang an den Germanen gefährlich gewesen. Es scheint auch,

*) Man kann Spanien nicht mehr als arisches Land bezeichnen, trotz der Dolychokephalie seiner Bewohner. Hier waren zufällig alle Rassen, die sich gekreuzt haben, dolychokephal. Nicht die Form des Schädels ist das Maassgebende, sondern der Schädel gilt blos als Beweis der bestimmten Abkunft.

Digitized by Google

dass gerade die Stellung der beiden Geschlechter zu einander ein Prüfstein der Rasse ist. Beim Arier ist die Frau die freie Gefährtin, beim Nichtarier ist sie die Maitresse, die durch liebenswürdiges Wesen, Schlauheit und Koketterie ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten sucht. Man kann kaum leugnen, dass die moderne französische Galanterie ein Zeichen der Vorherrschaft unarischen Geistes ist. Echtes arisches Wesen findet man besonders noch in England und Amerika. Hier begegnet man der Frau mit Hochachtung, ohne ein Thier in ihr zu sehen, das man unter gefälligen Formen ausnützt. Will man die beste Darstellung arischer Weiblichkeit aufsuchen, so sehe man in den ältesten poetischen Erzeugnissen nach: man denke an eine Penelope oder Nausikaa, eine Savitri in Indien; aber man beurtheile nicht das Weib nach den raffinirten Erscheinungen unserer modernen Romanlitteratur oder den verdorbenen Phantasien zeitgenössischer Dramatiker, die uns das Weib der Dekadenz zeigen!

Es ist der Gedanke, der sich in Thaten, ja, in Fleisch und Blut umsetzt. Man zeigt zu oft heute unarische Ideale. Man sollte aber im Gegentheil anfangen das echt Arische auszuschälen, wo es noch vorhanden ist, und der Jugend einflössen. Auf die Weise kann selbst das Halbblut noch durch den freien Willen zum Ganzblut veredelt werden, statt dass es heute auch noch die Edlen in ihrer Thätigkeit lahm legt.

Wir treffen überall im Anfang der Geschichte noch die edlen Eigenschaften der Arier bei allen Völkern. Als schönste Zierde gilt wie beim Weibe die Sittsamkeit, so beim Mann das Heldenthum, die Ritterlichkeit. Man glaube nicht, dass sie auf unser Mittelalter beschränkt war! Als der unglückliche Darius Kodomanus, von einem ungetreuen Satrapen zum Tode verwundet, hülflos im Sterben lag, kamen die ersten makedonischen Reiter, um ihn gefangen zu nehmen. Da bat der König um einen Trunk Wasser. Als ihm dieser in einem Helm gebracht wurde, fragte er den Soldaten nach seinem Namen und sagte dann: Mögen Dir die Götter diesen Liebesdienst lohnen; das ist mein grösster Schmerz im Unglück, dass ich Dich nicht dafür königlich belohnen kann. Wahrlich auch dieser war ein Ritter.

Gobineau erzählt eine rührende Geschichte von einer persischen Sekte, deren Anhänger in der Mitte des 19. Jahrhunderts für ihren Glauben litten und starben. Auch sie hatten noch die Heldengesinnung, die den Schachnameh beseelt.

Auch heute noch wäre mehr edle Gesinnung vorhanden, wenn wir nicht allzu sehr zum Materialismus erzogen würden, an dem leider auch gerade die arischen Völker vielleicht mehr theil haben als andere. Wenn auch eine Scheidung der verschiedenen Volksbestandtheile bei der weitgehenden Mischung nicht mehr möglich ist, so sollte man doch wenigstens Alle zu arischer Gesinnung erziehen. Auf die Weise werden dann die Nachkommen der Urrasse ebenfalls des Glückes theilhaftig an arischem Geiste theil zu nehmen und durch ihn emporzusteigen.

Digitized by Google

Ein grosser Moment in der Wiederverarianisirung ist auch der Kunst vorbehalten. Denn sie ist der wesentliche Ausdruck des jeweiligen Geistes. Herrschte bis vor kurzem ein angequälter charakterloser Klassizismus, so fängt man jetzt in den nördlichen Ländern an, einen neuen Stil zu schaffen, der einfach, schlicht und wahr das wirkliche Bedürfniss des Kunstorganes befriedigt. Man vergleiche mit diesem arischen Stil, der die Halle eines germanischen Adalings zieren könnte, die gekünstelte, kalte und stolze Pracht des Schlosses zu Versailles und man wird sehen, wie wir zur inneren Wahrheit zurückgekehrt sind. Wenn man in dem Sterbezimmer Ludwigs XIV. steht oder die überladene Spiegelgallerie mit prahlerischer Selbstberäucherung des „Sonnenkönigs" sieht, hat man unwillkürlich den Gedanken: hier leben kleine Leute, die sich für gross halten und ihre angebliche Grösse die Welt glauben lassen wollen. Die wahren Sonnenkönige in Ekbatana, Susa und Persepolis lebten in Palästen, die monumental, grossartig und erhaben waren: einfache Motive, grosse Formgedanken, nichts jedoch erhabener als die Relief-Gestalt des Grosskönigs, über dem sein Ized als Ahuramazda in der Sonnenscheibe schwebte.

Wer wahrhaft gross ist, der hat den modernen Kunst-Rahmen nicht nöthig, um sich ein Relief zu geben. Eine Burg des Mittelalters entspricht so viel mehr dem arischen Gefühl und es ist ein gutes Zeichen, dass man anfängt alte verfallende Burgen wieder aufzubauen und wohnlich zu machen.

Man sollte daran denken eine herrliche Burg in schönster Gegend zu bauen, welche in ihrem Innern eine Darstellung der gesammten Kulturgeschichte des arischen Volkes darbieten müsste. Hier sollten z. B. die schönsten Darstellungen des reinen arischen Typus bei allen Völkern aufgezeigt werden: alles was das Ariertum Grosses und Edles geschaffen hat, sollte dort seine Stelle finden.

Wir haben eine Gestalt in unserer Sage, die am besten, scheint mir, den arischen Gedanken ausdrückt. Es ist Parzival, der Ritter vom hl. Gral. Wie er, ist das arische Urvolk, fern vom Getriebe einer verdorbenen Welt, in der Stille der Natur aufgewachsen, es ist, wie er, erstarkt, gesund an Leib und Seele ins weite Leben eingetreten und hat weltliche Ehren gesucht und gefunden. Aber es hat auch schliesslich den Weg eingeschlagen, der zur geheimnissvollen Burg führt, die nur der im Geiste Geläuterte, die nur der Reine schauen kann. Und nun, da die Zeit erfüllt ist, bringt Parzival den heiligen Speer zurück, der verloren war, und von seiner Spitze ergiessen sich die heiligen Blutstropfen, die die in Sünden versunkene Menschheit zu neuem Leben erwecken als höchsten Heiles Wunder.

So steigt auch das arische Volk, nachdem ihm die Erkenntniss aufgegangen ist, langsam, aber stätig seine Bahn aufwärts, irdischen Ruhm meidend, weltlichen Besitz verachtend, immer höher zu jenen Höhen, wo sich in unendlichem Glanze zeigt das Reich der Himmel.

Harald Grävell.

Digitized by Google

Zum Schutz des Parsifal.

Als bei den vorjährigen Festspielen zuerst von einigen namhaften Freunden den Bayreuther Gästen ein Blatt vorgelegt ward, worauf nur der Wunsch ausgesprochen war, die unter dem Eindrucke des „Parsifal" Stehenden möchten durch ihre Unterschrift erklären, dass sie einen Schutz des Werkes gegen alle Möglichkeiten des öffentlichen Theaterbetriebes durch seine dauernde Sicherung an der vom Meister ihm angewiesenen Stelle für erstrebenswerth hielten: da liessen sich noch Manche durch ein Missverständniss abhalten, ihrer Gesinnung Ausdruck zu geben, indem sie nämlich meinten, es handelt sich bereits um eine Art von „Petition" an eine bestimmte offizielle Adresse, welche nach den jüngsten Erfahrungen von den Einen für aussichtslos gehalten ward, während Andere, wie die Ausländer oder die Frauen, sich nicht berechtigt glaubten daran Theil zu nehmen.

Inzwischen ist das Blatt still weiter gewandert, man hat also Zeit gehabt, seinen Wortlaut genauer anzusehen und zu erkennen, dass es sich nur erst um den Ausdruck einer Stimmung, einer Gesinnung, eines Wunsches handelt. Insbesondere hat die Zeitschrift *„Die Musik"* das Verdienst sich erworben, das Blatt durch Abdruck in weitere Kreise zu bringen und auch durch den trefflichen Aufsatz von Curt Mey das Verständniss für die Sache des Parsifalschutzes zu mehren. Daraufhin sind dann noch zahlreiche Unterschriften direkt nach Bayreuth angemeldet worden, und manche davon waren begleitet durch persönliche, längere oder kürzere Aussprachen der betreffenden Unterzeichner, woraus wir zu unserer Freude erfuhren, welch ein Schatz guter Gesinnungen in weiteren Kreisen unseres Volkes, trotz so sehr verbreiteter Unkenntniss der Verhältnisse, doch schon sich angesammelt hat.

Es drängt uns, Einiges davon als ermuthigendes Symptom und als wenige Beispiele für viele hier mitzutheilen, um damit gewissermaassen eine lebendige Einleitung zu liefern zu einer wirklich ausgeführten Darstellung der juristischen Seite der Frage durch einen Rechtswissenschaftler, der gleichfalls zu jenen bekenntnissfreudigen Unterzeichnern gehört. Sämmtliche meist jüngere Leute, die sich derart äusserten, waren uns bisher völlig unbekannt. Es waren nicht etwa in der Mehrzahl Musiker oder Künstler überhaupt, sondern die Juristen gerade stellten ein mindestens ebenso grosses Kontingent. Vier Juristen, ein Philolog, ein Redakteur, zwei Schriftsteller, ein Musikschriftsteller, eine Gesangslehrerin und ein Tonkünstler unterzeichneten sich z. B. in den Briefen, die wir hier aus der Menge nur eben herausgegriffen haben, um ein kleines Bild von der Aufnahme zu geben, welche das Blatt draussen gefunden hat.

Wir hören da z. B. den allerschlichtesten und derbsten Ausdruck pietätvoller Ueberzeugung wie: „Es ist eine Ehrensache des deutschen Volkes, dafür zu sorgen, dass Parsifal in späterer Zeit nicht von jeder besseren Schmiere zur Aufführung gebracht werden kann"; oder auch zarter: „Es ist die geringste Ehrung, die man dem grossen Meister, der unserem Volk so viel Schönes und Herrliches geschenkt, zu Theil werden lässt, wenn man seinen letzten Wunsch respektirt"; oder zusammenfassend: „Nur in Bayreuth, seiner Heimathstätte, kann das Wunderwerk, der Parsifal, in seiner ganzen Reinheit erhalten bleiben; schon allein um das Andenken des aussergewöhnlich grossen Mannes und seinen Willen zu ehren, muss seinem Werke die gebührende Ausnahmestellung für alle Zeit gewahrt werden." Der „simple Zeitungsmensch", welcher „der Noth gehorchend, Empfindung, Gefühle, auch Wissen und Können, nur zu oft im eigenen Busen verschliessen muss", und der „wiederholt Gelegenheit gehabt, den Handwerksbetrieb, der an allen deutschen Bühnen herrscht, kennen zu lernen", gesteht: „Der Gedanke, dass es Parsifal so gehen könnte wie es dem Ring und nicht blos diesem, sondern fast

Digitized by Google

sämmtlichen Schöpfungen Wagners leider Gottes ergebt, dass Parsifal von findigen und geschäftskundigen Direktoren und Regisseuren für den Alltagsgebrauch des lieben deutschen Durchschnittspublikums zurecht gestutzt werden könnte, dieser Gedanke ist einfach unerträglich!" Der „Philolog" aber setzt mit dem klassischen Citat ein: „Was *Olympia* einst dem Hellenenvolke war, ist Bayreuth jetzt für die ganze gebildete Welt. Wir Deutsche müssen aber vor allen Anderen begeistert zur hehren Kunststätte in Bayreuth aufblicken, da es aus unserer Mitte Einer war, der sie geschaffen; wir haben aber auch die heilige Pflicht, das Geschenk, das uns der grosse Meister machte, rein und ungetrübt, wie Er es sich dachte, zu bewahren." Ein „begeisterter Bayreuthbesucher" schreibt: „Eine Einverleibung des Parsifal in das moderne Theater-Repertoire würde einer Entweihung dieses Wunderwerkes gleichkommen. Dass die vom Meister seiner Schöpfung zugedachte Ausnahmestellung für alle Zeiten gewahrt bleibe, muss der aufrichtige Wunsch eines Jeden sein, der der weihevollen Feier einer Parsifal-Aufführung in Bayreuth mit Andacht beigewohnt hat." Und Jemand, der noch gar nicht in Bayreuth war, äussert sich in dem selben Sinne: „Auch ich halte es für ein Gebot künstlerischer Nothwendigkeit, das erhabene Werk, dessen Grösse und Schönheiten ich hoffentlich nächsten Sommer zum ersten Mal auf mich wirken lassen kann, dauernd an seine Heimath zu bannen". Endlich ertönt auch noch der kurze Zuruf: „Deutscher Michel, wahre Eines Deiner heiligsten Güter!"

Etwas weiter ausgeführt sind diese Gedanken und Gesinnungen in einigen Schreiben, welche unmittelbar in die folgende Abhandlung einmünden:

„Mit vieler Freude bin ich bereit, auch meinen geringen, unwichtigen Namen dem Schutze einer Kulturthat zu weihen, die der Zeit entgegenlebt, wo sie von ihrem erhabenen Standpunkt herabgezerrt wird in den Schmutz des gemeinen Geschäfts- und Geldlebens. Wiewohl ich mir dadurch den Schaden herbei wünsche, Wagners erhabenes Bühnenweihfestspiel einer mir zugänglichen Gesammt-Aufführung auf noch entferntere Zeit zu entrücken, so ist, Gott sei Dank, mein Urtheils-Vermögen doch zu objektiv, um nur darum mir zu sagen, es sei ungerechtfertigt, die Schutzfrist des „Parsifal" auf mehr als dreissig Jahre verlängert zu wünschen. Den Freund, den ich wahrhaft liebe, will ich lieber in der Ferne glücklich wissen, als ihn in meiner Nähe haben, um ihn darben zu lassen. So will ich mich auch hundertmal lieber über todte Schriftzeichen hinsetzen um sie in meinem Herzen, meiner Phantasie zum Leben erstehen zu lassen, als sie verkörpert zu sehen zur Speise genusssüchtiger Menschen; unendliche Male mehr erfreut mich der „Parsifal", den ich in meinem einsamen Kämmerlein aus den trockenen Noten und Buchstaben erkenne und mir vorstelle, als Der, den geschäftskundige Menschen in einem „Musentempel" vorführen würden einem „Publikum", welches in's Theater geht des Vergnügens halber oder um seine „Kunstliebe" durch Applaudiren, Schauspielerkultus und Kritikastern den lieben Mitmenschen weiss zu machen. Mögen doch das Alle, Alle oder wenigstens recht Viele einsehen, dass der „Parsifal" (und auch andere Werke, die leider nicht mehr zu retten sind) nicht in unsere heutigen Opernhäuser gehört vor ein heutiges „Publikum". Mögen doch recht viele, auch die unscheinbarsten Kunstgenossen ihren Namen geben, dass wir der Kunst das retten, was ihr Scheinkunst rauben will."

„Der Parsifal ist das einzige Kunstwerk, welches die Ruhe ausströmt, um sich her verbreitet, nach welcher sich der ernste Mensch im Getriebe des Tages oder des Berufes sehnt. Es ist in seiner Art ein einzig dastehendes Werk, und darum muss es anders gewerthet und behandelt werden wie andere Kunstwerke. Nur dann ist die Wirkung des Parsifals eine vollständige, wenn der Zuhörer weiss, dass er etwas erlebt, was sich nur an einer Stelle der Welt abspielen kann. Nur

Digitized by Google

das Gefühl, Zeuge eines *„Ereignisses"* zu sein, macht ihn empfänglich für den Zauber, der von Meister Wagners Schwanengesang ausgeht. Der Parsifal hört auf, *„Ereigniss"* zu sein, wenn jede Bühne ihn geben darf. So würde seine Wirkung abgeschwächt, ja vielleicht vernichtet. Der Charakter des Ereignisses von wunderbarster Wirkung bleibt dem Parsifal nur dadurch erhalten, dass er Bayreuth erhalten bleibt. So ist der Schutz des Parsifal eigentlich ein Werk, das gerade im Interesse der Kreise geschieht, die jetzt eifrig dagegen agitiren."

„Auch wenn ich nicht der festen Ueberzeugung wäre, dass man binnen der nächsten zehn Jahre einmal den Muth haben wird, ein Gesetz zu schaffen, das unsern „Parsifal" über den Geschäftsbetrieb stellt, ich würde ohne sie als Verehrer Wagners für ihn Alles unterzeichnen. Selbst ein Rechtsbeflissener, weiss ich doch sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen dem, was Aufgabe der Rechtsordnung und dem, was Pflichterfüllung gegen unsere deutschen Meister heisst.

Der frische Zug, der durch die neue bürgerliche Rechtsordnung weht, indem die Sozialgesetzgebung einzelnen Klassen, wie den Gewerben, das Recht einräumt, in Dingen, die sie allein angehen, über die doch nur sie allein die richtige Würdigung fanden, mit zu Gericht zu sitzen, — diesem frischen Zug sollte man nicht durch Engherzigkeit gegenüber weit höheren Interessen, deren Belang für das geistige Volkswohl leider noch nicht überall eingesehen wird, falsche Ehre anthun wollen.

Freilich, die gesetzgebenden Faktoren sind nun einmal unfehlbar und daher unfruchtbar. Aber das Volk noch nicht; hier ist noch fruchtbarer Boden. Dem jungen Volke, und den später maassgebenden Kreisen hauptsächlich, soll man — ich arbeite nach Maassgabe meiner schwachen Kräfte daran mit — soll man nur die Persönlichkeit Wagners näher bringen und immer mehr ans Herz wachsen lassen; man kann das Vertrauen hegen, dass dann ihr Herzblut im entscheidenden Augenblicke schon in Wallung gerathen wird." —

Das Blatt, welches diese Aeusserungen anregte, wird auch während der diesmaligen Festspiele in den Bayreuther Buchhandlungen zur Unterzeichnung ausliegen, sowie es von unserer Redaktion nach wie vor zu beziehen ist, um von einzelnen Freunden in ihren Kreisen weiter verbreitet zu werden, nicht nur der Namen wegen, sondern vor Allem auch zur Erweckung eines allgemeinen Interesses für die Sache und eines besseren Verständnisses für unsere Wünsche. —

H. v. W.

Vom Idealismus und der Gesetzgebung.

Mit dem am 1. Juni ds. Jrs. in Kraft getretenen „Gesetz betr. das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst" haben wir ein Recht erhalten, das als Weiterbildung des alten Gesetzes von 1870 einerseits der neuen bürgerlichen Gesetzgebung, andererseits neu hervorgetretenen Anforderungen auf dem Gebiete des geistigen und künstlerischen Schaffens gerecht werden sollte. Dieses Urheberrecht liegt uns jetzt vor; das Recht in starrer Gesetzesform, in der es nach der Meinung des Gesetzgebers auf Jahrzehnte hinaus seine Gültigkeit haben soll und kann.

Recht im Sinne der bestehenden Rechtsordnung ist Interessenschutz. Aus der Nothwendigkeit, die Interessen der selbständig in Kunst und Wissenschaft Thätigen von Staatswegen wahrnehmen zu müssen, ging auch die Urheberrechtsgesetzgebung hervor. Sie begann damit, dass man die moralische Verpflichtung fühlte, der Unsitte des Nachdrucks entgegentreten zu müssen, der seit Erfindung

Digitized by Google

der Buchdruckerkunst im Laufe der Zeit zum Krebsschaden für die geistige Produktion wie den Büchermarkt geworden war. Ein gesetzlicher Schutz wurde hier zunächst durch Ertheilung von Privilegien gewährt, die vom Landesherrn bewilligt und käuflich erworben werden konnten, bis der Wunsch nach energischen durchgreifenden Maassnahmen immer lauter wurde.

Doch erst nach den Befreiungskriegen konnte dieser Wunsch erfüllt werden, und natürlicher Weise auch da nur ungenügend in Anbetracht der politischen Wirren, welche damals die Arbeitskräfte, statt sie zu sammeln, zersplitterten. Dennoch kam es zu Bundesbeschlüssen, die wenigstens auf die der Regelung am meisten bedürftigen Punkte eingingen, und die einzelnen Partikulargesetzgebungen folgten dem Beispiel. Ich hebe an dieser Stelle hervor, dass damals die gesetzliche Schutzfrist zunächst auf 10, dann auf 20 und im Bundesbeschluss vom 19. Juni 1845 auf 30 Jahre festgelegt wurde. Eine umfassende und für das ganze Reich einheitliche Gesetzgebung brachte erst das Jahr 1870, nachdem besonders die königl. preussische und die königl. sächsische Regierung die Vorarbeiten betrieben hatten, deren Ergebniss das Gesetz vom 11. Juni 1870 bildet, die Grundlage unseres neuen Urheberrechtes.

Inzwischen ist die Gesetzgebung in dieser Materie nur noch durch Konventionen mit fremden Staaten und kleinere Nebengesetze bereichert worden; sodass es demnach die Aufgabe der jüngsten Urheberrechtsgesetzgebung war, einmal diese zuletzt hinzugetretenen ergänzenden Gesetze, dann die Grundlage und Anlage des neuen bürgerlichen Rechtes, und endlich die während verflossener 30 Jahre eingetretenen thatsächlichen Veränderungen und in der Materie selbst begründeten Forderungen zu berücksichtigen.

Inwieweit nun namentlich Letzteres geschehen und nicht geschehen ist, kann für die unter dem Schutz dieses Gesetzes Stehenden nicht gleichgültig sein, da es sich hier eben um ihre eigenen Interessen handelt; und diese bilden denn doch den fruchttreibenden Kern, dem sich das Gesetz als schützende Hülle anzupassen hat. Die Berücksichtigung dieser Interessen aber hat für die (uns hier zunächst angehende) Schutzfrist ergeben, dass diese innerhalb eines Zeitraumes von über 50 Jahren unverändert geblieben und für die Zukunft unverändert übernommen ist. Es wäre nun zwar unsinnig anzunehmen, dieses Rechtsinstitut der Schutzfrist müsste steigen nach Maassgabe jener Entwicklung während der ersten 8 Jahre seines Bestehens, wo es von 1837—1845 von 10 Jahren auf 30 Jahre stieg; denn was hier eine scheinbar schnelle Entwicklung veranlasste, war nur die Korrektur von Flüchtigkeiten in der Behandlung einer der Gesetzgebung bisher unbekannten Materie. Was dagegen in der That werkwürdig scheint, ist, dass ein derartiges Institut, welches vornehmlich realen Interessen dient und von realen Verhältnissen abhängig ist, durch 50 Jahre und weiterhin unverändert fortbestehen könne ohne irgend einmal auf Schwierigkeiten zu stossen; oder sollte man nicht, wenn es nicht bereits erwiesen wäre, schon a priori annehmen dürfen, dass die Verhältnisse sich allerdings verändert haben müssen, dass das Gesetz folglich auf Schwierigkeiten stossen muss?

Die Praxis hat das nicht angenommen. Wie bekannt, ist dem Wunsche deutscher Künstlerschaft nach Erhöhung der Schutzfrist um 20 Jahre nicht stattgegeben worden. Der Reichstag liess es an einigen Stimmen zur Majorität fehlen und so wird denn der Paragraph in seiner alten Fassung als Scheinheiliger sein Leben weiter fristen. Zusammen mit jenem „unerhörten“ Wunsche verband sich speziell für die Familie Richard Wagner's die Sorge um das ihr anvertraute Erbe, und namentlich den Parsifal. Als das „Weihefestspiel“ ist jetzt der Parsifal im Jahre 1913 hinfällig, er hätte sonst noch 20 Jahre länger leben dürfen —

Digitized by Google

und wäre also einmal doch dem Geschick anheimgefallen, nicht als das zu gelten, wie ihn sein Name nennt: „Bayreuther Bühnenweihefestspiel Parsifal." Und darum kann in diesem Falle allein geholfen werden durch eine Ausnahme vom Gesetz.

Wenn das nur kurz und bündig ausgesprochen ist, so sind damit nicht viel mehr Worte verloren worden, als man damals im Reichstag zur Begründung einer ausdrücklichen Verneinung aufbot. Aber gegenüber dieser Verneinung, mit der allzu souverän die Wünsche deutscher Künstler für die Kunst und Wohlfahrt deutschen Geisteslebens öffentlich abgethan zu werden pflegen, darf eine um so ausdrücklichere Wiederholung unserer Forderung als Antwort darauf nicht Wunder nehmen. Es ist Pflicht der Gesetzgebung, mit dem erforderlichen Ernst auch an solche Aufgaben heranzutreten, deren Wesen ihr weniger vertraut sein mag; und man muss zugeben, das ist hier wie überall, wo es sich um Geistesgüter handelt, der Fall, das muss es sein, bei einer Praxis, in der sich alle Interessen, sollen sie lebhaft sein, zumeist auf geldwerthe Vortheile zu beschränken pflegen. Die Bedeutung aber der Forderung eines Ausnahmegesetzes für den Parsifal liegt in ihrem rein idealen Charakter; sie tritt nicht nur für ein künstlerisch bedeutsames Moment ein, sie verkörpert vielmehr in der ganzen Art und Weise ihres Auftretens den ausgesprochenen Idealismus. Idealismus jedoch trägt heute das Zeichen der Sklaven; er thut die Arbeit, die er doch unbedingt verrichten muss, aber er ist nicht anerkannt. Denn dass der grösste Teil unserer Gesellschaft unter dem Einfluss eines ganz und gar verflachten Realismus steht, dass für sie das Wort Idealismus ein wahres Fremdwort ist und ein Begriff, unter dem sie all ihre unerfüllt gebliebenen Wünsche zusammenfassen, ist nicht abzustreiten. Und so sieht sich der Idealismus dann oft genug auf ein zurückgezogenes Leben angewiesen. Im Ernst des Lebens aber genügt weder das Eine noch das Andere allein, hier müssen sich Idealismus und Realismus ergänzen und ein jeder an der Stelle stehen, wo er hingehört; nie aber werden sie sich gegenseitig ersetzen können. Unsere Frage um den Parsifal gehört nun zu den Forderungen des Idealismus. Das werden die bestreiten, die in ihr nur das reale Ding, nicht aber ihr ideales Wesen zu begreifen vermögen; der Inhalt des Parsifal aber, sein künstlerischer Gehalt, seine Geschichte haben mehr zu sagen, als seine Form, die ihn ein Werk der dramatischen Tonkunst nennt wie die andern auch und ihn somit diesem und jenem Gesetzesparagraphen tributpflichtig macht. Was sein wahres und bedeutendes Wesen ausmacht, ist die Frucht idealen Empfindens, Schaffens und Strebens und nicht der Werth irgend eines spekulativen Gedankens, dessen materielle Ausbeutung es gilt; dafür könnte nur der Realismus streben. Heute, wo überall die realen und zumeist materiellen Rücksichten an erster Stelle stehen, haben sich Werthe des Idealismus gehäuft, die noch keinen realen Boden haben finden können, der sie aufnimmt, die der Verwirklichung noch harren. Wir stehen heute inmitten dieser innern Gährung, dieses Kampfes um die Ideale gegen den zum Uebermaass gediehenen Realismus, dessen Zufriedenheit Bequemlichkeit, dessen Kraft Rohheit, dessen Stolz Einbildung ist. Und im Verlaufe dieses Kampfes wird einmal, je länger die beiden feindlichen Kräfte getrennt, je grösser beiderseits die Spannung, um so heftiger der Ausgleich erfolgen müssen.

Gerade hier, wo wir in dem Ausnahmegesetz für Parsifal uns mit der Freiheit der Kunst und dem Zwang des Gesetzes auseinander zu setzen haben, ist der Widerspruch zwischen der einseitig idealistischen und einseitig realistischen Lebensauffassung schärfer hervorgetreten, als man es zwischen den Grenzen des so intuitiv veranlagten deutschen Stammes hätte vermuthen sollen. Wenn wir nun auf die Lösung dieses Widerspruchs durch die Reichsgesetzgebung hoffen, so betonen wir: es kommt vor allem darauf an, nicht, dass Almosen hingegeben

Digitized by Google

werden, sondern dass sie mit Verständnis und vom Herzen gern gegeben werden, dass man sich voll bewusst sei dessen, was man thue und, dass man es nicht für ein paar Andere sowohl, wie für sich selber thue.

Inwieweit es sich nun mit Rücksicht auf diese unsere Forderung eines Ausnahmegesetzes für Parsifal überhaupt um berechtigten Idealismus und insbesondere um eine ideale Aufgabe der Gesetzgebung handelt, will ich in folgendem kurz zu erläutern versuchen, um dabei vergleichsweise auf Beispiele einer gesunden Praxis hinzudeuten, deren analoge Anwendung auf unsere Forderung in das Belieben einer konseqnenten und ihrer höchsten Aufgaben sich bewussten Gesetzgebung gestellt bleiben soll.

Der Idealismus, philosopisch betrachtet, bedeutet die Weltanschauung, *welche* in der Erscheinungswelt nur eine menschliche Vorstellung erblickt, während umgekehrt der Realismus diese Vorstellung nur aus einer wirklich bestehenden Aussenwelt hervorgegangen annimmt. Doch beides sind eben nur Welt-Anschauungen. Die Welt selber, die Wirksamkeit ist die Vereinigung beider zur Einheit — wie uns etwa der sich zur Einheit ergänzende Gegensatz zwischen Mann und Weib rein körperlich veranschaulichen mag —; sie ist die Verwirklichung des einen im andern, und da ist einerlei, ob wir sagen, des Idealismus im Realismus, oder des Realismus im Idealismus.

Indem nun der Idealismus das empfindende menschliche Subjekt zu seinem Ausgangspunkt nimmt, stellt er jene menschliche Erkenntniss in den Mittelpunkt, die der Menschheit den Lebenszweck, das Bewusstsein einer Bestimmung zur Vollendung, ein geistiges Vorwärtsstreben geschenkt hat. Aber dieser Zweckgedanke wird erst in der Realität mit einem Inhalte ausgefüllt, und der Realismus kann daher mit dem selben Rechte sich in den Mittelpunkt stellen, da er erst die Möglichkeit zur Verwirklichung des ideal Erschauten darbietet. Man kann sagen, Idealismus ist der Gedanke eines Zwecks, Realismus ist die Möglichkeit eines Zwecks: der ermöglichte Zweckgedanke aber ist die Wirklichkeit. So stellt sich die Welt dieser unserer bewussten, geistigen Anschauung als die Verwirklichung von Idealen dar: es ist ein Zweckgedanke in seiner Realität im menschlichen Subjekt und in der menschlichen Erscheinungswelt; die Vergeistigung der Materie, der höhere Zweck und Sinn, den wir Menschen nun einmal in unser eigenes Ich und in unsere Erscheinungswelt hineintragen. Dieser gewisse hohe Sinn, wie er uns in der Geschichte der Menschheit und im eigenen Leben, wie er uns in dem Zauber der Natur und den Werken der Kunst entgegentritt, ist aber der Ausfluss unseres eigenen inneren Empfindungslebens, das wir mit dem Namen Gefühl und Gewissen benennen. Und wenn wir die Welt betrachten, so können wir uns dieser unserer Natur nicht wohl entledigen, nur mit ihr können wir die Welt anschauen. Und diese Eigenschaft geistigen Empfindens ist rein und allgemein menschlich; mit ihr vermögen wir Alle ein „sittlich Gutes“ und ein „Schönes“ zu begreifen; und in dem gesunden, wahren Lebensdrange fühlen wir auch die Nothwendigkeit eben diesen inneren Menschen in uns zu bethätigen, sich ausleben zu lassen; sehen wir das Ziel unseres Strebens und die Richtschnur unseres Handelns im „sittlich Guten“, sehen wir den höchsten Maassstab, die Welt anzuschauen und zu geniessen im „Schönen“.

Das bedeutet die Vervollkommnung der Welt, die im Menschen, aber auch an jedem Einzelnen sich vollziehen kann und muss, der nur gelernt hat, seinem ganzen menschlichen Gefühl sowohl nachzugeben wie zu steuern. Vollkommenheit im ethischen und im ästhetischen Sinne sind die beiden höchsten, aber auch einzigen, im wahrsten Sinne des Wortes idealen Lebensinhalte; denn man mag noch so einfache oder verwickelte Thatbestände annehmen, immer wird bewusstes

Digitized by Google

menschliches Handeln, wird ein gewolltes Hervortreten des eigenen Ich aus der Umgebung auf der Entfaltung oder Verkümmerung einer dieser beiden Werthe beruhen, immer wird der letzte und höchste Maassstab menschlicher Bethätigung in einem von diesen beiden Faktoren zu suchen sein. Das Gesetz will aber ein Maassstab menschlichen Handelns sein; und wir folgern, dass, wofern es sich überhaupt auf den Menschen als solchen beziehen kann, es in seinen Grundnormen mit denen der menschlichen Natur übereinstimmen muss.

So unbestritten, wie in den Kreisen, welche der wissenschaftlichen Forschung und dem künstlerischen Schaffen dienen, die praktische Bedeutung des Idealismus für's Leben ist, so zweifelhaft erscheint sie zumeist gerade den Männern des praktischen Lebens. So natürlich dem Einen sittliches Streben und künstlerische Auffassung wie ein inneres Gebot, ein instinktiver Drang erscheint, so unnatürlich und gekünstelt dem Andern. Es lässt sich nicht leugnen, dass derartig gegensätzliche Auffassungen bestehen; dass sie aber zu Recht bestehen, dass es eine Berechtigung gibt, in der Verkümmerung allgemein menschlicher Anlagen ein durchaus nothwendiges Uebel zu suchen, muss entschieden zurückgewiesen werden; oder man könnte mit dem selben Rechte Verunstaltungen des Körpers für naturgemäss und nothwendig erachten. Wo liegen denn unsere Ideale anders als in uns selber; jene höchsten und heiligsten Güter des Volkes, jene Quellen wahren Glücks und Segens, die wir in Worten höher halten als in Thaten, wo liegen sie anders als in unserm eigenen tief innersten Empfinden, wo der Anfang unseres Denkens, Thun und Treibens im menschlichen Gefühle liegt. Der ganze Inhalt dieses meines Gefühls, meiner geistigen Persönlichkeit, wie sie sich in allen Lebensäusserungen abzeichnet, ist der Ausdruck dessen, was man mit Seele oder Idealismus zu bezeichnen pflegt. Denn Idealismus ist etwas Natürliches, etwas Menschliches, ist der Ausdruck eines geistigen Bedürfnisses, aus dem dann alle ethischen und ästhetischen Begriffe, alle Vorstellungen von der Seele, all unsere unzähligen und unnennbaren Gefühlsempfindungen, alle Erscheinungen des Gemüthslebens hervorgehen. Es geht eine natürliche Entwicklung des geistigen Menschen vor sich, wie die des äussern; wie die eine gehemmt werden kann so auch die andere; und die Erfahrung lehrt, dass eben nur dort, wo die Erziehung, wo die Pflege fehlte, sich kein sittliches noch künstlerisches Gewissen vorgefunden hat. Mit der freien Entfaltung der ganzen menschlichen Natur ist erst die Bildung von Lebensgrundsätzen gewährleistet, welche in den manigfachen Verhältnissen des Lebens das richtige Maass der Selbstzucht wie der Lebensfreude verbürgen, welchen zugleich auch die volle Kraft eines in sich geläuterten Gewissens und Charakters zu Gebote steht, die sich erfolgreich durchzusetzen vermag.

Es ist richtig, dass ein Maassstab menschlichen Handelns nur aus dem menschlichen Innenleben herzuleiten sei — insofern es nämlich auf die Handlung selbst und nicht auf den Erfolg ankommen soll. So verfährt die sittliche Kritik, welche nach Maassgabe eines ausgereiften sittlichen Empfindens urtheilt; so die künstlerische Kritik, der das höchste Maass künstlerischen Empfindens zu Grunde gelegt wird. Auch die Gesetzgebung muss daher, wenn sie als Maassstab menschlichen Handelns anerkannt sein will, die Grundlagen ihrer Kritik aus der menschlichen idealen Natur ableiten. Es versteht sich, dass, wo von Gesetzgebung die Rede ist, diese praktisch immer nur soweit in Betracht kommt, als es in dem Wesen ihrer Bestimmung liegt, nämlich Interessenschutz zu sein, insofern sich also erfahrungsgemäss das Bedürfniss eines Schutzes irgend welcher realer Verhältnisse herausgebildet hat.

Für die Handlungen nun, die als Ausfluss eines mehr oder weniger ausgeprägten künstlerischen Gefühls Bedeutung haben, gibt es wohl kaum eine ge-

Digitized by Google

setzliche Kritik — es sei denn, dass man unter Schamgefühl etwas verstehe, was dem künstlerischen Gewissen nahe kommen soll. Für die Handlungen dagegen, die als Folgen eines mehr oder weniger ausgeprägten sittlichen Bewusstseins in Frage kommen können, würde offenbar das Strafrecht in den allermeisten Fällen zur Anwendung kommen. Es ist freilich nicht die Absicht des Gesetzes die Handlung als Folge sittlicher Verderbtheit zu sühnen, vielmehr als eine in die realen Verhältnisse störend und schädigend eingreifende Handlung. Sucht man dagegen nach der Grundlage, welche das Zustandekommen der Handlung bei einem Individuum ermöglicht hat, so ist es jedenfalls die Qualität seines Innenlebens, und die Verkümmerung und Kraftlosigkeit des sittlichen Gewissens ist gewiss eine Notwendigkeit, einer von den Gründen zur That, der auch allgemein anerkannt sein dürfte; aber es fragt sich, ob nicht ebenso die Verkümmerung des künstlerischen Gewissens in Betracht zu ziehen ist. Jedenfalls ist festzustellen, dass in den meisten Fällen ein Fehlen von künstlerischem und sittlichem Geschmack Hand in Hand geht, und anzunehmen, dass das Vorhandensein einer künstlerischen Durchbildung die Disposition zur Begehung von Verbrechen nicht gerade erhöhen wird.

Wo wir aber, von der Kritik einer strafbaren Handlung ausgehend, auf alle Fälle ein sittliches Defizit festzustellen und zu tadeln geneigt sind, wäre es da nicht folgerichtig, wenn wir auch ein künstlerisches Defizit — sei es, wo es sei — aufsuchten, und wo wir es fänden, tadelten und vielleicht berücksichtigten? Und die beste Art und Weise der Berücksichtigung wäre wohl Beseitigung des Schadens, Ausbildung sowohl des künstlerischen, wie des sittlichen Gewissens, wo das eine doch so gut wie das andere ein Faktor unseres Geisteslebens ist. Ferner, wenn wir heute in erhöhtem Maasse sittliche Faktoren gesetzgeberisch berücksichtigen würden, müssten nicht künstlerische die selbe Beachtung beim Gesetzgeber finden? Erst dann kann von einem zielbewussten und konsequenten idealen Streben der Gesetzgebung die Rede sein; von einer wirklich ernsten Wahrung der höchsten und heiligsten Güter des Volkes — und grade unsres deutschen Volkes!

Und so liegt es heutigen Tages. Die Gesetzgebung hat mit einer in Aussicht genommenen Reform der Strafgesetzgebung einen idealen Weg eingeschlagen: ideal, indem sie auf der idealen menschlichen Natur fussend, sowohl die Art der Entstehung des Verbrecherthums wie die Art seiner Bekämpfung begründet. Unser heutiges Strafrecht kann vorläufig nur als durchaus ungenügender Behelf angesehen werden; nach ihm stehen wir auf dem Standpunkte, dass wir den Verbrecher der nun einmal vorhanden ist, nach Verdienst strafen, ihn entweder ganz oder zeitweise aus der menschlichen, tadellosen Gesellschaft herausnehmen und somit unsern Zweck erreicht haben. Das war aber ein Irrthum; man hat wohl das Individuum, nicht aber den Verbrecher in ihm unschädlich gemacht. Will man die Wurzel fassen, so suche man sie in den gesellschaftlichen Verhältnissen, zu denen wir fast Alle beitragen, wenn auch unwillkürlich; in den Verhältnissen insbesondere, wo es nicht möglich ist — oder wo man es nicht für nöthig hält —, dass dem Einzelnen die Schulung und Erziehung zu Theil werde, welche in ihm ein sittliches Bewusstsein, die Gewissenhaftigkeit zur Herrschaft kommen lässt. Es handelt sich — nach der Statistik — mit verschwindenden Ausnahmen allein um jugendliches und gewerbsmässiges Verbrecherthum, ein Zeichen, dass in der Jugend der Grund zum Verbrecher gelegt wird, und dass das Verbrechen an diese Person mehr als an irgend welchen realen Zwang, wie Nahrungssorgen u. dergl. gebunden ist. Wenn man das nun einsehen muss, dass in den gesellschaftlichen Schäden, soweit sie insbesondere von Einfluss auf die Jugenderziehung sein müssen, der Keim des Verbrecherthums enthalten ist, — des Verbrecherthums, von dem wahrscheinlich

Digitized by Google

nur ein kleiner, ob zwar der gröbste Theil, vor die Justiz gelangt — so kann man sich nur auf den Standpunkt stellen, dass man zunächst einmal — ohne dabei an die alten Formen einer Strafrechtspflege gebunden zu sein — diesen Nährboden dem Verbrecherthum nehmen muss; dass man ferner das Meiste dazu beitragen kann durch die Vertiefung der Jugend- und Volkserziehung und endlich durch eine solche Art des Strafvollzuges, der von einem Zweckgedanken geleitet ist, welcher die Strafe zum Erzieher werden lässt. Und nach diesem Ideal haben wir zu streben; wenn wir es nicht heute und nicht morgen, und ganz niemals erreichen werden, so kommen wir ihm doch näher.

Der andere Theil der gesunden Praxis, welcher darauf ausgeht die natürlichen Ideale zu pflegen, ist die Jugenderziehung in Haus und Schule. Diese erfolgt heute auch nach künstlerischen Gesichtspunkten; es wird von dem, was dem naiv empfindenden Kind als künstlerisch wirksam auffällt, ausgegangen, um das Innenleben auch in künstlerischer Beziehung zu entfalten und anzuregen.

Was hier privatim und zwanglos geleistet wird, sollte der zwangsweisen Einwirkung, der Gesetzgebung, vorbildlich sein. Und was der Gesetzgebung beim Verbrecher des Straftrechts einleuchtet, das sollte ihr auch in den Sinn kommen, wenn von dem geistigen Verbrecherthum, den Schäden eines geistigen Defizits, von dem Proletariat der Wissenschaft und Kunst die Rede ist. Wo das Gesetz aber sich gegen ideale Bestrebungen des Volkes muthwillig steift, anstatt sie zu fördern, erfüllt es seine Aufgabe gerade in der verkehrten Richtung. Und noch eins: ideale Fortschritte sind in der Praxis an die Grenze des jeweils Erreichbaren gebunden; sollte da nicht jede von selbst sich darbietende gute Gelegenheit festgehalten werden, die Gewähr dafür bietet, dass erreicht wird, was irgend zu erreichen ist, und zwar in einer ungezwungenen, aus sich selbst herausgereiften Idee?

Der Bayreuther Gedanke nun ist eine solche Gelegenheit; zur Anerkennung aber des hier ideal angestrebten und vom Volk unterstützten Gedankens ist ein Schritt der Gesetzgebung nötig. Konsequenter Weise müsste er erfolgen; denn — ich wiederhole nochmals — angesichts der Wichtigkeit idealer Interessen, die sowohl bei der Strafrechtspflege in den Rahmen ihrer reformatorischer Gedanken aufgenommen wird, wie bei der grundlegenden Jugenderziehung praktisch anerkannt und erprobt ist, liegt heute für die Gesetzgebung kein Grund mehr vor, unserer Forderung die Bedeutung eines idealen Wertes abzuerkennen. Im Gegentheil, es muss der Gesetzgebung Alles daran liegen, gegenüber dem allzu realistischen Getriebe unserer Zeit, idealen Werten in weitestem Maasse zu ihrer Anerkennung verhelfen, ihnen beim Volke Eingang verschaffen zu können.

Die dem Bayreuther Gedanken Richard Wagners innewohnenden idealen Bestrebungen sind es in dieser gewaltigen künstlerischen Form wohl werth, dass ihnen endlich einmal die Beachtung geschenkt wird, die ihnen schon lange hätte zukommen sollen; die ihnen heute aber zukommen muss, wenn man sich daran gewöhnen wird, alle Konsequenzen unseres zum Theil bereits praktisch gewordenen idealen Strebens ziehen zu müssen.

Allerdings, wo immer noch Zweifel herrschen über die Absicht und den Werth der künstlerischen Erziehung, wo immer noch nicht begriffen wird, in welchem Sinne der Staat keine Besserungsanstalt sein soll und in welchem Sinne er es sein muss, wo die Furcht selbst herrscht, sich die Finger verbrennen zu können, wenn es nicht vielleicht die ganze Hand kosten müsste — da ist nicht mehr zu helfen, da mag man getrost die Feder weglegen.

Hans Heinrich Oldenburg.

Digitized by Google

Varuna.

Welt- und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkt des Ariers.

Von Dr. W. Hentschel.

Besprochen von Leop. H. Müller.

Das vorliegende Buch gehört zu den Litteraturwerken, die durch Gobineau's Ideen angeregt sind. Es geht aber seine eigenen durchaus selbstständigen Wege und macht sich durch geistreiche Darstellung und Fülle interessanten *Materials* sehr lesenswerth.

Varuna (Uranos bei den Griechen) ist ein altindischer Gott. Sein spezielles Gebiet ist die fromme Ordnung der menschlichen Gesellschaft, er ist, modern ausgedrückt, der Gott der gesunden Sozialpolitik. Hentschel hat das Buch nach diesem Gott benannt, um den Gedankenkreis abzugrenzen, in dem es sich bewegen soll. An sich ist er dabei nichts weniger als Anbeter einer persönlichen Gottheit. Für ihn ist „Varuna" ein Inbegriff von Gesetzen und zwar derjenigen, nach denen sich die Entwicklung der organisirten Menschengemeinschaft richtet. Er hat vornehmlich diejenigen Organisationen im Auge, deren einzelne Glieder unter sich durch Rasse und Blut verbunden sind. An Menschengesetze denkt er dabei weniger als an Naturgesetze, denen er — mit Gobineau — auch im Bereich sozialer Verhältnisse ein sehr weites Herrschaftsgebiet einräumt. Charakteristisch für seine Denkweise ist, dass er in der Weltordnung — ähnlich wie die Propheten des Materialismus — nur das Gesetz, nicht den Gesetzgeber anerkennt. Das Gesetz ist „ewig", eine Ursache dafür gibts nicht, also auch keine „Motive" dazu, wie wir Modernen sie vom Menschengesetz verlangen. Die Naturgesetze, die er für Rasse und Blut annimmt, sind weit mehr von physiologischem als von psychologischem Charakter. Als Naturgesetze stehen sie über menschlicher Verfügungsgewalt, sie sind unerbittlich, ihre Beachtung hat Gedeihen, ihre Nichtbeachtung Entartung und Untergang zur Folge. Aber sie sind nicht unbedingt: sie stellen dem Menschen Alternativen, nach dem Schema: „Wenn Du nasse Füsse hast, bekommst Du Schnupfen." Sache der Organisationsleitung ist es darum, durch verständige sozialpolitische Gesetzgebung die „nassen Füsse" zu vermeiden. Nach Hentschel ist nun die Wahl der richtigen Alternative weniger Verstandes- als Machtfrage. Sie wird der menschlichen Gesellschaft leichter in solchen Perioden ihrer Entwicklung, wo der Einzelwille, der Individualismus, zurücktritt. In Hentschel steckt eine tief gewurzelte, ihm vielleicht in ihrer ganzen Tragweite selbst nicht einmal zum Bewusstsein gekommene Abneigung gegen die Machtsphäre des Einzelmenschen. „Höchstes Gut der Erdenkinder bleibt nur die Persönlichkeit", das sagt Hentschel nicht mit. Er zieht die soziale Gebundenheit des Einzelnen vor, wie sie z. B. bei uns während der ersten Hälfte des Mittelalters herrschte. Natürlich verkennt Hentschel die Bedeutung der individuellen Leistung nicht. In einem der besten Kapitel seines Buchs stellt er z. B. dar, wie der einzelne Athener Solon es fertigt bringt — fast gegen den Willen der Gesammtheit — dass der Athenische Staat, der vollständigen Auflösung nahe, sich buchstäblich beim eigenen Haar aus dem Sumpf zieht. Aber er verlangt eben, dass die „Persönlichkeit", wie Solon, sich unbedingt in den Dienst der Gesammtheit stelle, und nimmt an, dass die Bereitwilligkeit hierzu nachlässt im Maasse, wie die Gesammtheit vom Varunawege abweicht. Entwicklung des Individuums ist ihm mit anderen Worten Kriterion des Volks-Verfalls. Männer wie

Digitized by Google

Solon sind und bleiben Anomalien, grosse Loose, die einem Volke in der Schicksalslotterie zufallen. Deswegen ist Hentschel Todfeind des Rechtsystems, welches am Meisten von allen das Individuum aus seinem sozialen Verbande loslöst durch Erweiterung des Eigenthumsbegriffs und Begünstigung der Schuldverhältnisse, nämlich des römischen Rechts. Seine positiven Vorschläge zur Abschaffung der „nassen Füsse" laufen ausschliesslich auf Eindämmung der individuellen Macht- und Rechtssphäre hinaus. Beförderung der Sesshaftigkeit, obligatorische Betreibung der Landwirthschaft mit Abschaffung des Handelsverkehrs in Bodenprodukten — so wie die indischen Bramanen es thatsächlich durchgeführt haben — der Grundbesitz mehr im Eigenthum und Verfügung der Familie und Sippe stehend als des Einzelnen, also möglichst untheilbar und unveräusserlich, das Anerberecht möglichst ausgedehnt, Erstgeburt auf Kosten der jüngeren Geschwister begünstigt, gänzliche Abschaffung des Realcredits verbunden mit erzwungenen Schulderlassen für die Uebergangszeit, feste Einfügung des Einzelnen in Familienverbände, ständische Organisationen, Innungen und Genossenschaften, das wäre so eine kleine Musterkarte seiner Vorschläge. Erst auf dem so vorbereiteten Boden kann Varuna heilsam wirken. Nietzsche mag ihm nur wenig imponiren mit seiner Theorie vom Uebermenschen als Selbstzweck. Nietzsches geflügeltes Wort: „Volk ist der Umweg der Natur um zu fünf bis sechs grossen Männern zu gelangen" muss einem Hentschel wie frivoler Egoismus vorkommen. Wie alle Materialisten ist Hentschel kein Freund der persönlichen Willensfreiheit. Er geht nicht soweit, dass er den menschlichen Willen einfach dem thierischen Instinkt gleichstellt: Resultante aus biologischen und sozialen Faktoren, wobei der Unterschied vom Thier nur die Illusion der Freiheit wäre. Aber er wünscht die Bethätigung des Willens auf das geringste Maass reduzirt, obgleich er dadurch zweifellos überhaupt verkümmern würde, denn der Wille des Menschen beruht auf Uebung. Der „Charakter" b i l d e t sich „im Geräusch der Welt". Es gibt aber auch Charaktere, die sich nicht „bilden", sondern dem Menschen a n g e b o r e n sind, z. B. der Rassen- und Kastencharakter sehr häufig. Hentschel ist mehr für die angeborenen Charaktere und hält diejenigen Zeiten für die glücklichsten, wo ein angeborenes Wille- und Pflichtgefühl eine menschliche Gruppe eng zusammenschliesst. Denn die „angeborenen" Charaktere werden stäts die Charaktere einer gewissen Gesammtheit sein. Uns Modernen ist eine solche Solidarität der Interessen, wie sie uns z. B. bei der „Sippe" des Mittelalters entgegentritt, wo die Gesammtheit sogar für Kriminalverbrechen ihrer Mitglieder eintrat, schwer verständlich. Solche angeborene Charaktere kann man jedenfalls nicht „frei" nennen und sittlich verantwortlich machen. Thatsächlich existirt in solchen eng geschlossenen Kreisen das was wir Moral nennen nur im beschränkten Grade, und so hat Hentschel nicht so ganz Unrecht — von seinem Standpunkt aus — wenn ihm unsere Moral mehr als Korrelat unserer Entartung erscheint.

Speziell für Hentschel ist der „Sündenfall" der alten babylonischen, in die Genesis herübergenommenen mythologischen Sage symbolisch für das Abweichen der Völker vom Varunagesetz. Der Sündenfall ist ein völkischer, kein individueller Vorgang — er hat das Eintreten der individuellen Sünde erst im Gefolge. —

Es sind nicht gerade die Bahnen des Heilands, die Hentschels herbe Weltauffassung wandelt. Christus sagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Das soll doch offenbar heissen: Der Mensch hat nicht bloss mit sozialpolitischen Dingen zu thun, er hat einen höheren Beruf, neben dem gehalten die politische Thätigkeit so geringwerthig erscheint, wie es der Kaiser im Verhältniss zur Gottheit ist. Das Christenthum legt, zuerst von allen Religionen, den Accent auf die Entwicklung der Individualseele und betrachtet das irdische

Digitized by Google

Leben als einen Vorbereitungscurs für ein Jenseits. Hieraus folgert sich eine Verantwortlichkeit des Einzelmenschen für gehörige Ausnützung seines Cursus, d. i. die „Moral“. Die von ihm zugestandene und betonte Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte dieser Aufgabe gegenüber ergänzt das Christenthum durch den mystischen Vorgang der Erlösung, der als perpetuirlich und immer wirkend gedacht wird. Nun ist zu berücksichtigen, dass der Heiland in einer Zeit des wildesten Rassen-Chaos auftrat, wo der Individualismus und in seinem Gefolge sein treuester Knecht, der Kapitalismus, bereits ihre natürlichen Schranken weit überschritten hatte. Ein Arzt richtet sein Heilverfahren nach dem Zustand des Kranken. Vielleicht erschien es dem Heiland so, wie die Sachen standen, damals unmöglich, die Völker als solche direkt zu heilen. Er beschränkte also seine Thätigkeit auf das Individuum und suchte zunächst Zusammenschlüsse der besseren noch vorhandenen Elemente zu erreichen. „Viele sind berufen, wenige auserwählt“, heisst es. Nur in engem Kreise will er wirken. Nur den „Kindern des Hauses“ soll das Brot zukommen, für die „Fremden“ reichts nicht. Der hiedurch gebotene Gegensatz gegen die staatlichen Organisationen von damals verlieh dem Christenthum seine ihm noch anhaftende Weltabgewandtheit. Diese ursprünglich an Zeitverhältnisse gebundene Bedeutung des Christenthums bleibt Hentschel fremd. Von einem Erlösungswerk will er überhaupt nichts wissen. Den übermenschlichen Charakter des Heilands verkennt er nicht, aber er ist für ihn nichts anderes als der gute Hirt, der die verirrten Heerden zum rechten Pfad zurückleitet. Das vom Heiland kategorisch verlangte heroische Vergessen und Vergeben, die Feindesliebe, fasst er nicht auf als heilsame Kasteiung des durch Hypertrophie krank gewordenen Individualwillens — was es nach meiner Ansicht sein soll — sondern als temporär nothwendige soziale Uebergangsmaassregel. Während das Christenthum an und für sich den individuellen Willen nicht lähmen, sondern gesunden und entfalten will und ihm zu diesem Zweck den Erlösungsgedanken gleichsam als Korrektiv beigibt: „Du kannst nicht alles aus eigner Kraft. Auf den Gipfel des Montblanc kannst Du steigen. Von da bis zum Himmel ist noch ein weites Stück. Dies Stück wirst Du gehoben werden, wenn Du braver Steiger gewesen bist“ — verzichtet Hentschel ganz auf den Erlösungsgedanken. In der Weltordnung gibt es keine „Gnade“, nur Ursache und Wirkung in unabänderlicher mechanischer Folge. Besonders die Entwicklung, die die christliche Lehre unter Paulus genommen hat, weist Hentschel aufs Entschiedenste zurück und erklärt die hauptsächlich durch Paulus in die Welt gesetzte Lehre vom Opfertode des Heilands als ewig fortwirkenden transcendenten Sühneakt, für Dämonologie. Die ungeheuere Bedeutung des „Glaubens“, auch in sozialpolitischer Beziehung, verkennt Hentschel gänzlich, und der Glaube beruht doch im Wesentlichen auf dem Erlösungsgedanken. Die Geschichte lehrt, dass nur gläubige Völker Thatkraft entwickeln. — Damit hängt zusammen, dass Hentschels Stellung gegenüber der Kunst eine wenig freundliche ist. Als sozialpolitischer Faktor kommt sie bei ihm kaum in Betracht. Die Kunst lebt von der Inspiration, und diese ist immer ein Erlösungsakt, ein ekstatischer Zustand, in welchem der Mensch momentan dem Irdischen entrückt wird und der Gottheit die Hand reicht. „Da wars als ich den Pinsel führte, dass Gott der Herr die Hand mir rührte“, das sagt gerade der echte Künstler; der echte Künstler wird stäts gläubig sein. Speziell die Werke des Meisters sind ganz vom Erlösungsgedanken durchtränkt. Die deutsche Kunst hat aus der christlichen Erlösungslehre stäts neue Lebenskraft gesogen, und man sieht in der Gegenwart, dass der Quell noch längst nicht versiegt. Hilft alles nichts, Hentschel nennt diejenigen, die sich in den Erlösungsgedanken „verwühlen“, „halbe“ Seelen! —

Digitized by Google

Man kann sogar im Allgemeinen sagen, dass Hentschel den vielgestaltigen Strebezustand der menschlichen Gesellschaft, dem wir mit dem Namen „Kultur“ bezeichnen, nicht als der Güter Höchstes ansieht. Sie ist ihm mehr etwas Unvermeidliches, dessen Eintritt man lieber verlangsamen soll. Von einem gewissen Stadium an wird ihm die Kultur zum feurigen Ofen, der mit gesunder Rassekraft geheizt wird. Das Schlimme dabei ist, dass das Heizmaterial dieses Molochs ausschliesslich entnommen wird den Lebenssäften des edelsten menschlichen Typus, der — arischen Rasse. Es sind die Göttersöhne der Genesis, die weisshäutigen Blondhaarigen, die von Skandinavien als der ewigen *ragina gentium nobilium* ausgehend — immer wieder sich die Erde dienstbar machen, aber immer auf Kosten ihres Volksthums. Nur der Arier kann die Initiative zur Kultur geben, und der Arier — geht an ihr zu Grunde. Der Vorgang spielt sich in der Weise ab, dass zunächst ein arischer Stamm ein andersrassiges Volk unterjocht — (Sklaverei ist stäts die Voraussetzung der Kultur und ihr Ausgangspunkt) und sich an die Stelle der früher herrschenden Oberschicht setzt. Ohne Gegensatz von Rassen, die eine als Herrschende, die andere als Dienende, ist keine Kultur möglich. Aussöhnung der Gegensätze durch Mischung dieser Rassen und Entstehung einer Neurasse aus dem Mischblut ist ihre Ouverture. Dem herrschgewaltigen Arier ist von Natur ein „Pfahl im Fleisch“, eine „Achillesferse“ beigegeben: die Tendenz zum Individualismus. Die mongolischen und aethiopischen Rassen kennen diese Tendenz nicht. Der Individualismus veranlasst das Heraustreten ehrgeiziger Einzelner aus den Geschlechterverbänden, wobei sie sich auf die unterworfenen Massen stützen. Dann können sie schliesslich die Mischung mit diesen ihren Verbündeten nicht ablehnen. Aber das arische Rassenthum ist eine zarte und empfindliche Pflanze, kann an Zähigkeit mit der mongolischen Unkrautrasse nicht wetteifern und kommt darum beim Mischungsprozess leicht zu kurz, wenigstens auf die Dauer. In Europa geht der langköpfige Typus rapid zurück, wir „turanisiren“ bereits ganz entschieden.

Unter diesen Umständen möchte Hentschel als moderne Herzeleide seinen Parsifal, den Arier, am Liebsten ganz vor dem „Kampf und Wüthen“ der Welt bewahren, selbst auf die Gefahr hin, dass er dann ewig „reiner Thor“ bleibt. Das kann oder glaubt er zu können nur durch seine oben erwähnten, die Individualität einschränkenden Reformvorschläge, die sich aber weniger auf das ganze Volk als auf die herrschenden Schichten beziehen. Das Proletariat, soweit es nicht mit „Gefallenen“ aus den Oberschichten durchsetzt ist, bedarf keiner Einschränkungen der Individualität, und die Mittelstufe zwischen beiden berücksichtigt H. wenig. Er kann sich einen Staat nur aristokratisch gegliedert denken, und nur für die Kreise der Aristokratie beansprucht er im Grunde die systematische Einschränkung des Willens und der Machtbefugniss beim Einzelnen.

Unsere verehrte Sozialdemokratie wird einem Hentschel nicht viel Beifall spenden. Die sog. demokratische Organisation ist allerdings auch eine Einschränkung der Persönlichkeit durch das Prinzip der *égalité*, aber sie bezieht sich nur auf die Schichten des Lohnarbeiterthums und auf die höheren nur insofern, als diese zu jenen hinabgezogen werden sollen. Die Sozialdemokratie ist der instinktive Ausdruck der Todfeindschaft unseres mongolischen Volksuntergrundes gegen den arischen Obergrund. Im allgemeinen Rassenbrei hofft sie das Arierthum untergehen zu sehen.

Im Einzelnen kann ich auf die fesselnden historischen Bilder, die „Varuna“ darbietet, nicht eingehen und nur den Entwicklungsgang der arischen Rasse in grossen Zügen vorführen.

Digitized by Google

Hentschel lässt, wie gesagt, die arische Rasse aus Skandinavien stammen und verlegt ihre Entstehung schon vor die letzte Eiszeit. Die mit dieser verbundenen grauenvollen Katastrophen (Götterdämmerung der skand. Mythologie) verursachten Trennungen. Grosse Züge gingen ostwärts und südwärts. Bei den Ostariern die auf ihrem Zuge von West nach Ost die Steppen Russlands und Mittelasiens durchkreuzten, treten starke Veränderungen in Sprache und Typus ein. Sie wurden später Sarmato-Slaven genannt. Von ihnen stammen Indier und Perser ab. Auch die in Griechenland einwandernden Dorier und die Latiner Italiens, sowie das kleine Volk der Israeliten auf der Hochebene von Palästina (das nichts mit dem, das wir heute „Juden" nennen, zu thun hat) bezeichnet Hentschel als Ostarier. Die Südarier bewahrten Jahrtausende lang altnormannischen Typus und Sprache. Sie riefen die ältesten, fast (für unsere Kenntnisse) noch prähistorischen Kulturen Vorderasiens, Aegyptens, Griechenlands hervor, blieben dabei aber in einer gewissen Verbindung mit der Urheimath im Norden und kehrten gelegentlich zu Schiff nach ihm zurück. Nach vieltausendjähriger ruhmvoller Entwicklung verfielen sie Entartungszuständen. In Aegypten wurde der Typus negroid, in Vorderasien — semitisch. Orgineller Weise fasst Hentschel das Semitenthum nicht als besondere Rasse, sondern als arische Volkskrankheit auf, als Degenerationsprodukt, das nicht an ein bestimmtes Volk gebunden ist, sondern hie und da spontan auftritt. Seinen schlimmsten Grad — seinen Superlativ — findet der Semitismus im „Judaismus", dem Zerrbilde der edlen Eigenschaften des Arierthums. Die Veranlassungen dieser Krankheitserscheinung sind noch nicht aufgeklärt. Aber sie wiederholt sich bis in die Gegenwart. So z. B. „semitisiren" heutzutage die Armenier und die ägyptischen Kopten, vielleicht auch die heutigen Griechen. Sogar im Innern Afrikas giebt es semitisirende Mulattenvölker. Die heutigen Juden in Deutschland und Polen (die Aschkenas) entstammen nach Hentschel einem Semitisirungsprozesse, der sich zur Zeit der Karolinger in Südrussland unter dem turanischen Volk der Chazaren abspielte. Es ist nach Hentschel ein Irrthum, zwischen den Juden aller Zeiten eine Kontinuität der Deszendenz anzunehmen. Sie sind nicht durch Blut verbunden, sondern durch ein geistiges Band, den sog. Rabbinismus. Von Palästina als der gemeinsame Heimath der Juden zu reden ist ganz abwegig. Dort hat sich allerdings einmal im letzten Jahrtausend v. Chr. ein kleiner Judaisirungsprozess abgespielt, der aber gegenüber den umfangreichen Prozessen gleicher Art im Zweistromlande und später im ganzen römischen Reich quantitativ gar keine Rolle spielt. Die Juden sind nicht als aus ihrer Urheimath vertrieben anzusehen, denn sie entstehen nach Hentschel überall, und ihr Auftreten ist stäts dem der Wanze im Holzwerk vergleichbar: Niemand weiss, woher sie kam.

Semitisirte — nicht judaisirte — Südarier sind es gewesen, die von Vorderasien aus als Händler und Seeräuber nach dem Norden Europas zurückgelangten und dort auf den Brittischen Inseln sich zu einer neuen Rasse konsolidirten, der keltischen, die die Wurzelworte der semitischen Idiome Vorderasiens in ihrer Sprache im Wesentlichen beibehalten hat. Die keltische Rasse hat offenbar einen Rückbildungsprozess zum Arierthum zurück durchmachen und sich aus entarteten Zuständen wieder heben können. Sie erscheint den Römern einige Jahrhundert vor Christi vollkommen genau so, wie ihnen später die Germanen erschienen, und sie okkupierten auch thatsächlich einen grossen Theil des jetzigen Deutschlands, wo ihre Nachkommen noch heute sitzen.

Zwischen Westariern (Normannen) und Ostariern (Slavo-Eraniern) nimmt Hentschel eine tiefgehende Charakterverschiedenheit an, die aber bei Mischungen sich in gesunder Weise ergänzt. Bei den Normannen zeigt sich das Prinzip des Indi-

Digitized by Google

vidualismus am stärksten ausgebildet, es äussert sich als bewunderungswürdige Initiative, als mächtiges Aufwärtsstreben. Bei den Ostariern tritt demgegenüber das Prinzip der Sesshaftigkeit, des Patriarchalismus in den Vordergrund. Das Individuum erscheint bei den Slaven weit mehr sozial gebunden, daher auch ihre Hinneigung zur absolutistischen Regierungsform mit patriarchalischem Charakter. Die gotisch-suevischen Völker, die in den ersten Jahrhunderten nach Christo das römische Reich umwarfen und verjüngten, hält Hentschel für reine Normannen. Aus ihren im Lande gebliebenen Resten entstand durch Vermischung mit den von Osten eindringenden Slaven die sächsische Rasse, eine der glücklichsten Rassemischungen, die es gibt, weil sie Initiative und Stätigkeit verbindet und so sowohl zur Kultur anregen als sich behaupten kann, während der reine Normanne meist nach einigen Generationen in der Fremde sein Rassenthum aufgibt. „Sachsen" und „Germanen" hält Hentschel im Wesentlichen für identisch. Die deutsche Geschichte ist ihm nichts Anderes als das Streben der Sachsen mit den benachbarten slavischen und keltischen Völkern zu einem Ausgleich zu gelangen. Darum ist die deutsche Geschichte im Wesentlichen ein innerer Kampf. In der Gegenwart scheint der Ausgleich zu gelingen und aus ihm eine Neurasse, das deutsche Volk, hervorzugehen, der eine grosse Zukunft winkt, wenn sie nicht der Turanisierung oder Sozialdemokratisirung erliegt. Wenigstens das heutige Kaiserthum ist bereits ein im Kern deutsches, während es im Mittelalter eine vorwiegend im antigermanischen Sinne gehandhabte Institution war. Hentschel bemerkt sehr richtig, dass sogar das römische Papstthum in seiner grossen Zeit weit mehr den arischen Varunagedanken hochhielt als Salier und Hohenstaufen. Das erkennt man besonders an dem scharfen Gegensatz, in den sich der Papst zum römischen Recht stellt, und an dem Geist, der das kanonische Recht durchweht.

Man braucht Hentschels Wege nicht ganz mit ihm zu Ende zu gehen. Aber ein gutes Stück kann man ihn ruhig begleiten. Jedenfalls wirkt seine Lektüre hochanregend. Nur hat sie Schwierigkeiten. Er schreibt etwas ungeordnet und systemlos. Man muss seine Gedankenfolge sich erst zusammensuchen. Man muss ein wenig Siegfried spielen, der das Schwert Nothung erst in Atome zerfeilt, bevor er es neu schmieden kann. Dabei ist unvermeidlich, dass viel Subjektives sich mit einschleicht. Ein blos objektives Referat über Varuna halte ich für unmöglich.

Einen subjektiven Charakter wird überhaupt die Beschäftigung mit den grossen, von Hentschel angeregten und erörterten Fragen, insbesonders den Rassefragen, vorläufig noch stäts haben. Die Wege, die die sogenante exakte Forschung hier zu gehen hat, sind noch viel zu wenig vorgezeichnet. Das Rasse-Prinzip hängt offenbar mit dem Grund-Prinzip des organischen Lebens innig zusammen, und die Wissenschaft zeigt sich bis jetzt unfähig, dem Urquell des Lebens näher zu treten, und bewegt sich thatsächlich nur auf dem Gebiet der Hypothese. Hypothesen sind nun ja stäts die nothwendigen Voraussetzungen der exakten Forschung, auch der rein induktiven, und ohne subjektiv-lebendige Auffassung sind wiederum keine fruchtbaren Hypothesen denkbar. Wer sich der Subjektivität in der Beurtheilung des Hentschel'schen Buchs und überhaupt in der Beschäftigung mit den Fragen des Rasse- und Kulturlebens scheut, der möge sich das Wort Wotans gesagt sein lassen:

Nur wer das Fürchten nie erfuhr,
Schmiedet Nothung neu.

Digitized by Google

Immanuel Kant.

Ein Lebensbild nach Darstellungen seiner Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski.
Herausgegeben von **Alfons Hoffmann.**
Halle a./S. Hugo Peter 1902. 8° XIV, 439 Seiten. Preis 2 ℳ

Chamberlain schreibt in einem Nachtrag zur Kantlitteratur (zu Grundlagen II³ 938): „Das Richtige ist wohl doch" (nämlich bevor man an das Studium der Lehre geht) „erst den Menschen kennen und lieben zu lernen, was durch die Schilderungen seiner Zeitgenossen Wasianski (Immanuel Kant in seinen *letzten* Lebensjahren, Königsberg 1804), Jachmann (Immanuel Kant, geschildert *in Briefen* an einen Freund, Königsberg 1804) und Borowski (Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's, Königsberg 1804) am sichersten und schnellsten gelingt. Wasianskis kleines Buch ist tiefergreifend; Borowski's ist namentlich deswegen interessant, weil seine biographische Skizze Kant vorgelegen hat und von ihm durchgesehen und annotirt worden ist; Jachmann hat neun Jahre Kant's Vorträge gehört. Mir ist kein neueres Buch bekannt, das für die lebendige Kenntniss des Mannes auch nur entfernt Aehnliches leistet wie diese alten; sie sind unersetzlich und sollten neu gedruckt werden."

Dieser Wunsch ist in dem vorliegenden Buche erfüllt. In der Täglichen Rundschau 1902 Nr. 62 hat Chamberlain nochmals mit schönen Worten auf die Bedeutung dieses Neudruckes hingewiesen. Wir erhalten die schmucklosen, aber gerade in dieser Schlichtheit besonders wirkungsvollen Berichte über die persönlichen Eindrücke, die die drei Gewährsleute von Kants Leben und Lehren 1755 bis 1804, also vom ersten akademischen Vortrag bis zum Tode, im freundschaftlichen Verkehr empfingen. Der Herausgeber bringt im Vorwort die nothwendigsten Bemerkungen über die drei Zeugen und lässt dann die Ursprungs-Schriften fast ganz unverändert, nur in Rechtschreibung und Zeichensetzung etwas modernisirt, folgen. Diese schlichten zeitgenössischen Vorstellungen, durchweht von Liebe, Verehrung und dem aufrichtigen Streben nach Wahrhaftigkeit, sind ganz dazu geeignet, das Bild des grossen Mannes in seiner einfachen Erhabenheit uns unmittelbar zu beleben. Es ist rührend, die Stille und Enge eines äusseren Lebens kennen zu lernen, aus dessen rastloser innerer Bethätigung so gewaltige, welterhellende Lichter aufgingen. Hinter dem aus Büchern gekannten Denker taucht die in eiserner Selbstzucht erwachsene Persönlichkeit auf, die jedem Deutschen Beispiel und Vorbild sein kann. Es ist ein Geistesheld, der Idealtypus des preussischen Stammes mit allen seinen Eigenschaften, den Kant verkörpert. 1797 sagte Kant: ‚nach 100 Jahren wird man meine Schriften erst recht verstehen und dann meine Bücher aufs Neue studiren und gelten lassen'. Das erfüllt sich in der Wissenschaft. Und daneben tritt zur rechten Zeit mit den längst aus dem Buchhandel verschwundenen Schriften auch wieder mahnend das Bild des Menschen. Wohl vermissen wir im Vergleich zu Schopenhauer bei Kant die Wirkung einer grossen, geschauten Kunst. Was damals in Deutschlands Mitten aufblühte, erreichte kaum mehr den nordischen Denker. Aber Kants grosse Idee belehrte und begründete Schillers Aesthetik. Der höchste sittliche Adel echt deutschen Willens wirkt hier wie dort mit gleicher Kraft und Grösse. Auch Kant ist eine Grundkraft deutscher Kulturgewalt geworden. Wir können uns Aufschwung und Entwicklung des deutschen Geistes ohne ihn gar nicht vorstellen. Da nach Luthers Wort „die Welt von Gott durch etliche wenige Helden und fürtreffliche Leute regieret wird", so müssen wir dankbar jede Gelegenheit wahrnehmen, dieser seltenen Gestalt in Auge und Seele zu blicken.

Rostock. **W. Golther.**

Digitized by Google

Weimar und Bayreuth.

Bayreuth hat persönlich theilgenommen an den würdigen Ehrungen des Meisters Franz Liszt bei der Enthüllung seines Denkmals am 31. Mai in Weimar. Nun wollen auch die Bayreuther Blätter, ihrer Art gemäss, im Geiste daran theil haben und ihre Antheilnahme bezeugen, indem sie die bei der Enthüllung und bei der Festaufführung gehaltenen Ansprachen dreier An- und Zugehöriger ihren Lesern im Abdruck vorlegen. Den Namen Hans von Bronsart, Henry Thode und Adolf Stern sollen dabei aber auch diejenigen der drei an der Vorfeier betheiligten Künstler gesellt werden, vor Allem des um die Verwirklichung des Denkmals selbst besonders verdienten treuen Schülers und Gesinnungserben des Meisters Berthold Kellermann als des Leiters des Konzertes, und der ausführenden Solisten: Eugen d'Albert und Johanna Dietz. Nur eben nennen können wir ja diese guten Namen hier, da die Sprache der Töne — mögen unverbesserliche Gegner noch heute von „Programm-Musik" abfällig reden! — nun einmal doch nicht in Worten sich wiedergeben lässt. Denn hier ist echte und grosse Musik, gleichwie ihr Schöpfer, wie selten Einer, echter und grosser Mensch gewesen ist, Segen verbreitend, Seelen erwärmend, wohin er kam, und sein lebendiges Denkmal hinterlassend in den Herzen solcher wahrhaft getreuen Freunde und Jünger — der besten „Schule" Franz Liszt's. —

H. v. W.

1. Rede Hans von Bronsart's

vor der Enthüllung des Denkmals.

Die letzten Worte des Dichterfürsten, „Licht, mehr Licht", die soeben in weihevollen Tönen verklangen, sie dürfen uns als Symbol gelten für das ganze Leben des grossen Meisters, dessen Denkmal seiner Enthüllung harrt.

Wie er es liebte, beim Erwachen von seiner Ruhestätte aus in die Strahlen der aufgehenden Sonne blicken zu können, so hat seine Seele in Kunst, Lebensweisheit und Gottesglauben das Licht gesucht, rastlos, sehnsuchtsvoll, bis sie, von aller Erdenlast befreit, emporschwebte zum ewigen Licht.

In dieser feierlichen Stunde lassen wir im Geiste an uns sein Lebensbild vorüberziehn, in jenen beiden grossen Perioden, die, so verschiedenartig sie in die äussere Erscheinung traten, doch tiefinnerlich untrennbar zusammengehören. Denn seine Laufbahn als ausübender Künstler bildet zugleich die Vorbereitung, gewissermaassen eine grossartige Vorstudie zu seiner schöpferischen Thätigkeit, mit der er in die Reihe unserer grossen Komponisten trat.

Während aber der Virtuose Liszt auf seinem Triumphzuge durch ganz Europa nur begeisterte Huldigungen empfangen hatte, wie selten ein Sterb-

Digitized by Google

licher sie erlebte, wurde der Tondichter Liszt missachtet, geschmäht, verspottet, ja verleumdet als Verächter der grossen Meister der Vergangenheit — er, der wie kein Anderer gewirkt hatte für das Verständniss der Klassiker von Bach bis Beethoven, der Romantiker von Schubert bis Schumann durch die Macht seines die tiefsten Schönheiten ihrer Werke offenbarenden Spieles! —

Dem gegen ihn geschleuderten Anathema begegnete er mit vornehmem Schweigen; nur im Freundeskreise sprach er das Wort: „Ich kann warten.“ Im Glück des Schaffens selbst, und in dem festen Glauben, dass *seine* Werke dermaleinst, und sei es erst nach seinem Tode, die gebührende Anerkennung erfahren würden, fand er Trost und Schutzwehr gegen innere Verbitterung.

Wie im Vorgefühl des ihm selbst bevorstehenden Looses besingt er in einer seiner ersten symphonischen Dichtungen: Tasso. Lamento e trionfo, die grosse Antithese des im Leben verkannten, im Tode von strahlender Glorie umgebenen Genius. Der Dichter des befreiten Jerusalem durfte, noch bevor er aus dem Leben schied, in der Krönung auf dem Kapitol seinen Triumph feiern; Liszt hat der Tod dem irdischen Triumphe entrückt. — Die Huldigung, die wir heute seinem Marmorbilde darbringen, sie bezeugt, dass sein Glaube an die Unvergänglichkeit seiner Werke kein leerer Wahn gewesen. —

Schon in zarter Kindheit regte sein Genius die Schwingen, unablässig zum Licht emporstrebend, um das Empfangene auf seine Kunst zurückstrahlen zu lassen. Wohl ahnte der grosse Beethoven die in den elfjährigen Knaben schlummernde Schöpferkraft, als er, hingerissen von seinem wunderbaren Spiel, ihm den Weihekuss auf die Stirn drückte!

Und wer Liszt jemals Beethoven spielen hörte, zu dem als dem Grössten der Grossen er stäts emporblickte, der wird Richard Wagners Ausspruch verstehen: dass „sein Vortrag eine Neuoffenbarung des Beethovenschen Genius war, und im Hörer den Eindruck erweckte, Beethoven bisher nicht gekannt zu haben.“ Diese selbstschöpferische Durchgeistigung seines Spieles, die das Kunstwerk, losgelöst von allem Materiellen der ausführenden Organe, zum reinsten idealen Ausdruck zu bringen wusste, sie wirkte das Wunder, dass die bis dahin ungeahnte und von Keinem wieder erreichte Höhe seiner technischen Vollendung dem atemlos lauschenden Hörer als etwas ganz von selbst Verständliches, im Dienste einer höheren Macht Stehendes erscheinen musste.

Und fürwahr, eine höhere Macht war es, die ihm die Gabe verliehen hatte, so alle Herzen zu bewegen und zu erheben, sobald der Flügel unter seinen Händen wie ein lebendes Wesen die ganze Skala der Seelenregungen vom zartesten Hauche der Sehnsucht bis zum Sturme dämonischer Leidenschaften erklingen liess! Und wenn das Wort: „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze“ allgemein von dem ausübenden Künstler zu

Digitized by Google

gelten hat, auf Franz Liszt kann es keine Anwendung finden, denn die Kunde von dem Zauber seines Spiels wird noch in fernsten Zeiten ebenso lebendig bleiben, wie die Sage von dem selbst Steine belebenden Gesange des Orpheus. Dem Virtuosen aber hat der Komponist — als er von ihm Abschied nahm — sein Unsterblichkeits-Lied gesungen in der symphonischen Dichtung „Orpheus“, einem Werke von antiker Schönheit und Erhabenheit. —

Dass Liszt, nachdem er sich im Jahre 1848 dauernd in Weimar niedergelassen hatte, in rascher Aufeinanderfolge eine so grosse Reihe bedeutender Tondichtungen zu schaffen vermochte, das lässt sich kaum anders erklären, als dass sie in seinem Geiste längst lebendig waren, und nur des erlösenden Willens harrten, gleichsam der energischen Hilfe eines Hephaistos, um, wie Pallas Athene in voller Waffenrüstung aus dem Haupte des Zeus, sogleich in fester Form ans Tageslicht zu kommen.

Hier in Weimar stand ihm ein vortreffliches Orchester und Opernpersonal zur Verfügung, und gleichzeitig mit seiner rapiden Entwickelung zum Tonsetzer grossen Styls begann er seine unsterbliche Wirksamkeit als Bannerträger einer neuen Aera der Musik mit einer Thatkraft und Begeisterung, wie sie grösser die Welt nicht erlebt hatte.

Sein kraftvolles und zielbewusstes Eintreten für Richard Wagners Genius gab das Signal zu einem fast drei Jahrzehnte hin und her wogenden heissen Kampfe, der erst mit dem glänzenden Siege des Bayreuther Festspiels einen vorläufigen Abschluss fand.

Der 16. Februar 1849 war der denkwürdige Tag, an dem zum ersten Mal in Weimar unter Liszts Dirigentenstab ein Werk Wagners, der „Tannhäuser“, in Scene ging, und schon am 28. August 1850, zur Feier von Goethes Geburtstag, folgte die Uraufführung des „Lohengrin.“ Zu dieser Grossthat, dem damals noch unberühmten und inzwischen heimathlos gewordenen Flüchtling den Weg zu bahnen zu seinem Siegeslauf durch die ganze Welt, zu dieser Grossthat gehörte nicht allein der Seherblick, sondern auch der charaktervolle kühne Wagemuth eines Franz Liszt; es gehörte dazu aber auch die grosse Kunstanschauung des Weimarer Fürstenhauses, sich über alle entgegenstehenden noch so schwer wiegenden Bedenken hochherzig zu erheben.

Wagner selbst war des Glaubens, dass er seinen „Lohengrin“ nie werde zu hören bekommen — wie er es in der Widmung an Liszt ausspricht — und Jeder von uns wird vor der Frage gestanden haben: würde die Welt die monumentalen Wunderwerke des grossen Bayreuthers besitzen, wenn nicht Liszt dem oft am Abgrunde der Verzweifelung Stehenden stäts die hilfreiche Freundeshand geboten hätte, stäts für seine von den damaligen Machthabern der Musikwelt so leidenschaftlich bekämpften Schöpfungen mit Wort, Schrift und That ohne Wanken und Weichen in die Schranken getreten wäre?

Digitized by Google

Noch ein anderer Grossmeister der Tonkunst war es, der in seinem Vaterlande verkannte, vergessene, auf einsamer Höhe wandelnde Franzose Hector Berlioz, dem Liszt in Deutschland den Weg zum Ruhme erschloss, mit seines Geistes Schätzen der deutschen Muse ein wunderbar belebendes Element gewinnend.

So steht der mächtige Aufschwung, zu dem sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Musikleben erhob, im Zeichen des glänzenden Dreigestirns Wagner-Liszt-Berlioz, und die Kunstgeschichte wird Liszt als den eigentlichen Führer und Träger dieser grossen Bewegung zu nennen haben, deren Mittelpunkt die Musenstadt Weimar wurde, wie ein halbes Jahrhundert zuvor Weimar der Mittelpunkt gewesen war der von den Dichterheroen zur höchsten Blüthe erweckten deutschen Litteratur. —

Mit dem siegreichen Emporringen Richard Wagners war jedoch keineswegs auch der Sieg für seinen grossen Vorkämpfer erfochten. Der auf der ganzen Kampfeslinie gegen den kühnen Neuerer erschallende Fehderuf wollte nicht verstummen; immer von Neuem erhoben die „erbitterten Wächter der klassischen Musik“ — wie Wagner sie nennt — die hochnothpeinliche Anklage gegen Liszt: er wolle die Musik in Tonmalerei verflachen und in Formlosigkeit auflösen. Und er, der mit warmem Herzen für Alles Neue, das ihm bedeutend erschien, unermüdlich und opferwillig eingetreten war, der sich neidlos eines jeden für Andre erkämpften Erfolges gefreut hatte: er selbst sah sich mit seinen Werken wie ein Geächteter, ein aqua et igni interdictus, von der übergrossen Mehrzahl der Konzertsäle ausgeschlossen, solange er lebte! —

Nichts aber hatte ihm ferner gelegen, als durch Tonmalerei äussere Vorgänge der Sinnenwelt schildern zu wollen, und damit derjenigen Kunst, die in Tönen auszusprechen weiss, was für das Wort unaussprechbar ist, eine ihrer so unwürdige Aufgabe zu stellen. Was er wollte, war das Selbe, was vor ihm schon Beethoven in der Pastoralsymphonie und andern Werken erstrebt hatte: auch auf dem Gebiete der Instrumentalmusik den von einem dichterischen Gedanken erweckten Seelenstimmungen durch die geheimnissvolle Macht der Töne eine höhere verklärende Weihe zu geben — wie es ja von jeher Aufgabe aller Vokalmusik, und selbst des einfachsten Liedes gewesen war.

So will Liszt in seiner Faust-Symphonie eben jenes für das Wort Unaussprechbare, was der Dichter nur andeutet, nur ahnen lässt, durch die Seelensprache der Musik offenbaren; des Hörers Phantasie will er beflügeln, über die Sinnenwelt erheben, dass er die Gestalten Fausts, Gretchens und Mephistos in übersinnlicher Anschauung ihrer Wesenheit vor sich zu sehen, die Erlösung des ringenden Geisteshelden durch das Ewig-Weibliche in einer höheren Welt selbst zu erleben glaubt.

Im gleichen Sinne nennt Wagner Liszts Dante-Symphonie „die Seele des Gedichtes in reinster Verklärung“, und von beiden grossen Werken

Digitized by Google

sagt er, dass „es der weit über Zeit und Raum herausliegenden Natur des Liszt'schen Genius bedurfte, um den durch jene Dichtungen empfangenen Anregungen ein ewiges Werk abzugewinnen". Was aber solch ein ewiges Werk zu bedeuten hat, und wie es sich verhält zu der Dichtung, der es entstammte, auch das sagt uns Richard Wagners schönes Wort: „Die Musik ist so keuscher, wunderbarer Art, dass Alles, was sie berührt, durch sie verklärt wird." —

Was den Vorwurf der Formlosigkeit betrifft, so musste ihn bekanntlich jeder bahnbrechende grosse Geist über sich ergehen lassen; er konnte ebensowenig Liszt erspart bleiben, wie selbst Beethoven, dessen letzte und reifste Werke in ihrem Ringen nach Erweiterung und Neugestaltung der überlieferten Formen eben jenen klassischen Tempelwächtern als bedauerliche Verirrung galten.

Auch Liszt baute seine Symphonie frei auf der Grundlage klassischer Formen auf, und selbst die von ihm neu eingeführte „symphonische Dichtung" beruht auf geistvoller Umgestaltung der Variation- und Phantasie-Form der Klassiker.

Es konnte seinem Genius nicht genügen, sich in den engen Grenzen überlieferter Formen, wie in gegebenen Schablonen, epigonenhaft zu bewegen; aber ebensowenig fühlte er sich berufen, diese Formen zu zertrümmern, um auf ihren Trümmern einen fragwürdigen Neubau erstehen zu lassen, werth, von der Willkür eines Andern wiederum in Trümmer geschlagen zu werden.

Denn er war durchdrungen von der ewigen Wahrheit des Dichterwortes:

„Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Liszt glaubte an ewige Wahrheiten!

Und wie selbst die voraussetzungslose Wissenschaft die einfachen Grundgesetze, nach denen das Weltall sich bewegt, als ewige Wahrheiten anerkennt, wie sie in rastlosem Fortschritt, Naturgesetz auf Naturgesetz entdeckend, stäts das vorausgehende durch das nachfolgende bestätigt und erweitert findet: so war Liszt sich klar bewusst der ewigen Wahrheit des Grundgesetzes aller Kunst, dass es ihre Mission ist, die Menschheit aus der Prosa des Alltagslebens emporzuheben in die Poesie einer höheren verklärten Welt der Schönheit, und klar erkannte er es, dass die neuen Gesetze, mit denen grosse Geister ihre Kunst bereicherten, nur Werth und Bestand haben konnten, weil sie, eins aus dem andern emporwachsend, nicht rüttelten an der ewigen Wahrheit jenes Grundgesetzes. Wohl wusste er, dass das lebendige Schönheitsideal sich nicht in todte Formeln kleiden lässt, dass es sich verschieden gestalten muss in jeder Künstlerseele nach ihrer Eigenart; aber ein Künstler ohne Schönheitsideal wäre in seinen Augen nicht werth gewesen des Namens Künstler. — Sein Schönheitsideal leuchtet uns entgegen aus seinen Werken!

Digitized by Google

Wer aber wollte versuchen, das Schönheitsideal eines grossen Tondichters zu schildern? Je tiefer er sein Wesen zu erfassen vermöchte, um so klarer müsste er die Unzulänglichkeit des Wortes erkennen, um, wie Wagner sagt, „sich über Etwas auszusprechen, was deswegen Musik geworden ist, weil es sich nicht aussprechen lässt."

Und am allerwenigsten würde der Versuch gelingen, gerade Liszts künstlerische Eigenart mit der irgend eines anderen unserer deutschen Meister zu vergleichen.

Denn obwohl die deutsche Muse ihn mit Stolz den Ihrigen nennen darf, so mussten doch die schon in früher Jugend von ihm empfangenen mächtigen Eindrücke magyarischen und romanischen Geistes seiner Kunst ein gewisses internationales Gepräge verleihen, das niemals von ihr verleugnet wurde, so wunderbar auch es ihr gelang, immer tiefer und tiefer in deutschen Geist einzudringen, immer inniger und inniger sich mit deutschem Wesen zu verschmelzen.

Und so möchte ich sie mit einer kostbaren exotischen Pflanze vergleichen, die, inmitten herrlichster einheimischer Blumen, auf deutschem Boden feste Wurzel geschlagen und gleich ihnen sich zu schönster Blüthe entfaltet hat. —

Liszts umfassender Geist hatte auch die Systeme der bedeutendsten Philosophen in sich aufgenommen; seine Lebensweisheit stand über ihnen allen: sie wurzelte in seinem tiefen Gottesglauben und in seiner unerschöpflichen Herzensgüte, die selbst dem berechtigten Egoismus des Genies keinen Raum in seiner Seele gestattete, und in solcher Vereinigung mit höchster Genialität vielleicht nie wieder ihresgleichen finden wird!

Wem, wie mir, das Glück beschieden war, die grosse, wunderbare Zeit mitzuerleben, als dieser Einzige im Kreise seiner begeisterten, arbeitsfreudigen Jünger waltete, an Begeisterung und Arbeitsfreudigkeit inmitten der Jugend, er selbst der Jugendlichste von uns Allen, wer ihn gesehen, wie sein Auge leuchtete, wenn er loben konnte, wie er selbst dem Tadel etwas Ermuthigendes zu verleihen wusste, wie er uns als seine Freunde, als dereinstige Mitarbeiter an seiner grossen Lebensaufgabe hoch über uns selbst emporhob: der wird mit mir fühlen, wenn ich sage, es war die schönste, idealste Zeit meines Lebens!

Treu wie seiner Kunst, treu blieb er auch seinem Glauben. Schon als Jüngling hatte er sich jahrelang mit dem Gedanken getragen, Geistlicher zu werden; die Erkenntniss, dass Gott ihn zum Hohepriester der Tonkunst geschaffen, führte ihn zu seiner Muse zurück, die in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens fast ausschliesslich in den Dienst der Kirche trat.

Erlebnisse, die seine Seele tief erschütterten und in ihr die Sehnsucht nach Weltflucht erweckten, mögen mitgewirkt haben, dass er sich auch die priesterlichen Weihen ertheilen liess und das geistliche Gewand anlegte.

Digitized by Google

Nichts Geringeres aber bedeuten seine religiösen Kompositionen, als eine Regenerirung der im Laufe der Zeiten allmählich verflachten und verweltlichten katholischen Kirchenmusik, eine Neuerweckung des Geistes tiefer Innigkeit und echter Frömmigkeit, wie er aus den Werken Palästrina's und anderer Meister der altitalienischen Schule uns entgegenweht. Diesem Geiste der Frömmigkeit gab Liszt erhabensten Ausdruck in dem grössten und eigenartigsten seiner zu Gottes Anbetung geschaffenen Werke: in seinem herrlichen Christus.

Und wie Kunst und Religion, eine die andre durchdringend, sein ganzes Leben ausfüllten, so wird sein Marmorbild, von jugendlicher Meisterhand gemeisselt, vor uns erscheinen, ein Sinnbild seines Wirkens, Schaffens und Glaubens, im geistlichen Gewande, in der Hand ein Blatt seiner Tondichtungen, das Auge begeistert emporblickend zum fernen leuchtenden Ziele, auf den Lippen das Wort:

Licht, mehr Licht!

Unvergesslich wird es mir bleiben, mit wie warmer Liebe und Bewunderung, mit wie hochsinniger Dankbarkeit Seine Königliche Hoheit, der Hochselige Grossherzog, stäts des Mannes gedachte, der Ihm nicht nur ein Mehrer des Weimarer Ruhmes, sondern auch ein theurer Freund gewesen!

Nach Gottes unerforschlichem Rathschluss sollte der edle Fürst die Vollendung des Denkmals nicht erleben; aber Sein verklärter Geist wird herniederschauen auf unsere Feier, mit der wiederum ein neuer Lorbeerzweig in den unverwelklichen Ruhmeskranz des Weimarer Fürstenhauses geflochten wird.

Und wie die Wartburg, auf der vor sieben Jahrhunderten Landgraf Hermann die Blüthe der deutschen Minnesänger zu edlem Wettstreit versammelte, neuerweckt zur alten Herrlichkeit durch Karl Alexander, heute als stolzes Wahrzeichen Seiner deutschen Gesinnung vom Felsen herniederragt, so wird dieses Marmordenkmal Zeugniss ablegen, dass Er, treu hütend das Erbe Seines grossen Ahnherrn Karl August, bis an Sein Lebensende ein begeisterter Schützer und Förderer deutscher Kunst gewesen, allverehrt und allgeliebt, nicht nur in Seinen Landen, sondern überall, wo deutsche Herzen schlagen. —

Allen Jüngern der edlen Tonkunst aber sei die Mahnung zugerufen: wallfahrtet zu diesem Denkmal des grossen Meisters, und legt vor ihm das Gelübde ab, dass er euch ein Vorbild sein soll, stäts hochzuhalten das Ideal der Schönheit, stäts zu streiten für Freiheit und Fortschritt in der Kunst, aber zu bekämpfen Willkür und Entartung, auf dass das königliche Antlitz der Muse nicht altere, aber auch nicht entstellt und verzerrt werde durch Züge der Alltäglichkeit und Niedrigkeit, sondern immerdar leuchte in

Digitized by Google

göttlicher Jugend und Schönheit! Denn auch euch gilt Schillers erhabenes Wort an die Künstler:

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!

---

2. Rede

gehalten nach der Enthüllung des Denkmales

von Henry Thode.

Es ist ein schlichtes Denkmal, das hier errichtet ward, und man darf es dem Künstler danken, dass er auf alle allegorischen Zuthaten verzichtet hat. Hindern doch die Allegorien, indem sie an Stelle des Persönlichen das Allgemeine treten lassen, daran, das Wesen der Person zu erfassen. Von dem Wesen eines grossen Menschen kündet die blosse Erscheinung dem Sinnenden Alles.

Und sinnend und bewegt stehen wir vor dieser Gestalt, bewegter, als alle Anderen, wir, die wir Bayreuth unsere Heimath nennen dürfen.

Weimar und Bayreuth! Es ist ein an Bedeutung Unermessliches, was in diesen beiden Worten zusammengefasst wird! Nicht ein Gesondertes, sondern ein im tiefsten Sinne Gemeinsames, Einiges: das Ideal deutscher Kultur! Und wenn wir Weimar und Bayreuth mit gleichem Atemzuge nennen, dann sprechen wir auch den Namen: Franz Liszt aus, dann thut sich uns das Geheimniss seines Wesens und seiner Kunst auf. Nicht etwa bloss in dem herrlichen Sinne, dass Franz Liszt Weimar zur ersten Heimath der Kunst Richard Wagners gemacht hat. Dies ist die unendlich bedeutungsvolle, aber gleichsam nur äussere Folge eines inneren Grundes. In einem tieferen Sinne dürfen wir sagen: Franz Liszt ward in Weimar der Vermittler zwischen den zwei Welten: der Dichtung Goethes und Schillers und der Musik. Der dichterischen Schaffensperiode liess er hier die musikalische folgen.

Was befähigte ihn hierzu? Die Antwort enthüllt uns sein Wesen: die zwei geistigen und seelischen Elemente, aus denen es bestand und deren Einheit in der Musik wurzelte.

Das eine bezeichnen wir, wenn wir sagen: dieser vom Geiste Bachs und Beethovens erfüllte Musiker war ein dichterisch Schauender. Als solcher durfte er die Erbschaft Goethes in Weimar antreten. „Die Glocke seiner musikalischen Kraft“ — so sagt von ihm in einem Briefe der Bayreuther Meister — „erklang in ihrem vollen Tone, als Goethes Faust sie anregte.“

Digitized by Google

Inneres Schauen und Hören war ihm Eines, die Anschauung ward ihm zum tönenden Kunstwerk. Und wie die Gestalten Dantes, Fausts und Tassos ihm erschienen, waren sie ein Neues. Die Welt der Erscheinungen lauschte seinem Orpheussange. Mit dem Atem seiner Musik beseelte er die Dichtung zu einem zweiten Leben. Und so — ein Dichter und auf dichterischem Boden stehend war er es allein, der den Dichter verstehen konnte, welcher Dichtkunst und Tonkunst im Drama verband. Aus sich selbst empfand er die Nothwendigkeit des unlöslichen lebendigen Bundes der beiden künstlerischen Mächte. Im Namen und im Geiste der Dichtkunst Weimars reichte er dem mit einer Welt Kämpfenden die Freundeshand und geleitete ihn trostreich auf seiner Wanderung durch furchtbare Qualen bis zu den Höhen des Hügels der Befreiung, des Festspielhügels von Bayreuth. So ward er zum Vermittler des Segensgrusses des Weimarer Ideales an das Bayreuther, so offenbarte er durch die That die Gemeinsamkeit beider. — Dies aber ward möglich nur, weil dieser dichterisch Schauende zugleich ein Liebender war! Hierin gewahren wir das zweite Element seines Wesens. Er nannte sich Franz, — die Liebe des Heiligen von Assisi war mächtig in ihm. Und wie sie ihn, vom mystischen Geiste mittelalterlichen Minnesänger- und Heiligenthumes erfüllt, Franz von Assisi, die heilige Elisabeth und Beatrice verherrlichen liess, wie sie ihn neuen Ausdruck christlichen Glaubens aus den Tiefen ihrer Kraft gewinnen liess, so gab sie ihm das innerste Verständniss für den Liebeersehnenden und für den Geist seiner Werke. Das Bekenntniss der weltüberwindenden Liebe, in dem Dante's Divina Commedia träumend verklang, das in Goethes Faust das Vergängliche dem Ewigen vermählte, er erlebte es wieder in dem alltönenden Weltensange der Schöpfungen Richard Wagners. Er erkannte es, weil seine Liebe das Wesen des Bayreuther Meisters durchdrang und in ihm als Schöpferkraft die Liebe ersah. Und so blieb er nicht zurück, nein! schwang sich dem Freunde nach zu unendlichen Sphären auf. So verband sich ihm die Offenbarung des Faust mit der des Ring des Nibelungen und des Parsifal. So verband sich durch ihn auch im Geiste der Liebe Weimar und Bayreuth!

Dürfen wir das Leben dieses dichterisch Schauenden und schauend Liebenden nicht ein Gleichniss von tiefer Bedeutung nennen? Hier in Weimar schuf und wirkte er — nach Bayreuth ging er, um zu sterben! Dort ruhen in Frieden seine irdischen Reste — hier steht er im Bild, ein Wirkender, vor uns! Im Angesicht dieses geliebten Grossen dürfen wir Alles, was ihn gross, was ihn geliebt machte, in zwei Worten zusammenfassen. In dem einen Weimarischen: auch er empfing „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“, und in dem anderen des Schöpfers von Bayreuth: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe!

Digitized by Google

3. Prolog zur „Heiligen Elisabeth“

bei der Festvorstellung am 31. Mai

von **Adolf Stern**.

Zum Abendschein hat sich der Tag verklärt,
An dem der Meister heimgekehrt im Bilde,
Des Parkes Wipfel rauschen leis um ihn,
Die rothen Wolken ziehen ihm zu Häupten
Und tiefe Stille herrscht im grünen Frieden,
Auf leisen Sohlen, mit dem weichsten Schleier
Naht sich die Nacht und hüllt das Standbild ein,
Das wir im Tageslichte jauchzend grüssten.

Uns aber, die wir liebend sein gedenken
Und denen frisch vor Augen steht das Bild,
Uns rinnt, hier innen im beglänzten Saal,
Ein Schauer durch das Mark, denn jäh erwacht,
Am Abend auch des hellsten Tags die Frage,
Die sinnverdüsternd, in der höchsten Lust
Von hundert Festen immer neu erklang:
Wär' auch dies Standbild nur ein Grabmal mehr,
Wie sie in Erz und Stein zu tausend prangen,
Ein Markstein nur, ein Zeugniss des Gewes'nen,
Dem frischen Quell des Lebens weit entrückt,
Umspielt vielleicht von einem matten Hauch
Der bleichen Sehnsucht nach vergang'nen Tagen,
Belebt allein durch eines Dichters Traum,
Doch sonst nur mahnend, dass das Licht verlischt,
Und alle Erdenstimmen endlich schweigen?

Beschleichen will uns mit der stillen Wehmuth,
Die dem Gedächtniss des Geliebten gilt,
Der herbe Zweifel, der die Welt durchbebt,
Ob selbst das Grosse der Vergangenheit
Noch Leben sei und neues Leben wecke?
Uns schlägt ans Ohr der Chor, der tausendstimmig,
Vom jungen Wein des Augenblicks berauscht,
Die Stunde nur, den Tag von heute preist,
Den Tag von gestern zu den Todten wirft,
Der den geweihten Boden, der uns trägt,

Digitized by Google

Die Musenstätte an der stillen Ilm,
Den Friedhof abgeschied'ner Geister tauft,
Der uns'res Glaubens an ein ewig Licht,
An eines Wirkens Dauer trunken spottet.

Doch klänge dieser wunderliche Chor
Noch wilder, schriller, als er uns umbraust,
Ist's denn so schwer, das Herz ihm zu verschliessen?
Kann er ein Ohr, das leisern Stimmen lauscht,
Die aus der Tiefe, wo der Urquell rinnt,
Aus gold'nen Höhen offenbarend klingen,
Auch nur betäuben? Uebertönt nicht ihn
Und all sein dumpfes, höhnendes: Was bleibt?
Ein bess'res Lied von reinem vollen Klang?
Braucht es hier mehr, um diesen Klang zu wecken,
Als einen Schritt und einen Morgenstrahl,
Der von dem First auf Goethe's Gartenhause
Zum Gartenhaus, da Meister Liszt geweilt,
Hinüberblitzt bei jedem Frühehauch?
Des Morgenstrahles frisch erneuter Glanz
Ist Abbild nur des Strahls, der unvergänglich
In Wort und Ton, in tausend Werken lebt,
Die aus dem Urquell alles Lichtes stammen,
Des Strahls, der schlummert, aber nicht verrinnt!

Siegfreudig lauschen wir dem andern Chor:
Noch keine Nacht trank je der Sonne Gluth,
Und keine Zeit verlöscht ein schaffend Leben,
Wenn gross das Leben, echt das Schaffen war!

Und so befehlen wir das Marmorbild,
Das treue Liebe, gute Kunst belebt,
Und das des Meisters Züge uns erneut,
Dem Schirm der Bäume, die es hoch umstehn,
Dem Schirme goldner, friedlich stiller Tage.
Wir hoffen, dass es mild und mahnend glänzt
Aus dichtem Grün, so lang der edle Stein,
Den die Jahrtausende zu Staub nicht lösen,
In seinem Kern geheime Kraft bewahrt,
Wir wissen aber, dass des Meisters Seele
Das höchste Leben, das sich ihm erschloss,
In seinen Tönen tausendfältig waltet,
Aus seinen Tönen zwingend zu uns spricht,
Dass seines Wesen innerstes Gefühl,

Digitized by Google

Wie seiner Liebe unerschöpfte Fülle
Und seines Geistes rastlos hoher Drang
Im Ton Gestalt gewann, im Klange dauert;
Und nun das Auge sich sein Bild erneut,
So öffnet sich begierig Ohr und Herz,
Ihn selbst, den Unvergesslichen, zu hören!

In Bildern, die der Töne Fluth umspielt
Und sie verklärt dem Licht entgegenträgt,
Mag eine Schöpfung sich vor uns erneun,
Die dieses Tages, dieses Festes Sinn
Im bunten Rahmen wundersam uns spiegelt.
Ein Sinnbild dessen, was er hier gelebt,
Erscheint das Werk uns, dem wir wieder lauschen.
Wie Sanct Elisabeth, das Ungarkind,
Emporgeblüht im Grün des deutschen Landes,
Ob dem die Wartburg schimmernd sich erhebt,
Wie sie in Lebensgluth und Himmelsdrang
Gereift zum rührend wundersamen Bilde,
So riss auch Er sich von der Heimat los,
So reifte Er in selbstgewählter Stille,
So rang Er, welterfüllt und weltentrückt,
Nach Meisterschaft und höchster Offenbarung.
Und wie Elisabeth vor uns ersteht,
Getragen, lichtumwebt von seinen Weisen,
So wird sie heute, wird sie immerdar
Ihn, der sie schuf und den wir feiern, preisen.

Digitized by Google

Ferdinand Jaeger †.

Am Todestage Königs Ludwig verschied zu Wien ein Mann und ein Künstler, der als beides innerlich zu uns gehörte und dessen Leben vor Allem durch ein bedeutsames Moment mit der Geschichte des Bayreuther Werkes derart verbunden ward, dass wir an dieser Stelle sein Gedächtniss von ganzem Herzen zu ehren haben. Ferdinand Jaeger war der erste und einzige deutsche Bühnenkünstler, der auf den Ruf des Meisters im Jahre 1878 sich sofort als „Schüler" nach Bayreuth begab „und eifrig lernte, was nur dort sich lernen liess: aber den Vortheil hatte davon nun Wien, welches den unvergesslichen Siegfried dieses echten poetischen Dramatikers erlebte, nicht Bayreuth, das im tiefen sechsjährigen Kunstschlafe lag". Mit diesen Worten gedachte ich vor Jahresfrist noch angesichts des in voller Kraft eines rüstigen Sechzigers lebenden, wenn auch nicht mehr öffentlich wirkenden Künstlers, ebenda in Wien jener schönen That: dort, wo seit dem „Siegfried" von 1879 ihm die lebhaftesten und treuesten Bewunderer und Freunde lebten. Bayreuth selbst sah ihn bekanntlich als „Parsifal" in den Jahren 1882 und 1888. Er war ein darstellerisch hervorragend begabter und vornehmer Künstler des edelen Styls, welcher die Natürlichkeit mit der Idealität verbindet, gleichwie dies im Charakter des Mannes als Grundlage alles Lebens und Wirkens prächtig sicher gegeben war. Bei dem treuen Bestreben, seine unendlich hochgehaltene Kunst, die Kunst seines Meisters, die er mit dem vollen Verständnisse des gebildeten Bekenners erfasste, in der ihm gründlich fremden Sphäre des „Theaters" zu vertreten, hat er der ganzen Art seiner Begabung gemäss viel leiden müssen. Aber er hat dafür als der echte Künstler und der unbeugsam wahrhaftige deutsche Mann von reiner Gesinnung, der er war, auch echte Treue, Verehrung und Liebe bei Denen gefunden, die er achten durfte, und die das geistige Band unserer Kunst mit ihm verknüpft erhielt. So bleibe nun auch er als ein edles Bild des Gedächtnisses und Vorbild der künstlerischen und moralischen Gesinnung verbunden mit unserem ganzen, lebenden „Bayreuth"!

H. v. W.

Digitized by Google

Bayreuth und Draussen.

Einladung
zur General-Versammlung am 24. Juli 1902.

Die unterzeichnete Zentralleitung beehrt sich hiermit, die **ordentliche General-Versammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins für das Jahr 1902** auf

Donnerstag, den 24. Juli 1902, Vormittags 11 Uhr,

in das Lokal der Gesellschaft „Frohsinn" nach Bayreuth einzuberufen.

Tagesordnung:

1. Rechenschaftsbericht.
2. Kassenbericht.
3. Bericht der Rechnungs-Revisoren.
4. Anträge, welche gemäss § 16 der Satzungen angemeldet sind.
5. Wahl der Rechnungs-Revisoren, der Ersatzmänner, des gemäss § 24 ad 4 der Satzungen zu wählenden Delegirten, des Vorortes und der Zentralleitung.

Den Herren Delegirten wird anheimgestellt, sich am 23. Juli curr., Vormittags 11 Uhr, im genannten Lokale zu einer Vorbesprechung einzufinden.

Die Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.

von Rosenberg, I. Vorsitzender. **von Tischendorf,** I. Schriftführer.

Aus den Vereinen.

Akademischer Richard Wagner-Verein Heidelberg.

Der akademische Richard Wagner-Verein zählte im verflossenen Semester 10 ordentliche und 9 ausserordentliche Mitglieder. In 11 Vereins-Sitzungen — geleitet von Herrn Geheimen Hofrath Thode — wurde gelesen: Friedrich Nietzsche, Richard Wagner in Bayreuth; sodann: „Eine Mittheilung an meine Freunde" und „Deutsche Kunst und deutsche Politik". Die Vorstandswahlen für das Sommer-Semester hatten folgendes Ergebniss: Herr cand. hist. art. Burger, Vorsitzender; Herr stud. phil. Waldmann, Schriftführer und Kassenwart.

Heidelberg, im April 1902.

I. A.: Heinrich Lilienfein.

Wagner-Verein Berlin und Berlin-Potsdam.

Herr Prof. Dr. Richard Sternfeld hielt am 2., 6., 9., 13., 16. Mai d. Jrs. im Architektenhause 5 Vorträge am Klavier, über den *„Ring des Nibelungen"*, wobei Studenten und Musikschüler freien Eintritt hatten.

Ausserhalb der Vereine.

Berlin. 15. 4. Festabend des „Vereins zur Förderung der Kunst": *Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal" in Wort, Ton und Bild,* Vortrag mit musikalischen Erläuterungen von Dr. Wilh. Kleefeld, Rezitationen aus der Dichtung: Frau Alwine Wiecke, Kundry's Erzählung und Szene an Quell: Frl. Emmi Reinhardt, Hr. Hans Leydemer vom Hoftheater in Darmstadt, Hr. Hofopernsänger Paul Knüpfer: Klavier: Hr. Kapellmeister Fritz Otto. — Der Ertrag war zu Stipendienzwecken bestimmt. —

Rostock. 4., 6., 11., 13., 18., 20. 6. Hochschulkurse für das bürgerliche Leben an der Universität: Hr. Professor Dr. Wolfgang Golther über *Richard Wagner,* Entwicklung und kunstgeschichtliche Bedeutung, Urtheile der Mit- und Nachwelt. Rienzi — Lohengrin. Schriften: Kunst- und Weltanschauung. Ring und Ludwig II. (13. Juni.) Tristan und Meistersinger. Parsifal, Bayreuth. —

Würzburg. 24. 4. Verein „Frauenheil": Vortrag des Herrn Dr. R. Petsch über die *„Meistersinger"* zum Besten der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung. —

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Loede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.
Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Digitized by Google

X. — XII.

Das dreihundertste Stück der Bayreuther Blätter.

O dass die Deutschen ihre eigenen Kräfte kennen lernten und ihren Fleiss höheren Zielen zuwendeten: sie würden nicht mehr Menschen, sondern Götter sein; denn göttlich, ja göttlich ist der Geist dieses Volkes!
(Giordano Bruno.)

Wohl Denen, die hier schon vom Sehen träumten; sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können! (Novalis.)

Ich halte die Kunst für ein Unterpfand unserer Unsterblichkeit, ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen.
(Tieck.)

Zum Schlusse der Festspiele 1902.

Eine schöne Sitte hat sich in Bayreuth gebildet, die Künstler gegen Ende der Festspiele noch einmal zu geselliger Vereinigung auf den der Kunst geweihten Hügel zu laden. In diesem Jahre war die gütige Aufforderung hierzu ausgegangen von dem hochzuverehrenden gräflich Wolkenstein'schen Ehepaar, ein Ruf gleichsam aus dem „Publikum" (wie wir es uns wünschen!) an die Künstlerschaft, doch zugleich ein Ruf vornehmster und treuester Förderer der grossen Sache, die ein bestes Recht sich erworben haben, im Namen des wahren Adels von Nord und Süden deutschen Volkes die das höchste Kunstwerk gestaltenden Künstler so feierlich wie freundschaftlich zu begrüssen.

Die Worte, welche bei dieser Gelegenheit zu den unter dem frischen Eindruck herrlicher gemeinsamer Erlebnisse freudig und dankbar bewegten Festgästen gesprochen wurden, tönten in verschiedenen Weisen den Geist wieder, der in Bayreuth die wahrhaft Zugehörigen verbindet. Ist dieser Geist gewiss ein von der Aussenwelt streng unterschiedenes, auf das Ausserordentliche gerichtetes und in ihm lebendes Wesen, so wird er doch aus eigener innerer Kraft sich stäts gedrängt fühlen, die Kreise seines Wirkens in hoffnungsvollem Idealismus erweitert zu sehen auf Alles, was deutsch ist und berufen, seiner Zugehörigkeit zum deutschen Werke vollbewusst zu werden. So ward der deutschen Fürsten ehrfürchtig gedacht; es ward auch dem deutschen Adel ein Mahnwort zugerufen, indem ihm das Ideal seiner Pflichten wieder vor die Augen gestellt ward, die ihm im Dienste des Ausserordentlichen ein edles Ordensrecht wiederzugeben vermöchten. Dass eine grössere Anzahl vorzüglicher Standesgenossen, die ihre Anhänglichkeit an Bayreuth bereits bewiesen, dieses Wort vernahm, das möge ihnen als ein bedeutsamer Theil ihrer Festerinnerungen den Antrieb hinterlassen, auch in ihren Kreisen weiterhin Verständniss und Theilnahme zu wecken und zu mehren für die idealen

Digitized by Google

Aufgaben Derer, die dem Volke ein Beispiel geben und ein Vorbild sein sollten, um sich den Namen des Adels deutscher Nation zu verdienen!

Lag es nahe, hier, wo eben der Adel die Kunst zu Gaste lud, von ihm zu ihr und von ihr zu ihm zu sprechen, so hiess dies doch keineswegs in meistersingerlichem Tone: „dass man den Bürger wenig preist," der an jener festlichen Tafel gleichfalls in Persönlichkeiten vertreten war von bewährtem vorbildlichen und von echt Bayreuther Werthe. Man spricht ja wohl mitunter gern ein Wort zu Denen, die man glaubt heranziehen, ermuthigen, festigen, zu bestimmter Pflichterfüllung mahnen zu sollen, und schweigt gegen Den, auf den man sich verlässt, dessen Treue man bewährt fand. Man hat mitunter einem Besonderen etwas Besonderes zu sagen, und wann dürfte man dessen sicherer sich fühlen, als wenn man vor einer solchen Bayreuther Genossenschaft nur ganz im Sinne des Meisters zu reden sich bewusst sein darf, der in „Deutsche Kunst und Deutsche Politik" vom Adel sagte:

> „Der wohlgesinnte Adel kann die Befriedigung seines Thätigkeits-„triebes naturgemäss nur dann seiner Anlage entsprechend finden, wenn „er sie auf solche erhöhete Zwecke richtet, welche der rein bürgerlichen „und selbst der staatsbeamtlichen Tendenz fern liegen müssen. Somit „hätte der dem deutschen Volke mit seinen Fürsten verbliebene Adel „nur diese Tendenz freiwillig zum bindenden Gesetze seines Standes zu „erheben, und diesem Gesetze die wohlausgesprochene, durch feste Regeln „verpflichtende Kraft zu geben, wie sie den ältesten Ritterorden zu eigen „waren, so wäre Deutschland durch die Erfüllung eines jetzt fast über-„flüssig, ja schädlich dünkenden Standes eine unermesslich wohlthätig „wirksame geistige Charaktermacht gewonnen."

Wir wissen, wie weit wir von der Verwirklichung solches Ideales noch entfernt sind, wenn wir auch von einer Schädlichkeit der an ihrer Existenz Vielgeschädigten nun nicht mehr reden mögen, und wenn wir auch mit um so grösserer Dankbarkeit und Verehrung Derer gedenken müssen, welche — wie unsere hohen Gastgeber — im Geiste des Ideals dem Ideal des Geistes, unserer Kunst, schon heute aufrichtig leben und dienen. Wir wissen aber auch und werden es nie vergessen, wie sich in jener Gemeinsamkeit, die aus allen Theilen unseres Volkes in wachsendem Drange nach der Höhe emporstrebt und auf der Höhe von Bayreuth sich gesellt, ein wahrhaft vornehmes Deutschthum, ja ein „Ritterorden" vor der Welt sich bildet und befestigt, dem an den Ehrentafeln des echten Adels, von Blut und Geist, der Platz der innigsten Zugehörigkeit mit dem Rechte der edelsten Neugeburt gebührt.

Es ist Ein Geist, Eine Gemeinsamkeit, Ein Volk, dem wir, Bayreuther den Bayreuthern, auch hier und immerdar den Gruss der Höhen zurufen, mit welchem unsere festlichen Sprüche am 18. August 1902 beschlossen wurden!

H. v. W.

Digitized by Google

1. Ansprache Sr. Excellenz des Grafen v. Wolkenstein-Trostburg.

Ich habe die Ehre, Sie im Namen meiner Frau zu begrüssen und Ihnen ihren Dank auszusprechen für die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher Sie ihrer Einladung gefolgt sind. Meine Frau hat mir diese angenehme Aufgabe überlassen, weil sie nicht so sehr nach rednerischen Erfolgen geizt — als ich. Doch fürchten Sie nicht, dass aus dem Uebermaasse meiner Beredtsamkeit den Hörern Schaden erwachsen werde: ich will mich so kurz fassen, wie es die Sache gestattet.

Der Ruf meiner Frau, dem Sie gefolgt sind, hatte nur das Verdienst, einem freudevollen Herzen in aller Aufrichtigkeit entquollen zu sein. Ich aber will hier von einem anderen, einem gewaltigen, übermächtig zwingenden Rufe sprechen, von dem Rufe des Bayreuther Kunstwerkes selbst, das uns Alle hierher versammelt hat. Die Eigenschaften, die Vorzüge, die Tugenden, die Herrlichkeiten dieses Werkes zu schildern, ist nicht meines Amtes. Beredtere Zungen, berufenere Stimmen thaten es, ohne doch an die ganze Höhe der Wirklichkeit je hinanzureichen. Von der realen Verwirklichung des Werkes will ich sprechen, welche das harmonische Zusammenwirken so vieler und mächtiger Kräfte erfordert. Ohne unbedingte Opferfreudigkeit, Pflichttreue und Einsetzung alles Könnens — kein Gedeihen. Wir aber haben das herrlichste Gedeihen erlebt. Wir sehen vor uns ein *Monumentum aere perennius*, das dem nagenden Zahne der Zeit widerstehen wird. Wir haben es erlebt, wie die Fortschritte der Aufführungen prächtig und stätig sind. Viele mögen denken, dies verstehe sich von selbst. Das ist ein Irrthum. Dieses Fortschreiten der künstlerischen Leistungen ist eine phänomenale Erscheinung, welche uns mit Staunen erfüllt!

Mit innigstem Danke gedenken wir der Mitwirkenden, in erster Linie der hohen hehren Frau, die an der Spitze steht. Mit nie rastendem Eifer, mit einem Wissen, Wollen und Können ohne Gleichen, mit einer ganz ungewöhnlichen Kraft und vor Allem mit einer nie sich verläugnenden Treue und alles umfassenden Liebe sorgt sie für das Gedeihen des Ganzen. Ihr zur Seite steht ihr Herr Sohn, ein würdigster Erbe eines herrlichsten, übergrossen Vermächtnisses. Nicht nur hat er mit unbestrittenem Erfolge überaus wichtige Einzelnheiten der Darstellung geleitet und gesichert, er hat auch als Feldherr wiederholt die ihm so freudig folgenden Truppen zu glänzendem Siege geführt. Der grossen Mutter und ihrem würdigsten Sohne danken wir aus ganzem, vollem Herzen. Wir gedenken mit gleicher Erkenntlichkeit eines Abwesenden, dessen selbstlose Thätigkeit, dessen zielbewusste Sachkenntniss und höchste Pflichttreue zum Gelingen des Werkes unerlässlich sind. Ich meine: Herrn von Gross. Allen Mitwirkenden, die so Grosses geschaffen, danken wir aus ganzem, vollem, freudigem Herzen.

Digitized by Google

Wir danken nicht nur für den unsagbar hohen Kunstgenuss, zu dem das Können der Ausführenden uns berief, sondern auch dafür, dass wir so unbedingt und tief **dankbar** sein können. Denn Gefühle wahrer Dankbarkeit in sich zu tragen, ist ein reines, wahres, reiches Glück. —

Was in Bayreuth geschieht, ist ein bleibendes Denkmal des hohen ethischen Werthes idealer Bestrebungen — ein Denkmal, das um so höher und gebietender emporragt, als in unserer Zeit die Nothwendigkeiten des Kampfes um das Dasein nur zu oft die Pflege der idealen Güter hindern. Dieses ideale Werk steht inmitten der Wirklichkeit. Es steht hier auf **bayerischem** Boden. Seine Königliche Hoheit, der Prinz-Regent, im Einklange mit den glorreichen Traditionen des Wittelsbacher Hauses, das immer Kunst und Wissenschaft hoch hielt und schützte, hat seine Herrscher-Hand schirmend über das Werk von Bayreuth ausgestreckt. Seine erhabene Persönlichkeit ist für uns Gegenstand dankbarster Verehrung. Ihm bringen wir ehrfurchtsvoll unser erstes Hoch! —

Ich darf ferner daran erinnern, dass heute, am 18. August, das Geburtsfest meines allergnädigsten Kaisers und Königs ist. Seine Majestät ist ein Arbeiter in des Wortes höchster, schönster Bedeutung. Sein ganzes Sein, alle seine Kräfte, sein ganzes Wollen und Können sind gewidmet einer ununterbrochenen Arbeit für das Wohl der unter seinem Scepter vereinten Völker. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch für Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn!

Ich kehre zurück zum Bayreuther Werke und bitte Sie, Ihr Glas zum Dritten zu erheben auf das Wohl aller Durchführenden und Mitwirkenden!

Digitized by Google

2. Kunst und Adel. Ansprache von Henry Thode.

Es ist mir die besondere Ehre einer Botschaft zu Theil geworden. Was diese enthält und bedeutet, wird Niemandem zweifelhaft sein können, der die Herrin, die mich sendet, kennt, — und der Bote bittet, seine Worte in dem höheren Sinne zu deuten, welcher solchem Auftrage entspricht.

Einen Boten, wie ich einer bin, sah ich kürzlich auf einem altdeutschen Bilde. Eine weithin sich erstreckende Landschaft in klarem hellen Sonnenlichte: in der Ferne eine mauernumgürtete Stadt mit Thürmen, Wege von ihr durch Wiesenthäler und über Hügel, an Büschen und Gehöften vorbei nach dem Vordergrund zu sich einem Berge nähernd, auf dem eine zinnengekrönte Burg ragt. Die Zugbrücke ist niedergelassen, das Thor hat sich geöffnet und aus ihm tritt, von Gefolge umgeben, der Schlossherr hervor, jenen Boten freundlich zu empfangen, der, in Spielmannstracht gekleidet, sich neigend ihm ein Schreiben überreicht. Wer dieser Bote, wer der Schlossherr, was die Botschaft — keine Bestimmung war hierüber zu gewinnen. Unwillkürlich aber tauchte Angesichts dieser heiter vertrauensvollen Begrüssung ein anderes Bild in meiner Phantasie auf: das Bild des jungen Ritters, der von seiner Burg im Frankenlande hinabzog zu den Thoren von Nürnberg und freundlich dort aufgenommen ward. Und da schien mir die Darstellung des alten Meisters eine ganz eigene Bedeutung zu gewinnen, und das einzelne historisch Bedingte und zu Benennende verschwand vor einem Allgemeinen, vor einer Betrachtung, in der ich nun heute selbst meine Botschaft zusammenfassen kann: der Würdigung der Beziehungen zwischen Ritterthum und Künstlerthum, zwischen Adel und Kunst!

Es gab eine Zeit, da der innige Zusammenhang zwischen beiden sich auf das Deutlichste offenbarte, da der Ritter selbst Sänger war — und ein Ahnherr unseres gütigen Gastgebers befand sich unter jenen Ritter-Dichtern, die ihre Stimme zum Preise der Minne erhoben.

Es gab eine andere Zeit, in welcher der Adel den Meistern der bildenden Künste in seinen Palästen eine Heimstätte des Schaffens und Lebens gewährte, und wieder spätere Zeiten sahen die Pflege der dramatischen Kunst durch fürstliche und adelige Gönner. Eine geheime Macht, ein Zug des Herzens und des Geistes, ein inneres Bedürfniss zog den vornehm Geborenen zum Künstler, den Künstler zum Vornehmen. Es war nicht eigentlich das Protektionsbedürfniss, nicht das Luxusverlangen, eine so grosse Rolle dieses auch spielte. Es war eine tiefere Ursache, die in einer Verwandtschaft begründet ist. Wir dürfen sie wohl darin sehen, dass wie dem Ritter, so auch dem Künstler eine eximirte Stellung in dem Wirken und Treiben dieser Welt eignet. Der Eine gewinnt sie aus den Rechten seiner Geburt, der Andere aus der Richtung und Thätigkeit seines Geistes.

Digitized by Google

Fasst man das Bereich, dem sie Beide enthoben sind, mit unserem Meister, der hiervon in seiner Schrift über „Deutsche Kunst und Deutsche Politik" bezüglich des Adels gehandelt hat, als das Bereich der Nützlichkeitszwecke, so tritt uns als das ihnen eigene Gebiet jenes erhöhter Zwecke entgegen, das heisst: das der Ideen.

In dem Adel erhält sich der Zusammenhang des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, der geistigen Urelemente eines Stammes, einer Rasse mit den entwickelten Formen der Kultur. Das Dauernde, in der Flucht der Erscheinungen Verharrende wird in ihm verkörpert: das Undefinirbare von Gesinnung und Lebensanschauung, die einem Volke wesentlich sind. Indem der Adel diese Elemente in sich wirksam fühlt und ihre Bedeutung erkennt, findet er seine von dem praktisch Nützlichen abgewandte Aufgabe in dem Streben nach einer Verwirklichung des Ideales seines Volkes. Zum Führer wird ihm — in besonders hohem Grade eben ihm — der Stolz! Der Stolz, — nicht der Hochmuth, den gerade der Stolz vielmehr ausschliesst und als unadelig verwirft, und in dem man ein Anzeichen eines nicht rein und edel erhaltenen Blutes gewahren muss — jener Stolz, der nichts Anderes ist als das Bewusstsein von der heiligen Pflicht, reine Menschenwürde durch Wahrhaftigkeit und in der Wahrhaftigkeit aufrecht zu erhalten! Und so geleitet, wird des Adels Aufgabe und Thätigkeit das Wahren und Schützen der idealen Bestimmungen seines Volkes.

Was aber der Adel wahrt und schützt, wird vom Künstler zur Anschauung, zur Darstellung gebracht. Die heiligsten Güter des Geistes und der Seele eines Volkes werden von ihm in unvergänglichen Bildern der Allgemeinheit vor Augen geführt, damit sie daran sich selbst erkenne, ihres Ewigen sich entzückt bewusst werde.

Das Dauernde, Verharrende, was der Adel zu schützen und zu wahren hat, offenbart und erhebt zum Gesetze ideeller Gemeinsamkeit der Künstler.

Wie könnte es anders sein, als dass zwischen Ritter und Künstler ein geheimes Bündniss und Einverständniss walten müsse? Der Spielmann sucht Eingang in der Burg, und der Ritter steigt von ihr herab, um sich von Hans Sachs die Regeln der Kunst weisen zu lassen.

Aber — möchte man fragen — gilt dies auch von unserer Zeit? Von vielen seiner Vorrechte hat der Adel lassen müssen. Mehr und mehr geht er die Verbindung mit ihm dem Wesen nach fremden, ja feindseligen Elementen ein, mehr und mehr wird er in das Bereich der Nützlichkeits-Zwecke hineingezogen, mehr und mehr verkennt er seine entscheidenden hohen Aufgaben und verliert damit auch seine eximirte Stellung. Können wir diese Wandlung als einen Vortheil für die Allgemeinheit bezeichnen? Nein! Wir, die wir auf dem Standpunkte des germanischen Idealismus, der Kunst, stehen, wir wollen den Adel in jenem hohen, freien Sinne,

Digitized by Google

solchen edelsten Zielen zugewandt — wir wollen, wir verlangen ihn! Und um so mehr, je mehr der äussere Nutzen die Triebfeder alles Handelns in unserer Welt wird. Wir schauen aus nach ihm, dass er in der Realität der Wahrer und Schützer unserer Ideale sei. Höhere Aufgaben vielleicht denn je sind ihm gestellt. Er könnte ein Retter werden!

Und siehe! da zeigt ihm die Offenbarerin des Wesens, unsere hehre, heilige Kunst die Wege — sie ruft ihm zu bis tief in die Seele: wahre und schütze unsere Ideale, wahre und schütze Wesen und Kern unseres Volksthums! Sei deiner Aufgabe gedenk, der grossen, unvergleichlichen, und du hast — ich darf die Worte des Meisters von Bayreuth selbst anführen — „eine Thätigkeit von unermesslich wohlthätiger Wirkung."

Und es sind inmitten einer Zeit zunehmender Verkennung von all diesem doch Beispiele gegeben. Mein Blick richtet sich auf den hochedlen Herrn, die hochedle Frau, die heute die Künstler um sich geschaart haben. Ihnen, den Wahrern grosser Traditionen, den Schützern unseres Ideales, ihnen, in denen sich deutsches Wesen des Südens und Nordens zu treulichem Bunde vereinigt hat, gilt unsere unbegrenzte Dankbarkeit und Verehrung! Dem Boten sei es gewährt, das Glas zu erheben und ausrufen zu dürfen: Heil Ihren Excellenzen, dem Grafen und der Gräfin von Wolkenstein-Trostburg! Heil!

3. Ansprache des Freiherrn Hans Paul von Wolzogen.

Dem Deutschen sind die Berge heilig,
nur, was erhaben, dünkt ihn schön;
im Thale sind wir tausendtheilig,
doch einig sind wir auf den Höh'n.

So steigt der Sagen alter Kaiser
aus seines Berges tiefem Grund
zum heil'gen Gipfel des Kyffhäuser
und feiert seiner Völker Bund.

So ragt der Hermann, unerschrocken
vor Rom, auf seiner Teutoburg.
Ja, selbst die Hexen sind am Brocken
berggläubig — eine Nacht hindurch.

Zuletzt, dass aller Spuk zerstiebe,
blickt auf zum kunstverklärten Bau,
der Luther's Glauben eint der Liebe
Elisabeths, der heil'gen Frau.

Digitized by Google

Das sind der Deutschen Hochaltäre,
die weithin leuchten durch die Zeit:
da geben sie dem Gott die Ehre,
der sie zum Höhenvolke weiht. —

Auch uns vereint in Deutschlands Mitten
ein Hügel, der uns heilig ward,
und Wer ihn fromm hinangeschritten,
der fand ein Sinnbild deutscher Art.

Aus Tiefen steigt der Drang nach oben, —
das junge Licht besiegt die Nacht, —
ob auch Dämonen uns umtoben,
wir glauben die Erlösungsmacht.

Doch wie die Bilder sich gestalten,
Ein Sinn ist Allen einverleibt:
Ihr sollt das Hohe heilig halten,
so wahr Ihr Bergverehrer bleibt.

Was hülf's, den Berg zur Tiefe tragen?
denn Thal bleibt Thal — die Höhe schwand!
Die Gipfel nur, die einsam ragen,
die schau'n und schützen Volk und Land.

Das Viele ist der Nied'rung eigen,
der Höhe gibt das Einz'ge Werth;
dem Himmel näher müsst Ihr steigen,
wenn Ihr Erhabenes verehrt.

Die Fluth der Zeiten spült von hinnen,
was bunten Spieles drunten prangt;
doch ruhig stehn die reinen Zinnen:
die Burg der Treue, die nicht wankt.

Zum Richtpunkt soll die Höhe taugen,
wenn Ihr Euch in die Welt zertreut:
so haltet immer Euch vor Augen
den heil'gen Hügel von Bayreuth.

Digitized by Google

Heinrich von Stein,

ein Wagnerianer als Philosoph.

1857 – 1887. *)

Im selben Augenblicke fast, in welchem der unselige Nietzsche dem Wahnsinn verfiel, starb in Berlin ein junger Professor der Philosophie, Heinrich von Stein, der einst gleich jenem in den engeren Freundeskreis Richard Wagners aufgenommen war. Stein darf vielleicht als der einzige Schriftsteller gelten, den man mit Recht einen Schüler Wagners nennen kann. Nietzsche war in seiner ersten Phase der Nachahmer und Erweiterer des Bayreuther Meisters, in seiner zweiten jedoch sein Gegner und Verläugner. Stein, wenn auch weniger glänzend, war doch origineller; keine Zeile seiner Schriften leitet sich in direkter Linie von der Nachahmung Wagners her. Seine geistige Physiognomie hat sich durch die Berührung mit seinem grossen Meister auch nicht einen Augenblick verändert, doch findet man überall bei ihm, wenn ich so sagen darf, die Wagnerische Anregung, eine allgemeine Anschauungsweise, Prinzipien und Methoden, deren Quelle ohne Zweifel bei dem Schöpfer von „Oper und Drama“ zu suchen ist. Diese Thatsache allein würde genügen Steins Schriften interessant erscheinen zu lassen, abgesehen von seiner eigenen, ganz hervorragenden Bedeutung; und man wird sich nicht wundern, wenn diese noch gestern kaum gekannten Schriften heute schon die Aufmerksamkeit in dem Grade erregen, dass die ersten Buchhandlungen Deutschlands sich um die Manuskripte des jungen Philosophen streiten. Ist ihm auch noch nicht die lärmende Berühmtheit eines Nietzsche zu Theil geworden, so besitzt doch Stein in seinem Vaterlande eine zahlreiche Gemeinde begeisterter Bewunderer, und die besten Intelligenzen stimmen darin überein, ihm schon von heute an eine ausserordentliche Stellung in der Geschichte der zeitgenössischen deutschen Ideenwelt und Litteratur zuzuweisen.

Leider kann ich mich, um die Biographie dieses Mannes zu skizziren, auf kein vorhandenes Buch stützen, denn Deutschland wartet noch auf eine zusammenfassende Arbeit über Heinrich von Stein, aber Dank der Güte Seitens der Familie, und Seitens mehrer der nächsten Freunde des Philosophen habe ich eine ganze Reihe unveröffentlichter eigenhändiger Dokumente von ungemeinem Werthe kennen lernen dürfen. So in erster Linie das aus ungefähr vierzehn Heften bestehende Tagebuch Steins, welches leider mit grossen Unterbrechungen, von seinem fünfzehnten Lebensjahre an, bis zu

*) Aus dem Französischen (Revue des deux mondes 15. VI. 1900) von D. Th. für die B. Bl. übertragen.

Digitized by Google

seinem Tode reicht; mehre Hunderte von Briefen alsdann; und schlieslich eine Fülle von Entwürfen zu Dichtungen, Plänen zu Abhandlungen, vereinzelte Gedanken u. s. w. Aus diesen Dokumenten allen möchte ich eine zusammenfassende Synthese der Persönlichkeit und der Lehre Steins herleiten. — Einer Bemerkung glaube ich mich jedoch zuvor nicht entbrechen zu können. Ich sagte, Stein ist ein Philosoph gewesen: in Wahrheit war er mehr Aesthetiker als Philosoph, und mindestens ebenso Dichter als Aesthetiker. Vor Allem und über Allem aber war er ein Mann, sagen wir lieber ein Charakter: daher sein Zauber, daher auch der wachsende Erfolg seiner Schriften. Vergeblich würde man sich bemühen, den Denker vom Künstler in ihm zu scheiden, oder den Künstler vom Mann der That; Stein gehörte zu jenen Wesen, welche mit dem Bedürfnisse geboren werden, der Welt ein grosses Geheimniss mitzutheilen, das in ihrem Herzen verborgen ist; ihr ganzes Leben ist von diesem einzigen Bedürfnisse ausgefüllt, und welchem Gegenstande sie sich auch zuwenden, unter welcher Form sie ihn auch behandeln, immer wird die gleiche Idee sich darin einen Weg zu bahnen suchen. Die in Stein vorherrschende, den Seinsgrund seines ganzen Schaffens gewissermaassen ausmachende Idee aber bestand in dem Glauben, dass die sinnliche Welt uns nur ein schwaches Bruchstück der Wahrheit offenbart, dass der Mensch in sich eine unberechenbare Kraft zum Erkennen und Schaffen besitzt, und dass er dieser Kraft nur bewusst werden, und sich ihrer bedienen dürfe, um die menschliche Natur über sich selbst hinaus zu steigern. Die Kunst ist eine Offenbarung dieser latenten Kraft; die Intuition des Künstlers steht daher über der des Philosophen. Dergestalt ist die Kunst eine Quelle der Wissenschaft, und zwar jener Wissenschaft, die für den Menschen am bedeutsamsten ist. „So liegt Erkenntniss im Schönen eingeschlossen. Sinn und Bedeutung ist in dem Kunstwerk darin, aber auf eigene Weise, unbegreiflich, nicht auszudenken, und doch ganz sinnlich unmittelbar. Sinnlich - übersinnlich. Das ist das Wesen der Schönheit.“ Und die wahre Grösse eines Philosophen hängt weniger von seinem Denken, seinen Theorien und Lehren ab, als von der in ihm wurzelnden moralischen Persönlichkeit. „Das Einzige absolut Wichtige und Werthvolle der ganzen Welt ist die Eigenart des menschlichen Innern“. So sagte Stein in seinem Hauptwerk, der „Entstehung der neueren Aesthetik.“ Und als er einst gefragt wurde, ob auch er ein Schüler Schopenhauer's sei, erwiderte er: „Für diejenigen hat Schopenhauer am wenigsten gethan, die sich am lautesten mit seinem Namen nennen. Mir scheint, was uns von ihm bleibt, ist kein Theorem, — dieses überlassen wir den Schopenhauerianern, — es ist eine grosse Erhebung des Geistes, die uns im tiefsten Innern gewisse ebenso klare, als lebhaft bewegte Grundstimmungen festhalten und betrachten lehrt. Ich glaube, die schlichte Wahrheit in Schopenhauer tritt dann am deutlichsten hervor, wenn man, von seiner Lektüre sich abwendend, seine

Digitized by Google

eigenen Worte („Wille“, „Ideen“ u. s. w.) möglichst bei Seite lässt. Dann entsteht eine Wirkung von dem Ganzen seines Gedankens, wie von einem grossen Gedichte, wie von Homer.“ Das war es, was Stein von dem Wirken des Philosophen verlangte; und aus keiner seiner Aeusserungen können wir den allgemeinen Charakter seines eigenen philosophischen Schaffens ahnungsvoller entnehmen als aus dieser.

I.

Heinrich von Stein ward am 12. Februar 1857 zu Coburg geboren. Er stammte aus einem sehr alten fränkischen Adelsgeschlechte, das noch heute am Fuss des Rhöngebirges seine, ihm seit dem 12. Jahrhundert zugehörenden, Besitzthümer hat. Dieses Franken, zwischen Bayern, Thüringen und Hessen mitten inne gelegen, bildet ungefähr den mathematischen Mittelpunkt Deutschlands, seine Edeln sind Franken reinster Rasse. Stein's Mutter, eine geborene von der Tann, und Schwester des berühmten Generals der bayerischen Armee, gehörte dem gleichen Volksstamme und der gleichen Adelsklasse an wie ihr Gatte. Dies müssen wir uns einprägen. In einem demokratischen Jahrhundert erscheint uns ein Adelstitel von sehr geringer Bedeutung, allein den Einfluss der Erblichkeit in einem Jahrhundert, das zu gleicher Zeit das der Wissenschaften ist, hinwegläugnen zu wollen, wäre ein verwegenes Unternehmen. So war auch Novalis, den ich des Oefteren mit Stein zusammen werde nennen müssen, ein Abkömmling der adeligen Familie von Hardenberg. Soweit wir die Chroniken zurückführen können, finden wir die Stein als Ritter im Dienste der Fürsten von Henneberg, öfters als Schlossherren der Feste Würzburg. Im Laufe der Zeiten wurden sie zu Reichsrittern geschlagen, wie die Berlichingen, die Sickingen, wie so Viele, die diesen Titel mit Ehren trugen, und dem persönlichen Dienst des Kaisers zugesellt. Im Jahre 1609 wurde Karln von Stein, Hofrath und Kanzler zu Bayreuth, der Freiherrn-Titel verliehen. *) Späterhin kämpften die Stein unter dem herzoglichen Banner von Sachsen.

Wir sehen, Heinrich war als Edelmann und als Soldat geboren, welches auch immer seine öffentliche gesellschaftliche Stellung in der Welt werden sollte. Zu dem geistlichen Stand bestimmt, bewahrte er doch die martialische Haltung, welche seiner Rasse eigenthümlich war; fast riesengross von Gestalt, von jenem mächtigen Schulterbau, der die Franken vor den Sachsen auszeichnet; man hätte ihn sich gut zu Pferde, im Panzer vorstellen können, wie er im Gefolge seines Schutzherrn ritt, oder auf den alten Wällen von Würzburg, als ihr Vertheidiger, stand. „Wie absurd in

*) Merkwürdig, dass dieser erste Freiherr von Stein einen grossen Theil seines Lebens in jener Stadt zubrachte, und auch dort begraben liegt, die im Leben seines Nachkommen eine so bedeutsame Rolle spielen sollte. —

Digitized by Google

unseren Tagen sich der Waffendienst auch ausnimmt, ich hätte doch einen ausgezeichneten Offizier abgegeben," schreibt er einmal in seinem Tagebuch. In dieser äusseren Erscheinung, dieser sichtbaren, greifbaren Kraft, verrieth sich auch wohl sein innerstes Wesen, wie es sich seit seiner Kindheit kund gibt. Auf einer der ersten Seiten seines Tagebuchs, ruft er, ein Fünfzehnjähriger, bei Gelegenheit eines soeben gelesenen Buches aus: „Ein schmählicher Tod heisst dreimal sterben." Und weiter: „Nie wird die Liebe Den zur Abläugnung der Wahrheit bestimmen, der von der Wahrheit durchdrungen ist." Hier spricht sich das Ehr- und Pflichtgefühl aus, das im tiefsten Grunde aristokratisch, auf den Schlachtfeldern geboren und auferzogen worden war. Es sollte die unerschütterliche Grundlage für den persönlichen Charakter des Menschen und Denkers werden. — Aber mehr noch. Diese von seinen Ahnen vererbten Kräfte sollten nach einer ganz bestimmten Richtung hin sich entfalten. Im Jahre 1543 haben die Stein sich der Reformation angeschlossen. Man kann sagen, dass in Deutschland die Bestrebungen, welche der Begriff der Reformation in sich schliesst, weit mächtiger im nationalen Temperament und in den nachfolgenden philosophischen Geistesarbeiten als in dogmatischen und kirchlichen Fragen sich äussern. Durch seine Geburt in diese geistige Strömung versetzt, sollte Stein dazu berufen sein, ihren Lauf zu beschleunigen. In der That, wenn die Reform stehen bleibt, hat sie keinen Seinsgrund mehr. Ihr Lebensnerv ist die Thätigkeit, ihr Gegenstand der unablässige Kampf des Individuums gegen das, was man die Krystallisation der wechselnden Zeitverhältnisse nennen könnte. Wohl hat der deutsche Protestantismus Zeiten des Stillstandes gekannt, aber man kann nicht läugnen, dass in der Welt des Gedankens und zwar seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch die Ideen der Dichter und die Lehren der Philosophen, eine neue und tiefe Bewegung der moralischen Reform hervorgerufen wurde. Diese, meines Erachtens unmöglich zu läugnende Bewegung, ist im weitesten Sinne des Wortes eine religiöse, da sie moralisch und sozial ist; sie leuchtet mit jedem Schritte vorwärts heller wie der Schein einer Fackel, beginnt mit den Gestalten Wieland's, Herder's, Schiller's, Goethe's, Kant's und Schopenhauer's, um durch das Leben und die Schriften Richard Wagner's eine neue Leuchtkraft zu erhalten. Als Protestanten also müssen wir Stein beurtheilen und verstehen. Auf den ersten Seiten seines Tagebuchs, vom Dezember 1872, spricht er nur von Religion, träumt von Reformen, die innerhalb der Kirche einzuführen wären, und deren Diener zu sein er sich vorbereitet. Seine Bewunderung für Luther kennt keine Grenzen, aber dessen Dogmen findet er noch beengt. „Luther stellt die Apostellehre wieder her. Herrlich reinigende That! auf der Jeder fussen muss, der weiter bauen will. Luther's Nachfolger haben ihn wieder negativ entwickelt und schon bedarf es Einiges, um Luther rein darzustellen. Heisst es aber nicht Den, der auf die Apostel zurückging, richtig fortsetzen, wenn man weiter auf Christus zurückgeht?"

Digitized by Google

Der junge ins Leben tretende Mann ist also nicht nur ein adeliger Vertreter hohen Ehr- und Pflichtgefühles, er ist ausserdem ein edler Protestant. Mehr als das, er ist ein Deutscher, und zwar bis zu einem Grade, der uns immer hindern wird seine Persönlichkeit einem Nichtdeutschen vollkommen fasslich zu machen. Wie es im Deutschen für das Wort „esprit“ keinen adäquaten Ausdruck gibt, so besitzt z. B. der Franzose kein Aequivalent für das Wort „Gesinnung“, und jedem dieser Worte entsprechen auch ganz bestimmte Züge des Charakters und der Intelligenz; dass das Wort fehlt, bezeugt, dass das Ding entweder gar nicht oder nur in einem rudimentären Zustande vorhanden ist. Nichts ist charakteristischer für Stein und nichts ist speziell deutscher als eben seine Gesinnung. Dieses Wort bezeichnet ebenso gut die Anschauungen als das Verhalten, die Intelligenz als den Charakter eines Menschen; es erklärt weder das Eine noch das Andere, aber es bezeichnet die Beziehungen des Einen zum Anderen. Ein gesinnungsvoller Mensch wird bestimmte Ansichten nicht haben, da sein Charakter sie ihm verbietet, andrerseits werden die von ihm gehegten Ansichten gebieterisch bestimmend auf sein Verhalten wirken. Es handelt sich hier um eine Kreuzung der Elemente der menschlichen Psychologie, welche ganz besonders der deutschen Seele zu Eigen ist. Auch selbst der Engländer hat keine entsprechende Bezeichnung für dieses Wort, das sich in keiner anderen germanischen Sprache vorfindet. Ich glaube Aristoteles würde diese geistige Beziehung eine *δύναμις* des moralischen Seins genannt haben. Das Bestreben eines moralisch und intellektuell sich Durchdringens war ein bei Stein hervorstechender Zug und sein Charakter daher ein ausgesprochen essentiell deutscher.

Diese verschiedenen, gewissermaassen das Knochengerüst dieser starken Individualität ausmachenden, Züge glaubte ich besonders betonen zu müssen, denn sie allein sind wesentlich. Auf biographische Einzelheiten aus der Kindheit Stein's, über die ich zudem nur wenig unterrichtet bin, werde ich nicht weiter eingehen. Was ich von seiner Familie gesagt, genüge hier. Nach grundlegenden vorbereitenden Studien auf dem Gymnasium zu Merseburg und Halle, wurde Stein im Jahre 1874, im Alter von siebenzehn Jahren, als Student der Theologie an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Der Historiker Buckle las, wie man erzählt, drei Bände am Tag; im gleichen Sinne unersättlich scheint auch Stein gewesen zu sein. Die monatliche Liste seiner Lektüre während der letzten Schuljahre ist wahrhaft erschreckend. Von Sophokles und Platon an bis auf den letzten Roman Paul Heyse's, der theologischen Schriften eines Döllinger und Hase nicht zu vergessen, umfasst sie so ziemlich alles. Poetische Versuche entstehen in Hülle und Fülle; ja er schreibt griechische Verse. Noch typischer für ihn ist folgender Zug: um in die unzählbare Menge von Dichtungen, die er gelesen, ein wenig Ordnung zu bringen, erfindet Stein sich eine analytische sehr komplizirte Tabelle der verschiedenen Fächer mit zahlreichen Unterab-

Digitized by Google

theilungen auf der von Anakreon an bis Rückert alles seinen Platz erhält — doch, kaum beendigt, genügt ihm diese Arbeit schon nicht mehr; er stürzt sich in ein endloses Gedicht, in dem er vor dem erstaunten Leser alle Dichter vorüber ziehen lässt. Da beginnt er mit der Nachtigall und endet mit Schiller und Goethe. In dem Jahre, als er sein Abiturientenexamen machen sollte, sagte ihm einer seiner Professoren: „Stein, Sie verausgaben ihre Kräfte, Sie greifen ihren intellektuellen Fähigkeiten vor, Sie sollten weniger lesen und sich mehr wirklich unterrichten; Sie arbeiten nicht mehr wie einst.“ Diese Worte machten dem jungen Studenten einen lebhaften Eindruck, öfters kommt er in seinem Tagebuch auf sie zurück. Der Professor hatte die so zarte Saite des Pflichtgefühls in ihm berührt; er geht in sich, begibt sich von neuem an das Studium, und besteht nun das schriftliche Examen so glänzend, dass die prüfenden Lehrer ihm das mündliche erlassen. In diesem Augenblicke geht ihm das Wort auf, das wie ein Kompass freier Wahl ihn fortan auf dem Ozean des Lebens leiten sollte:

„Wolle das Grosse und Schöne, dann wird das Können nicht fehlen.“

Ehe Stein nach Heidelberg ging, verbrachte er in Berlin eine Ferienzeit, die ihm dauernde Erinnerungen zurückliess. Das lebensvolle Treiben der Grossstadt, die in Museen angehäuften Schätze, die Theater, tausend neue Dinge mussten den auf dem Lande und in Provinzstädten aufgewachsenen Jüngling blenden. „Ich habe mich entschlossen einen guten Theil meines Lebens in Berlin zu verbringen, komme, was mag“ ruft er in seinem Enthusiasmus aus. In Berlin! wie viel sollte er da, in einer Stadt, deren blosse Atmosphäre, wie er später schrieb, ihn vergifte, zu leiden haben, ehe er starb. Ein Hauptereigniss aus seinem ersten Berliner Aufenthalt müssen wir hier festhalten. Am 24. März 1874 hörte Stein, und zwar unter wundervollen Umständen, die *„Meistersinger“*: Betz sang den Sachs, Frau Mallinger die Eva, beide von Wagner einst selbst einstudiert. Stein, welcher bis dahin nur schlechten Verstümmelungen von *„Tannhäuser“* und *„Lohengrin“* auf Provinzialtheatern beigewohnt hatte, ward hingerissen. Nachdem er diesen Abend in seinem Tagebuch eingehend besprochen, fügt er hinzu: „Noch höre ich die Töne, noch sehe ich die Bilder — das mag vergehen; aber der überaus hohe Begriff, den ich ganz besonders heute von Wagners Genius empfing, wird mir bleiben“. Wagner hat erklärt, dass er in den Meistersingern der deutschen Volksseele ihr Bild vorhielte; Stein erkannte sich selbst darin, und wir wissen, was einem zarten Geiste die Jugendeindrücke bedeuten.

Mit dem ersten Schritte in die theologische Fakultät hörte Stein auf Theologe zu sein; es wird uns dieses nicht befremden, wenn wir uns des weiter oben zitirten Ausspruches seines Tagebuches erinnern. Er fand jenen neuen geträumten Luther nicht auf den akademischen Lehrstühlen. Die Dogmatik der Universitäten neigte damals viel eher zu einer Reaktion gegen den aus Neanders Schule hervorgegangenen Liberalismus, der nur

Digitized by Google

zu häufig in den Glaubensabfall eines Strauss mündete. Der junge Student war durch das schwankende und zusammenhangslose Wesen des Unterrichtes befremdet. Er bemerkt in seinem Tagebuch, dass jeder Professor seinen Standpunkt vertritt — unbekümmert um den des andern: keine Einheit der Ueberzeugung oder der sich geltend machenden Lehre. Während nun durch diese zersetzende Berührung sein theologisches Interesse allmählich abnahm — nur die Kirchengeschichte zog ihn noch an, — fand Stein in Heidelberg an Professor Kuno Fischer einen beredten Historiker der Philosophie, dessen Vorlesungen er mit wachsender Begeisterung anwohnte. Mehr und mehr sehen wir nun den jungen Theologen sich zur Philosophie hinneigen, ein wahrer Zwiespalt entsteht in ihm zwischen dem alten Glauben und den neuen Richtungen. Nirgends ist sein Tagebuch von solcher Ausgiebigkeit als an dieser Stelle; — die Jahre 1874 und 1875 füllen an sich allein zehn Hefte. Das Interesse an diesen Seiten erlischt nicht einen Augenblick; Schritt für Schritt aber müssen wir dem in ihnen erzählten inneren Drama folgen, denn es zusammenfassen hiesse so viel als es entstellen. Dennoch ist von der ersten Seite an der Ausgang dieses Zwiespaltes leicht vorauszusehen, denn Stein ist geborener Philosoph; das ist seine Natur und sein Beruf; selbst seine Dichtung ist die Dichtung eines Denkers und nur auf Umwegen ist er im Laufe der Jahre mehr und mehr zum Künstler geworden. Indem er der Theologie entsagte, um sich der Philosophie zu widmen, vollzog er einen nothwendigen Akt, und obwohl er sich genöthigt sah, sich von der Orthodoxie zu trennen, blieb er dennoch religiös.

Anfang 1870 musste er wohl erkennen, dass ihm die Theologie nicht mehr am Herzen liege, aber indem er einem seiner Professoren seinen festen Entschluss, die Studien innerhalb dieser Fakultät nicht mehr fortzuführen, mittheilt, fügt er hinzu: „Was mir bleibt und den innersten Grund meines Herzens ausmacht, ist die Liebe zu den religiösen Dingen, die Sehnsucht nach einem aufrichtigen Glauben.“ Wirklich fängt sein Leben nun mehr und mehr an ein wesentlich religiöses zu werden. Man hat die Empfindung, als habe er, indem er an den Dogmen der Kirche rüttelte, sich geschworen aus seinem Leben selber eine Religion der That zu machen. Er vertieft sich in das Studium von Kant, den auch nur im geringsten zu kritisiren seine Bewunderung ihm bis dahin verwehrt hatte. An dem Tage, an dem seine Entscheidung unwiderruflich gefallen war, wendet er sich gegen dasjenige, was ihm als das schwächste Moment der Kantischen Lehre erscheint und in der That auch ist: seine religiösen Ideen. Schopenhauer bemerkt sehr geistreich, dass der kategorische Imperativ, dieser Pfeiler der Kant'schen Moral, der wahren Moral gegenüber sich verhalte wie ein hölzernes Bein zu einem lebendigen aus Fleisch und Knochen. Stein kannte damals Schopenhauer nicht oder nur sehr oberflächlich, sein tief religiöser Instinkt zeigte ihm im eigenen Herzen den Mittelpunkt und

Digitized by Google

Herd aller wahren Religion und liess ihn erkennen, dass einer solchen eine Vernunft ohne Liebe niemals genügen würde. Eine Religion der That! Dies zeigt sich uns auch in folgendem Symptom: Stein kämpft mit der Strenge eines Asketen gegen die Triebe seiner erblühten Jugend, gegen die Leidenschaft seiner erregten Sinne — bis in seine Träume hinein verfolgen sie ihn. Als er eines Morgens aus Fieber-Phantasien erwacht, ruft er aus: „Ach, nun begreife ich, dass die Leidenschaft um den Verstand bringen kann! Wie süss muss es sein, aus Liebe zu sterben!" Doch augenblicklich auch richtet er sich mit einem willensfesten: Vade retro, Satanas! empor. Er hat, so fühlt und sagt er es, ein Werk zu vollbringen, ein Leben und zwar ein würdiges zu leben.

So hat sich denn Stein endgiltig von der Theologie ab und der Philosophie zugewendet. Aber diese Wandlung vollzieht sich auf sehr charakteristische Weise und zeichnet mit einem neuen Zuge die seelische Entwicklung, die ich hier zu beschreiben versuche. „Die Theologie", sagt uns das Tagebuch, „baut von oben nach unten aus, sie steigt aus den Wolken herab auf die Erde. Ich kenne diese Methode und bin ihrer müde; von nun an will ich den entgegengesetzten Weg einschlagen und das Gebäude nur auf fester Grundlage aufrichten, nämlich auf dem lebendigen Felsen, den ich da unter meinen Füssen spüre." Er studirte in Folge dessen die Naturwissenschaften, ein Schritt, der gewiss von eben solcher Bedeutung, wie das Aufgeben der Theologie für ihn ist. Man hätte fürchten sollen, dass der junge vom Platonismus und von Kant durchtränkte Stein sich in die Hegel'sche oder Hartmann'sche Scholastik gestürzt hätte. Was ihn daran verhinderte — ich scheue mich nicht es auszusprechen — war ein religiöses Gefühl, wenigstens ein diesem verwandtes Gefühl: die Ehrfurcht vor dem Leben, der gebieterische Trieb des Herzens, den er wie im Menschen, so auch in der Natur wiederfinden wollte, und für welchen Kant, wie wir sahen, ihm nur eine unbefriedigende Antwort zu geben vermochte. In hohem Grade beachtenswerth ist es, wie Stein sich hütete nach Art so vieler Novizen sich mit vollen Segeln in die Metaphysik Schopenhauers zu stürzen. Er hat ihn kennen und bewundern gelernt, aber bei seinem Durst nach positiven Kenntnissen, den er mit dem jungen Schopenhauer gemein hat, konnte das in einem menschlichen Gehirn wiedergespiegelte Abbild der Welt ihn nicht verführen; erst später hat er sich ernstlich mit Schopenhauer beschäftigt und ihm tiefste Verehrung gezollt, wenn er sich auch die eigene Unabhängigkeit wahrte. Dieser vorhin von mir angedeutete und als religiös bezeichnete Trieb war es, der ihn rettete; denn für einen dem abstrakten Denken so stark zugewendeten Geist, wie seiner, wäre die absolute und reine Philosophie ein Gift gewesen.

Nun, da die Schranke überstiegen war, wollte Stein durchaus keine Veränderung der Richtung, nur eine Veränderung der Methode in seinem Entschlusse erblicken. Er schrieb in seinem curriculum vitae als Anhang

Digitized by Google

zu seiner Doktor-These: Philosophiae, primum cum theologia, tum vero cum scientiis naturalibus imprimis physiologia conjunctae, studio me dedi.

Wir sehen, Stein nimmt seine philosophischen Studien sehr genau, doch muss ich hier erwähnen, weil es vom Standpunkt der Entwicklung seiner Ideen so bedeutend ist, dass er sich in dieser Beziehung grossen Illusionen hingab. Indem er sich begierig auf die Wissenschaften warf, dort den „lebendigen Felsen“ zu finden hoffte, auf den er seine Philosophie aufrichten könnte, betrug er sich noch als ein der Theologie abtrünnig Gewordener. Die Liste der von ihm gehörten Vorlesungen, wie ich sie in ihrem ganzen Umfange vor den Augen habe, enthüllt mir einen meines Erachtens ganz verwerflichen Studienplan. Novalis, der Dichter, Geologe und Mineningenieur, war ihm in diesem Punkte weit überlegen. Es taugt nichts beim Studium der Naturwissenschaften mit den Büchern von Darwin und Haeckel und den Handbüchern der Anthropologie zu beginnen, wie es Stein that. An der Universität zu Berlin hörte er später wieder nur die Vorlesungen über Mathematik, höhere Physik, und wenn ich so sagen darf, höhere Physiologie: Physiologie des Nervensystems, des Gehirns, Elektro-Physiologie. Er gab sich augenscheinlich keine Rechenschaft darüber, dass auch die Naturwissenschaft eine „Höhe“ und eine „Tiefe“ hat, und dass ihr wahrer und einziger Berührungspunkt mit der Erde, ihre Grundlage und Daseinsberechtigung, die persönliche und unmittelbare Beobachtung ist.

Stein war und blieb Philosoph und wir müssen den Worten: „cum scientiis naturalibus“ nicht viel mehr Bedeutung beilegen, als jenen anderen: „cum theologia.“ Das Wesentliche sind hier nicht so sehr die wissenschaftlichen Kenntnisse, die er sich aneignet und die seinem Geiste weit mehr schmeicheln, als ihn wirklich bereichern, das Wesentliche ist hier der Instinkt, welcher ihn antreibt, mit dem pulsirenden Leben um ihn her in Berührung zu bleiben; dieser Instinkt drückt sich sehr scharf in einem merkwürdig paradoxalen Umstand aus: Stein, der Idealist, der Poet, welcher in seinem Tagebuche zwischen Sonette über das Warum des Lebens Bemerkungen über die Optik von Helmholtz und Tyndalls Theorie der Wärme setzt, Stein wird zum Schüler, und zwar zum glühend überzeugten Schüler Eugen Dührings, des Verfassers einer neuen realistischen und materialistischen Weltanschauung.

Vielleicht ist der blinde Philosoph Dühring ausserhalb Deutschlands nicht so gekannt, als er es verdiente. Ein interessanter Mann, dem es nur so zu sagen an Weite der Seele gefehlt hat, um eine Individualität allerersten Ranges zu werden. Er gehört, im Grund genommen, zu der Klasse der Misanthropen; er glaubt an die Menschheit, er liebt sie, aber bei jeder Gelegenheit spricht er schlecht von ihr und von jedem Einzelnen. Die an den deutschen Universitäten herangewachsene Sekte seiner Anhänger, ist die denkbar unangenehmste. Ich spreche hier mehr von der Form als

Digitized by Google

von der Sache, und dem unglücklichen Blinden vergibt man gerne, was bei seinen Schülern nur Unwissenheit ist oder zur Manier wird. Ohne jedoch eine so komplizirte Erscheinung hier analysieren zu wollen, möchte ich mich damit begnügen, seine Philosophie in kurzen Worten zu kennzeichnen. Dühring ist Mathematiker, sein besonderes Bereich ist die rationale Mechanik, sein bedeutendstes Werk eine „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik." Von diesem Centrum, dieser mechanischen Auffassung der Dinge aus, strahlt die bedeutende Intelligenz Dührings nach allen Seiten hin: Mathematik, Chemie, Philosophie, Soziologie, Nationalökonomie, litterarische Kritik, Rassenfrage (Antisemitismus), Religion, nichts entgeht ihm, und die Einheit des Gesichtspunktes ist es, welche unläugbar diesem Ganzen eine gewisse Grösse verleiht. Mensch und Universum zeigt sich hier in einem höchst originellen Gehirn wiedergespiegelt. Und dies Bild ist ein so klares, Dührings Realismus verleiht ihm so scharfe Umrisse, dass man sich nicht verwundert, wenn sein System in einem Lande populär wurde, wo nebelhafte Wahngebilde sehr oft die Gedanken der besten Köpfe in eine erschlaffende Dämmerung eingehüllt, aber auch gerade und zwar hierdurch Verlangen nach Klarheit im gebildeten Publikum wachgerufen haben. Das Haupt-Fundament der Dühring'schen Philosophie ist die Verneinung des Unendlichen. Das Dasein des Endlichen beweist ihm zur Genüge, dass die Unendlichkeit von Zeit und Raum ein reines Wahngebilde ist; das Eine ist die Verneinung des Anderen. Da das Weltganze in jeder denkbaren Hinsicht eine endliche Grösse bedeutet, so liegt es ausser allem Zweifel, dass der Mensch auch eines Tages es dahin bringt, es in jedem Sinne zu erforschen und bis in das feinste Räderwerk seinen Mechanismus zu ergründen. Auf diese exakteste und einzig in Betracht kommende Wissenschaft hin sollten alle Anstrengungen des Menschen gerichtet sein; die Metaphysik hingegen ist ein Unding und eine Verirrung, vor der die Menschheit gewahrt und gehütet werden sollte. „Die Wiedergeburt der freien Vernunft," so heisst das Ziel, das zu verfolgen ist und zu welchem der königliche Weg der Mathematik uns hinleitet. Wir sehen, dass Dühring an Auguste Comte anknüpft; doch müssen wir des typischen Zuges Erwähnung thun, dass er Sophie Germain über Comte stellt, weil sie eine bessere Mathematikerin war, wie auch seiner Ansicht nach Vièta den Descartes an Originalität des Denkens übertraf. Wenn er die grossen Namen der Wissenschaft anruft, so nennt er Kepler, Galilei, Huygens, Lagrange — jedoch niemals Boerhave, Harvey, Jussieu, Cuvier, Lyell, denn ihm gelten die beschreibenden und biologischen Wissenschaften als untergeordnete, und verächtlich spricht er von den „Untiefen, in denen das Leben wimmelt." In einem Wort: Es ist die Philosophie eines Blinden; die Blindheit und der Materialismus sind in ihr einen Bund eingegangen, wir müssen aber schnell hinzufügen, dass Dührings Materialismus durchaus nicht mit dem gemeinen apothekerhaften Hylozoismus eines Büchner oder Nordau zu thun

Digitized by Google

hat. Welchen Werth er auf die Wissenschaft legt, sahen wir schon; auch die Philosophie erklärt er als ein aus zwei Kräften: der Wissenschaft und dem Charakter Zusammengesetztes; für ihn bedeutet die Wissenschaft nichts, wenn sie nicht die Mitgift eines ebenso graden und selbstlosen als glühenden und wissbegierigen Geistes ist. Um in dem Ideenbereiche Dührings zu bleiben, möchte ich sagen, dass, seiner Auffassung gemäss, die Wissenschaft eines Menschen die Grösse des möglichen Kraftaufwandes, seine moralische Natur aber der Hebelarm ist: seine Leistung wird demnach das Resultat des Zusammenwirkens Beider sein.

So ungenügend und fragmentarisch diese Skizze auch ist, so wird sie, meine ich, doch genügt haben, den Einfluss, den jener Philosoph auf Stein haben musste, errathen zu lassen. Vielleicht schädigte er ihn, indem er ihn von den biologischen Wissenschaften abzog; dieser mögliche Verlust aber wurde andrerseits reichlich ersetzt. Ein oberflächliches Studium des organischen Lebens erzeugt oft einen ungesunden Mystizismus, und es war gut, dass ein zu transcedenten Spekulationen hinneigender Geist der unerbittlichen Disziplin der Mathematik unterworfen wurde. Noch wichtiger aber war folgender Umstand: Dührings Realismus ist nicht allein ein theoretischer, sondern im Wesentlichen ein praktischer. Liest man manche seiner philosophischen Beweisführungen, so ahnt man nicht, welcher Atem der Begeisterung seine Schriften über die Gesellschaft und über die Zukunft der Menschheit beseelt. Er ist von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen überzeugt und zwingt uns, an ihr zu wirken. Stein aber, der einsame Denker, ersehnte nichts glühender als die That, als die Gelegenheit, die in ihm schlummernden Kräfte in den Dienst der Menschheit stellen zu können; was ihn mit Verzweiflung erfüllte, war, dass er nirgends die Möglichkeit fand, diesen grossherzigen Impulsen Raum zu geben. Sein Tagebuch verräth in der Zeit des Beginnes seiner Beziehung zu Dühring eine erschreckende Schwermuth. Seinem Gewissen war er gefolgt, als er die Theologie verliess: „aber nein doch," sagten ihm die Professoren: „bleiben Sie dabei, ein wenig Zweifelsucht schadet nicht . . ." Ich habe die Entwürfe zu seinen Antworten gelesen: Stein hat nie zugegeben, nie begriffen, dass man mit der Lüge einen Pakt schliessen könne. Wie aber sollte er, der Philosoph, je die ziellosen Kräfte verwenden, die sein Inneres erfüllten? Selbst seine Freunde verstanden ihn nicht mehr. Aus jeder Unterredung mit denen, die ihm die Liebsten waren, bringt er ein wundes, fast gebrochenes Herz in die einsame Wohnung zurück. Keiner ahnt, wo es mit ihm hinaus will. Selbst seine Worte werden nicht mehr verstanden. Keine Sympathie begegnet seinen Gedanken. Und sein Tagebuch wie seine frühen Schriften bezeugen, dass wirklich der Ideengang dieser immer nur auf sich zurückgewiesenen und zu den schroffsten Abstraktionen sich erhebenden Intelligenz eine Subtilität angenommen hatte, der kaum mehr zu folgen war; sie hat alle Beziehungen zu der gewöhnlichen Menschheit

Digitized by Google

verloren; sie ist — man verzeihe mir die neue Wortbildung: eine Art von Autokryptographie geworden. Man begreift, welchen Einfluss die beredte, kampflustige, stäts klare Sprache eines Dühring auf einen so hoch gespannten Geist ausüben musste: dieser flammende Aufruf zum Fortschritt, diese Predigt, die in der Philosophie nur das Mittel sehen wollte an der Verwirklichung einer gesunderen und moralischeren Menschheit zu arbeiten und ihr als Grundlage und Werkzeug das Studium der exakten Wissenschaften, als Gegenstand aber die praktischen Fragen zuweist — diese, jeder Doppelsinnigkeit feindselige Argumentation, die jede Verwirrung der Begriffe als ein Gift für den Gedanken brandmarkt! Ohne dem ausserordentlichen Materialisten zu nahe treten zu wollen, möchten wir seine Philosophie doch als die Arzenei bezeichnen, deren Stein bedurfte, und ohne deren energischen Eingriff sein Gehirn sich unheilbar verwirrt hätte. Was Dühring fehlte, trug Stein in sich: den metaphysischen Instinkt. Voltaire hat irgendwo gesagt:

Que je plains un Français quand il est sans gaité!
Loin de son élément le pauvre homme est jeté . . .

Man könnte dies auf jeden Deutschen anwenden, welcher der metaphysischen Anschauung ermangelt. Ein solcher wäre weder Fisch noch Fleisch. Der realistische Deutsche ist ein manquirter Engländer; unter Bedingungen geboren, wo, entwurzelt und verpflanzt, der angelsächsische Geist aus tausend Gründen seine besonderen Eigenschaften nicht hat zur vollen und freien Blüthe entwickeln können. Stein aber, bis in die Fingerspitzen Deutscher und Franke, hatte auf diesem Gebiete den Einfluss seines Lehrers nicht zu fürchten. Dieser lehrte ihn dagegen sich zu beschränken, Fuss zu fassen, und die praktischen Fragen kampfesfreudig anzugreifen. Stein verdankte ihm auch das fruchtbare Eindringen in die Gedankenwelt der Geister anderer Rassen. In der That legt Dühring, irriger Weise freilich, wenig Gewicht auf die deutsche Philosophie; er geht beinahe so weit zu behaupten, dass er der erste Philosoph sei, den sein Vaterland hervorgebracht; aber seine innige Kenntniss der französischen Litteratur und Denkart, die Bewunderung, die er ihr zollt, und andrerseits seine grenzenlose Begeisterung für Giordano Bruno, der seiner Ansicht nach der grösste Mensch ist, der je gelebt hat, dies sind hervorragende und sehr sympathische Züge seines Geistes, welche von tiefem und dauerndem Einfluss auf Stein blieben. Später hat Stein eine sehr werthvolle Arbeit über Bruno veröffentlicht, er hat dessen Gedichte übersetzt und dem grossen Nolaner Denker mit ergreifender Gewalt in einer eigenen Dichtung neues Leben verliehen. Desgleichen hat er sich bis zu seinem Tode mit der französischen Litteratur beschäftigt. Er hat sie wie wenig Deutsche gründlichst gekannt, und es war eine Lieblingsaufgabe seines Lebens, den genetischen Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Gedankenwelt, insbesondere dem Einfluss Jener auf Diese nachzuforschen.

Digitized by Google

Unter diesen Aussichten bereitete sich Stein auf sein Doktorexamen vor. Im Juni 1877, nur 20 Jahre alt, vertheidigte er an der Berliner Universität eine streng philosophische Dissertation „Ueber Wahrnehmung", worauf ihm der philosophische Doktortitel zugesprochen wurde. Diese Dissertation ist im orthodoxen Dühring'schen Geiste gehalten, aber überaus schwer verständlich. Ja Kants Kritik der reinen Vernunft wirkt wie ein Ausruhen des Geistes neben diesem Werke des „Kritischen Positivismus", wie Stein es nennt. Wundern wir uns darüber nicht. Nur einem Nicht-Philosophen, nur einem dem grossen metaphysischen Fragezeichen gegenüber verschlossenen Gehirne, könnte es gelingen ein klares und schlichtes System des Realismus aufzustellen. Seine Gedankenwelt dem Systeme Dührings vermählen, hiess für Stein Unmögliches versuchen.

Der junge Doktor hatte nur mehr zehn Lebensjahre vor sich. Es ist als ob ein Instinkt die vom Tode Erwählten anzutreiben scheint, auch nicht eine Minute der ihnen gesetzten Zeit zu verlieren; Stein gönnte sich keine Ruhe und begann sofort sein erstes Werk vorzubereiten, das im Jahre 1878 unter dem etwas auffallenden Titel: „Die Ideale des Materialismus" erschien. In seinem Tagebuch nennt er es Lyrische Philosophie und einer seiner Freunde erzählt mir, dass der Verleger es gewesen sei, welcher auf einem Aufsehen erregenden Titel bestanden hätte. Ein bis zur Befremdung seltsames Buch; man ahnt darin den letzten Krampf einer heftigen inneren Revolution, Philosoph und Poet strecken sich die Hände entgegen, ohne sich jedoch ganz vereinigen zu können — Auseinandersetzungen wie diese: „der Positivist erkennt klarer als der Idealist die völlig einzigartige Bedeutung des Subjekts" — „der Schmerz ist der ernsteste und vollkommenste Einblick in die Systematik des Alls" — wechseln mit glühenden Liebesgedichten, historischen und sozialen Aperçus und symbolischen Erzählungen ab . . . auf der ersten Seite stehen als Motto die Worte Byrons: „o love, o glory". Der ganze Stein liegt hier schon wie im Keime verborgen, wie das stäts bei den ersten Werken hervorragender Menschen der Fall ist. Aber auch der Ahnung seines Geschickes begegnen wir hier! „Mir ist nicht anders, als habe der Schicksalsfrauen eine mich besucht, und mich zur Eile gemahnt."

Nun folgte der militärische Dienst, dem eine Reise nach Italien voranging. In Rom befreundete sich Stein mit Fräulein Malwida von Meysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". Fräulein von Meysenbug war eine alte Freundin Richard Wagners, dessen nähere Bekanntschaft sie gelegentlich der Tannhäuser-Affaire in Paris gemacht hatte. Von Rousseauschen Lehren ganz durchtränkt, überzeugt, dass nur eine richtige Erziehung nothwendig sei, um ein neues Menschengeschlecht heranzubilden, und von dem Wunsche verzehrt, das System, mit dem er die Regeneration seiner Nation erträumte, praktisch auszuüben, erfuhr Stein von Fräulein von Meysenbug, dass Wagner einen Erzieher für seinen zehnjährigen Sohn

Digitized by Google

Siegfried suchte. Ohne Zögern entschloss er sich diese Aufgabe zu unternehmen, packte seine Koffer, und betrat am 20. Oktober 1879 zum ersten Male Wahnfrieds Schwelle.

Steins Tagebuch, das schon mit der Abreise von Berlin sehr kurz gehalten war, bricht hier leider schroff ab, um erst im Jahre 1884, ein Jahr nach des Meisters Scheiden, den Faden wieder aufzunehmen. Kein Wort belehrt uns über den Eindruck, welchen Wagner auf Stein hervorgebracht hat. Erst glaubte ich, annehmen zu müssen, dass Stein aus irgend einem Grunde die Hefte aus jener Zeit besonders verschlossen hätte: aber später erfuhr ich, dass solche Hefte gar nicht existirten; auch habe ich nur wenige mit Daten versehene Papierstreifen auffinden können — nur Daten, ab und zu ein Wort, ein Merkzeichen, wahrscheinlich um irgend ein Gespräch mit Wagner festzuhalten — nichts weiter! Betrachten wir auf der anderen Seite den ungeheuren und in allen Lebensakten Steins sich wiederspiegelnden Einfluss, welchen Richard Wagner auf den Jünger ausübte, so erscheint dieses Schweigen uns wohl als sehr beredt. Der Stein, welcher am Morgen des 21. Oktober 1879 erwachte, war ein Andrer als der vom Morgen des 20. In seinem Kopf und seinem Herzen hatte ein grosses Schweigen Einzug gehalten, das Schweigen der Religion.

II.

Dem Zauber der Worte Wagners konnte sich Keiner entziehen, seine Ueberlegenheit wirkte auf Alle; aber es musste Einer selbst ein sehr überlegener und mit genialer Flugkraft begabter Mensch sein, der ausserdem gewisse Voraussetzungen der Erziehung, ja, möchte ich hinzufügen — das Glück der Jugend mit sich brachte, wie Nietzsche und Stein, um für den ebenso plötzlichen als tiefen Eindruck empfänglich zu sein, welchen die Berührung mit dem grossen Mann hervorbrachte. Eine ernsthafte und im Verkehr mit den erlesensten Schriftstellern aller Zeiten verfeinerte Kultur, ein mächtiges Gehirn, das doch willig empfänglich für die verschiedenartigsten Eindrücke und befähigt war, das, was bei den Meisten nur vorübergehende Spuren zurückliess, in Thatkraft umzusetzen, die Gabe der Begeisterung, die durch die Jahre noch nicht erkältet war, dies waren zweifellos die Elemente, deren glückliche Vereinigung beiden Männern gestattete in Wagner nicht nur eine aussergewöhnliche Intelligenz sondern, sozusagen, einen Geist ganz andrer Gattung als alle, denen sie bisher in ihrem Leben begegnet waren, zu erschauen, das ingenium ingenitum, das sie im Bücherstudium bisher gesucht, und auch zuweilen gefunden zu haben glaubten, aber wie der Gelehrte, der unter dem Staub der Palimpseste, das ferne Leben erloschener Zeitalter beschwört. Nur eine Vorahnung im eigensten Inneren lässt uns das Genie erkennen, wenn der seltenste aller Zufälle uns ihm gegenüber stellt. In einer der von ihm in Berlin verfochtenen Thesen, behauptet Stein: „Dass das Unendliche vom Endlichen

Digitized by Google

qualitativ verschieden sei", ein heroischer Versuch den „Dühringianismus" auch philosophischen Geistern annehmbar zu machen. Als er Wagner begegnete, musste ihm diese These wieder einfallen; eben durch seine Qualität unterscheidet sich das echte Genie vom Talente und abgesehen von der Bedeutung, die es als Schöpfer hat, besitzt das Genie, als Phänomen, jene moralische und philosophische Bedeutung, mit der es uns in die Gegenwart einer höheren Ordnung der Dinge versetzt.

Wenn man bei Nietzsche wie bei Stein durch die oft täuschende Oberfläche hindurchdringt, wenn man sich das Ganze ihres Schaffens vor Augen hält und es die Feuerprobe einer redlichen Kritik bestehen lässt, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, dass der auf sie ausgeübte Einfluss Wagners nicht allein der des Künstlers, des Schöpfers wunderbarer und neuer Werke war, sondern vor allem der seiner Persönlichkeit, in welcher sich die ausserordentliche Erscheinung des Genies greifbar lebendig offenbarte. Nietzsche machte eine Periode durch, welche wir als „wagnerianisch" bezeichnen können, Stein niemals, Nietzsche schrieb mit sprühend geistvoller Beredtsamkeit ganze Bücher über Wagner, um dann später seinen Gott zu verleugnen —: in beidem zeigt sich uns ein schwacher und unfreier Charakter —, Stein hingegen hat nichts über Wagner geschrieben und zitirt ihn kaum zwei oder dreimal in seinen sämmtlichen Schriften. Nietzsche bekennt es mit eigenen Worten, dass er gezwungen war, sich gegen Wagner aufzulehnen, um seine Unabhängigkeit zu wahren — Stein empfindet niemals die seine nur bedroht. Im Gegentheil, was er vor allem durch die Berührung mit Wagner gewonnen hat, ist das Bewusstsein seiner eigenen Kraft und Ursprünglichkeit; er weicht weder zur rechten noch zur linken von seinem Wege ab: schlicht und rein fährt er fort, wie er begonnen. Seine inneren Beschäftigungen bleiben die gleichen: Giordano Bruno, die Beziehungen der deutschen zur französischen Gedankenwelt, Fragen der Aesthetik, poetische Versuche; nichts hat sich auf der von ihm betretenen Bahn verändert: nichts, und doch Alles! — Wagners Kunst war ihm längst vertraut. Ich erwänte schon früher den Eindruck, welchen ihm im Jahre 1874 die Meistersinger machten und auf einem halb zerrissenen Blatte des Tagebuchs begegne ich folgendem begeisterten Ausruf: „*Rienzi*, *Tannhäuser*, *Lohengrin*, welch unvergleichliche Trilogie! Gluck's *Iphigenie in Aulis* ja selbst der *Macbeth* von Shakespeare treten daneben zurück". Ich habe schon ausgeführt, dass, ohne Uebertreibung, die Begegnung mit Wagner das entscheidende Ereigniss seines Lebens war — von nun an erscheint ihm die Welt in einem neuen Lichte und es fällt wie Schleier von seinen Augen. Stein, der auf dunkler unverstandener Bahn sich quälende unruhige Geist, Stein, dessen fiebrische Gedanken von der Theologie zu den elektrischen Theorieen wandern, der vom Kant zu Dühring übergeht, der in einem Kapitel seiner lyrischen Philosophie die Venus anruft, „in deren Armen er auf ewig verderben möchte," dann aber im nächsten Kapitel

Digitized by Google

des selben Buches von dem Ich als einem geheiligten Wesen spricht, dessen Bild auf einen Altar zu stellen sei — Stein ergreift endlich Besitz von seinem eignen Selbst. Hoch trägt er das Haupt, denn er weiss, von wannen er kommt, und sein Blick erglänzt, denn er weiss, wohin er geht. Der sich einst beklagte, dass er von den Anderen nicht verstanden werde, er gibt sich von nun an darüber Rechenschaft, dass er sich selbst nicht verstand. Die Berührung mit dem Genie hatte ihn sich selbst gegeben. Nicht die Theorien, nicht die Kunstwerke und die verschiedenartigen Aeusserungen des Genius haben ihn zum Manne gemacht, *sondern* die unmittelbare und lebendige Offenbarung des Genies: sein Blick versenkt sich in dieses Auge, sein Ohr vernimmt dieses Wort, und mit einem Schlage gelangt er zur vollen Reife.

Stein hatte die Gebiete der verfeinertsten Abstraktion durchforscht, in Räumen geweilt, deren verdünnte Luft der Atem nicht mehr erträgt: er hatte alsdann bei dem blendenden Licht der unterirdischen Schmieden gearbeitet, wo der Mechanismus seine Herrschaft ausübt: nun sieht er hier einen Mann vor sich, der ohne gelehrt zu sein alles verstand, der niemals vor der Metaphysik erblichen war, dessen Gedanken aber weit über die der Philosophen sich erhoben, der der Mathematik so ferne stand, dass er kaum die Mechanik seiner eigenen Kunst studirt hatte, und der dennoch Wunderwerke der Wissenschaften und Poesie spielend hervorbrachte. Auch er heftete den schmerzlichen Blick auf das grosse soziale Problem und auf die Zukunft der Menschheit, deren Noth Steins zermartertes Herz erfüllte, und jene höchste aller Fragen, die der Jüngling, vergeblich eine Antwort suchend, an Dühring und so viele Andere gestellt, bewegte auch seinen Sinn. Freilich suchte Wagner das Geheimniss des Menschenglückes weder in der Wissenschaft noch in der Vervollkommnung der Industrie: im Gegentheil sagte er, dass die Krönung aller Weisheit die Erkenntniss einer moralischen Bedeutung des Weltganzen sei — ausserhalb dieser Weisheit erkannte er keine Möglichkeiten des Glückes und um die göttliche Blüthe zu entdecken, öffnete er die Augen, versenkte sich schauend in die grosse Natur um ihn her und in seinem eigenen Herzen. Wenn ich oben die Beziehungen zwischen Dührings Blindheit und seiner Philosophie kennzeichnete, so möchte ich nun sagen, dass man, um Wagner zu verstehen, sich dessen bewusst werden muss, dass seine Intelligenz ganz A u g e war. Wir brauchen seine Schriften nur zu öffnen, um uns davon zu überzeugen, dass er alles schaut, wovon er spricht, die Personen wie die Dinge: da ist weder Abstraktion noch Berechnung, alles ist immer nur V i s i o n.

Ich hoffe, der meinen Ausführungen willig folgende Leser hat sich so weit in Stein's Natur vertieft, um den Einfluss, den Wagner auf sie ausüben konnte und musste, zu ahnen. Dieser allgemeine Gesammt-Eindruck wird von höherem Werthe sein als eine detaillirte und daher unvollkommene Analyse; es wäre vielleicht auch verwegen die Beziehung, wie sie sich

Digitized by Google

nothgedrungener Weise zwischen beiden Männern herstellte, bis in ihre letzten Verzweigungen hinein verfolgen zu wollen. Zwei Jahre nach seiner ersten Begegnung mit dem Meister, in dem Augenblicke, als Stein sein langes Schweigen unterbrach, und die von nun an immer drängender, immer beschleunigter sich gestaltende Reihe seiner Schriften wieder aufnahm, sagt er in einem Briefe an eine Freundin: wenn er von Hoffnung spräche, so habe dieses Wort endlich einen Sinn erhalten durch die Offenbarung, die er dem Lichte der Bayreuther Idee verdanke. Er habe jede Illusion über eine nahe bevorstehende Zukunft verloren, aber einen unerschütterlichen Glauben an die ewige Bestimmung des Menschen gewonnen. Die Kunst allein, und zwar die Kunst, wie sie von Wagner aufgefasst wird, kann uns zu einer besseren Gesellschaftsordnung verhelfen, weil die Kunst allein das Geheimniss der Erneuerung in ihrem Schosse birgt; sie, nur sie kann schaffen und verwandeln. Schaut man auf die moderne Welt freilich, so erblickt man in solchen hohen Träumen nur eine verwegene Parodie. Was thut es? Vor uns dehnt sich klar und gerade der Weg aus, wir haben ihn zu beschreiten. Aehnlich sagt auch Schiller, einem gleichen Gedankengang folgend: „dass eine auf das Grenzenlose angelegte Seele, sobald sie ihrer Richtung sicher ist, schon die Vollkommenheit erreicht hat; das Ziel deutlich gewahren, hiesse soviel als zu ihm gelangen.“ Nur ein Jahr verweilte Stein in Wagner's Familie, blieb aber, dank eines unausgesetzten Briefwechsels und häufiger langer Besuche, im engsten Verkehre mit ihr; auch verloren die Beziehungen zwischen ihm und dem Meister nichts an ihrer Innigkeit und Vertrautheit. Wie sollten sich auch solche Spuren je verwischen? Gedachte nicht selbst Nietzsche weinend der Vergangenheit? Wenn irgend etwas Wagner's liebevolle Zuneigung zu dem Jüngling verstärken konnte, so war es gewiss die männliche Selbstverläugnung, mit welcher dieser den geliebten Zögling und die leidenschaftlich erfasste Aufgabe, die geistige Heimathluft, in der er sich von Tag zu Tag wachsen und gedeihen fühlte, verliess, um der ersten Anforderung an seine Kindespflicht mit der Antwort zu begegnen: „Hier bin ich“. —

Schon als es sich darum handelte offen zu erklären, dass er das theologische Studium aufgäbe, hatte Stein die Missbilligung seines Vaters ernst gefürchtet, nun musste zu dem ersten Schmerze ein zweiter hinzugefügt werden. Man begreift, dass ein Freiherr von Stein sich durch die Wahl des Lebensberufes seines Sohnes nicht geschmeichelt fühlte. Erzieher werden! Wie sollte dem alten Edelmann begreiflich gemacht werden, dass es sich hier für Stein um eine psychologische und soziologische Erfahrung von höchster Bedeutung handelte. Wären Jean Jaques und sein savoyardischer Vikar ihm in eigener Person erschienen, sie hätten den Abkömmling der alten Würzburger Schlossherrn nicht überreden können. Und gar noch Erzieher bei Richard Wagner, bei dem Mann, den das ganze Deutschland

Digitized by Google

verhöhnte, und mit dem die Presse sich nur beschäftigte, um sich zu fragen, ob es Eitelkeit oder Wahnsinn sei, was ihn beherrschte. Dazu kam noch, dass der alte Freiherr einsam, krank und dem Trübsinn zugeneigt war. In Halle angesessen, hätte er den Sohn gerne um sich gehabt. Er verlangte von Heinrich von Stein, dass er nach Halle käme, und sich dort an der Universität habilitire. Wagner lebte um diese Zeit (Herbst 1880) in Italien. Strahlende Heiterkeit war sein gewöhnlicher Seelenzustand und theilte sich unwillkürlich seiner Umgebung mit. Der Maler Joukowsky, andere Künstler, alles Männer von Geist und Talent, waren tägliche Tischgenossen des Hauses. Gedenken wir auch Franz Liszt's und seiner Tochter, des Grafen Gobineau, der damals in Rom lebte . . . Noch nie hatte Stein einem solchen Feste beigewohnt: hier war ein Sternenkranz von Geistern, die nur lebten, um das Schöne zu sehen und zu schaffen, um den Genius eines Meisters geschart — als Rahmen Neapel mit seiner Sonne, seinem unvergleichlichen Golf. Das Alles sollte er verlassen und mehr als das, er sollte der Erfüllung seiner höchsten Hoffnungen, der Erziehung dieses Kindes entsagen: eine Erziehung, in der er seine grossherzigsten Ideen niederlegen wollte und die zu gleicher Zeit deren Rechtfertigung und Krönung sein sollte — ja dieses alles verlassen, um sich' einsam und unverstanden, wie er war, in das düstere Halle einzusperren.'

Ein Mensch, in dem das Pflichtgefühl so mächtig lebte wie in Stein, konnte nicht zaudern, aber es gehörte wahrhaftig Muth zu dem Entschluss. Das Leben, ja das eigentliche Leben hatte eben erst für ihn begonnen. Er hatte nicht wie Novalis das Glück genossen, einen Schlegel, einen Tieck in der Nähe zu haben. Im Grunde hatte er, der doch von Liebe erfüllt war, einsam dahin gelebt, war wegen seines seltsam eigenthümlichen Wesens von Verwandten und Freunden unverstanden geblieben, zu unreif noch, um sich der Welt aufzuzwingen, dazu still und zurückhaltend, fast abwehrend, von krankhafter Sensibilität, tief in sich verschlossen. Und nun hatte dieses eine Jahr ihm alles geschenkt, was er je erträumt: wie ein älterer Sohn des erstaunlichsten Genies, das die Welt je gesehen, war er verstanden, gehegt und gepflegt worden. Dieses Jahr von 1879—1880 ist der Lohn eines ganzen, strengen und würdigen, aber gequälten Lebens gewesen — ach, dieses Leben sollte von nun an weit härter und schmerzensreicher noch werden!

Von diesem Zeitpunkt an stürzte sich Stein mit einem so leidenschaftlichen Eifer in die litterarische Arbeit, dass alle seine Werke, welche mindestens sechs Bände umfassen würden, in diesen letzten sechs Jahren von 1881 bis zu seinem Tode geschrieben worden sind. Doch vernachlässigte er daneben seine Studien nicht: die philologischen, nationalökonomischen, philosophischen, litterarischen, historischen, ja selbst mit Elektrizität sich befassenden. Er besuchte ausserdem mehre Vorlesungen an der Universität Halle; seine Arbeiten nöthigten ihn zu wiederholten Reisen

Digitized by Google

in Deutschland wie im Ausland: seine Thätigkeit war eine fieberhafte, unausgesetzte, sie grenzte ans Unglaubliche. Auch der schwere Militärdienst raubte ihm immer wieder seine Zeit, erschöpfte und vernichtete ihn geradezu. In einem Briefe von 1881 schreibt er: „Schreckend und bedrängend peinlich spottet nun meiner jeder Augenblick, der ohne That, Wirklichkeit und Erfahrung verstreicht.“ Wir erinnern uns hierbei der Schicksalsfrau seines Traumes, die ihm einst in's Ohr geraunt: Eile Dich.

Wir könnten somit die Chronik seines Lebens hier beenden und nur noch von seinen Arbeiten sprechen: sagte er doch selbst in einem Briefe an eine Freundin vom Jahre 1884: „Meine Arbeiten sind meine Erlebnisse.“ Werfen wir jedoch noch einen flüchtigen Blick auf seine letzten Jahre, ehe wir diese Studie mit einer zusammenfassenden Aufzählung dessen beschliessen, was Stein die „Erlebnisse“ seines Daseins nannte.

Um Professor oder auch nur Privatdocent auf einer deutschen Universität zu werden, muss man das Recht zu lehren (jus docendi) erworben haben, das heisst nicht nur die bestandenen Prüfungen und errungenen Grade, sondern durch ein „specimen habilitatis“ die persönlichen Fähigkeiten, die noch wichtiger als alle erlangten Kenntnisse sind, hierfür nachgewiesen haben. Der Kandidat legt der von der Fakultät erwählten Jury eine Dissertation vor, und nur wenn diese von allen Mitgliedern geprüft und genehmigt wurde, wird ihm das „jus docendi“ bewilligt. Wird diese Einrichtung im rechten Geiste verwaltet, so wird und kann sie eine ausgezeichnete sein: aber man begreift, zu welchen Quälereien sie Anlass geben kann, wenn böser Wille sich hineinmischt, oder wenn der Kandidat mehr Talent hat als seine Richter. Ich kannte einen jungen Gelehrten in München, der seit drei Jahren die Zeit damit hinbrachte, seine Habilitationsschrift zu schreiben und umzuschreiben: in der Jury befanden sich zwei einander feindsälige Professoren — neigte seine Arbeit sich den Meinungen des Einen zu, so verwarf sie der Andere, und vice versa. Nur nachdem Stein seine Dissertation über „die Bedeutung des poetischen Elementes in der Philosophie von Giordano Bruno“ viermal umgearbeitet hatte, gelang es ihm, die Stimmen der Fakultät für sich zu gewinnen. Man gab das tiefe Wissen und das aussergewöhliche Talent des Kandidaten zu, aber was die Professoren von Halle zur Verzweiflung brachte, war die Erfahrung, dass er, weit entfernt davon, sich in den traditionellen Grenzen zu halten, in die Philosophie die allgemeine Kultur des Menschen, ja die Religion und die Kunst selbst mit einbezog. In heiterer Weise beschreibt Stein die „Wuth“ eines der Professoren, als dieser in dem ersten Entwurf der Dissertation den Namen Richard Wagner's entdeckte. — Endlich ward ihm die venia legendi bewilligt und Stein begann seine akademische Laufbahn mit einer Vorlesung über „le Discours sur les sciences et les arts de J. J. Rousseau.“ Dann kündigte er zwei Vorlesungen an, die eine über die gegenseitigen Bezieh-

Digitized by Google

ungen zwischen Kunst und Philosophie, die andere über Richard Wagner.*) Mit dem ersten Vortrag über diesen letzteren Gegenstand, am 27. Oktober 1881, wurde jedenfalls der Name des Meisters von Bayreuth zum ersten Mal auf einem Universitäts-Katheder erwähnt. Aber ein Mensch von Stein's Charakterbeschaffenheit konnte in solcher Umgebung keinen Erfolg haben: seine Kollegen hassten und verfolgten ihn als Schüler Dühring's und Wagner's: die Studenten, die seinen Werth verkannten, liessen seinen Hörsaal leer. Es gelang ihm schliesslich, seinen Vater zu der Erlaubniss einer Uebersiedlung nach Berlin zu überreden, wo er übrigens noch grösseren Schwierigkeiten als in Halle begegnete, um in die Thore der Universität einzudringen. Eine seiner schönsten Arbeiten, sein Versuch über „die Beziehungen zwischen der Sprache und der Philosophie" wurde in zwei Niederschriften, die wir glücklicherweise beide besitzen, zurückgewiesen, und er musste sich ein „akademischeres" Thema wählen: am 24. Juli 1884 endlich wurde seine Arbeit über „die Beziehungen zwischen Boileau und Descartes" als „genügend" angenommen, und Stein konnte vom 29. Juli ab seine Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über die „Ideenlehre Schopenhauers" beginnen. Während der drei ihm noch vergönnten Lebensjahre, hielt er in jedem Semester zwei Vorlesungen, eine öffentliche und eine speziell wissenschaftliche (privatissimum) nur für die Studirenden der Philosophie bestimmte. Die Vorlesungen eines Privatdozenten sind nicht obligatorisch, und vom Talente eines Lehrers allein hängt es ab, ob sie besucht sind oder nicht. Stein hatte bei seiner ersten öffentlichen Vorlesung — über die „ästhetischen Theorien Lessings und ihren Ursprung" — nur zwölf Zuhörer, aber schon im zweiten Jahre mehrten sie sich beträchtlich, und während seiner Vorlesung über die „Aesthetik der deutschen Klassiker, besonders Schiller und Goethe" mussten sie auf den Stufen des Hörsaales Platz fassen, so überfüllt war dieser. Sein Privatissimum dagegen, als ein äusserst schwieriges, lockte nur sehr wenige Studenten herbei.

Um den Professortitel zu erlangen, genügt jedoch der Katheder-Erfolg nicht. Man muss sich hierfür durch irgend ein Werk bekannt machen, das einiges Aufsehen in der Welt erregt. Auf den Rath Professor Dilthey's, eines seiner hervorragendsten Freunde, unternahm Stein ein bedeutendes Werk, das im Frühjahr 1886 erschien: „Entstehung der neueren Aesthetik", auf diesem Gebiete sein summum opus. Die Eintheilung ist die denkbar einfachste: er erzählt darin die Geschichte des ästhetischen Denkens von Boileau bis Winckelmann. Diese Andeutung lässt die hohe Originalität, des in seiner Art einzigen, zugleich wissenschaftlichen und litterarischen Buches nicht ahnen. Stein hat alles gelesen — die französischen, englischen, deutschen, italienischen, schweizer Schriftsteller. Er kennt die Antike und

*) Da weder sein Tagebuch, noch seine Briefe, Näheres über diese Vorlesung enthalten, weiss ich auch nicht, ob sie Wagner im Allgemeinen, sein Drama oder seine Schriften behandelte.

Digitized by Google

ist mit allem, was in Europa während unseres Jahrhunderts entstand, vertraut. So ausgerüstet hat er nicht etwa ein künstliches Gebäude aufgerichtet, sondern ein doppeltes, scheinbar unvereinbares, wenn nicht gar sich selbst widersprechendes Ziel verfolgt: er achtet die Individualität jedes Autors und hütet sich ihn in die Zwangsjacke eines vorgefassten Systems einzuschnüren: zugleich aber lässt er durch eine scheinbar sehr einfache, aber im Grunde äusserst scharfsinnige Analyse das vielverzweigte Netz der Einflüsse erkennen, die ein Jeder erhalten und ausgeübt. Auf diese Weise gelingt es ihm ein sehr lebendiges Bild des einzelnen Denkers als Individualität vor uns zu entrollen und doch die charakteristischen Elemente der Rasse in helles Licht zu setzen. So sehen wir z. B. die grosse Gruppe der Franzosen von den Vorgängern Boileaus bis Marmontel und la Harpe, alle möglichen italienischen, wie englischen und deutschen Einflüsse erleiden und trotzdem Franzosen bleiben; das gilt auch von allen anderen. Nie ist ein, fast bis zur Kälte, unparteiischeres Buch geschrieben worden: nur in einigen seltenen Momenten bricht die Flamme eines Patriotismus durch, dessen Gluth durch keine akademische Korrektheit auszulöschen ist. Es ist die Gluth der Liebe, nicht des Hasses — das ganze Buch enthält nicht einen ungerechten oder parteiischen Ausdruck. Blieb Stein auch Deutscher, so gewann er doch, das lässt sich nicht leugnen, viel durch die Bekanntschaft mit den französischen Schriftstellern. Was deren Styl, nämlich der besseren unter ihnen, vor dem der Engländer und Deutschen auszeichnet, ist abgesehen von ihrer Klarheit, eine fast an Trockenheit grenzende Nüchternheit. Goethe kommt dem zuweilen nahe: Stein ist ganz davon durchdrungen und geht in der Reaktion gegen die bald schwülstige bald nachlässige Sprache seiner Landsleute vielleicht zu weit. Wir dürfen annehmen, dass wenn er gelebt hätte, er es gelernt haben würde, mit der ihm lieb gewordenen Einfachheit der französischen Litteratur die ganze Wärme und Plastik des klassischen deutschen Styles zu verbinden. Es wäre der Mühe werth dem Inhalt dieses Buches eine ganze Studie zu widmen: nichts ist so interessant darin, als die Zerlegung der Beziehungen, welche den vornehmlichsten deutschen Aesthetiker, Winkelmann, mit der französischen Ideenwelt verknüpfen. Die Grenzen dieser Skizze erlauben mir nicht, mich weiter darüber zu verbreiten: es genüge zu sagen, dass das Buch vorerst nicht den von Stein erhofften Erfolg hatte. Anerkennung wurde ihm zu Theil, Versprechungen wurden ihm gemacht, aber zum Professor ernannte man ihn nicht.

Es war eine grausame Enttäuschung. Nach einem Besuche bei einem der einflussreichsten Gelehrten, der ihn mit Weihrauch einhüllte, ohne etwas für ihn thun zu wollen, schrieb Stein einer Freundin: „Kürzlich fiel mir unwillkürlich ein, mit welchen Worten, wahrscheinlich sehr wohlwollend, ein Professor meine Leistungen „objektiv würdigen“ wird, wenn ich rein physisch unterlegen bin.“ Einen Monat später war er todt. — Seine

Digitized by Google

Freunde waren durch dieses plötzliche Ende tief erschüttert. Ich hatte schon früher von Stein's fast riesenhafter Grösse gesprochen — man hatte ihn nie krank gesehen, und wenn er sich beklagte und schrieb, dass „Berlin ihn vergifte“ erblickte man darin nur eine, durch manche bittere Erfahrungen verursachte Gereiztheit. Wenn wir heute aber darüber nachdenken, müssen wir wohl erkennen, dass Stein aus dem einfachen Grunde gestorben ist, weil er, so wie er war, nicht fortleben konnte. Weder in seinem Tagebuch, noch in seinen Briefen, niemals sehen wir ihn in die Sphäre der gewöhnlichen Menschen herabsteigen: überall, immer, ja in jeder Minute seines *kurzen* Erdendaseins weilt er in den Regionen des Ideales. Als Träumer allein hätte er vielleicht leben können, aber sein Traum war es eben auf Seinesgleichen zu wirken: aus einem Soldatengeschlechte stammend, bleibt er auch als Gelehrter und Dichter ein Kriegsmann. Im Mai 1887 schreibt er bei der Heimkehr aus einer seiner Vorlesungen: „Es war mir noch vorhin bei der Rückkehr aus einem Kolleg, in dem ich von hohen Dingen zu reden hatte, und nur harte Mienen sah, — mir war zu Muthe, wie es mir jetzt tausendmal zu Muthe ist, als ginge es nun ganz gewiss nicht mehr. Es muss eine Krankheit sein, die mich verzehrt. Und es ist doch nur das Nicht-Ich.“ Er hatte an der Universität Vorlesungen über Richard Wagner angezeigt; von oben her wurde ihm bedeutet, dass, wenn er dieses Vorhaben ausführe, es mit seiner Laufbahn zu Ende sein würde. „Kein ferner oder naher Mensch, der mich versteht“ — heisst es in seinem Tagebuch — „kein Weib, das je mich lieben wird. Dennoch Leben, und innige Gluth — ewige Gluth?“

Ein Unwohlsein, gegen das er wochenlang standhaft angekämpft hatte, nahm plötzlich am 15. Juni 1887 eine sehr ernste Wendung an. Man überführte ihn eiligst ins Hospital; dort hauchte er einsam in der ganzen Bitterkeit des Wortes, denn selbst die barmherzige Schwester hatte das Krankenzimmer verlassen und seine Verwandten und Freunde hatten kaum erfahren, dass er sich im Krankenhause befände, am 20. Juni morgens 8 Uhr seine Seele aus. Die Sektion ergab, dass alle Organe mit Ausnahme des Herzens vollkommen gesund waren, dieses aber zeigte eine Veränderung der Muskelsubstanz, welche die Aerzte sich nicht erklären konnten. Man begrub ihn auf dem militärischen Friedhof und setzte ihm den Grabstein mit den Worten:

„Selig sind, die reines Herzens sind.“

III.

Ich habe im Laufe dieser Studie Gelegenheit gehabt einige der Steinschen Schriften zu nennen. Es erübrigt mir einen Blick auf das Ganze seines Schaffens zu werfen.

Dieses Schaffen umfasst zunächst eine ganze Reihe kritischer oder wissenschaftlicher Arbeiten, die in verschiedenen Zeitschriften wie in den

Digitized by Google

Bayreuther Blättern, der Zeitschrift für Philosophie, der deutschen Rundschau und Anderen verstreut erschienen sind. Unter denen auf die französische Litteratur Bezug nehmenden nenne ich zur Vervollständigung dessen, was ich schon erwähnt habe, einen Aufsatz über „Rousseau's Werke und deren Einfluss" und eine sehr bemerkenswerthe Studie über „die Beziehungen zwischen Rousseau und Kant". Schon Dühring hatte darauf hingewiesen, dass Kant für seine Moraltheorie vieles Jean Jacques verdanke; aber Stein geht noch viel weiter und zeigt, dass der Genfer Moralist einen entscheidenden Einfluss auf die Metaphysik des deutschen Philosophen ausgeübt hat. Dies ist nicht etwa eine haltlose Behauptung, sondern Stein beweist seine These unwiderleglich auf Grund von Dokumenten und thut dies nur auf wenigen Seiten mit jener äussersten Knappheit, die ein Hauptmerkmal seines Styles ist. Auf dem eigentlich philosophischen Gebiete müssen wir neben der schon erwähnten Studie über „die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Sprache und der Philosophie" die „Schopenhauer-Scholien" als das vielleicht Bedeutendste hervorheben. Seine Studien über Luther und Shakespeare tragen einen halb historischen, halb philosophischen Charakter an sich. Wir hätten schliesslich noch eine Reihe rein litterarischer Aufsätze über Goethe, Jean Paul Richter, Gobineau und Andere nebst mehren Besprechungen neuer Bücher zu notiren.

Allein das Interesse des deutschen Publikums richtet sich vor Allem und mit Recht auf seine poetischen Werke, und doch ist Stein gestorben, ehe er die seinem besonderen Genius eigenthümliche Form endgültig gefunden hätte. Ich muss gestehen, dass ich den Menschen in ihm vollendeter finde als seine Dichtungen, und wenn diese, wie ich auch gern zugebe, reich an herrlichen Einzelheiten sind, so kann ich doch keine vollendeten Kunstwerke in ihnen erblicken. Auch Novalis, dessen Phantasie eine viel leidenschaftlichere war, starb ohne den unmöglichen, romantisch-phantastischen Roman, das Werk seines Lebens, vollenden zu können. Stein ist nie überspannt gewesen, aber seine grosse Sorgfalt in Bezug auf die Form liess sein Talent nicht frühzeitig zur Reife kommen. Man kann beide Männer vergleichen und doch, den Einen als Repräsentanten der Romantik, den Andern als Solchen des strengsten Klassizismus, einander gegenüber stellen. Beide starben jung und ehe sie ihr Werk vollendet hatten.

Diese beständige innere Beschäftigung mit einer Form, an welche Stein die Ansprüche grösster Einfachheit und Klarheit, makelloser Schönheit und lebendiger, nie flackernder innerer Gluth stellte — verbunden mit jener moralischen Eigenschaft, welche die Griechen Sophrosyne nannten und die er im höchsten Maasse besass, berechtigen uns zu der Behauptung, dass Stein poetische Werke von grossem Werthe geschaffen haben würde, wenn er nicht so jäh und jung dahin gerafft worden wäre. — Als Hintergrund ein weiter, ferner, mit sicherer Hand gezeichneter Horizont; nämlich

Digitized by Google

seine philosophische Weltanschauung, und zum Gewebe seines Werkes die sozialen Fragen. Auf diesem doppeltem Grunde, dem der unbeweglichen Natur und dem des unruhigen Menschengetriebes, hätten sich dann die grossen Wesen, die Helden und Heiligen, abgehoben — grösser als die Natur, weil ein menschliches Herz in ihnen schlägt, aber auch grösser als wir, weil ihr Blick das ganze Weltall umfasst, und weil ihr Leben, einem Ozean gleich, uns auffordert uns nach jenen besseren Welten hin einzuschiffen, die ihr lichteres Auge durch die Nebel unseres Horizontes hindurch in der Ferne erschaut.

Dies ist kein blosses Phantasiegebilde: was Stein uns hinterlassen hat, enthält bald verstreut, bald vereint, wenn auch noch nicht zu vollendeter und harmonischer Einheit zusammengefasst, die Elemente solcher Dichtung. In seinem ersten, von mir schon besprochenen Buche „Die Ideale des Materialismus" oder vielmehr „Lyrische Philosophie" sehen wir alle Seiten seiner Persönlichkeit in ungeordnetem Wirbeltanz vor uns. Noch ist es ein Chaos, aber die Eintheilung in kurze Kapitel, deren jedes einen ganz individuellen Charakter trägt, zeigt schon die sorgsamste Aufmerksamkeit auf die Form. Ist auch im Anfang der Philosoph darin vorherrschend, so ringt ihm am Schlusse der Dichter die Palme ab. Sein hauptsächlichstes poetisches Werk aber ist der im Jahre 1883 von ihm herausgegebene und „Helden und Welt" betitelte Band. Es sind dramatische Dialoge, aber sehr verschieden von denen eines Lucian oder Voltaire; philosophische Dialektik wird darin nicht getrieben, alles ist Zeichnung der Persönlichkeiten; vielleicht erinnern sie mehr als an irgend ein anderes Vorbild an Gobineau's „Renaissance-Scenen". Diese Persönlichkeiten sind alle Helden in der von Stein diesem Begriff gegebenen Bedeutung, nämlich moralisch grosse Menschen, die in ihrer Umgebung, in dieser „Welt", an der sich ihr Wille bricht, dargestellt werden. Es sind im ganzen zwölf Erzählungen, von denen drei in der griechischen Welt, drei in Rom, drei im Mittelalter und drei in unseren Tagen sich abspielen. So ziehen Solon, Timoleon, Alexander, Hannibal, die Mutter der Gracchen, Pompejus, die heilige Katharina, Luther, ein Nachkomme Bach's, Giordano Bruno (mit Shakespeare), Cromwell und ein Fabrikarbeiter vor unserem Auge vorüber. Drei andere Dialoge aus der gleichen Folge behandeln die französische Revolution: den Tod des Marat, den Dauphin, Saint-Just; sie sind erst 1894 (in den Bayr. Bl.) veröffentlicht worden. Ein Wort Stein's drückt am besten die in diesem Buche vorwaltende Idee aus: „Wie auch immer der gewaltige dunkle Hintergrund der Dinge in Wahrheit beschaffen sein mag, der Zugang zu ihm steht uns einzig in eben diesem unserem armen Leben offen und also schliesst auch unser vergängliches Thun diese ernste tiefe und unentrinnbare Bedeutung ein". Ist auch die Tendenz sichtbar, so sind doch die Persönlichkeiten mit unläugbarem Talente individualisirt. Selbst unter der etwas ermüdenden Maske des Dialoges erblicken wir schon ausgesprochene

Digitized by Google

Begabung für das Dramatische. Und seltsam ist es, dass Stein, dem so streng männlichen Geiste, die Zeichnungen weiblicher Charaktere, wie die Cornelia, die heilige Katharina und Cromwells Tochter, am besten gelingen.

Ein im Jahre 1888 veröffentlichter nachgelassener Band enthält ausser einer Reihe dramatischer Dialoge — unter denen vor allen „Friedrich der Grosse" von höchster Schönheit ist — eine Tragödie in einem Akte und mehre Erzählungen, die uns Stein in einem ganz neuen Lichte zeigen. Man denke sich, wenn dies möglich wäre, einen keuschen Guy de Maupassant. „Die Heimath des Wilden", eine Variation auf das Thema des „Ingénu", und die Erzählung eines Mordes zeugen von aussergewöhnlicher Beobachtungsgabe und Stylvollendung, dabei von einer Kaltblütigkeit, welche wir bei Stein nie vermuthet hätten. — Hier haben wir es mit keiner Theorie mehr, sondern mit reiner und schönster Kunst zu thun. — In diesem Bande befinden sich auch noch drei Dialoge unter dem Titel: die Heiligen: ein Fragment des letzten Werkes, das Stein innerlich beschäftigt hat. Er träumte von einem Leben der Heiligen, das er schreiben wollte, es versteht sich, nicht in irgend einer apologetischen Absicht, sondern weil kein anderes Problem als das der Heiligkeit ihn so leidenschaftlich erregte. Schien ihn nicht die Natur selbst dazu bestimmt zu haben einer dieser Helden zu werden? Er sammelte hierzu alle möglichen Quellen der Belehrung und schrieb kurz vor seinem Tode, dass seine ganze Seele der neuen Aufgabe angehöre. Bald aber gewahrte er, dass es gewissermaassen gar keine Dokumente über das Leben der Heiligen gäbe. Das Wenige, was wir davon wissen, zeigt uns, wie tief die Verschiedenheit dieser Frauen und Männer untereinander ist: die Heiligkeit ist eine Erscheinung, in der sich die Individualität mit allen ihren Besonderheiten offenbart, wovon die frommen alten Biographen keine Ahnung gehabt haben. Sie begriffen nicht, dass es sich hier um eine höchste Kundgebung der menschlichen Seele, um die siegreichste Aeusserung des Heldenthumes handelt, sie erblicken in der Heiligkeit nur die Unterwerfung unter einen göttlichen Willen und verschwenden ihre Beredtsamkeit an die Aufzählung und Beschreibung gleichgültiger Wunder, ohne nur einen einzigen Blick auf das grösste aller Lebenswunder zu werfen, den sich gegen sich selbst wendenden Willen, den sich mittels seiner ethischen Kraft über die ganze Natur erhebenden Menschen. Vielleicht verzweifelte Stein daran, auf anderem Wege als dem der Dichtung dieses innere Wunder je begreiflich zu machen, das heisst es zu beschreiben, es lebendig und greifbar-wirklich darzustellen: Alles, was das wahre Leben des Heiligen ausmacht, ruht verborgen in der schweigenden Tiefe seines Herzens, die Chronik berührt kaum den Saum seines Gewandes. Wir würden es verstehen, dass Stein den Gedanken eines „Lebens der Heiligen" wieder aufgegeben hätte. Immerhin fand man, so viel ich weiss, nur drei Dialoge unter seinen Papieren: „Die beiden Einsiedler" (der heilige Paulus der Eremit und der heilige Antonius), „die

Digitized by Google

heilige Elisabeth", „Tauler und der Waldenser." Die heilige Elisabeth ist ein sehr ausgearbeitetes Stück in drei Theilen, die ungefähr den fünf Akten eines Dramas entsprechen. Wer es liest, wird von der Ueberzeugung durchdrungen werden, dass der Autor sich schliesslich der Bühne zugewandt und ebenso starke als schöne Werke für sie geschaffen haben würde.

Allein ich darf nicht daran denken, hier weiter auf Stein's Schriften einzugehen. Ich wollte meinen Lesern diesen Geist nur in Kürze vorgeführt haben, und glaube zufrieden sein zu dürfen, wenn ich — *indem* ich in dieser flüchtigen Skizze die edlen und anziehenden moralischen Züge des jungen Dichter-Philosophen zu zeichnen versuchte — ihnen den Wunsch eingegeben habe, ihm noch näher zu treten und sich immer tiefer in das Studium seines Schaffens zu versenken.

Houston Stewart Chamberlain.

Homerisches bei Richard Wagner.

Von der griechischen Kunst und Kultur spricht Wagner wiederholt mit der grössten Begeisterung. „Vor welcher Erscheinung stehen wir mit demüthigenderer Empfindung von der Unfähigkeit unserer frivolen Kultur," ruft er einmal aus,*) „als vor der Kunst der Hellenen? Auf sie, auf diese Kunst der Lieblinge der allliebenden Natur, der schönsten Menschen, die uns die zeugungsfrohe Mutter bis in die nebelgrauesten Tage heutiger modischer Kultur als ein unleugbares, siegreiches Zeugniss von dem, was sie zu leisten vermag, vorhält, — auf die herrliche griechische Kunst blicken wir hin, um aus ihrem innigen Verständnisse zu entnehmen, wie das Kunstwerk der Zukunft beschaffen sein müsse!" An einer andren Stelle bekennt Wagner selbst, wie sehr ihn, als für das hellenische Alterthum begeisterten Knaben und Jüngling, vor allem griechische Mythologie und Geschichte gefesselt hätten, und dass es gerade auch das Studium der griechischen Sprache gewesen sei, zu welchem er mit „fast disziplinwidrigem, möglichstem Umgehen des Lateinischen" sich hingezogen gefühlt habe. Unter den aufregungsvollsten Mühen eines von jenen Studien gänzlich ablenkenden Lebens sei es ihm immer wieder zur einzig befreienden Wohlthat geworden, in die antike Welt sich zu versenken, so

*) Vgl. Wagner-Encyklopädie von C. Fr. Glasenapp, s. v. Homeros und Griechen. Leipzig, 1891.

Digitized by Google

beschwerlich ihm jetzt auch das fast gänzliche Abhandenkommen der sprachlichen Hilfsmittel hierfür geworden sei.

Wenn den Dramatiker Wagner natürlicherweise auch das griechische Drama in seiner höchsten Blütheperiode mehr anzog als die Epik, so wandte er doch auch den homerischen Gesängen sein Interesse zu. Die alte Welt habe eigentlich nur einen Dichter gekannt, meint er, und diesen Homeros genannt, das sei jener „Poietes“ gewesen, von welchem allerdings Platon behauptet habe, dass er den Hellenen ihre Götter erfunden. „Der ungeheuere Fall bei ihrem einzigen, — „dem“ — Dichter der Griechen scheint nun aber der gewesen zu sein, dass er Seher und Dichter zugleich war; weshalb denn auch Homeros gleich dem Teiresias blind vorgestellt wurde: wem die Götter nicht den Schein, sondern das Wesen der Welt sehen lassen wollten, dem schlossen sie die Augen.“ . . .

Obwohl Wagners Lieblingsstudium das des deutschen Alterthums ausmachte und er all seine Wünsche und heissen Triebe, die in Wahrheit ihn in die Zukunft hinübertrugen, aus den Bildern der heimischen Vergangenheit zu sinnlicher Erkennbarkeit zu gestalten versuchte, indem er die altgermanischen Sagen und Dichtungen für seine grossen musikdramatischen Werke als Quelle benutzte, so findet sich doch für den tieferen Beobachter auch viel Antik-Griechisches, namentlich Homerisches darin, sowohl in Bezug auf den mythischen und sagenhaften Inhalt, — denn Götter und Helden und ihre Schicksale und Thaten sind es, die uns bei beiden Dichtern vor Augen geführt werden —, als auch in Bezug auf die „gleichsam in reinen Urzustand zurückgezwungene“ dichterische Sprache und Ausdrucksweise, die weniger „in Begriffen, als in sichtbaren und fühlbaren Vorgängen denkt“, wie Nietzsche sich ausdrückt. Plastische Gestaltungskraft, Einfachheit und Anschaulichkeit der Darstellung, Leiblichkeit des Ausdruckes und Vereinfachung der Satzgliederung hat Wagner mit Homer gemeinsam. Einzelne Aehnlichkeiten zwischen den Homerischen und Wagnerischen Göttern und Helden haben darin auch mit ihren Grund, dass die zu Grunde liegende griechische und germanische Sage vielfache Uebereinstimmungen zeigt infolge ihrer urindogermanischen Verwandtschaft, während die von mir unten angeführten Aehnlichkeiten in der Darstellung, die Uebereinstimmungen im sprachlichen Ausdruck nicht etwa auf bewusste Nachahmung Homers durch Wagner zurückzuführen, ja nicht einmal als unwillkürliche Rückerinnerungen an dessen frühere Homerlektüre zu betrachten sind, sondern als unbewusster und instinktiver Ausdruck gleichen dichterischen Gefühles gelten müssen, das nach plastischer Gestaltung des Angeschauten oder Empfundenen ringt. Wäre doch eine Nachahmung homerischer Situationen oder Charaktere, eine Entlehnung epischer Formeln oder Redensarten, da Wagner germanisches, nicht griechisches Wesen in seinen Dramen abspiegeln und auf die Bühne bringen wollte, da er ferner Dramatiker, nicht Epiker war, also ganz andere Stilgesetze für ihn Gültigkeit

Digitized by Google

haben mussten, für seine Zwecke sogar ästhetisch fehlerhaft und künstlerisch tadelswerth gewesen. Interessant aber bleibt es in jedem Falle, homerische Anklänge bei Wagner wahrzunehmen und zu beobachten.

Was zunächst das rein Mythologische anlangt, so finden sich Uebereinstimmungen zwischen den germanischen Göttergestalten, die Wagner in seiner Tetralogie „Der Ring des Nibelungen" auf die Bühne führt, und denen des altgriechischen Epos. Wie in der Ilias als Wohnsitz der Götter ein gewaltiger Götterberg, der schneebedeckte Olympos, genannt wird, so liegt die Götterburg Walhall „auf Berges Gipfel", während in der Odyssee der Name Olympos nicht mit den Beiwörtern eines Berges erwähnt wird, sondern der Göttersitz, auch wo der Name Olympos steht, über die Wolkenregion in den Himmelsraum verlegt ist. Dem entsprechend heissen die Götter bei Homer die „im Gewölk Hochthronenden" (Od. 16, 264, Voss), die im Aether, d. h. im Raum des strahlenden Himmelsglanzes, Wohnenden (Il. 4, 166); vgl. die Wagner'schen Wendungen: „Auf wolkigen Höh'n wohnen die Götter", S.*) „Der Götter heiligem Himmelsnebel bin ich Thörin enttaucht", G. Der Ausdruck „Lichtalben", wie die Götter bei Wagner einmal genannt werden, entspricht dem griechischen λυκηγενεῖς, und wie der „Lichtgeborene" Beiwort Apollos als Sonnengottes ist, so wird der germanische Sonnengott Wotan „Lichtalberich" genannt und trägt einen blonden Bart. Der ins Finstere verkehrte Wotan, Nachtalberich, der Dämon der Unterwelt, wirft im „Rheingold" den Göttern vor:

„Auf wonnigen Höh'n
in seligem Weben
wiegt ihr euch,
den Schwarz-Alben
verachtet ihr ewigen Schwelger",

denn die germanischen Götter sind wie die hellenischen die „leicht dahinlebenden", *θεοὶ ῥεῖα ζώοντες* (Il. 6, 138; Od. 5, 122), „allein sie selber sind sorglos", *αὐτοὶ δέ τ' ἀκηδέες εἰσίν* (Il. 24, 526). Ironisch gemeint ist die theilnehmende Frage, die der Halbgott Loge im „Rheingold" an die Götter richtet, nachdem ihnen Freia geraubt worden ist: „Den seligen Göttern wie geht's?" (*θεοὶ μάκαρες*, Il. 1, 339), denn nach dem Raube der Freia sind sie eben nicht selig mehr, da ihnen die ewige Jugend schwindet. Heftige Angst um das Schicksal der Götter verräth die schreckensvolle Frage der Brünnhilde in der G. an ihre einstige Genossin Waltraute: „Was ist's mit den ewigen Göttern?" (*αἰὲν ἐόντες* Il. 1, 494), als Waltraute gerade den wichtigen Vorgang zu schildern sich anschickt, wie Wotan der Götter Rath berufen lässt, um sich mit ihnen zum unvermeidlichen Untergange vorzubereiten. So heisst auch Zeus (Il. 20, 4) die Themis, die Götter von des

---

*) S. bedeutet Siegfried, Rh. Rheingold, W. Walküre, G. Götterdämmerung, M. Meistersinger, Tr. Tristan, P. Parsifal.

Digitized by Google

Olympos Haupt zum Rath berufen, freilich zu einem andren Zwecke. Das aber ist der durchgreifende Unterschied zwischen der griechischen und germanischen Götterlehre, dass die griechischen Götter als ewig lebend vorgestellt werden, die germanischen dagegen als frühwelkend und früh dahinsterbend, *ὠκύμοροι* oder *παναώριοι*, um mich homerischer Ausdrücke (Il. 1, 417 und 505; 24, 540) zu bedienen. Odin ist Gott der Zeitlichkeit im Gegensatz gegen die Ewigkeit, er ist wie die Menschen dem Tode geweiht, er wurde geboren und soll vernichtet werden. Ganz dem germanischen Mythus entsprechend schlingt sich im „Ringe" durch Musik und Dichtung wie ein rother Faden der stäte Hinweis auf das dereinstige Ende der Götter. In der Ilias sind zwar die Götter die ewig lebenden, aber es klingt auch hier ein pessimistischer Ton an, wenn auf das baldige Ende des grössten Helden der Griechen, des Achilleus, mit den Worten hingewiesen wird: „Denn nicht wirst du mir lang einhergehn, sondern bereits dir nahe steht zur Seite der Tod und das grause Verhängniss" (Il. 24, 132 ff.). In Bezug auf Achilleus sagt Wagner, der diesen Helden selbst einst zur Hauptperson einer Tragödie zu machen sich vorgenommen hatte (Entwürfe. Gedanken. Leipzig 1885. S. 59): „Achilleus weist die Unsterblichkeit, die ihm seine Mutter Thetis anbietet, von sich, diese Unsterblichkeit ohne Genuss: der Genuss, den ihm die Befriedigung seines Rachedurstes gewähren soll, lässt ihn die Freuden der Unsterblichkeit verachtungsvoll entsagen".

Wie in der Ilias das Bestehen der Stadt Troja abhängig gemacht wird von dem Innehalten bestimmter Vereinbarungen und Verträge, Zeus selbst aber es ist, der den Vertragsbruch herbeiführt, wodurch der Untergang Trojas besiegelt wird, so wird in der nordischen Sage, an die Wagners Darstellung sich anschliesst, das Bestehen der Welt an eine *ὑπόσχεσις* geknüpft, an eine Art Eid, den Wotan auf Grundlage eines freiwilligen Vertrages mit den verschiedenen Mächten der Welt geschlossen, und Wotan selbst ist es, der die Bande zerreisst, die er einst gebunden, und lachend des Himmels Haft löst, wodurch der Sturz der gesammten Götterwelt herbeigeführt wird. Die im 21. Buche der Ilias (v. 442 f.) erzählte Sage von der Erbauung der Mauern Iliums durch die beiden Götter Poseidon und Apollo, die ein ganzes Jahr lang dem stolzen Laomedon für den bedungenen Lohn fröhnten, aber von dem Versprecher schmählich getäuscht entlassen wurden, ruht auf der selben mythischen Grundlage wie die urdeutsche Sage von der Erbauung der Götterburg Walhall, die in der Edda erzählt wird und nach der Odin den riesischen Erbauern den versprochenen Lohn vorenthält (vgl. Ernst Krause, Tuiskoland S. 454). — Die äussere Erscheinung der Götter, die im „Ringe" auftreten, weist nur geringe Uebereinstimmungen auf mit derjenigen der homerischen Götter. Nur an einem äusseren Merkmale sind Götter und Helden kenntlich, nämlich an dem feurigen, durchdringenden Blicke. Den Augen des zürnenden Agamemnon entfunkelt strahlendes Feuer, das Auge der Athena strahlt dem Atriden fürchterlich,

Digitized by Google

und die Augen des kampflustigen Hektor, des wuthentbrannten Achilleus strahlen wie schreckliche Flamme des Feuers (Il. 1, 104 und 200; 19, 16). So hat die Walküre den „sehrenden Blick“, das eine Auge Wotans, der als Wälse bei Sieglindes Hochzeit in den Saal tritt, schiesst Blitze, und von Freia, deren Auge noch aus dem aufgeschichteten Horte hervorstrahlt, sagt der Riese: „Weh, noch blitzt ihr Blick zu mir her“ (= hom. ἐκπαιφάσσει).

Wenn auch die leibliche Gestalt der Götter nach ihren Maassen und Verhältnissen bei Homer ganz die menschliche ist, so werden jene doch trotz einer Verkleidung, die sie angenommen haben, noch aus gewissen, hervorstechenden Merkmalen von andern Personen als übermenschliche oder göttliche Wesen erkannt. So erkennt Helena doch den lieblichen Nacken, den Busen voll Reiz und die anmuthstrahlenden Augen der Göttin Artemis, obwohl diese ihr in Gestalt einer alten Frau naht (Il. 3, 395 f.); Athena tritt plötzlich, den übrigen unsichtbar, hinter den Peliden, und er erkennt ihre Gestalt am strahlenden Auge (Il. 1, 200). In germanischen Sagen findet sich Aehnliches. Was die Nibelungensage anlangt, so bemerkt schon Rassmann (die Sage von den Wölsungen und Niflungen I, S. 193), dass Brynhild in ihrer Flammenburg aus den leuchtenden Augen des Helden geahnet habe, dass es Sigurd, nicht Gunnar sei, der ihre Waberlohe durchbrochen habe. In vortrefflicher Weise benutzt Wagner diesen Hinweis, wenn Brünnhilde zu Hagen sagt:

„Ein einz'ger Blick
seines blitzenden Auges
— das selbst durch die Lügengestalt
leuchtend strahlte zu mir —
deinen besten Muth
machte er bangen.“

Die Götter des „Rheingold“ werden gleich den homerischen zu einer Einheit, nicht bloss unter einander, sondern auch mit dem Götterkönig Wotan zusammengefasst. Der Götterstaat ist einfacher gegliedert als bei Homer, denn es treten überhaupt nur sechs Götter auf, der höchsten monarchischen Gewalt gelingt es aber nicht immer, die neben ihr und durch ihren Bezug auf sie mächtigen Gewalten in den nothwendigen Schranken zu halten. Der Wille, der diesen Götterstaat beherrscht, ist also kein absoluter, kein solcher, vor dem jeder andere verstummt und in die Grenzen seiner befugten Stellung zurückträte. Bisweilen tritt auch Wotan als der Beschwichtigende, Versöhnende zwischen die übrigen Götter und behält die Entscheidung in einem wichtigen Falle vor. „Halt, du Wilder, nichts durch Gewalt!“ ruft er dem gegen die Riesen ungestüm vorgehenden Gotte Donner zu, „Verträge schützt meines Speeres Schaft!“ —

Einen Charakterzug hat der höchste germanische Gott mit dem homerischen gemeinsam. Vater Zeus ist vor allen Unsterblichen grausam und

Digitized by Google

versenkt die Männer, die er selber gezeuget, in Noth und unaussprechliches Elend (Il. 3, 364; 20, 201 f.).

„Wem er (Kronion) aber des Weh's austheilt, den verstösst er in
Schande;
Und herznagende Noth auf der heiligen Erde verfolgt ihn,
Dass, nicht Göttern geehrt noch Sterblichen, bang er umherirrt."
(Il. 24, 531 f.)

So ist auch Wotan der ergrimmte, grausame Gott, der seinen Sohn Siegmund ins Verderben stürzt und ihn gegen der Götter Rath kühn aufreizt, dann aber ihn treulos in Stich lässt und dem Tode weiht; er ist der Gott, dessen Zorn und Wuth die ungehorsame Brünnhilde an sich selber erfahren muss, die sonst nur seines „Willens blind wählende Kür" war. Die Walküre ihrerseits bietet viel Vergleichungspunkte mit der griechischen Athena dar, der ὀβριμοπάτρη, der verzogenen Lieblingstochter des Vaters, die gewähren zu lassen er nicht umhin kann, und die auch einmal gegen ihren eigenen Vater zu kämpfen genöthigt ist (Il. 8, 406 f.). Homer bemerkt ausdrücklich, dass Zeus seiner Gattin Hera nicht so sehr gezürnt habe als der Athene, denn von jener sei er es schon gewohnt, dass sie stäts einbreche, was er beschlossen, von seiner Tochter sei ihm aber der Ungehorsam etwas Neues. Athene ist ebenso Walküre wie Brünnhilde, auch von letzterer gilt das homerische Wort *πόλεμόν τε κορύσσει*, sie rüstet, erregt Kriege, bella instruit. —

Der Zank des obersten Götterpaares ist der hellenischen und germanischen Sage gemeinsam. Wie Zeus mit seiner Gemahlin Hera, so lebt auch Wotan mit seiner Gattin Fricka in Unfrieden, und Scenen häuslichen Zwiespaltes gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Die bekannten Worte Wotans, die dieser an Fricka richtet: „Stäts Gewohntes nur magst du verstehn, doch was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn," haben ihr Vorbild in Zeus' Worten (Il. 1, 545 f.):

„Hera, nur nicht alles getraue dir, was ich beschliesse,
Einzusehn; schwer würde dir das, auch meiner Gemahlin."

Wie der Kronide die Hera mit böhnenden Worten zu kränken sucht, so wirft Fricka dem Wotan vor, dass er „höhnend ihr Herz gekränkt habe", wie Hera den Sinn des ägiserschütternden Gottes zu täuschen sich vornimmt (Il. 14, 160), so will Wotan andererseits mit „tiefem Sinne" die Fricka täuschen. Die Fahrt der zornigen germanischen Göttermutter in dem mit Widdern bespannten Wagen zu ihrem einsam in Bergen sitzenden Gemahl, die Schilderung, wie sie die goldene Geissel schwingt, die Räder wild rasseln und die armen Thiere vor Angst ächzen, gemahnt uns an die Fahrt der griechischen Göttermutter, wie sie, in Zank mit ihrem Gatten, der entfernt von anderen Göttern auf dem Olympos thront, sich in den Wagen setzt und mit geschwungener Geissel die Rosse beflügelt (Il. 5, 748 f., 768 f.). Und bei jener prachtvollen homerischen Schilderung

Digitized by Google

(Il. 14, 346 f.), wie Zeus und Hera auf dem Gipfel des Idaberges neben einander schlafend ruhen, während die heilige Erde aufgrünende Kräuter erzeugt, schwebt unserm Geiste da nicht unwillkürlich der Anfang der zweiten Rheingoldscene vor, wo Wotan und Fricka vor Tagesanbruch auf blumiger Aue schlafend ruhen, während unser Ohr die getragenen Walhallklänge vernimmt? Wenn man ferner liest, wie die bittende Thetis sich nahe vor Zeus setzt, mit der Linken seine Kniee umschlingt und ihn unter dem Kinn mit der Rechten berührt, wie sie dann, als der Wolkensammler lange dasitzt und schweigt, sich ihm fest an die umschlungenen Kniee schmiegt (Il. 1, 500 f.), wer denkt da nicht an jene ähnliche Situation in der „Walküre", wo Brünnhild, die Kniee ihres Vaters bittend umklammernd, trauliche Zwiesprach mit ihm hält, der lange schweigt, bis er endlich seines „Willens haltenden Haft" löst?

Die griechischen Götter greifen auch oft entscheidend in das menschliche Leben ein, nehmen Partei für oder gegen einzelne Helden, schirmen den einzelnen in Kampf und Schlacht und stehen ihm helfend zur Seite, ja sie bereiten einander um der Menschen willen schwere Leiden. Zuweilen ist das Eingreifen der Götter etwas recht eigentlich für den Augenblick Berechnetes und hat, ohne die Handlung im ganzen zu bestimmen, in der plötzlichen Abwehr einer Gefahr, die ihren Lieblingen droht, seinen Zweck. Eine Wolke haben die Götter immer zur Hand, wenn sie sich und anderes verbergen wollen. Wie Aphrodite den Paris entrückt, hüllt sie ihn in vielen Nebel (Il. 3, 381); dem Diomedes steht ein Unsterblicher nahe, „ein Gewölk um die Schulter sich hüllend" (5, 186); Apollo begegnet dem Patroklos im Ungestüm der Feldschlacht, von finsterer Nacht umnebelt: er erscheint hinter ihm und schlägt ihm Rücken zugleich und mächtige Schultern mit der Handfläche, entschlägt ihm den Helm, dass er zu Boden rollt, zerbricht ihm die Lanze, lässt den Schild von den Schultern sinken und löst ihm den Harnisch (Il. 16, 787 f.). Auch in deutschen Sagen wird der Nebel oft zur Unsichtbarmachung benutzt, besonders von den Zwergen: so entschwindet im „Rheingold" auch Alberich dem Mime in Gestalt einer Nebelsäule. Beim Zweikampfe Siegmunds und Hundings am Schlusse des zweiten Aktes der „Walküre" erscheint die Walküre im Nebelgewölk als Schützerin Siegmunds, hinter diesem stehend, dann Wotan, als er Siegmund dem Tode weihen will, über den Kämpfern schwebend, indem er Siegmund das Siegschwert zerbricht, Hunding aber durch einen verächtlichen Handwink zu Boden streckt. Nicht unhomerisch ist auch der kurze Wortstreit zwischen Siegmund und Hunding vor ihrem Zweikampfe, indem sie, wie Tlepolemos und Sarpedon (Il. 5, 633), einander verhöhnen und Feigheit zum Vorwurfe machen. Nebenbei möchte ich hier bemerken, dass die Art und Weise, wie Parsifal den auf ihn geschleuderten Speer des Klingsor mit der Hand ergreift und dadurch seine Wirkung unschädlich macht, daran erinnert, wie die Göttin Athena die von Ares auf Diomedes geschleuderte Lanze mit

Digitized by Google

der Hand ergreift und hinwegstösst, dass nichtigen Schwunges sie an Diomedes vorbeifliegt.

Die homerischen Götter verleihen ihren Lieblingen auch oft Geschenke, mitunter als bedeutsame Gaben, wie Pelops das Familienscepter der Atriden durch Hermes von Zeus erhalten hat, wie Pandaros und Teukros, die Bogenschützen, ihre Waffe unmittelbar von Apollo haben. Nach der Wölsungasage gehört dem von Odin abstammenden Geschlechte, den Wölsungen, ein Erbschwert an, das dem Sigmund zerbrochen ward, das aber dessen Sohn Sigurd wieder zusammenschmiedete. Wagner's Darstellung, wie Wotan dem Siegmund das von ihm herstammende Siegschwert in die Hände spielt, dieser aber es sich anscheinend aus eigener Kraft zugleich mit dem Weibe gewinnt, gehört zu den anziehendsten Bühnenvorgängen, die je geschaffen wurden.

Die homerische Vorstellung erkennt eine Moira an, ein Geschick, das über und neben dem eigentlichen Götterwillen steht; die Bereiche beider Wirksamkeiten hat sie nicht sondern können, da sie zwischen Unterscheidung und Konfundirung des göttlichen und des Schicksalswillens hin und her schwankt. Die alten Deutschen glaubten an ein personifizirtes Geschick, welches in Allvater, den Göttern als weltordnenden berathenden Mächten und endlich in den drei Nornen zur Erscheinung kommt, die den griechischen drei Parzen entsprechen. Erst bei den nachhomerischen Dichtern erscheinen die Schicksalsgöttinnen in der Dreizahl und als Töchter der Nacht, in den homerischen Gesängen selbst noch nicht. Bei Wagner treten die drei Nornen als Töchter der eigentlichen Schicksalsgöttin Erda auf, der sie in ihrem Wirkungskreise unterstellt sind, und es heisst von ihnen: „Im Zwange der Welt weben die Nornen, sie können nichts wenden noch wandeln“. Zu Beginn des Vorspieles der „Götterdämmerung“ werfen sie ein goldenes Seil nach den drei Himmelsgegenden einander zu, bis dieses endlich reisst, wodurch der nahende Weltuntergang symbolisch angedeutet wird. Schon bei Homer werden die Geschicke der Sterblichen mit einem Faden oder einem Seile verglichen, das von den Göttern bereitet und über jenen aufgehängt oder ausgespannt wird. So lange das Seil (πεῖραρ) des Krieges und Streites, das Zeus und Poseidon verschlungen haben, als ein unauflöslich festes Geflecht über Griechen und Trojanern gespannt bleibt, müssen die Völker fortkämpfen (Il. 13, 358—360). Die Parzen erscheinen bei Homer ebenfalls als Spinnerinnen der Weltgeschicke, wenn es z. B. von Odysseus heisst: „Er wird dulden, was sein Loos ihm bestimmt, und die unerbittlichen Schwestern, als ihn die Mutter gebar, in den werdenden Faden gesponnen“, vgl. die Worte Hundings, die dieser zu Siegmund spricht: „Die so leidig Loos dir beschied, nicht liebte dich die Norn“. Bei den Worten Wotans: „wie zu hemmen ein rollendes Rad“ denkt man an die uralte Vorstellung von der Zeit als von einem rollenden Rade und an homerische Ausdrücke wie: „als die Jahre umkreisten, umrollten“, ἐνιαυτὸς

Digitized by Google

περιτροπίων, περιτελλόμενος, περιπλόμενος. Dagegen ist das Bild bei Horaz Carm. 3, 10, 10 (currente rota) vom Drehrade entlehnt.

Von andern Wagner'schen Gestalten könnte man nur noch folgende mit den homerischen vergleichen: den lichten Wälsungensprössling Siegfried mit dem starken Achilleus, und die finsteren Nibelungen Alberich und Mime haben Züge sowohl vom Gotte Hephaistos als von dem hässlichsten aller Griechen vor Troja, dem Thersites, abgeborgt. Dem Gotte der Schmiedekunst gleichen sie darin, dass sie, wie alle Nibelungen, kunstvolle Schmiede (χαλκῆες ἄνδρες) sind; Mime ist wie jener ein πέλωρ αἴητον, und auf ihn passt der speziell von dem lahmen Hephaistos gebrauchte Ausdruck ποιπνύειν = umherschnaufen, sich abmühen. Mit Thersites hat Mime sowohl die körperliche Hässlichkeit als auch die Schändlichkeit und Bösartigkeit des Gemüthes gemein: er ist φολκός, was entweder „schielend" (vgl. Schilbunc, Name eines Nibelungen) oder krummbeinig, säbel- oder sichelbeinig bedeutet, er ist lahm auf einem Fusse (χωλὸς δ' ἕτερον πόδα), die Schultern höckrig, „auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet", er ist ein „ekliger Schwätzer" und Prahler (ἁμαρτοεπής, βουγάϊος). Beide empfangen in ähnlicher Weise körperliche Züchtigung. Wie Thersites, von Odysseus mit dem Stabe auf dem Rücken und beiden Schultern geschlagen, sich setzt und, murrend vor Schmerz, mit entstelltem Gesicht bebt, und sich ihm mit Blut aufschwellend am Rücken eine Striem' erhebt, so windet sich Mime, von dem unsichtbaren Alberich aus der Luft herab mit der Geissel geschlagen, sodass er Schwielen davonträgt, winselnd und stöhnend am Boden. — Auf Alberich aber, „den Nacht gebar", dürfte man die selbe Bezeichnung anwenden, die Homer von dem pestbringenden Apollo braucht: „Er wandelte düster wie Nachtgraun" (νυκτὶ ἐοικώς). In Bezug auf den mit Hülfe des Tarnhelms vollbrachten Gestaltentausch erinnert der selbe Nibelung wiederum an den verwandlungsfähigen, „untrüglichen Meergreis" Proteus, den Repräsentanten des alten Urwassers, der zugleich auch alle Tiefen des Meeres kennt, und der der salzigen Fluth entsteigt, „wenn Helios hoch an dem Mittagshimmel einhergeht" (Od. 4, 400 f.).

Zu dem Zubehör der altgermanischen Sage gehört auch der sogenannte Vergessenheitstrank, den Gutrune in der G. dem Siegfried bei seinem Erscheinen in der Halle der Gibichungen darreicht und durch den er der mit Brünnhilde geschworenen Eide vergisst. An diesen Trank erinnert der kummerstillende, grollverscheuchende und alle Leiden vergessen machende Trank, den Helena im Hause des Menelaos bereitet, als Telemach dort zu Gaste ist (Od. 4, 219 f.). „Kostet einer davon, nachdem in den Krug es (das Mittel) gemischt ward, nicht an dem ganzen Tage benetzt ihm die Thräne das Antlitz." — Die hellenische Sitte des Willkommenstrunkes, des „Zutrinkens mit Handschlag", womit man einen geehrten Gast empfing (Od. 3, 41), kehrt bei den Germanen wieder. So trinkt auch Sieglinde dem fremden Gast vor und fragt ihn ebenso nach Namen und Abkunft, wie

Digitized by Google

Menelaos in Sparta die Fremdlinge Telemach und Nestors Sohn, nachdem sie sich am Mahle gelabt haben (Od. 4, 60 f.).

Auch in Bezug auf Sprache und poetische Ausdrucksweise finden sich bei Wagner homerische Anklänge. Zunächst einiges über Personifikation und Beseelung von Dingen und Begriffen.

Der Anschauung einer vergangenen Zeit entsprechend, werden Thiere mit menschlicher Empfindung und Verstand begabt. Bei Homer spricht Antilochos bei der Wettfahrt zu den nestorischen Rossen, indem er sie zur Eile anfeuert, ebenso ermahnt Hektor seine Pferde, und das treue Ross Xanthos, dem die Göttin Hera Sprachton gewährt, weissagt dem Achilleus nahen Tod (Il. 23, 403; 8, 184; 19, 404). So nimmt auch Brünnhilde vor ihrem Todesritt von ihrem treuen Walkürenrosse Grane rührenden Abschied.

Die Helden reden ihre Waffen, besonders ihr Schwert, den treuesten Genossen in Noth und Ungemach, in der zweiten Person an oder begaben sie mit personifizirenden Metaphern. Siegfried und Brünnhilde sprechen in der grossen Schwurszene bei der *δουρὸς ἀκωκή* den Eid:

„Helle Wehr!
Heilige Waffe!
Hilf meinem ewigen Eide!
Bei des Speeres Spitze
sprech' ich den Eid:
Spitze, achte des Spruchs!"

Die bei Wagner so beliebte sinnliche Belebung der Begriffe hat in Homer ihr ältestes Vorbild. Der Schlaf wird sammt seinem Zwillingsbruder, dem Tode, als Person vorgestellt, und daraus sind Wendungen zu erklären wie: „Die Walküre — büsst in Banden des Schlafs" S. = *ὕπνῳ δεδμημένη.* „Soll fesselnder Schlaf fest mich binden" W. „Schlaf umfange sie fest" W. *μηδέ τιν' ὕπνος αἱρείτω* (Il. 10, 192), *ἐλέτω σε ὕπνος* (20, 52), *ἔμαρπτε* ergriff (20, 56). „In ihr Auge drückt' er Schlaf", S. *ὕπνον χεύῃ ἐπὶ βλεφάροισιν* (14, 164) übersetzt Voss: „und sie ihm einschläfernde holde Betäubung göss' auf die Augen herab." „Nacht umfängt gebund'ne Augen" S. *τὸν δὲ σκότος ὄσσε κάλυψεν* (4, 526). Abstrakta mit effektiver Bedeutung werden personifizirt. „Schrecken schreitet und bäumt sich empor" S., würde in homerischer Sprache heissen: *Δεῖμος ἐπὶ χθονὶ βαίνει καὶ κορύσσεται* nach Il. 4, 442 f. „Noth führt ihn ins Haus" W. *χρειώ με κατήγαγεν εἰς Ἀίδαο* (Od. 11, 164). „Misswende folgt mir, wohin ich fliehe" W. *τῷ ἄτην ἅμ' ἕπεσθαι* (Il. 1, 512). Das ungewöhnliche deutsche Wort Misswende (mhd. missewende) würde man in homerischer Sprache am besten mit *βούβρωστις ἐλαύνει* wiedergeben, d. i. Heisshunger, als besondere Bezeichnung des äussersten Elendes, treibt ihn umher (Il. 24, 532). „Rastlos verfolgte das Schicksal mich, die Qual nur war mir Gefährte" (Flieg. Holl.). „So verfolgt mich Unheil immer auf Unheil" (Il. 19, 290), übersetzt Voss, ohne den Ausdruck hier seiner sinnlichen Belebtheit zu berauben. Dagegen

Digitized by Google

ist die Stelle *ἀλλὰ σὺ σῇσιν ἔχε φρεσί, μηδέ σε λήθη αἱρείτω* (2, 33 f.) in der Uebersetzung nicht wortgetreu wiedergegeben: „Du merk es im Geiste dir, dass dem Gedächtniss nichts entfalle.“ Staunen, Angst fasst mich, wird häufig gesagt von dem Zustand, der uns umfangen hält: *ἄγη μ'ἔχει, ἔχε φύζα, χόλος δέ μιν ἄγριος ᾕρει* = wilder Grimm fasste sie (Il. 4, 23). „Wen doch fasste nicht Wunder, erfährt er Alberichs Werk.“ Den Ausdruck *ἐμὲ γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ* (Il. 14, 328) kann man in Parallele stellen zu: „Entzückend Bangen zehrt mein Herz“ W. *ἀνήσει θυμὸς ἀγήνωρ* = das muthige Herz wird ihn antreiben. „Daran uns zu weiden trieb uns Gäste die Gier“ Rh. *ἔτι γάρ νύ με πῆμ' ὑπέδεκτο* (14, 275), denn es harrete meiner nur Unglück. „Sonst erharrt Jammer euch hier“ W. *θυμὸς ἐπέσσυται* „wenn dein Herz dir gebeut“ (Il. 1, 173). „Wie sein Herz es meint, kann er Mime verstehn“ S. *κέλεται δέ με θυμός* (Il. 10, 534) der Muth treibt mich an. „Wohin mein Muth mich treibt, das ist mir Urgesetz“ (Siegfrieds Tod).

Die Thätigkeit und Wirksamkeit irgend einer Person oder eines Körpertheils wird oft plastisch ausgemalt und an Stelle der Person oder neben sie tritt das bewirkende Organ. „Hierher rast sein rächender Schritt“ W. *κραιπνὰ ποσὶ προβιβάς* wandelnd mit hurtigem Schritt (Il. 13, 18). „Fort wend' ich Fuss und Blick“ W. würde in homerischer Sprache heissen *πόδα καὶ ὄσσε πάλιν κλίνω.* — *σοῖσι πόδεσσιν ὑποστρέψειας Ὄλυμπον* (3, 407) = „nie kehre dein Fuss zu den seligen Höhn des Olympos.“ „Welcher von den Feinden mir wich mit den Füssen“ (14, 221). „Wie doch der Recke mir wich“ G. — „Labung biet' ich dem lechzenden Gaumen“ W. *ὑπερῴην δ'οὐκ ἐδίηνεν* (Il. 22, 495). „Röthlichen Weines sandt' ich die Kehle hinab“ (24, 642). „Noch fügen des Leibes Glieder sich fest“ W. *οὐ γάρ ἔτ' ἔμπεδα γυῖα* (23, 627), *ἔτι μοι μένος ἔμπεδόν ἐστιν* (5, 254). „Blendet mir noch die Lohe den Blick?“ S. *ὄσσε δ'ἄμερδεν αὐγή* nach 13, 340. „Seh ich dir erst mit den Augen zu“ S. *ἐσέδρακεν ὀφθαλμοῖσι* (19, 476), vgl. *ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὁρᾶσθαι.* „Oeffne dein Ohr und vernimm genau: höre, was Mime meint“ S. *οἱ δ'οὔασι πάντες ἄκουον* (12, 442). „Er hört dein Wort“ G. „Auf nun höre mein Wort, *νῦν δ'ἐμέθεν ξύνες ὦκα* (2, 26), *ὁ δὲ ξυνέηκε θεᾶς ὄπα φωνησάσης.* „Nie sah ich, nie träumte mir, was jetzt ich sah“ P. „Denn nie sah ich vordem, noch höret ich je nur erzählen“ (10, 47). „Das Herz in der Brust brennt mir sein (des Blickes) Strahl“ G. *θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν* (2, 142), *εὖ γὰρ δὴ τόδε ἴδμεν ἐνὶ φρεσίν* = denn wohl denken wir jenes im Geiste noch (2, 301). Die Worte Hans Sachsens: „Was in der Jugend Jahren . . . Lenz und Liebe euch unbewusst ins Herz gelegt“ M. erinnern an die oft wiederkehrende homerische Wendung *ἐπὶ φρεσὶ θῆκε* (Il. 1, 55). „Da ein Gott in die Seel' es geleget“ (14, 227), *ἐν στήθεσσι τιθεῖσι θεοί* (Od. 2, 125). Mit Pogners an sich selbst gerichteter Frage: „Was geht mir im Kopf doch 'rum?“ vgl. *περὶ φρεσίν, περὶ θυμῷ, περὶ κῆρι* herum im Herzen, wobei Ruhe und Bewegung in sinnlicher Plastik vereinigt sind.

Digitized by Google

Als Mime dem Siegfried vergeblich die Kunst des Fürchtens beizubringen sucht durch umständliche Beschreibung des angstvollen Zustandes, in welchem der Furchtsame sich befindet: „In der Brust bebend und bang berstet hämmernd das Herz", erwidert Siegfried: „Sonderlich seltsam muss das sein! Hart und fest, fühl ich, steht mir das Herz." Wer denkt hier nicht an die homerische Beschreibung des Verhaltens des Furchtsamen und Tapferen: ersteren lässt sein zager Muth nicht ruhig sitzen, sondern er rückt ängstlich hin und her, das Herz klopft ihm in lauten Schlägen, *κραδίη μεγάλα στέρνοισι πατάσσει* (Il. 13, 278—286). „Es entfliegt aus dem Busen mein aufklopfendes Herz, und es zittern mir unten die Glieder" (10, 94 f.). „Ach und mir selber schlägt das Herz in dem Busen zum Hals empor, und die Kniee starren mir", ruft 22, 451 f. die erschreckte Andromache aus. Dagegen sagt Paris zu Hektor: „Stäts ist dir ja das Herz, wie die eherne Axt unbezwingbar" (3, 60), vgl. *χάλκεον ἦτορ* (2, 490). — Homerische Metaphern finden sich bei Wagner vereinzelt, z. B. wenn es im S. von den Riesen heisst, dass sie „auf der Erde rauhem Rücken" wohnen, *ἐπ' εὐρέα νῶτα θαλάσσης* (Od. 4, 362) auf weitem Rücken des Meeres, oder wenn im „Tristan" von „des Meers Gefilde" die Rede ist, *ὑγρὰ κέλευθα* flüssige Pfade (Il. 1, 312). Bisweilen werden die Metaphern auch dem Feuer entlehnt, z. B. „Brünnhild in brennender Schlacht" S. = *μάχη καύστειρα* (Il. 4, 342). „Rache entbrennt" W. *οἰμωγὴ δὲ δέδηε* (Od. 20, 353). — Die Worte Loges an Alberich: „Sprich, wer bin ich, dass du so bellst?" klingen an Od. 20, 13: „Und das Herz im Innersten bellt ihm"; die Worte Tristan's an Kurwenal: „Mein Schild, mein Schirm in Kampf und Streit", an *μέγα ἕρκος πολέμοιο* (Il. 1, 284), „Ihn fällte des Alters siegende Last" P. an: „Aber dich drückt des Alters gemeinsame Last" (Il. 4, 315).

Von schmückenden Beiwörtern seien nur einige erwähnt. „Freudlos" ist Nibelheim Rh., ein *χῶρος ἀτερπής* (Od. 11, 94), „Nächtiges Dunkel" W. *ζόφος ἠερόεις* (Il. 15, 191), „Lass mich dich Göttlichen lieben" *διοτρεφές* (Il. 1, 229) u. a. m. Während der epische Dichter häufige Gleichnisse anwendet, enthält sich der dramatische Dichter ihrer fast ganz. Erwähnt sei nur das uralte Gleichniss oder der Schwur beim Stab oder Scepter, der nie wieder grünen oder Blüthen treiben soll. Achilleus schwört (Il. 1, 234 f.), dass die Griechen ihn noch einst schmerzlich vermissen würden, und zwar schwört er es bei seinem Scepter, „der niemals Blätter und Zweige wieder zeugt, nachdem er den Stumpf im Gebirge verlassen; nie mehr sprosst er empor, denn ringsum schälte das Erz ihm Laub und Rinde hinweg." Vergil hat dies Gleichniss 12, 206 f. nachgebildet. Merkwürdiger Weise findet sich dies Gleichniss in zahlreichen Variationen auch in der deutschen Volkssage wieder, besonders in christlichen Legenden und in dem alten Liede von Tannhäuser, das schon Heinrich Heine (Deutschland II, die Götter im Exil) abdruckt und in welchem es heisst:

Digitized by Google

„Der Papst hat einen Stecken weiss,
Der war von dürrem Zweige:
„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen."

Bei Wagner lautet der Fluch, den der Papst über Tannhäuser ausspricht, bekanntlich: „Wie dieser Stab in deiner Hand nie mehr sich schmückt mit frischem Grün, soll aus der Hölle heissem Brand Erlösung nimmer dir erblühn!" — Das Gleichniss, welches Brünnhilde in der Rede an Siegfrieds Leiche braucht: „Kinder hört' ich greinen nach der Mutter, da süsse Milch sie verschüttet, — doch nicht erklang mir würdige Klage" ... erinnert an Odysseus Worte (Il. 2, 289 f.): „Denn wie die zartesten Kinder sogar und verwittweten Weiber, klagen sie dort einander ihr Leid, und jammern um Heimkehr." — Wenn Siegfried sich sein Schwert härtet und das glühende ins kalte Wasser taucht, fällt einem das homerische Gleichniss ein (Od. 9, 391 f.):

„Wie wenn ein Meister in Erz die Holzaxt oder das Schlichtbeil
Taucht in kühlendes Wasser, das laut mit Gesprudel emporbraust,
Härtend durch Kunst; denn solches ersetzt die Kräfte des Eisens" ...

Die wenigen Stellen bei Wagner, welche eine allgemeine Sentenz enthalten, sich also als Citate anführen lassen, sind dramatisch kurz und direkt aus der Situation hervorgegangen. Sie sind in dem selben einfachen Tone und Stile gehalten wie z. B. die homerischen: „Nicht ja Tadel verdient's, der Gefahr zu entrinnen, bei Nacht auch" (Il. 14, 80). „Elende Sicherheit gibt von Elenden selber die Bürgschaft" (Od. 8, 351), d. i. elend sind für Elende auch Bürgschaften einzugehen, für einen Schurken taugt auch die Bürgschaft nichts, diese gibt auch noch keine Sicherheit. „Feige nur fürchten den, der waffenlos einsam fährt" W. „Dem gebundenen Manne büsst kein Freier den Frevel" Rh. „Mit Unfreien streitet kein Edler, den Frevler straft nur der Freie" W.

In der Ausdeutung der Götter- und Heldennamen und in mythischen Hinweisen und Anspielungen auf diese ist Wagner bekanntlich gross. Metonymisch wird der Name des Gottes für das Element gesetzt, das er vertritt; so steht wie Hephaistos bei Homer, der Name Loge für Feuer, das er selbst in weiteren Ausmalungen vertritt. Wie bei Homer Demeter die blonde (*ξανθή*) heisst mit Rücksicht auf die gelbe Farbe des Getreides, wie von den Gaben der goldenen Aphrodite die Rede ist (Il. 3, 64), so werden z. B. die Rheintöchter mit deutlicher Bezugnahme auf ihr Element einmal „des Rheines klare Kinder" genannt u. dgl. m. Ebenso ist der uralt-homerische Brauch, dem Eigennamen irgend einen Sinn unterzulegen, bei Wagner so beliebt, dass ich füglich von Aufzählung von Beispielen absehen kann. Bei Homer habe ich nur folgende beiden Beispiele gefunden. Odysseus empfängt seinen Namen „der Zürnende" oder der „Hasser" (von *ὀδυσσάμενος*) von seinem Grossvater mütterlicherseits, der viele in seinem

Digitized by Google

Leben gehasst hat (Od. 19, 407); und von Hektor, d. i. der Halter, wird Il. 5, 473 gesagt, er habe sich gerühmt, auch ohne Hülfsvölker Troja allein mit seinen Anverwandten „halten“ (*ἑξέμεν*) zu wollen, ebenso wird 24, 730 der Name mit *ἔχειν* zusammengebracht.*)

Ich komme zur Tonmalerei. Dass auch Homer durch Onomatopöie und Allitteration gelegentlich sinnliche Wirkungen hervorzurufen versucht hat, dafür einige Beispiele. Von anlautenden Vokalen wird *α* bevorzugt. *τῷ ῥα καὶ ἀμφαδίην μὲν ἀλεξέμεναι ἀλέεινεν* wird Il. 13, 356 von dem Vermeiden des öffentlichen Kampfes gesagt. *ἀλλ' ἄγ' ἀνὴρ ἄντ' ἀνδρὸς ἴτω,* heisst es 20, 355 mit 5 anlautenden A-Lauten in einer Aufforderung zum Kampfe, *ἀμφὶ δ' ἄρ' ἀμβρόσιον ἑανὸν ἕσαθ' ὅν οἱ Ἀθήνη ἔξυσ' ἀσκήσασα* 14, 178 mit 10 anlautenden Vokalen, worunter 5 A-Laute, vom Anziehen des von Athene angefertigten feinen Gewandes. Auch im Innern der Wörter werden durch gehäufte A-Laute tonmalerische Wirkungen erzeugt: *πολλὰ δ' ἄναντα κάταντα πάραντα τε* (Il. 23, 116). *αὐ* steht im Anlaut: *αὐτὸς δ' αὖτ' ἐξαῦτις* (13, 642). In der germanischen Poesie bilden bekanntlich alle Vokale zu Anfang der Wörter ohne Unterschied mit einander Stabreime, und gerade der Vokal a findet sich bei Wagner sehr selten, z. B. am Schlusse von Siegfrieds an Mime gerichteten Scheltworten:

„Den alten albernen Alb!
Des Aergers dann hätt' ich ein End'!“

und im Tristan einmal gelegentlich:

„Wohin nun Ehr
und echte Art,
da aller Ehren Hort,
da Tristan sie verlor?“

Der gleichklingende E-Laut findet sich einmal bei Homer in auffallender Weise in der Endung der Wörter: *εὖ εἰδῇ σοφίης ὑποθημοσύνῃσιν Ἀθήνης* (Il. 15, 412). Die tonmalerische Endung *ων* wird sechsmal gehäuft: *τὸν δ' ἐξ Αἰθιόπων ἀν ἰὼν κρείων ἐνοσίχθων τηλόθεν ἐκ Σολύμων ὀρέων ἴδεν* (Od. 5, 282).

Hans von Wolzogen hat in seinem trefflichen Büchlein: „Poetische Lautsymbolik. Psychische Wirkungen der Sprachlaute aus R. Wagners „Ring des Nibelungen““ (2. Abdruck 1876 Edwin Schloemp. 3. Aufl. Feodor Reinboth, Leipzig 1897) die Tonmalerei bei Wagner eingehend behandelt. Was die Vokalwirkung im Innern der Wörter anlangt, so führt er als Beispiel an, wie auf Gunthers Worte:

„Blutbrüderschaft
schwuren wir uns!“

Hagen mit dämonischer Ruhe entgegnet:

---

*) *ἔχειν* wird von Homer im Sinne von inne haben, im Besitze haben, umarmen, *οὕνεκ' ἔχεις Ἑλένην* = in der Ehe haben (Od. 4, 569) gebraucht, vgl. „Dich seligste Frau hält (= umarmt) nun der Freund.“ W.

Digitized by Google

„Des Bundes Bruch
sühne nun Blut!“

worin der dicht wiederholte dumpfe U-Laut von grausiger Wirkung ist. Man vergleiche den melodischen, sanften Klang der Verse bei Homer, als er die bezaubernden Wohlgerüche auf der Insel der Kalypso und ihren schönen Gesang schildert (Od. 5, 60 f.). Um den Eindruck einer Schilderung sinnlich zu verstärken, lässt Homer auch den selben Konsonanten zu Anfang der Wörter wiederkehren, wenngleich derartige Allitterationen von ihm im Allgemeinen selten angewendet werden. Mit *μ*: *μάλα μέρμερα μήσατο ἔργα* (Il. 10, 289). Mit *π*: *περὶ πτερὰ πυκνὰ βαλόντες*, mit den Fittichen froh dich umflatternd (Voss, Il. 11, 454). *πάντῃ δ'ἀμφὶ φάλαγγας ἐπειρᾶτο προποδίζων*, vom vorsichtigen Vorschreiten (Il. 13, 806). Ebenso mit *π* und *φ*: *κύματα παφλάζοντα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης* (13, 798) vom Wogen des Meeres. Mit *κ*: *κυλινδόμενος κατὰ κόπρον* (Il. 22, 414). — *μηδὲ γέροντα κάκου κεκακώμενον* (Od. 4, 754). Die Vokale i und a wechseln ab in gleichlautenden Wörtern: *τριχθά τε καὶ τετραχθά*, „knitternd sofort und knatternd.“ „Mit Kling und Klang hinaus zum Thor.“ M. —

Wagner folgt dem antiken Gebrauch ferner darin nach, dass er in natürlicher Einfachheit das der Sache nach Verwandte durch ähnliche Wortlaute auszudrücken versucht. Wenn Homer Od. 16, 176 sagt: *ἐγένοντο γενειάδες ἀμφὶ γένειον*, so lässt sich in der Uebersetzung — „Kinnhaare um's Kinn“ — der Zusammenhang der beiden Wörter schlecht wiedergeben, weshalb denn auch Voss nur übersetzt: „Und sein Kinn umsprosste der finsteren Locken Gekräusel“, indem er auf einen Gleichklang verzichtet. Das Streben Wagners, durch Zusammenstellung wurzel- oder sinnverwandter Begriffe und ähnlich lautender Wörter das ihnen zu Grunde liegende Sinnbild neu zu beleben, das den Deutschen „verloren gegangene Wurzelbewusstsein“ wieder zu wecken, hebt Moritz Carrière (Aesthetik II, S. 465) anerkennend hervor. Ich führe hier unter den zahlreichen zu Gebote stehenden Beispielen eines an: „Dich zu erquicken mit queckem Trank“ S., wo Verbum und Adjektivum gleichlauten und wurzelverwandt sind. Homerische Art ist es weiterhin, den schon im Verbum ausgedrückten Begriff durch das ganz gleiche Substantiv zu wiederholen, wie *βουλὴν βουλεύειν* (Il. 24, 652), *βουλὰς βουλεύσομεν* (Il. 23, 78). „Mit klugem Rathe rieth ich dir klug“ S. „Weil guter Rath mir es rieth“ S. Vgl. *βουλάς τ'ἐξάρχων κακάς* mit: „Du Rath wüthender Ränke“ S. — *ἀγορὰς ἀγορεύειν* (Il. 2, 788). — „Den du gebunden in mächtigen Banden“ S. = *κρατερῷ ἐνὶ δεσμῷ*. — *χαλεπὸς δέ ἑ δεσμὸς ἐδάμνα* könnte man in homerischer Sprache von Alberich sagen. So steht auch bisweilen der Akkusativ des innern Objektes: *ἕλκεα ὅσσ' ἐτύπη* (Il. 24, 420 f.), *ἕλκος, τό μιν βάλε Πάνδαρος ἰῷ* (5, 795). „Da Melot, der Verruchte, dir eine Wunde schlug“ (Tristan). *μάχην ἐμάχοντο* (15, 673). „Bis die Schlacht gekämpft“, was schon an den gemeinen Sprachgebrauch reicht.

Digitized by Google

Wir kommen zu einzelnen in prägnantem Sinne gebrauchten Ausdrücken, die sich mit homerischen vergleichen lassen. Hierher gehört vor allem die Wendung: „Trüg'st du wie er mir Uebermuth?" G. = *ἀγλαΐας φορέειν* (Od. 17, 244 und 245), hoffärtige Thaten wie Kleidungsstücke an sich tragen. — „Fern hast du mich geleitet" S. *νόσφιν ἀποκρύψαι* (Il. 18, 465) = ihn der Gewalt des Todes fern entziehn, fern bewahren, getrennt halten. An griechische Ausdrucksweise gemahnt die Wendung: „Der Freudigen folgen sie (die Frauen) gern" G., vgl. Od. 17, 83, wo die beiden Ausdrücke *χαίροντι* — *χαίρων* mit Nachdruck zusammengestellt werden.

Mit Vorliebe braucht Wagner den sogenannten Dativus ethicus, durch den jemand seine Theilnahme, aber auch seinen Unwillen zu erkennen gibt, und der sich nahe mit dem Dativus commodi berührt. „Verachtet mir die Meister nicht und ehrt mir ihre Kunst" M. „Bleibst du mir stumm, störrischer Wicht?" S. vgl. „Du nicht trügst mir die Schuld, *θεοί νύ μοι αἴτιοί εἰσιν* (Il. 3, 164 f.). Il. 24, 749 beklagt Hekabe den Tod ihres Sohnes: „Ach und weil du mir lebtest, wie lieb auch warst du den Göttern."

Was die Häufung der poetischen Ausdrucksmittel anlangt, so wendet Wagner auch die schon bei Homer beliebte, von den griechischen Tragikern weiter ausgedehnte periphrastische Zusammenstellung verwandter Begriffe an. So werden die Wendungen von Schlacht und Kampf gehäuft: „Immer hast du den Zank nur geliebt, und den Kampf und Befehdung" (Il. 1, 177). „Er verlangte nur Kriegsausruf und Getümmel" (1, 492). „Ein eitles Gewirr von Hader und Zank" (2, 376). „Für den ich focht, kämpfte und stritt" S. „Zahllose Nöthen, Kämpfe und Streite zwangen mich ab vom Pfade" P. — Das gleichbedeutende Adjektiv wird vors Substantiv gesetzt. „Und tief in der Seele zernagt dich zürnender Grimm" (1, 242 f.). „Grauen auch zeugt ihr (der lichten Art Siegfrieds) mein zürnender Grimm", sagt der Wanderer im „Siegfried", vgl. hom. *κοτεσσάμενος χαλεπήνῃ* (Od. 5, 147). „Schweige den Zorn, zähme die Wuth" W. = *τότε κεν χόλον ἐξακέσαιο.*

Identische Ausdrücke werden mit „noch" gehäuft. „Des achtest du nichts, noch kümmert dich solches", *τῶν οὔ τι μετατρέπῃ οὐδ' ἀλεγίζεις* (Il. 1, 160). „Hier brauch ich nicht Spürer noch Späher" S.

Durch Häufung des selben Begriffs des Entflammtseins gibt Homer einmal (Il. 22, 316) treffend dem Hass der Göttin Hera gegen die Trojaner Ausdruck (*δάηται δαιομένη δαίωσι*). Durch Häufung der vom Feuer entlehnten gleichbedeutenden Ausdrücke sucht Wotan den Siegfried vom Durchdringen der furchtbaren Waberlohe zurückzuhalten: „Es wächst der Schein, es schwillt die Gluth; sengende Wolken, wabernde Lohe wälzen sich brennend und prasselnd herab, . . . bald frisst und zehrt dich zündendes Feuer."

Ausdrücke vom Leben und Tode werden von den alten Schriftstellern von Homer an gern gehäuft. „So lang' ich leb' und das Licht auf Erden

Digitized by Google

noch schaue“ (Il. 1, 88). „Nicht mehr schau' ich lange das Licht der strahlenden Sonne“ (5, 120). „So viel umstrahlet das Tageslicht und die Sonne“ (5, 267). „Isolde noch im Reich der Sonne! Im Tagesschimmer noch Isolde!“ Tr. — „Nichts ist doch so eitel und unbeständig auf Erden, als der Mensch, von allem, was Leben haucht und sich reget“ (Od. 18, 130 f.). „Wo Kraft nur sich rührt und Keime sich regen“ Rh. „Traun, nicht lebt er, der Mann und wird nie leben noch aufstehn“ (Od. 16, 437). Die Zeitformen werden umschrieben. Wie es vom Seher Kalchas heisst: „er erkannte, was ist, was sein wird oder zuvor war“, so sagt die Seherin Erda von sich: „Wie alles war, weiss ich; wie alles wird, wie alles sein wird, seh ich auch.“ — Ein Beispiel der Ironie bei Wagner erinnert an Homer. Wenn nämlich der todwunde Tristan seinen Diener fragt, wie er zur Burg seiner Väter nach Kareol gekommen sei und dieser erwidert: „Hei nun, wie du kamst? Zu Ross rittest du nicht; ein Schifflein führte dich her“, so denkt man an die wiederholt in der Odyssee wiederkehrende ironische Wendung bei der Begrüssung eines auf der Insel Ithaka ankommenden Fremdlings: „Denn nicht kamst du zu Fuss, wie es scheint, von der Veste, d. i. dem Festlande, gewandelt“ (Od. 1, 174; 14, 190). Bisweilen findet sich auch die Litotes, d. i. eine scheinbare Verkleinerung, indem statt eines bestimmten Ausdrucks der entgegengesetzte mit der Verneinung gebraucht wird, z. B. „Achilleus freute sich bei ihrem Anblick nicht“ (Il. 1, 330). „Freut sie (Fricka) sich wenig ob Wotan's grämlichen Grau's?“ Für: sie hatte es wohl bemerkt, steht: *οὐδὲ ἠγνοίησεν* (Il. 1, 536).

Vereinzelt steht einmal ein Ausdruck in scherzhaftem Sinne, wo das beigefügte Adjektiv schon im Begriff des Substantiv enthalten ist: „Feuchtes Nass füllt mir die Nase“ Rh. vgl. *νότιος ἱδρώς*, feuchter, nasser Schweiss (Il. 23, 715).

Hyperbolisch ist die Wendung: „Wenn Odysseus uns begleitet, würden wir sogar aus flammendem Feuer beide zurückkehren“ (Il. 10, 246). Vgl. „Doch wohin du ihn führst, sei es durchs Feuer, grauenlos folget dir Grane“ G. — „Doch dein, der Zürnenden, acht' ich nichts, und ob du im Zorn an die äussersten Enden entflöhest allen Lands und des Meeres“ (Il. 8, 477 f.). — „Und flöh'st du von hier und fändest alle Wege der Welt, den Weg, den du suchst, dess' Pfade sollst du nicht finden!“ P. — Wenn Andromache zu ihrem Gatten sagt: „Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter, auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!“ (Il. 6, 429) so fallen einem unwillkürlich Mime's Worte ein, der Siegfried gegenüber behauptet, dass er ihm Vater und Mutter zugleich sei, freilich in anderem Sinne.

Einmal kann auch die Enallage (Vertauschung) des Numerus verglichen werden, indem in Uebertreibung vom Redenden der Plural statt des Singular gesetzt wird. Poseidon sagt nämlich, Zeus möge seine Töchter und Söhne, die er selber gezeuget, immerhin durch hochfahrende Worte

Digitized by Google

bedräun, allein er selber (Poseidon) lasse sich nicht schrecken. Hier können mit den Söhnen und Töchtern nur Athene und Ares gemeint sein. Ebenso, wenn der zürnende Wotan zur Walküre spricht: „Gegen mich doch reiztest du Helden!“ kann doch nur Siegmund allein unter den „Helden“ verstanden werden.

Die von Sinneseindrücken gebrauchten Verben werden vertauscht. Achilleus sieht (Il. 16, 127) an den Schiffen das Brausen (Sprühen?) des entsetzlichen Feuers, Hom. Hymn. Ap. 264 wird der wohlgefügte Wagen und das Getöse schnellfüssiger Rosse gesehen. Umgekehrt ruft der sterbende Tristan: „Wie hör' ich das Licht?“ Goethe: „Der Töne süsses Licht.“ —

Noch vergleichen wir vereinzelte Wendungen und Ausdrücke.

Die Frage des Gurnemanz an Parsifal: „Wie kamst du heut, woher?“ erinnert an: *Πῶς ἦλθες, Ὀδυσεῦ*; was Voss übersetzt: „Kamst du, Odysseus? woher?“ Auffällig ist die adversative Satzverbindung in Gurnemanz' Worten: „Denn nie lügt Kundry, doch sah sie viel“ (*καὶ μυρία ᾔδη*, Od. 2, 16). Ein ähnlicher unerwarteter Gegensatz findet sich Il. 11, 243 f.: „Seine Gattin, von der er — weil sie starb — keinen Dank erfuhr, der er aber viel (Brautgeschenke) gegeben.“ — In Wotans Worten: „Wer sagt es dir, den Fels zu suchen?“ ist die Konstruktion mit dem Infinitiv der griechischen gleich: *εἰπέμεναί* (= *εἴπατε*) *μοι γοήμεναι*, saget, dass sie ihn beklagen (Il. 14, 502).

Die Parataxe in „Drum rath ich dir, reize mich nicht“ W. vgl. mit Il. 1, 32, „Gehe denn, reize mich nicht“, *μή μ' ἐρέθιζε* oder *μή μ' ἔρεθε* (3, 414). — Wie von Hektor gesagt wird (22, 458 f.): „Denn niemals weilt er im Haufen; sondern voran flog muthig der Held und zagte vor niemand“, so von Siegfried: „Denn nie, das wusst' ich, wich er dem Feind, nie reicht' er ihm fliehend den Rücken“ G. —

Als Agamemnon (Il. 3, 276 f.) schwört, ruft er zuerst den auf dem Ida thronenden Vater Zeus, dann Helios, der alles vernimmt und alles umschauet, die Ströme, die Erde, und die drunten die Geister ruhender Menschen bestrafen, wer hier Meineide geschworen, zu Zeugen an, dass sie die Schwüre des Bundes bewahren. In ähnlicher Weise rufen Gunther und Brünnhilde am Schluss des zweiten Aktes der G., als sie Siegfrieds Tod berathen haben, Wotan den rächenden Gott, den schwurwissenden Eideshort an, dass er die schrecklich heilige Schaar (= Erinnyen?)*) anweise, hierher zu horchen dem Racheschwur. —

Dies wohl wären die Anklänge an homerische Ausdrücke, die man bei Wagner namhaft machen könnte.

E. Meinck.

---

*) Wer unter dieser „schrecklichen, heiligen Schaar“ zu verstehen ist, weiss ich nicht.

Digitized by Google

Ueber nationales Wesen der Neugriechen.

Von Reinhold Freiherrn von Lichtenberg.

Wer im Oriente reist, wird mit wirklicher, innerer Freude bemerken können, wie in allen Gegenden, wo die griechische Zunge heimisch ist, auch überall ein reges nationales Gefühl nnd nationale Bestrebungen sich geltend machen, und sowohl im Königreiche Griechenland, als bei den Griechen Kleinasiens, im freien Kreta und dem unter englischer Herrschaft stehenden Cypern wird man immer nur die eine Empfindung haben in Griechenland zu sein, ohne an die moderne politische Verwaltung zu denken; so einheitlich bietet sich uns heute noch in allen von Hellenen bewohnten Gegenden das Volksbild dar.

Lange Jahrhunderte war dieses einheitliche, nationale Gefühl durch die Sklaverei unter dem Türkenjoche unterdrückt, jedoch nicht vernichtet gewesen, sondern glomm, nach aussen vielleicht nicht sehr bemerkbar, doch beständig unter der Asche fort. Dies zeigt sich nicht nur in der von dem byzantinischen Kaiserreiche bis heute niemals ausgestorbenen Litteratur, sondern auch in der Erhaltung der Sprache, der sowohl die slavischen und germanischen Ueberfluthungen des Landes in der Völkerwanderungszeit, als auch später die Kreuzzüge und deren Folge, die von Franzosen und Italienern ausgeübte sogenannte fränkische Herrschaft, und endlich selbst die schwere Bedrückung durch die Türken nichts anzuhaben vermochte. Eine stäte Entwickelung hat vom Altgriechischen bis zur heutigen Volkssprache stattgefunden, und trotz aller über den Orient im Laufe der Geschichte hingebrausten Stürme, erhielt sich diese Sprache, von einigen syntaktischen Veränderungen abgesehen, so rein, dass sie ihrer antiken Mutter heute noch viel näher steht, als etwa das Italienische dem Lateinischen.

Die ersten deutlichen Früchte dieses unter allen Gefahren und Bedrängungen fortlebenden gemeinsamen Volksbewusstseins sehen wir in den herrlichen Befreiungskriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, aus denen das heutige Königreich Griechenland hervorging, und denen die griechische Lyrik viele ihrer schönsten Blüthen verdankt, wobei ich nur an die sogenannten Klephtenlieder zu erinnern brauche. Es sind das Volksgesänge, die durchtränkt sind von glühendster Vaterlandsliebe und Nationalitäts-Gefühl, die auch gemüthvolle Töne für die Schilderung der heimischen Natur zu finden wissen.

Was nun zunächst die ethnographische Beschaffenheit der Neugriechen betrifft, so ist es seit dem tendenziösen Buche Fallmereyers Uebung geworden, sie als ein Gemisch aller möglichen Völkerschaften zu betrachten und zu behaupten, dass sich fast kein reingriechisches Blut bis heute erhalten habe. Wie hinfällig dieses willkürliche und von vorgefassten Meinungen beeinflusste Urtheil ist, wird jeder erkennen, der im Lande reisend auch einen klaren, forschenden Blick auf seine Bewohner wirft. — Auf meinen Wanderungen war ich oft freudig überrascht altgriechische Typen, und zwar nicht nur an vereinzelten Menschen, sondern in so grosser Zahl zu treffen, dass sie der Bevölkerung ganzer grosser Landstriche einen bestimmten Charakter verleihen. Den dorischen Typus mit gerader Nase, die ja allgemein als griechisches Schönheitsideal bekannt ist, finden wir in vielen grossen Gebieten der Peloponnes; den weicheren und runderen ionischen Typus dagegen vielfach in Athen und in Kleinasien. Auf der Insel Kreta sah ich viele prächtige hohe Männergestalten mit starker natürlicher Einschnürung des Körpers über den Hüften. Diese Reckengestalten verblüfften mich durch ihre wunderbare Aehnlichkeit mit den Figuren, die jetzt in Wandmalerei in dem Palaste zu Knossos wieder entdeckt und an das Tageslicht gebracht wurden und die auch schon von Mykenae

Digitized by Google

her theilweise bekannt sind. Wenn also ein Typus, der nachweislich schon um zweitausend v. Chr. bestand, sich so rein und deutlich durch viertausend Jahre bis heute erhielt, dürfte es zumindest doch sehr voreilig erscheinen, eine so durchgreifende Blutmischung, wie sie manche behaupten wollen, anzunehmen.

Neben diesen uralten, echt griechischen Stämmen, gibt es allerdings in manchen Gegenden noch zwei als Bewohner des Landes jüngere Bevölkerungsklassen, die Albanesen und die sogenannten Levantiner. Wie verhält es sich nun mit diesen? — Die Albanesen sind hauptsächlich in einigen Gebieten Attikas anzutreffen, wo sie in eigenen Dörfern wohnen, und sie bedienen sich hier untereinander ihrer eigenen von dem Griechischen abweichenden Sprache und sind an ihrer besonderen Tracht kenntlich. So sehen wir die Albanesen, einen übrigens sehr tüchtigen und arbeitsamen Volksstamm, eine gesonderte Stellung einnehmen; und selbst wenn sie sich mehr mit dem eigentlich griechischen Blute mischten, würde dies wohl kaum einen Schaden in Bezug auf Rasseneinheit bewirken, da der albanesische Stamm ein naher Verwandter der Griechen ist. Es stellt sich nämlich immer mehr heraus, dass er thrakischer Herkunft sei, also ähnlich den Makedoniern, die ja bereits im Alterthum mit den Griechen ganz verschmolzen, nicht ein besonderes Volksthum darstellt, sondern nur einen besonderen Zweig der allgemein griechischen Familie bildet. Anders steht es mit den Levantinern. Diese besitzen wirklich ausser griechischem auch fremdes Blut, bilden aber nicht eine eigene Bevölkerung, die sich über grosse Landstriche erstreckt, sondern sind nur in den grossen Handelsstädten des Orientes eine Schicht im griechischen Kaufmannsstande, der eben durch seine Handelsbeziehungen zu dem Westen im Laufe der Jahrhunderte auch fremde Bestandtheile, wie es scheint hauptsächlich italienische und französische, in sich aufgenommen hat.

Allen diesen Griechen gemeinsam ist eine glühende Vaterlandsliebe und inbrünstige Verehrung des griechischen Nationalitäts-Gedankens; und in Folge dessen bemerken wir im ganzen Oriente das lebhafte Bestreben auf einen engen Zusammenschluss und die endliche Vereinigung aller Griechen hinzuarbeiten. Dieses Gefühl ist überall, wo griechische Sprache gesprochen wird, gleich stark, im Königreiche sowohl, als in Kleinasien, in Konstantinopel, in Cypern und in Kreta. Das Königreich hat sich im Anfange des verflossenen Jahrhunderts in heldenmüthigen Kämpfen frei gemacht, die Insel Samos hat es seit dem Jahre 1832 erreicht, dass sie, wenn auch noch unter türkischer Oberherrschaft, doch eine freiere Stellung einnimmt und von einem eigenen Fürsten oder Hegemon, der auf je fünf Jahre gewählt wird und verfassungsmässig Grieche sein muss, regiert wird. Kreta hat sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts siebzehn Mal gegen die türkische Herrschaft erhoben, bis es ihm mit dem letzten Aufstande 1897 endlich gelang seine Freiheit sich zu erkämpfen. In Cypern fand ich selbst in den ärmsten und entlegensten Dörfern in den Bauernhäusern Bilder des griechischen Königspaares, sowie der griechischen Kronprinzessin, der deutschen Kaisersschwester, Prinzessin Sophie; und ausserdem besitzen viele Häuser als Wandschmuck Flugblätter in farbiger Lithographie, die sich auf den letzten Befreiungsaufstand Kretas beziehen und so im Fühlen und Denken die Uebereinstimmung zwischen Cyprioten und Kretensern bekunden. Diese Bilder zeigen entweder die allegorische, weibliche Gestalt Kretas, die von den vier europäischen Schutzmächten, durch ihre Herrscher gekennzeichnet, unterstützt und gehalten wird, während ein kretischer Bauer die letzten Reste ihrer Fesseln sprengt; oder wir sehen die Hellas das griechische Banner entfalten und sich liebevoll über den ersten im Aufstande gefallenen griechischen Offizier beugen, wozu sie die Worte spricht: *Ἔμβρὸς παιδιά, ἐμβρός* (Nur vorwärts, Kinder, vorwärts). Ja selbst unter jenen Griechen, die ihrer Ge-

Digitized by Google

burtsstadt und ihrem Wohnsitze nach türkische Unterthanen sind, fanden sich viele, die alle die schrecklichen Gefahren, die ihnen von Seiten der türkischen Regierung drohten, verachtend, ihren theils freien, theils sich eben befreienden Stammesbrüdern zu Hilfe eilten und im griechischen Heere während des Feldzuges Dienste nahmen. Mir sind mehre von diesen persönlich bekannt. Während meiner Anwesenheit auf Kreta wies in Herakleion ein Volksredner in einer begeisterten nationalen Rede auf die Fahne Kretas hin, die so wie das Banner des Königreiches das weisse griechische Kreuz im blauen Felde zeigt, nur mit dem Unterschiede, dass das linke obere Feld roth ist und einen weissen Stern in der Mitte enthält. Auf dieses Feld zeigend erklärte es der Redner für einen Schandfleck und sagte, die Kreter dürften nicht eher ruhen, als bis sich ihre Flagge in nichts mehr von der des Königreiches unterscheide.

Aber nicht nur bei solch' ausserordentlichen Anlässen lodert das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Griechen in hellen Flammen auf, überall im täglichen Leben zeigt es sich auf das Deutlichste. Ich habe es in Gesprächen mit Griechen in Kleinasien und in Cypern, und zwar in allen Volksschichten, vom reichen Kaufmann und von Beamten, von hohen Geistlichen, sowie von Bauern in den Dörfern, immer und immer wieder erfahren, dass alle von der gleichen Hoffnung auf endliche Vereinigung aller Griechen beseelt sind. In Smyrna ist ein Hotel, das es unter den Augen der türkischen Regierung gewagt hat, seinen Namen gross anzuschreiben, und der lautet: Ἐλπινικη (Elpiniki) d. h. Hoffnung auf den Sieg; und in Nauplia erhielt ich meine Speisen auf Tellern vorgesetzt, auf deren Rande die Namen aller jener Provinzen, die dem griechischen Reiche angehören oder nach den Hoffnungen der Griechen ihm einmal angehören werden, verzeichnet waren, darunter auch Cypern, Rhodos, die anderen Inseln unter türkischer Herrschaft und Smyrna. Doch bei solchen Hoffnungen bleiben die Griechen nicht stehen, das gemeinsame nationale Gefühl wird auch durch die That gepflegt. So findet am 12. Februar (nach griechischem Kalender 31. Januar) überall, wo Hellenen leben, ein gemeinsames nationales Schulfest statt, wobei, einerlei ob das betreffende Gebiet unter türkischer oder englischer Herrschaft steht, oder dem freien Griechenlande angehört, ausschliesslich nur das griechische Banner entfaltet wird. In Lemissos auf Cypern hatte ich Gelegenheit das Fest mitzumachen. Unter Vorantritt der Geistlichkeit beziehen die Schulkinder den ganz blau und weiss ausgeschmückten Schulraum. Nach einer kurzen gottesdienstlichen Einleitung hält einer der Lehrer eine nationale Rede, worauf zum Schlusse ein patriotisches Lied gesungen wird. So ist es an diesem Tage überall, wo griechische Sprache ertönt.

Ausserdem werden öfters durch Ausstellungen, wie z. B. 1901 durch eine pankyprische, die in Athen stattfand, die Beziehungen der auswärtigen Griechen zum Mutterlande aufrecht erhalten. Wie aber die ausserhalb des politischen Verbandes stehenden griechischen Gegenden sich so mit der Heimath, denn als solche betrachtet jeder Grieche das Königreich, in Beziehung setzen, so ist es auch das Ziel jedes Einzelnen, wenn er irgend kann, wieder dahin zu gelangen, und wie viele Griechen des Auslandes kehren, wenn es ihnen draussen gelungen ein Vermögen zu erwerben, später nach Athen zurück und stellen ihren Reichthum in den Dienst des Vaterlandes. Eine Unmenge grosser wohlthätiger Stiftungen verdanken diesem Sinne ihre Entstehung. Kranken- und Gefangenen-Häuser, Museen für antike Kunst, ich brauche nur an den Prachtbau zu Olympia zu erinnern, der prächtige Bibliotheksbau zu Athen, die Akademie der Wissenschaften sind derartige hochherzige Stiftungen einzelner, und eben ist man daran das Stadion von Athen im alten Glanze eines reinen Marmorbaues neu erstehen zu lassen. — Selbst auf den Dörfern regt sich dieser nationale Wohlthätigkeitssinn. In Kreta,

Digitized by Google

wo es unter den Türken fast keine Schulen gab, wird jetzt in einem kleinen, armen Dorfe im Inneren, Namens Psychro, von einem dort Ansässigen auf seine Kosten eine Schule gebaut, die ausser dem Elementar-Unterrichte auch noch Abtheilungen zur Erlernung aller möglichen und dort nützlichen Handwerke für Knaben und Mädchen enthalten wird.

Auch die Ueberlieferungen der grossen Vorzeit werden nicht nur in den Schulen treulich gepflegt, sondern sind zu grossen Theilen noch im Volke lebendig. Oft war ich überrascht bis in den fernsten Osten auch bei den Bauern noch Kenntniss von alter Mythologie und Geschichte zu finden. Wohl beziehen sich diese Kenntnisse auf die Sagen und die Geschichte der engeren Heimath, sind manchmal in der Erinnerung der Landleute ziemlich verschwommen, aber dass sie überhaupt noch zu finden sind, ist ein erfreuliches Zeichen, wie zähe dieses Volk an seinem alten, geistigen Besitze festhält; und selbst in den entlegensten Gegenden kann man sicher sein, bei den oft in höchst ärmlichen Verhältnissen lebenden Dorfschullehrern doch eine Anzahl altgriechischer Schriftsteller auf dem Tische liegen zu sehen.

Natürlich wendet man jetzt auch der Reinhaltung der Sprache, dieses höchsten Gutes eines Volkes, ein ganz besonderes Augenmerk zu. Im Laufe der Zeiten, besonders unter dem Türkenjoche, hatten sich manche entstellende Elemente in die Sprache eingeschlichen, diese zu entfernen ist man jetzt eifrig bemüht; und wo könnte da besser angesetzt werden, als indem man auf die reine altgriechische Sprache zurückgeht? Schon vor neun Jahren und früher gab es in Athen viele Zeitungen, die es sich angelegen sein liessen ihre Sprache so viel als möglich dem Altgriechischen anzupassen, und sehr viele vortreffliche und passende Uebersetzungen von Fremdwörtern wurden erfunden. Heute ist man bereits so weit, dass man sogar Formen, die in der täglichen Umgangssprache verloren gegangen sind, wie den Infinitiv und den Dativ, wieder benutzt und auch in Ankündigungstafeln zu verwenden beginnt. Alles Fremde im Ausdrucke, besonders alles, was aus dem Türkischen stammt, sucht man auszumerzen. So gab es bis vor Kurzem viele Familiennamen, die auf *ογλου* (türkisches Wort für Sohn) endigten; die meisten Träger solcher Namen haben diese Endung aber bereits gegen das griechische *πουλος* vertauscht. Dass aber derartige Aenderungen und dieses absichtliche Zurückgehen auf die alte Sprache nicht, wie manche in Europa meinen, etwas Willkürliches sind, sondern nur das Abstreifen eines unnützen Ballastes bedeuten, erkennt man deutlich, wenn man bedenkt, wie nahe das heutige Griechisch noch der antiken Sprache steht, was besonders bei Vergleichung der verschiedenen Dialekte kenntlich wird, von denen manche noch viele gute alte Formen bewahrt haben. Am auffälligsten ist dies bei dem Dialekte in Cypern, der vielfach vollständig wie Altgriechisch uns anmuthet. So gebraucht der Cypriote in der Konjugation z. B. nicht die modern abgeschliffene Form der 3. Person Pluralis, wie *λέγουν, τρώγουν*, sondern er sagt *λέγουσιν, τρώγουσιν* u. s. w.

Wie steht es aber mit dem Theater, dieser wichtigsten Bildungsstätte des Volkes? Bis vor Kurzem war es unter der Ungunst der Verhältnisse recht schlecht damit bestellt. Jahrhunderte lang mag wohl keines der herrlichen antiken Dramen in Hellas gehört worden sein, und auch jetzt noch ist man ausserhalb Athens, besonders in Smyrna, auf herumziehende französische oder italienische Operntruppen angewiesen, während nach kleineren Orten, wie z. B. in die Städte Cyperns, zuweilen griechische Gesellschaften mit neugriechischen oder aus anderen Sprachen übersetzten Lustspielen gelangen. — In Athen dagegen hat sich in den letzten Jahren ein reges und auf wirklich Ideales gerichtetes Leben geltend gemacht, das auch bereits schöne Früchte getragen hat.

Digitized by Google

Seit mehren Jahren besteht eine „Gesellschaft für Aufführung altgriechischer Dramen." Diese Werke werden nicht in Uebersetzungen sondern im Urtexte aufgeführt. Die Aussprache der Worte ist natürlich nicht jene, wie wir sie in der Schule gelernt haben, und die als die Erasmische bekannt ist, sondern jene, die auch heute für das Neugriechische im Gebrauch ist; eine Aussprache, die schon seit zwei Jahrtausenden unverändert geübt wird, und die wir an unorthographischen Inschriften bis in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen können. Zur Aufführung gelangte im letzten Winter „Iphigenie in Tauris" von Euripides. Dazu kommen an der Kasse zu billigem Preise Bücher der Dichtung zum Verkaufe, die so eingerichtet sind, dass auf der einen Seite der Urtext, auf der anderen eine Uebersetzung steht, die sich aber oft nur durch veränderte Wortstellung vom Originale unterscheidet. Die Aufführung selbst war, wenn auch nicht durchwegs sehr gut gespielt wurde, doch höchst interessant und genussreich und war mit sichtlicher Liebe einstudirt und geleitet. Es war ein sehr merkwürdiger und erhebender Eindruck ein klassisches Werk in der ihm eigenen Sprache aufgeführt zu sehen, vor einer Zuhörerschaft, die wie einst andächtig lauschte, und, wie ich mich überzeugen konnte, sogar bis zur Gallerie hinauf wirklich auch Alles verstand. Das beste Zeichen hierfür war, dass bei einzelnen Stellen, die inhaltlich etwas ans Humoristische anklingen, von dort oben auch mit verständnissvollem Lachen geantwortet wurde. Zu dem Werke war von dem Kapellmeister der Gesellschaft eine einfache melodramatische Begleitungsmusik komponirt worden, die hauptsächlich, ähnlich wie es auch im Alterthum war, bei den Gesprächen des Chores einzusetzen hat. Nach der Vorstellung erhob sich ein alter, weissbärtiger Herr aus dem Vorstande der Gesellschaft um in einer längeren Rede auf die erziehliche und bildende Wirkung des Theaters im Allgemeinen und der herrlichen griechischen Dramen im Besonderen einzugehen, indem er sie auch von der nationalen Seite beleuchtete und mit einem Danke an die Darsteller schloss. — Doch auch das antike Lustspiel findet in Athen wieder seine Pflege. In einem anderen Theater wurden, auch von einer anderen Truppe, „die Wolken" des Aristophanes in neugriechischer Uebertragung aufgeführt, und die Darstellung dieses recht schwierigen und stellenweise schwer verständlichen Werkes muss ich als eine entschieden gute bezeichnen.

Ein drittes ganz neues und höchst wichtiges Unternehmen ist die *Νεα σκηνη*, die neue Bühne, von K. Christomanos, dem ehemaligen Lehrer der österreichischen Kaiserin, eben erst begründet. Die Ziele, die sich Herr Christomanos gesetzt hat und die er mir gesprächsweise erklärte, sind sicher ausgezeichnete und können für die künftige Entwickelung des neugriechischen Theaters von höchstem Einflusse werden. Zunächst handelte es sich darum eine gute Truppe zu bekommen, da es in Griechenland bis jetzt nur wenige geübte Schauspieler gibt. Dazu suchte er sich die begabtesten Leute aus, die er in beständigen Uebungen noch selbst weiter bildet. Mit diesen Schauspielern will er vorerst klassische, griechische Dramen in meist selbst gefertigter neugriechischer Uebersetzung zu guter, sinnentsprechender Darstellung bringen, dann aber auch das Beste der neueren dramatischen Litteratur Europas aufführen lassen. Ob freilich das griechische Volk die, eine so ganz lokale und moderne Gesammtfärbung tragenden Stücke Ibsen's verstehen wird, deren verschlungene und trübe Verhältnisse den Hellenen zu ihrem Glücke noch ganz unbekannt sind, ist eine andere Frage. Herr Christomanos meint es; mich sollte es aus Liebe zu Griechenland freuen, wenn er darin Unrecht behielte. Dies ganze, gewiss von Grund aus schön und gross gedachte Unternehmen soll aber nicht nur in Athen allein wirken, sondern auf Reisen alle grösseren Städte, wo Griechen zahlreich wohnen, besuchen, also auch in Alexandrien und Smyrna

Digitized by Google

Vorstellungen geben, was für den Aufschwung des gesammten Theaters im griechischen Osten von grosser Bedeutung zu werden verspricht.

Das erste Werk, das diese neue Bühne brachte, war die „Alkestis" von Euripides. Die Aufführung muss ich eine ganz ausgezeichnete und harmonische nennen. Die Darsteller waren alle vortrefflich geschult und brachten in Vortrag und Spiel alle Schönheiten des Werkes sehr gut zur Geltung. Auch Christomanos lässt besonders zu den Chören eine melodramatische Musik aufführen und hatte zu diesem Werke die Musik von Gluck's Alkeste gewählt. Die Wirkung war eine wahrhaft grossartige.

Wie das Verständniss für unsere deutsche Kunst in Griechenland immer mehr Wurzel schlägt, zeigte mir ein sehr schöner Aufsatz in der Zeitschrift Panathenaia, in dem ein Herr Pappos unter dem Titel: „Das Werk eines Giganten" seine Eindrücke, die er 1901 in Bayreuth vom Ring empfangen, in begeisterten Worten niederlegt und auch vieles Verständniss für unsere Sache bekundet. — Als kleine Episode möchte ich hier noch erwähnen, dass das kleine, nette Theater in Levkosia, der Hauptstadt Cyperns, als inneren Schmuck die Bildnisse mehrer dramatischer Dichter aufweist, und darunter fand ich auch ein Bild unseres Meisters.

Noch einer den Griechen eigenen nationalen Erscheinung muss ich hier gedenken, dass nämlich bei ihnen Nationalgefühl und die Verehrung ihrer Religion einen untheilbaren und untrennbaren Begriff bilden; überall spielt das Religiöse auch in das Nationale ein. Aus diesem Grunde kam es auch im Dezember 1901 zu dem Aufstande um die Uebersetzung des Neuen Testamentes. Eine derartige Uebersetzung war bis dahin noch nicht vorhanden; im Gottesdienste wird das Evangelium im altgriechischen Urtexte vorgelesen, und die Griechen sind nicht mit Unrecht stolz darauf, dass sie das einzige Volk sind, das die Heilige Schrift in der Ursprache versteht. So fühlten sie sich gleich verletzt, als die Rede auf diese Uebersetzung kam; als aber gar bekannt wurde, dass diese nicht einmal in Griechenland, sondern in Russland gemacht worden sei, ihnen also auf dem Umwege über Russland aufgedrängt werden solle, und dass diese Uebersetzung nicht einmal gut sei, da bäumte sich der Nationalstolz, man befürchtete dahinter wieder einen Vorstoss des russischen Reiches, das im Oriente immer festeren Fuss zu fassen sucht, und dies gab sich in allgemeiner Entrüstung kund. Die Studenten verbrannten vor der Universität die Zeitungen, die für die Einführung sprachen, und hielten hier in südlich lebhafter Art grosse Versammlungen ab. Alles ging wohl sehr lebhaft, aber gut und in Frieden ab. Regierungsvertreter waren hinbeordert und hielten ebenfalls Reden, die der Bewegung Recht gaben und die von den Studenten auf das Wärmste und Beste angenommen wurden. So stand drei Tage Alles ganz gut, bis am vierten Tage durch einige bedauerliche Missverständnisse, besonders da um Ordnung zu halten viel Militär aufgeboten war, und durch einige Ausschreitungen des Pöbels es zu jenen Scenen kam, die sechs Menschen das Leben kosteten. Die ganze Bewegung war aber aus guten und zu billigenden nationalen und religiösen Gründen entstanden, und das traurige Ende war nicht die nothwendige Folge. Uebrigens behalten ja die Griechen ihr Neues Testament, wie es immer war, und die Uebersetzung wurde nicht eingeführt.

Mit diesen Zeilen wollte ich die nationale Eigenart der heutigen Hellenen schildern, wie ich sie in den verschiedensten griechischen Gegenden kennen gelernt habe. Vieles liesse sich noch sagen, besonders über das innere Leben der Griechen, an dem wir auch noch manche schöne Züge erkennen können. So besitzt dieses Volk entschieden ein reges Gefühl für landschaftliche Schönheit und die es umgebende Natur, das den anderen südlichen Völkern insgesammt abgeht. Der Grieche liebt sein Land nicht nur, weil es seine Heimath ist, sondern er versteht

Digitized by Google

seine herrlichen, landschaftlichen Schönheiten auch zu würdigen. — Um diesen Zug auch schon bei den antiken Hellenen zu finden, kann man sogar von ihrer reichen und tiefen Dichtkunst ganz absehen, man braucht nur ihre Städte- und Tempel-Anlagen zu betrachten. Ein schönes Beispiel hierfür bietet das alte Priene in Kleinasien dar. Die Stadt liegt auf einem sich hoch hinziehenden Bergabhange, und an der höchsten Stelle unterhalb eines hohen senkrecht aufsteigenden Felsens stand der Tempel der Demeter. Dieser Platz ist so auffällig, dass er nicht durch Zufall gewählt sein kann; denn der von so viel Schönheit trunkene Blick schweift einerseits bis zu dem Meere und den Höhen des Mykalegebirges, andererseits über die fruchtbare Maeander-Ebene, die ferne von dem zackigen *Lattmosgebirge* begrenzt wird. Es ist also wohl mit feinem poetischen Gefühl der schönste *und* passendste Platz für den Tempel der Göttin der Fruchtbarkeit gewählt. Ganz ähnlich ist es mit dem Tempel der Aphrodite in Paphos auf Cypern, und es liessen sich noch unzählige Beispiele anführen. — Auch heutzutage werden mit dem selben Sinn für landschaftliche Schönheit die Klöster an Punkten, die einen weiten Blick gewähren, angelegt, und auch die Grundbesitzer, denen es ihr Vermögen gestattet, errichten ihre Landhäuser an derartig schönen Plätzen. Im Gespräche habe ich mich oft von dem regen Landschaftsgefühle der Griechen überzeugt, und dafür gibt auch ein vortreffliches Beispiel die bereits Eingangs erwähnte, neuere lyrische Dichtung, über die ich ein ander Mal besonders zu berichten hoffe.

Wo sich aber so viele vortreffliche Eigenschaften und so tiefes Nationalgefühl bei einem Volke finden, da kann man wohl auch erkennen, dass das Nachtheilige, was in Europa über die Griechen vielfach gesprochen wird, entweder auf völliger Unkenntniss der Verhältnisse, oder auf Verleumdung beruht; dass aber andererseits dieses Volkes allen menschlichen Erwartungen nach auch noch eine schöne Zukunft wartet. Ich habe wenigstens bei meiner zweimaligen Bereisung Griechenlands dieses Land in entschiedenem Aufschwunge begriffen gefunden, und ich schliesse mich von Herzen allen guten Wünschen der Griechen für ihre herrliche Heimath an:

*Ζήτω ἡ ὡραῖα Ἑλλάς!**)

Holländer-Nachklänge.

Da es mir im vorigen Jahre wegen einer Studienreise in den Orient, von der ich erst vor wenigen Wochen selbst „über thurmhohe Fluth, vom Süden her“ zurückgekehrt bin, zu meinem Schmerze das erste Mal unmöglich war die Festspiele (des Jahres 1901) zu besuchen, kam ich dieses Jahr mit doppelt freudiger Erregung wieder in unsere Festspielstadt, wo ich ausser Ring und Parsifal nun auch den „Fliegenden Holländer“ erst wirklich kennen lernen sollte. Und wie wir alle in jedem Festspieljahre, in dem ein neues Werk zur ersten Aufführung gelangte, es an uns selbst erfuhren, so ging es mir auch dies Mal wieder, dass ich von dem scheinbar schon ganz bekannten Holländer auf dem Festspielhügel zu Bayreuth ganz neue Offenbarungen erhielt, und so auch dieses Werk zu einem wahren, inneren Erlebnisse für mich wurde.

Hier in Bayreuth erst erlebte jedes Werk unseres Meisters seinen eigentlichen Geburtstag, denn nur hier und sonst nirgends auf der Welt kommen alle

---

*) Sprich: sito i oraea Ellas, d. h. „Es lebe“ oder „Hoch, das schöne Griechenland.“

Digitized by Google

feinsten Absichten und Gedanken des Meisters durch die unvergleichliche Art der Darstellung zu schönstem Ausdrucke, und so schloss sich nun, nach 25 Jahren seit Eröffnung des Festspielhauses, auch der Holländer als letztes Glied einer herrlichen, wundervollen Kette an.

Erst die Bayreuther Art der Aufführung in einem Aufzuge ermöglicht diese grossartige, vertiefte Wirkung, die wir wohl alle, die des Glückes theilhaftig wurden den Holländer nun ebenfalls in Bayreuth hören und sehen zu dürfen, an uns empfanden. Vor Allem ist es so allein möglich, die geschlossene Einheit der Zeit deutlich zum Ausdrucke zu bringen. Es entwickelt sich in diesem Drama vor uns ein voller Tag. Noch vor Sonnenaufgang sehen wir die beiden Schiffe in die Bucht einfahren, aus der sie sich mit Morgengrauen auf die Reise nach Daland's Haus begeben. Am Tage selbst werden wir in dieses Haus eingeführt, sehen den Holländer und Daland ankommen und erleben die Begegnung mit Senta und deren Treueschwur, um dann am Abende den Höhepunkt des Werkes, die Erlösung des Holländers, vor unseren Augen sich vollziehen zu sehen. Ich glaube, dass diese Klarheit in Bezug auf die Zeit von grosser Bedeutung für das Verständniss des Werkes ist, da die Handlung in einem fortlaufenden Flusse sich entwickelt, und so alle ihre inneren Bezüge einander näher gerückt und durch die beständig durchgehende Musik harmonisch verbunden werden.

Dies bietet aber naturgemäss nur den Rahmen dar, in dem die ganze Handlung unendlich vertieft erscheint, denn jede einzelne Person des Dramas tritt uns erst hier im Festspielhause wirklich menschlich wahr entgegen, wie wir es sonst an keinem Theater treffen; und die Bedeutung jeder einzelnen Figur für die Entwickelung der ganzen Handlung wird nur hier in schönster Weise ausgearbeitet, so dass jeder Darsteller hier in der Unterordnung unter die Gesammtheit und den geistigen Inhalt des Werkes selbst in seiner eigenen Leistung viel mehr zur Geltung gelangt, als es ihm je anderswo gelingen könnte.

Was wird z. B. überall anders aus dem Daland gemacht? Zumeist wird er auf den Bühnen durch übertriebene Betonung seiner Habgier und seines Geizes zu einer komischen Figur gemacht, ähnlich wie auch aus dem Beckmesser durch einseitige Ausarbeitung der humoristischen Seiten eine Karrikatur wird. Keine Spur davon in Bayreuth. Hier ist er der ehrliche, biedere Seefahrer, der freilich den Werth des Goldes zu schätzen weiss, sich aber in seinen Entschliessungen hauptsächlich von der Sorge um das Wohl seines Kindes leiten lässt. (Vergl. Ges. Schr. V. 216.) Wie rührend verständlich erscheint uns jetzt erst Erik. Wir fühlen seine qualvolle Angst, Senta zu verlieren, mit ihm, empfinden aber auch den ganzen Egoismus eines naiv liebenden Mannes, der nur *seine* Gründe für seine Liebe gelten lassen will, ohne auf Gegengründe und die Stimme der Pflicht bei dem anderen Theile zu achten. Es ist der Konflikt zwischen einer gewiss herzlichen und tiefen, aber sich nicht über das täglich Gewohnte erhebenden Zuneigung und einer höheren, als hehre Pflicht erkannten ethischen Aufgabe, den eben der reine Naturbursche Erik nicht verstehen kann, wodurch er die Lösung der Handlung herbeiführt. Natürlich kann dies nur zur Geltung kommen und deutlich verständlich werden, wenn, wie es hier in Bayreuth eben immer geschieht, auch die richtige Persönlichkeit für die Darstellung der einzelnen Rollen ausgewählt wird, und es überhaupt keine sogenannten Nebenrollen gibt, als die gerade der Erik an den meisten Theatern sehr ungerechtfertigter Weise betrachtet wird.

Vor Allem aber beruht die ethische Idee des Werkes in der Figur der Senta, und wiewohl der Meister für sie sowohl, wie für alle anderen Personen im Holländer an verschiedenen Stellen seiner Schriften die klarsten und ausdrücklichsten

Digitized by Google

Vorschriften gegeben hat, wird gerade sie in den Opernaufführungen sehr oft missverstanden. Zumeist wird sie, der Absicht ihres Schöpfers gerade entgegengesetzt (vergl. Ges. Schr. V. 213), als modernes hysterisches Wesen aufgefasst, dessen schliessliches Erlösungswerk nur in einer Art Hypnose geschieht. Das übersieht man aber, dass, wenn Senta gleichsam unter einem äusseren Zwange handelt, sie die Erlösung ja gar nicht bewirken kann; und wie Wagner selbst gerade auf die natürliche und verständliche Darstellung der Senta Gewicht legte, können wir gelegentlich der Besprechung der Schröder-Devrient in dieser Rolle in der „Mittheilung an meine Freunde“ (Ges. Schr. IV. 341) nachlesen.

Keine Spur einer „krankhaften Sentimentalität“ ist in Bayreuth an Senta zu fühlen, sondern der erste Eindruck, den wir von ihr gewinnen, ist der eines tiefen Mitleidens mit den schrecklichen Schicksalen des Holländers, und aus diesem Mitleiden entspringt endlich der Entschluss, seine Erlösung zu erwirken. So wird auch Senta durch Mitleid wissend und kann nun erst durch höchste, sich selbst opfernde Treue die Erlösungsthat vollbringen. Wir sehen, wie sich im Holländer die Kette der Wagnerischen Erlösungs-Dramen auf das Wundervollste zusammenschliesst, und finden innige Bezüge zum Parsifal. Ist es im Parsifal der Mann, der durch Mitleid zum Wissen seiner Sendung gelangt, diese Sendung aber durch Ueberwindung der irdischen Liebe bis zur endlichen Erlösung durchführen muss, so ist es im Holländer das Weib, dem aus dem Mitleiden die Erkenntniss seiner hohen, ethischen Aufgabe wird, die sie durch höchste, bis zum Tode getreue Hingebung erfüllt. Der Mann wirkt wie Parsifal erlösend durch unentwegte Treue in der Ausübung seines einmal erkannten Berufes, wobei er selbst vor scheinbarer Härte gegen sich und die Mitwelt nicht zurückschrecken darf;*) das Weib dagegen kann dem Manne die Erlösung nur durch aufopferndste Treue gegen ihn, die sogar den Tod nicht scheut, bringen. Hierin zeigt Senta ihre moralische Grösse, hierin fehlt Elsa, weil schon ihr geringster Zweifel ein Bruch der höchsten Treue ist.

Was wir schon bei den früheren Neuaufführungen in Bayreuth gefunden haben, dass sich alle Werke ihrem ethischen Inhalte nach ungezwungen zu einem im Parsifal gipfelnden Cyclus zusammenfassen lassen, das hat sich nun auch am Holländer wieder auf das Herrlichste gezeigt. — Mitleid und Liebe und daraus entspringende Erkenntniss und Erlösung das ist der Hauptinhalt im gesammten Lebenswerke des Meisters, der uns die tiefsten Einblicke in das Getriebe der Welt eröffnet, aber auch den Weg heraus nach dem wahrhaft Edlen und Erhabenen zeigt. Das ist die Offenbarung und das hehre Erlebniss von Bayreuth.

Den Lesern unserer Blätter habe ich mit diesen Zeilen nichts Neues gesagt, sie alle haben das schon oft gleich mir an sich selbst erlebt; aber gleichwie das Werk von Bayreuth dem einfachsten Geiste verständlich sein muss, von dem tiefsten Denker jedoch auch nie ganz ausgedacht werden kann, sondern eben immer wieder empfunden und erlebt sein will, so erachte ich es für gut, diese persönlichen Erlebnisse nicht nur in den „bergenden Schrein“ des eigenen Herzens zu versenken, sondern immer wieder und wieder zu verkünden, damit bei jedem neuen Besuche des Festspielhauses in unserem geistigen Ohre die Worte Parsifals erklingen mögen:

„Heil mir, dass ich Dich wiederfinde.“

R. Frhr. v. Lichtenberg.

---

*) Vergl. den Aufsatz „Parsifal als Uebermensch“ im Bayreuthheft der „Musik.“

Digitized by Google

Aufgaben.

„Nicht dass Musik schlecht nachgeahmt, sondern dass sie gut angehört werde, bewährt sich schliesslich als eine hohe und beseligende Fähigkeit des Gemüths: hierauf also richte sich eine besonnene Erziehung.“
(H. v. Stein.)

„Willst Du Dich am Ganzen erquicken
So musst Du das Ganze im Kleinsten erblicken.“
(Goethe.)

Wie so manchem meiner Gesinnungsgenossen, die in dem Bayreuther Kunstwerk die „Verdichtung“ und Verklärung zugleich des Bayreuther Kulturideals, des Wagner'schen Weltbildes erblicken, und denen die herrliche Geschlossenheit der organischen Gestaltung dieser höchsten Kunstoffenbarung ein Quell nie versiegender Schönheit und Weisheit ist, bin auch ich immer wieder begreiflicherweise von dem unbezwingbaren Wunsch erfüllt, soweit meine schwachen Kräfte reichen, weiteren Kreisen das Wesen dieser Kunst aufzuschliessen. Ich bin mir wohl bewusst dass derartige Einführungsversuche, so gut sie auch oft gemeint sein mögen, doch leicht in ein überflüssiges Aesthetisiren ausarten und dass jede Exegese, jede Analyse eines solchen Kunstwerks, eine gewisse Gefahr in sich birgt. Wie in allen Dingen und auf allen Gebieten, so kommt es aber zunächst doch immer auf das „Wie“ an.

Mit Zagen trete ich stäts an die Aufgabe des „Erklärens“ heran und nur Beobachtungen mancher Art verleiten mich dann doch wieder mit aller pietätvollen Scheu, die mich erfüllt, und die mich vor Ausschreitungen schützt, das Amt des Vermittlers anzutreten. Dass ich dabei so manchen schönen Erfolg zu verzeichnen habe, erkläre ich mir aber durch das Moment des persönlichen, daher lebhafter anregenden Verkehrs mit meinen Zuhörern. Dabei beobachte ich immer wieder, wie leider, selbst unter den willigsten, so wenige sich befinden, die die Gabe des „Sehen's“ besitzen, in dem tieferen Sinne Wagner's nämlich, — so selten trifft man auf die Eigenschaft, welche zur vollen, unbedingten Aufnahme des Kunstwerks, in seiner ganzen Eigenart, seinem Gehalte, nothwendig vorausgesetzt werden müsste: die aus der wahren Freiheit des Geistes hervorgehende Unbefangenheit.

Ich muss aus diesem und aus anderen Gründen, die ich hier noch beleuchten möchte, es noch immer als eine der schönsten, dankbarsten — denn glücklicherweise kann ich hier von herzlicher, ja tiefster Dankbarkeit, aus Erfahrung sprechen — und nothwendigsten Aufgaben der echten Jünger Wagner's betrachten, dieses „Sehen“ zu wecken und zu bilden — es gehört auch zu den Aufgaben der Schiller-Wagner'schen Forderung von der „ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts“!

Welche Verwirrung, welche Hülflosigkeit da noch oft herrschen, welche Bildungshindernisse, Gewohnheiten des Sehens und Hörens, wie viele schiefe Gesichtswinkel da noch zu überwinden sind, ist in Anbetracht der elementaren Wirkung des Wagner'schen Genius, der ungezählten Vorstellungen, doch immer noch bedauerlich. Wie weit man oft genöthigt ist zurückzugreifen um den Weg zur Empfindung frei zu machen — der, wie Wolzogen so richtig bemerkt hat, viel seltner frei liegt, als man meint — ist oft befremdend genug.

Dass z. B. das Wort „Leitmotiv“ — so prägnant und unmissverständlich der Begriff für den mit seinem Wesen Vertrauten ist, auf eine vielfach so auffallend äusserliche, Kindliche, ich möchte fast sagen, Reisehandbuchmässige Auffassung stösst, dass es im Allgemeinen so mechanisch, als etwas ganz Lebloses betrachtet

Digitized by Google

wird und zwar selbst bei sonst ästhetisch nicht ungeschulten Menschen, ist eine Erfahrung, die jeder von uns oft genug gemacht haben wird. Und zwar durchaus nicht nur bei den „rückständigen Alten“, nicht nur bei den harmlosen Enthusiasten für „Wagneropern“, — auffallender ist es schon, dass man gerade sehr häufig im Lager der übermenschlichsten Tristanausschweifungen, wo das Resultat einer Jahrtausende langen Entwickelung, wo „Richard Wagner“ mittlerweile schon längst symphonisch überwunden worden ist (ohne überhaupt in seinen innersten kunsthistorischen Kern erfasst worden zu sein), — ja oft genug auch unter den „strebend sich bemühenden“ ehrlich ergebenen Freunden der Wagner'schen Kunst, noch oft eine bedauerliche Oberflächlichkeit und Unklarheit antreffen kann.

Bei den meisten bleibt es doch immer noch bei den „lyrischen Details“ stehen, in den seltensten Fällen ist die Befähigung geweckt, den organischen Verlauf der inneren Handlung, den Zusammenhang der „Theile“, der verschiedenen Ausdrucksmittel, zu überblicken, ihn sich zum Gefühlsbewusstsein zu bringen.

Wir wissen, wie dem so durchaus von innen heraus neugestalteten Organismus des Kunstwerks entsprechend, in welchem alle Ausdrucksmittel aus einer und der selben Quelle stammen und eines durch das andere organisch bedingt ist und die Musik jederzeit die geheimsten Regungen der Seele, weitabliegende Gefühlsbeziehungen zusammendrängt, natürlich auch für die Darstellung erst die entsprechenden Vortragsstilgesetze aufzufinden waren. So muss es auch einleuchten, dass nur eine Persönlichkeit berufen sein kann, aus der Grundidee des Kunstwerks heraus, dieses auf der Bühne zur klaren, deutlichen Erscheinung zu bringen, die den Zusammenhang stäts vor Augen behält — und vor allem auch als Musiker, „dichterischer Musiker“ bleibt.

Dass nun jemand, der es wagen will den Weg zur Empfindung zu bahnen, sich vor allem auch auf diesen Standpunkt stellen muss, liegt auf der Hand. Und doch — meist habe ich leider zu meinem Bedauern und grossen Befremden erleben müssen, dass bei den meisten Erklärungsversuchen, namentlich auch von Seiten der Berufsmusiker, diese erste Bedingung: die Einheit der Ausdrucksmittel festzuhalten, gar nicht, oder doch wenigstens viel zu äusserlich, erfüllt ward.

Bei meinen Versuchen bin ich daher vor allem bestrebt die „Methode“ der Einführung so einzurichten, dass diese Bedingung erfüllt wird. Nie darf dem Zuhörer diese Einheit der verschiedenen Ausdrucksorgane, Sprache (Gedanke), Musik (die plastischen Gefühlsmomente, das Unaussprechliche der Gebärde) die scenischen Vorgänge u. s. w., aus dem Gefühlsbewusstsein schwinden: „wie der Dichter um Dichter zu sein Musiker wird, wie er als Tänzer, Tonkünstler und (Wort) Dichter stäts Eines und das Selbe ist, nichts anderes als darstellender, künstlerischer Mensch, der sich nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten an die höchste Empfängnisskraft mittheilt.“ Hierauf, auf Erweckung und Steigerung dieser höchsten Empfängnisskraft,*) auf die kräftigere Erregung der Phantasie des Herzens, ist nun gerade das Hauptgewicht bei derartigen Einführungen zu legen: diese höchste, ungetheilte, den ganzen, vollen Menschen umfassende Empfängnissfreudigkeit, die rezeptive Kraft, zu wecken, zu binden und zu gewöhnen, dass sie die Fähigkeit erwirbt, den Gestaltungsprozess in allen Theilen seiner verschiedenen Ausdrucksmittel, jeder Zeit ganz unwillkürlich — also nicht als „Theile“! — mitzuerleben, damit wir „an seinem (des Drama's) Werden selbstthätigen Mitantheil und das Gewordene daher als ein Nothwendiges, klar Verständliches durch unser

*) Darin liegt der Sinn des meist ganz falsch erfassten Ausspruchs Wagner's „dass alle Menschen Künstler (künstlerisch empfindende Menschen) werden müssen“.

Digitized by Google

Gefühl erfahren" lernen. Jetzt dagegen noch steigert und klärt sich die elementare Wirkung selten zu einem durch ein reifes (unbefangenes!) Gefühlsverständniss ermöglichten Erlebniss. Wie selten z. B. begegnet es einem doch auch, dass ein im Rufe grosser „Wagnerfestigkeit" stehender Klavierspieler, der vielleicht „jede Note" im Kopfe hat — das was er da mit Bravour und sogenanntem „gesunden musikalischen Gefühl" am Klavier vorträgt, auch mit jenem vollbewussten, geistigen Akzent thut, der hier einzig entscheidend ist? „Mit mehr Bewusstsein spielen", war ja ein Ruf, den der Meister bei allen Gelegenheiten seinen Musikern immer wieder zurufen musste, und ich will hier nur ein Beispiel erwähnen, an dessen Vortrag wir erkennen können, ob der betreffende Spieler, lediglich vom „lyrischen Detail" ausgehend, mit mehr oder weniger „gesundem musikalischen Gefühl" *) schöne „Musik macht", oder ob sein Spiel erkennen lässt, dass er sein „gesundes musikalisches Gefühl" aus dem Drama geschöpft hat und demgemäss den Vortrag gestaltet. Es ist das Vorspiel zum 3. Akt des Parsifal. Ob hier die „gesunde musikalische Natur" ausreicht — etwa mit demjenigen „Bewusstsein", welches aus der exakt-wissenschaftlich begründeten Phrasirungstheorie geschöpft würde?! Ich glaube doch, dass da ein anderer Geist „phrasieren" muss — der Geist, der aus der inneren Handlung zu uns dringt.**)

Uns, denen das vielgenannte, aber seinem zarten Wesen nach wenig erkannte Leitmotiv, als das wandelbar Hörbare des wandelbar Sichtbaren, stäts gegenwärtig ist, d. h. als ein unerschöpflich Lebendiges, wird es natürlich schwer zu begreifen, wie es möglich ist, dass die „Leitfäden" so oft missverstanden werden. Die Ursache liegt eben hier auch wieder in dem Mangel an Unbefangenheit. Auch hier fehlt es eben an der richtigen geistigen Disposition, wird daher in den meisten Fällen, aus der Macht süsser Gewohnheit heraus, von vorneherein das „Musikalische" aus dem ganzen Darstellungsstoff losgelöst und entweder als „lyrisches Detail" behandelt oder doch nur in einem sehr losen, äusserlichen Zusammenhang gesehen. Dass gerade bei noch sehr vielen Musikalischen, d. h. Musikausübenden, der Umstand ausserordentlich hinderlich ist: dass bei ihnen die Gewöhnung und Entwickelung des musikalischen Auffassungs- und Vorstellungsvermögens auf altgewohnte Formen und Formeln der absoluten Musik und der Operntradition beschränkt worden ist, wissen wir. Es ist eine eigenthümliche, beklagenswerthe Erscheinung, dass der bei weitem grössere Theil des musikalisch gebildeten Publikums, trotz Beethoven, trotz Liszt's symphonischen Dichtungen, ungeachtet des Wirkens und Schaffens Wagner's, ungezählter Wagner-„Muster"vorstellungen u. s. w., noch immer so tief in der „Quadratur der Musik" stecken geblieben ist. Sehr auffällig berührt uns dabei vor allem auch die „Quadratur des rhythmischen Elements": man nimmt meist deutlich wahr, dass ihm der Inhalt, die moralische Triebfeder, das primum movens der Gestaltung ganz in dem Sinne fehlt, wie unserem Tanzrhythmus der

*) Man wird wohl bemerkt haben, dass unter diesem Begriff auch jetzt noch (auch bei einer ganzen Gattung Berufsmusiker) verstanden wird, was der Meister so köstlich charakterisirt, wenn er von der „griechischen Heiterkeit" spricht, mit der das Stück dahinfloss. Mit Verwunderung habe ich übrigens bemerkt, dass eine berühmte Dirigentenkunst unserer Tage wieder zu jener mehr „objectiven" (?) griechischen Heiterkeit der Vortragsauffassung, namentlich auch der Beethoven'schen Symphonien, zurückzukehren bestrebt ist. „Wandel und Wechsel liebt wer lebt — das Spiel drum kann ich nicht sparen!" Man sieht aber, wie recht hatte Wagner, als er an Uhlig die ironischen Worte schrieb: es sei doch etwas Herrliches um die absolute Musik in Bezug auf Möglichkeiten der Deutung und des Vortrags.

**) Charakteristisch ist hier, wie an ähnlichen Stellen, dass die Sechzehntel stäts zu kurz genommen werden. Uns kann es übrigens nicht überraschen, wenn H. von Wolzogen erzählt, der Meister habe es viel weniger geliebt, dass seine eignen Werke oft am Klavier durchgenommen würden, wenn es mehr der Ergötzung als der Belehrung zu gelten schien!

Digitized by Google

„Wille" und somit die Motivirung der Bewegung von innen verloren gegangen ist, sodass dieser nun als inhaltlose „Wirkung ohne Ursache" in unseren Ballsälen sinnlos herumflattert.

Eigenthümlich berührt hat mich immer bei so vielen Orchestermusikern, dass sie, die so oft gedankenlos geneigt sind, nicht absolutistisch gesinnten Musikern und ernsten Dilettanten das Wort zu entziehen, sie, die im Konzertsaal bestrebt sind ihre ganze tüchtige Künstlerschaft zu bethätigen, im Drama sehr oft einen höchst befremdenden, leichtsinnigen und sinnentstellenden Dilettantismus entwickeln. Auch dass noch immer so viele Musiker den fatalen Hang besitzen mit Schülern und Laien in diesem unterscheidenden Tone zu sprechen und die „*Oper*" *sowohl* als das Drama als eine Sache aufzufassen die man als „Musiker" eigentlich gar nicht so ernsthaft zu nehmen brauche, trägt nicht dazu bei das Verständniss auch für die grosse musikalische Kunst namentlich auch unter den jungen Leuten zu wecken, die in den Dramen Wagner's enthalten ist. Es fiel mir immer auf, dass der gerade von den Musikern seiner ungewöhnlichen musikalischen Festigkeit wegen hochgepriesene Heinrich Vogl — dessen hervorragende Qualitäten ich selber sehr hoch schätzte — sich oft mit einer ersichtlich schwelgerischen, ordentlich wiegenden Lust der „rhythmischen Souverainetät", die allergrössten, sinnstörendsten Willkürlichkeiten zu Schulden kommen liess. Man erinnere sich nur des I. Aktes der Walküre und des Rienzi. —

Was nun den „Sprachakzent" anbelangt, so ist mir in meiner Thätigkeit als Lehrer, bei technisch ausgebildeten Klavierspielern (namentlich Konservatoristen) aufgefallen, dass bei ihnen die spezifische Tastentechnik geradezu zum Verhängniss werden kann, wenn es sich um eine Musik handelt, die nicht „tönende Arasbeske" bleibt, sondern eben als Sprachakzent, als Ausdruck der Gebärde diejenige künstlerische innere Fähigkeit erfordert, die man „Gestalten" nennt. Und darüber herrscht wohl kein Zweifel, dass zum Vortrag, zum Erfassen und Gestalten jenes höchsten dichterischen Ausdruckmittels der Musik, auch nicht das ausreicht, was man so im allgemeinen als „gesundes musikalisches Gefühl" bezeichnet. Welche Bewandtniss es damit hat, das kann man täglich an drastischen Beispielen bei „gesundfühlenden" Berufsmusikern sowohl, wie Dilettanten, erleben. Der Ausgang vom Klavierton, der nur „noch abstrakt schildert, seinen wirklichen Körper aber der Gehörphantasie sich zu denken überlässt" — eine Erscheinung die Wagner bekanntlich mit dem eben so abstrakten „Litteraturdrama" vergleicht — und das tägliche Studium, die einseitige Gewöhnung des Ohrs an diejenigen Klangmomente, die für das Klavier charakteristisch sind, Brillanz, Glanz, Bravour, Passagenspiel, bunt gemischtes Figurenwerk, die über die Abstraktion hinwegtäuschen sollen, hat zur Folge, dass der gesteigerte Mechanismus thatsächlich alle Wahrheit und Gestaltungsfähigkeit aus der Musik verbannt hat, wie Beethoven es schon prophezeite. Man kann sich täglich überzeugen, dass hierdurch eine Art des Vortrags entsteht, eine Auffassung der Musik, die ganz von selbst, nothwendig zu einem mehr oder minder auf der Oberfläche des Tones haftend bleibenden Tonspiel, einem „Spielen mit der Musik" hinführt, sodass selbst die ungeheuersten Akzente mit einer „zierlich aufhüpfenden" (rhythmisch von dem Prinzip des Tastenanschlags abhängigen) kurzatmigen, federnden, virtuosen Elastizität fortgeschwemmt werden.*)

In diesem Sinne muss man leider dem Klavier die selbe verhängnissvolle Wirkung zuschreiben wie der Buchdruckerkunst, von welcher der Meister meinte, dass sie schuld sei an der immer mehr abnehmenden Fähigkeit des Publikums

*) Tausig soll einer technisch flinken, im Uebrigen aber geistig zurückgebliebenen Schülerin zugerufen haben: Sie sollten sich schämen schon so schön zu spielen.

Digitized by Google

zum gesunden Urtheil.*) Wie viele namhafte und eifrigst beklatschte Klavierspieler würden wohl vor dem Forum des wahrhaft „gesunden Gefühls“ bestehen, wenn es sich darum handelte dieses „Gefühl“ durch das Singen — ob mit oder ohne „Stimme“ kommt hierbei gar nicht in Betracht — eines einzigen Thema's (etwa aus einem Beethoven'schen Quartettsatz), eines einfachen Schubert'schen Liedes, einer Mozart'schen oder Wagner'schen Gesangsstelle, zu demonstriren?

Diese Gabe des „Singens“, die Gabe die Musik als Sprache zu erfassen, der Gestaltungssinn, sind gewiss von Haus aus selten anzutreffen — umsomehr müssen sie gepflegt, gehegt, geweckt und entwickelt werden — besonders bei Klavierspielern — und zwei Drittel der musizirenden Menschheit besteht ja aus ihnen. Und von diesem innerlichen, künstlerischen Standpunkt ausgehend, nicht von demjenigen musikphilologischer Abstraktion, ist die lebendige Phrasirung, d. h. die Gestaltungsfähigkeit zu beleben, Ohr und Sinn hierfür mehr und mehr energisch zu wecken. Anstatt der noch üblichen, todten, arithmetisch-formalistischen, einseitigen Melodiebildungsmethoden, die sich nur immer wieder ausschliesslich mit der Anfertigung philologisch streng gezirkelter, fertiger Melodien befasst, sollte so früh wie möglich, an der Hand der Beethoven'schen Werke, dem Schüler eingeprägt werden, wie die Melodie nicht als etwas von vorneherein Fertiges hingestellt, sondern wie sie aus ihren Organen heraus gewissermaassen vor unseren Augen geboren wird.

Es liegt eine nicht zu leugnende Gefahr in der vom Klavierton ausgehenden Beschäftigung mit der Musik, für Naturen die nicht von Haus aus mit dem nothwendigen Gegengewicht eines stärkeren, wahrhaft gesunden musikalischen Instinktes begabt sind. Hierüber liesse sich noch manches sagen, doch ist es mir hier nur darum zu thun auf einige der hauptsächlichsten Schwierigkeiten hinzuweisen, mit welchen man zu kämpfen hat, wenn man den Weg zum Verständniss für das neue Drama bahnen will. Wer auf dem Boden der Wagner'schen Kunstlehre steht, kann über das hier Gesagte nicht erstaunt sein — ein Missverständniss ist nur bei ängstlichen, über ihre eigne Berufsperipherie nicht hinausdenkenden und strebenden Vertretern des Klaviers und der Hausmusik zu befürchten. Dass Franz Liszt, dass Bülow und Tausig am Klavier gesessen haben, ändert an dem von mir unter einem weiteren Gesichtspunkt erwähnten, ästhetischen Verhältniss des Tasteninstruments zur Musik gar nichts. Wagner sagt einmal, dass er glücklicher gewesen sei als sein grosser Freund, der zu gut Klavier gespielt habe um nicht bis an sein Lebensende als Klavierlehrer geplagt worden zu sein, worin sich wiederum eines der populärsten Missverständnisse unserer „Musik-Jetztzeit“ recht naiv ausgesprochen habe. Nun, — das aber war der „Wundermann“ des Klavieres! Das unbegreiflich hohe W u n d e r aber hiess — — „Franz Liszt“, — der Schöpfer der Dantesymphonie, der sich mit so wuchtvoller Energie dem tönenden (eben nicht nur schildernden) Orchester und, gleichsam durch dieses Orchester, der lebendigen menschlichen Stimme zuwandte. „Magst Du als Pianist gespielt haben, was Du wolltest,“ schreibt Wagner an seinen grossen Freund, „so war es immer der Moment der persönlichen Mittheilung Deiner schönen Individualität.“ *)

Eine wirkliche Reform nach dieser Richtung, eine Klärung, eine Erweiterung, Vertiefung und Kräftigung des musikalischen Ausdrucksinstinkts und seine voll-

*) Wie sehr diese Abstraktion selbst namhaften Klavierpädagogen in Fleisch und Blut übergegangen ist und wie man aus der konkreten Noth eine abstrakte Tugend zu machen versteht, beweisen manche Stellen in der bekannten „Aesthetik des Klavierspiels“ von Kullak.

**) Das Geheimniss dieser, in der Geschichte der Musik einzig dastehenden Wirkung des Liszt'schen Klavierspiels, den persönlichen Zauber, deckt auch Herwegh auf in seinem tiefempfundenen Gedicht an „Franz Liszt“. Er nennt ihn seinen „lieben Magier“.

Digitized by Google

bewusste Bethätigung wird erst dann erreicht werden können, wenn die Erkenntniss von der Bedeutung, dem Wesen der Musik, mehr und mehr in das Gefühlsbewusstsein der Menschen übergegangen sein wird. Dass dies nur möglich ist, wenn man auf dem höchsten, freien Gipfel der durch Schopenhauer und Wagner errungenen Erkenntniss steht, versteht sich von selbst. Nicht früh genug kann mit der Erweckung dieses Bewusstseins — natürlich ausschliesslich in lebendiger, anschaulicher Form — begonnen werden! —

Ein Hauptbestreben von mir ist daher auch immer, die inneren „Motive“, ihre Entstehung aus dem Verlaufe des Drama's deutlich darzulegen — wie denn auch diese grosse innerliche Kunst in den Einführungsstunden nicht innerlich genug erfasst werden kann. Diese Nothwendigkeit erstreckt sich natürlich auf alle Motive der Handlung, so z. B. auch auf die Entstehung des Wunders, über dessen Bedeutung und Berechtigung (!) ja im Publikum — und namentlich, wie immer in solchen Fällen, gerade bei den „gescheidten“, rationalistischen Leuten — eine oft ganz gewiss nicht geistvoll zu nennende Auffassung herrscht. Und zwar nehme ich an, dass diese Unfähigkeit aus dem Umstand zu erklären ist, dass es hier wieder an der schon erwähnten, wahren Geistesfreiheit, der „Unbefangenheit“ gebricht. Es ist die Unfähigkeit, den innern Sinn eines solchen dichterischen Vorgangs zu erfassen. Während der Handlung allerdings entscheidet das Erlebniss — dafür sorgt schon die Musik, die allein als erlösendes Ausdrucksmittel das Wunder herbeiführt — und zwar aus dem geheimnissvollen Grunde der gewaltigsten Sehnsucht, die in höchster Herzensnoth aus der Brust des Menschen hervordringt. So entsteht das Gebet, das inbrünstige Flehen, so wird das Wunder, „einen grossen Zusammenhang natürlicher Erscheinungen in einem schnell verständlichen Bilde darstellend“, herbeigeführt — erscheint als „holdes Wunder“ Lohengrin, wird Tannhäuser in das heimische Thal zurückgezaubert — wird durch die Macht der Musik, die von dem Atem des Dichters den moralischen Willen erhält, die heftige Sehnsucht im Menschen, sich von einem ihn beängstigenden und doch wieder berückenden Zauber zu befreien — wird der Kampf der dämonischen Kräfte, die den Dualismus in der Menschenbrust darstellen, im dramatischen Vorgang „sinnlich veranschaulicht“.

Wenn ich mit dem Folgenden einige Beispiele erwähne, so geschieht dies nicht aus eitler Deute- und Entdeckerlust, sondern um zu zeigen, in welchem Geiste und von welchem Standpunkte aus ich mir eine Einführung vorstelle, die wirksam sein soll. Ich möchte hier gleich erwähnen, dass eine derartige Beschäftigung mit dem Wagner'schen Drama, nach meiner Erfahrung, eine ungeahnte Rückwirkung auch auf das rezeptive Verhältniss zu den Beethoven'schen Werken, zu Mozart und Bach, zu den grossen Wortdichtern, zu Shakespeare, zu Goethe, zu Schiller und Kleist ausgeübt hat, indem die hierdurch erzielte allgemeine Kräftigung der Phantasie des Herzens und der Empfängnissfreudigkeit eine Vertiefung und schwungvollere Erweiterung erfuhr, die diesen neugebornen Verhältniss zu den grossen Meistern der Vergangenheit nur zu statten kam.

Solche Beispiele sind: der Moment, wo das Motiv der Knechtung aus Alberichs sich aufbäumender Seele sich losringt, mit dem unmittelbar darauf entstehenden „Fluchtmotiv“, bei den Worten: „die dritte so traut, betrog sie mich auch“. Der wunderbare Vorgang, da die Sorge Wotans, der tragisch-mahnend aufsteigende Nornengesang sich heldenhaft in den „grossen Gedanken“, kühn emporleuchtend, verwandelt.*)

*) Wobei ich beim Vorspielen meinen Zuhörern das „Sechzehntel“ deutlich unterscheidend von dem andern „Achtel“ zum Bewusstsein bringe. Ich erwähne dies deshalb, weil man es bei den Aufführungen selten so hört und weil es eines der vielen Beispiele ist,

Digitized by Google

Als einen der vielen herrlichen Belege für die höhere Einheit der musikalischen Gestaltung, wie sie aus der dichterisch-dramatischen Entwicklung hervorgegangen ist, führe ich u. a. das „so blühe denn Wälsungenblut" im Zusammenhang mit: „so schneidet Siegfrieds Schwert!" an, darauf hinweisend, wie dem ersten Beispiele das Schwertmotiv (Wotan's Gedanke) mit dem „Liebesweben" folgt, aus welcher Vermählung ja Siegfried entsteht; während nach dem letztgenannten Beispiele der verwirklichte Gedanke des Gottes (also Schwertmotiv und Waldknabenruf) nun jubelnd in die Welt hinaus klingt.

Wo sich mir Gelegenheit darbietet, mache ich gerne auf den inneren Zusammenhang der Werke aufmerksam, so namentlich zwischen Tristan und Parsifal. So weise ich z. B. auch bei dem ersten Ertönen der Welterbschaftsmelodie (dem gewaltigen Weckruf der „neuen Religion") auf Parsifal hin und zwar auf den aus der gleichen geistigen Grundstimmung hervorgegangenen Weckruf des Gurnemanz: „auf, Kundry, der Winter floh und Lenz ist da!" — Bei der Durchnahme des Rienzi nehme ich stäts den Lohengrin hinzu, auf die geistige Verwandtschaft hindeutend — den Ausdruck der zartesten Begeisterungskraft, die Ekstase des Glaubens, — woher auch die stilistische Verwandtschaft der Rienzi-„Recitative" mit dem Gesange Lohengrins, das Strahlende, Glänzende, die lichte, hohe Lage der Stimme, die charakteristische Verwendung des Dreiklangs (des Tremolos der Geigen im Rienzi, im Lohengrin dagegen zu langgezogenen Harmonien umgewandelt). — Beim Holländer zeige ich, wie hier die Sage sich selbst erzählt, weise auf die „Bemerkungen zur Aufführung des Holländers" hin und suche meinen Zuhörern anschaulich zu machen, wie gerade bei der Aufführung in Bayreuth alles das, was von Wagner in diese „Bemerkungen" hineinverrathen ward — und im Werke selbst noch nicht erschöpfend zum tönenden Ausdruck gelangt war — mit liebevollstem Verständniss aufgenommen und mit wahrhaft nachschöpferischem Feingefühl aus dem Werke herausgeholt worden ist.

An zahllosen Beispielen deute ich auf die Art hin, wie aus dem Gefühlsakzent der Sprache die Melodie der Rede entsteht, z. B. in Tristan das: „wie lenkt' ich (er) sicher den Kiel," im Munde erst Tristan's, dann Brangänen's und zuletzt Isolden's. Als ein besonders herrliches, unsagbar ergreifendes Beispiel der organischen, innerlichsten Durchdringung der Ausdrucksmittel, führe ich dann, bei der Durchnahme der Walküre, Brünnhilde's Worte an: „Brünnhilde bittet" — wie hier die aus dem Sinne und dem Gefühlsakzent emporblühende, melodische Rede

an denen man die wahrhafte, gewissenhafte Künstlerschaft des Musikers erkennen kann. Lehrreich ist es auch insofern, weil man auf drastische Art erfährt, wie das Drama die Ungenauigkeiten dieser „kleinen Noten" — die vom Musiker so oft als Kleinigkeiten betrachtet werden — aufdeckt! Der „Kleinen" Schmuck schmähte er nicht, wüsste er all ihre Wunder!! — sie bedeuten, wie Wagner immer wieder hervorhob, nicht mehr und nicht weniger, als den grossen Styl. Man vergleiche die im Verlaufe der Handlung auftretenden, kleinen, rhythmischen Veränderungen dieses Motivs, z. B. beim letzten Aufleuchten in der Heldenklage der Götterdämmerung — mit dem erstmaligen Ertönen des grossen Gedankens, der gerade hier, durch das genaueste, bewusste Einhalten des ersten, mehr vorwärts dringenden, „Sechzehntels" und des darauf etwas zurückhaltenden „Achtels", erst seinen stolzen, kühn-monumentalen Charakter erhält. — Wie, frage ich mich, soll die Gebärde sein, die im Stande wäre, diesen grossen, hehren, weltumfassenden, weitausschauenden Gedanken, der das Motiv verkörpert, uns als solchen (Heldenthum gegen Goldesmacht) ahnen zu lassen, wenn nicht durch das Emporschwingen des — nicht an sich göttlichen, sondern erst durch die Noth und den kühnen Muth des Gottes die göttliche Eigenschaft erhaltenden — Schwertes und dessen durch Wotan's Gebärde ausgedrückte, geistige Beziehung zu Walhall? Kommt es nicht auch im „gemeinen Leben" gar oft vor, dass ein von Geistern von Fafner's Art achtlos fortgeworfenes unscheinbares „rostiges" Schwert sich in der Hand des Genies in eine hochbeneidete und gefürchtete wunder-wirkende Waffe verwandelt?

Digitized by Google

in der Seele als unausgesprochenes Gefühlserlebniss weiterwirkt und wie dieser affektive Melos unmittelbar in das „Liebesmotiv" mündet — d. h. wie aus dem Gemüthszustand der beiden, in Worten unausgesprochen, in diesem Augenblick die Liebe aus dem Mitleiden mit den Wotanskindern, aus dem verschwiegenen Innern, leise erbebend (cello pp!) auftaucht, um dann in ergreifendsten, geheimnissvollen ppp tief in den Herzen zurückzudämmern, bis zu den Worten Wotan's (flüsternd): „Lass ich's verlauten" — eine der vielen Stellen, wo auch der Blödeste mit dem Gefühle verstehen lernen müsste, was es mit der höchsten Bestimmung der Musik im Drama, als Ausgesprochenes eines Unaussprechlichen, für eine Bewandtniss hat.

Wie wäre ohne diese Mnsik eines der allerergreifendsten Erlebnisse, als Fortgang der inneren Handlnng, möglich gewesen? Wem fiele hier nicht die Stelle aus „Oper und Drama" ein: „— ja selbst da, wo der gegenwärtig sich Mittheilende jener Empfindung sich gar nicht (oder kaum) mehr bewusst erscheint, vermag ihr charakteristisches Erklingen im Orchester in uns eine Empfindung anzuregen, die zur Ergänzung eines Zusammenhangs, zur höchsten Verständlichkeit einer Situation durch Deutung von Motiven, die in dieser Situation wohl enthalten sind, in ihren darstellbaren Momenten aber nicht zum hellen Vorschein kommen können, uns zum Gedanken wird, an sich m e h r als der Gedanke, nämlich der vergegenwärtigte G e f ü h l s i n h a l t des Gedankens ist".

Dieses Erlebniss führe ich dann auch als eines der vielen herrlichen Beispiele an, wie die Musik alles Sinnende und Gedankenhafte in den unmittelbarsten Gefühlsvorgang erlöst — „denn der Weg des Dichters geht aus der Philosophie heraus zum Kunstwerke, zur Verwirklichung des Gedankens in der Sinnlichkeit" (in das sinnliche Anschauungsvermögen). — Schon, da das Kind des harmvollen Liebespaares entsteht, hat das Schicksal seinen zur Tiefe steigenden Schatten — als klagende „Entsagungsformel" — vorausgeworfen, und noch ehe das Kind geboren, wird der Mutter der Geliebte genommen. — Nun sagt Schopenhauer tiefsinnig nnd wahr, dass schon in den sehnsüchtig-verlangenden Blicken der Liebenden der Keim znm Leben des künftigen Kindes enthalten sei, — Siegmund: „was mich berückt, errath' ich nun leicht — denn wonnig weidet mein Blick." Nun vergleiche man die Musik der letzten Worte, „wonnig weidet mein Blick" — mit der später erscheinenden Musik bei Brünnhilde's Worten: „um des Pfandes willen, das wonnig von Dir es empfing." Zu der, beiden Stellen gemeinsamen, überaus herrlich-zarten, wonnevollen Folge der beiden Quartsextakkorde (nach vorausgegangenem Liebesmotiv) tritt bei Brünnhilde's Worten noch die Entsagungsmelodie hinzu, — wehmütig gemildert über die Akkorde herabschwebend. Welche überaus zartsinnige Beziehnng entsteht nun hier wieder durch die wunderbare. innerliche Fähigkeit der Musik „uns zu stäten Mitwissern des tiefsten Geheimnisses der dichterischen Absicht, zu unmittelbaren Theilnehmern an dessen Verwirklichung" zu machen. Wie innig ergreifend wird im Drama eine philosophische Erkenntniss zum schmerzlich-süssen Gefühlserlebniss!

Im ersten Akt des Siegfried wird durch das gleichzeitige, ferne, dämmerhaftleise Ertönen von „Brünnhilde's Abschied" („zum letzten Mal letz' es mich heut'") bei Wotan's Worten „und das doch das liebste ihm lebt," in uns noch einmal der tief-schmerzliche Konflikt in Wotan's Herzen znm Bewusstsein gebracht, der in dem „Gotte" entstanden war und der nun hier, vor dem endgiltigen, freudigfreiwilligen Entsagen zu Gunsten des hehren Paares, sich in wehmühtige Rührung der Erinnerung verliert. Bei anderer Gelegenheit habe ich schon daranf aufmerksam gemacht, wie erst dnrch die einzig in Bayreuth waltende Kunst von „innen aus zu bauen", dieser Moment im Drama — wie so mancher andere! — durch

Digitized by Google

die sinnvolle, genaue und deutliche Uebereinstimmung der Gebärde mit der Musik zur Erscheinung gebracht worden ist. —

Ein schönes, anschauliches Beispiel bietet auch die grosse, entscheidende Scene Wotan's mit Erda im „Siegfried" dar, da wo der Gott im vollen Gefühlsbewusstsein des erhaben errungenen Sieges seines religiösen Wollens, im Kampfe mit dem Streben nach göttlicher Macht, Erda zuruft: „was in des Zwiespalts wildem Schmerze — verzweifelnd einst ich beschloss (d. h. im zweiten Akt der Walküre) — froh und freudig führe frei ich nun aus! Weiht' ich im wüthenden Ekel des Nibelungen Neid schon die Welt — dem herrlichsten Wälsung weis' ich mein Erbe nun an:

Urmütterweisheit
geht zu Ende,
Dein Wissen verweht
vor meinem Willen! —
Weisst Du was Wotan will?"

In der Walküre war es bei dem Ertönen des heftigsten Willensaffekts — dem E-durdreiklang — das „Ende" („nur eines will ich noch — das Ende!), hier im Siegfried ist es der „Wille", der mit dem höchsten E-duraffekt zusammenfällt. In der Walküre hat die unmittelbar folgende lange Fermate*), das Schweigen, einen durchaus anderen Inhalt als im Siegfried. In der „Walküre" ist es die bange Sorge, das Grauen vor dem Ende — er wiederholt sogar hier „das Ende" noch einmal mit leisem, heimlichem Grauen, während dazu im Orchester der düstere C-mollakkord auf dem tremolo der Bässe sich niedersenkt — im „Siegfried" dagegen ist es die Pause, der ungeheure Atemstillstand der Seele, der auf den entscheidenden Zuruf eines freien, erlösten Willens folgt, das feierliche grosse Schweigen, nach einem soeben ausgesprochenen, heroischen Entschluss des freudigen Entsagens! In der „Walküre" folgt dieser bedeutsamen Fermate die Form des einfach aufsteigenden Nornenmotivs aus dem „Rheingold" — das Erscheinen der Erda ankündigend —, im „Siegfried" schliessen sich dem aufsteigenden Nornenmotiv die zum tonalen Abschluss gelangenden „Götterdämmerungsharmonien", und zwar auf breiter, feierlicher Harmonienlage, an. — Namentlich im Parsifal bietet sich ganz von selbst Gelegenheit dar, darauf hinzuweisen, wie gewisse musikalische Hülfsmittel, wie z. B. Mittelstimmen, alte Kirchentonarten und Synkopen, die sehr oft bei anderen (z. B. Brahms) als „Manier", als willkürlich archaisirende Formalistik, zur Erlangung einer von aussen herbeigeholten „Originalität" erscheinen, im Drama, aus der Seele der Handlung heraus, nothwendige, organisch-erwachsende, tiefste Ausdrucksmittel werden.

Welche ungeheure Ausdruckskraft namentlich in der „Synkope" steckt, wenn diese, statt auf dem Instrumentalmusiknebel „tönend-bewegter Formen" herumzu-

*) Man beachte, wie im Drama auch diese musikalischen Formeln ihrer Bestimmung erst zugeführt werden — wo sie im Geleite der sittlichen That erscheinen! Man denke auch an solche Fermaten, die schon im Holländer auftreten (u. a. namentlich die dem Drama angehörige der Ouverture: „vor dieser göttlichen Erscheinung bricht er zusammen wie sein Schiff in Trümmer zerschellt." 𝄐 — — „doch den Fluthen entsteigt er heilig und hehr!") die allerdings auch diese ihre Bedeutung erst in Bayreuth durch die dem Drama entnommenen Vortragsgesetze zu enthüllen bestimmt waren. Solche bedeutungsvolle Fermaten kommen auch im Parsifal vor. Ich erinnere nur an diejenigen des Titurel! Die ungeheuer drastisch ausdrucksvolle der Blumenmädchen: „Du 𝄐 — — Thor!", die (nicht im Klavierauszug angeführte) nach dem „Amfortas"-schrei, — die in besonders zarter Bedeutung auftretende, bei Kundry's Samariterdienst, in Begleitung der sequenzenartig erscheinenden „Hingebungsmelodie" zu Beginn des letzten Aktes, — in den Meistersingern (u. a. beim „Wach auf"-Gesang).

Digitized by Google

irren, vom moralischen Willen des Drama's beseelt wird, davon geben ja zahllose wundervolle Stellen in den Wagner'schen Werken Zeugniss. Man denke nur an die unheimlich drohenden „Vernichtungssynkopen“, an den feierlich-mystisch aufwärts wallenden „Abendmahlsspruch“ in seinem ausdruckstief zögernden Synkopengang. Dann wiederum an vorübergehende Gesangsstellen, wie Brünnhilde's „Rossweisse, Schwester, leih mir deinen Renner“, „Helmwige, höre!“, „O seid mir treu“ mit ihrem charakteristisch-hastigen, atemlosen, unregelmässigen Herz- und Pulsschlag. Mit Vorliebe führe ich aber doch hier das Vorspiel zum dritten Akt des Parsifal an, und sodann die wunderbare As-durstelle am Anfang dieses dritten Aktes, bei Kundry's „völligem Erwachen“, da wo sich die sehnsüchtig erweiterte „Mädchenklage“ in die Triolenfigur der Lenzerlösung stürzt, um mit ihm sich zum „Gral“ emporzuranken: wie sich hier die „Synkope“ der Celli mit unbeschreiblich drängender Gewalt des Empfindungsausdrucks aus dem „d“ der Klage — einer in diesem Augenblick des Drama's ihre Seele, ihre Sprachbedeutung erst enthüllenden, ihrerseits auch selbst erst also „zum Leben erwachenden“ Idealmittelstimme — ich möchte fast sagen, mit einer intensivsten Sprache des Ethos hinaussehnt, ist ein Beispiel, wo sich die Sprachgewalt der Musik zu einer so unerhörten Intensität steigert, wie es selbst bei Wagner kaum noch ein zweites Mal vorkommen dürfte. Der Ausdruck „intensiv“ ist hier in doppelter Bedeutung am Platz —, man bedenke, dass es sich im Moment der höchsten Steigerung um zwei Takte handelt! Hier hat man nun fast die Empfindung, als sei ein Moment eingetreten, wo die Musik, umgekehrt, von der zwingenden Noth des ungeheuren dichterischen Vorgangs gedrängt, den „Sprachlaut der Stimme“ (den sie verloren) wiedergewonnen hätte — so sehr ist hier das gebärende Vermögen der Musik durch den befruchtenden Samen der Dichtkunst erstarkt worden.

Wie sich die Musik, in ihrer höchsten Ausdruckssteigerung, bei den grossen Meistern von jeher aus tiefstem Bedürfniss, als „Schrei der Seele“, zum Drama gewaltsam hingezogen gefühlt, das zu erläutern bietet sich mir ja auch manch' herrliches Beispiel dar! Da ist nun der grosse Sebastian eine wahre Fundgrube, und wie tief im Wesen der Musik und ihrer Bestimmung wurzelt auch hier wieder seine Wahlverwandtschaft mit dem Schöpfer des neuen Drama's! Davon kann man sich ja, wenn man will, unschwer überzeugen. Ich erwähne hier nur das Recitativ des Evangelisten Johannis: „er läugnete aber und sprach“ —, namentlich das aus tiefster, erschütterter Seele, furchtbar herausgestossene: „da verläugnete Petrus abermals“ — es ist der selbe Ausdruck des heftigsten, schmerzlichsten Erstarrtseins auf dem dreimaligen hohen „g“ wie der des zweimaligen f, mit folgendem Halbschritt e, des aus dem Grunde der heftigsten Kraft des „Mitleidens“ hervorbrechenden „Amfortas“-schrei's Parsifal's. Liegt nicht der G-durstelle Kundry's „ich sah das Kind“, besonders von den Worten an „nur Weinen war sie, Schmerzgebahren“, der selbe Sprachempfindungsakzent zu Grunde, wie dem wunderbar ausdrucksvollen: „und ging hinaus und weinete bitterlich“, des selben Evangelisten? Und sollen wir es einen „musikalischen“ Zufall nennen, wenn bei den Worten des Evangelisten: „und im Herzen stehen die Schmerzen“, plötzlich ein merkwürdiger Laut, der so charakteristische, schmerzlich-weihevoll klagende Akzent des doppelten Vorhaltes der Heilandsklage („den sündigen Welten“) ertönt?

Wie bestimmt, wie tief und unabweislich dagegen, ungeachtet der besonnenen Vorsicht bei der nothwendigen Beschränkung in der Wahl der dichterischen Stoffe und ihrer Gestaltung, auch auf der anderen Seite die Unzulänglichkeit der Mittel von den grossen Wortdichtern oft genug empfunden werden musste, geht nicht nur, wie wir wissen, aus ihren Betrachtungen und ihren zahlreichen Klagen

Digitized by Google

über die Nothwendigkeit dieser Beschränkung hervor, sondern vor allen Dingen aus ihren Werken selbst. Auch an dieser historischen Erscheinung ist auf anschauliche Weise das Verständniss für die ursprüngliche Einheit der verschiedenen Ausdrucksorgane zu wecken. Bei Goethe zumal finden sich ja oft Momente, wo das Wort nnd die Sitnation, der Verlauf der inneren Handlnng, geradezu, so zusagen, nach Musik schreien, d. h. mit anderen Worten: die dem Schoosse der Musik entstiegen sind, als „Thaten der Musik“ erscheinen. In den Einführungsstunden erwähne ich nun gerne solche Beispiele, die besonders auffällig auf verwandte Stellen in der Musik — besonders Fidelio, Tristan und Meistersinger — hinweisen. Ein eigenthümliches Beispiel bietet gleich das Singspiel „Erwin und Elmire“ dar: der Ansruf am Schlusse, da wo die Liebenden nach langer Trennung sich endlich wieder finden.

Erwin: Elmire!
Elmire: Weh mir!
Erwin: Ich bin's!
Elmire: Dn bist's!

Der Moment ist hier mit künstlerischer Absicht von Goethe so gestaltet, dass er möglichst wortlos, begrifflos, d. h. musikalisch verdichtet erscheint, und es ist nun ein vom Standpunkt der Entwicklung der Dichtkunst und der Musik höchst interessanter Vorgang, wie wenig Zutrauen der Dichter doch auch wiederum zu dem anderen Ansdrucksmittel, der Musik, hatte, da er in der ersten Fassung (1775) die Bemerkung macht, sie wage es, die Gefühle dieser Pausen auszudrücken! Gewiss, dieser Zweifel war erklärlich — hier hatte der Dichter in seinem bescheidenen Singspiel der Musik eine Aufgabe zuertheilt, welche die damalige Musik nicht lösen konnte. Wir fühlen — hier ist ein Widerspruch zwischen dichterischer Absicht und der Möglichkeit der Ausführung der inneren Handlung. In der späteren Bearbeitung (von 1788) hat denn auch Goethe diese Bemerkung — die mit naiver, herausfordernder Offenheit die dichterische Ohnmacht enthüllt — ganz fallen lassen. — In „Stella“ ist das Ringen nach Ansdruck und die Nothwendigkeit der Ver„dichtung“ auf solche Worte, die wiederum eine Steigerung des Gefühlsvorgangs plastisch und gewissermaassen dynamisch-affektiv entwickeln, sehr auffallend.

Stella (in aller Freude hineintretend mit Fernando, zu den Wänden): „Er ist wieder da! Seht Ihr ihn? Er ist wieder da! (vor das Gemälde einer Venus tretend.) Siehst Du ihn, Göttin? Er ist wieder da! — Er ist wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht, Göttin, ich habe Dich so oft gesehen, und er war nicht da — Nun bist Du da, nnd er ist da! — Lieber! Lieber! Du warst lange weg — Aber Dn bist da! (Ihm um den Hals fallend.) Du bist da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wissen, als dass Du da bist!“ Man beachte das stäte Zurückkommen auf die Worte „Er ist wieder da!“ — vier Mal kehrt es wieder — und „Du bist da“, „er ist da“, und die sich immer mehr steigernde Entzückung, am Schlnsse bis: dass Du da bist, — eine Entzückung, die in ihrer „süssen Noth“ nach Worten ringend, um dem einen einzigen Gefühle: „er ist da“, einen befreienden Ausdruck zn verleihen, — doch nur wieder schildern kann. — So ruft auch Egmont beim Eintritt in Clärchen's Wohnung: „Clärchen!“, worauf Clärchen ruft: „Egmont! Oh Du guter, lieber, süsser! Kommst Du? Bist Du da?“ Wagner sagt einmal, das Organ des Herzens sei der Ton — das kommt uns hier, in der Noth des Wortdichters, so recht deutlich zum Bewusstsein — besonders bei den Worten „Du guter, lieber, süsser (im Tristan: O süsse, hehrste, kühnste, seligste“) und den so rührend das Unfassliche, Unsagbare der Situation offenbarenden Worten: Bist Du da?, deren unerschöpflichen Inhalt

Digitized by Google

nur die Musik zum Ausdruck bringen könnte — sie „die erlösende Kunst", die nicht allein, von der Wurzel des inneren Sprachakzents ausgehend, den lebendigen Rhythmus der Rede mit zwingender Kraft in den tönenden Laut befreit, sondern mehr noch als das Wort, nämlich den Gefühlsinhalt des Wortes erklingen lässt, indem er ihn „zur höchsten Fülle ausdehnt".

Leo Geisberg.

München, im August 1902.

Neue Bücher.

Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ring-Dichtung Richard Wagners.

Von **Dr. Wolfgang Golther**, Professor an der Rostocker Hochschule.

Charlottenburg-Berlin. 1902. Verlag der „Allgemeinen Musik-Zeitung" (Paul Lehsten).

Die Bedeutung Richard Wagners als Dichter vermag nur der völlig zu ermessen, der Kenntniss von den Quellen hat, die ihm vorlagen und ihn zu dichterischem Schaffen anregten und begeisterten. Ohne Vergleichen kein Wissen. Die Art, wie der Dichter den gesammten ihm vorliegenden Stoff anschaut, was er ihm entnimmt, was er bei Seite lässt, wie er Verbundenes trennt, Zerstreutes verbindet, ob er ihn einfach in andere Form umgiesst oder ihn aus sich heraus zu etwas Neuem, Höherem entwickelt, ob er ihn vertieft, verinnerlicht, mit neuem d. h. seinem eigenen Geiste erfüllt oder nicht, das alles verleiht erst den Maassstab, mit dem wir Selbständigkeit, Werth und Bedeutung eines Dichtwerks richtig beurtheilen können. Beim Ring sind die zu Grunde liegenden Sagenstoffe zahlreicher, verschiedenartiger und verzweigter als bei irgend einem anderen Werke des Meisters; daher erweist sich auch für ein genaueres Kennenlernen dieser gewaltigen Dichtung die Quellenkunde als besonders wichtig und anziehend.

Ueber die sagengeschichtlichen Grundlagen des Rings ist schon früher vielfach gehandelt worden. Neben zahlreichen, meist recht unwissenschaftlichen Versuchen, kommen hier hauptsächlich das Buch von E. Meinck und H. v. Wolzogens Nibelungen-Mythus in Sage und Litteratur in Betracht. Vorliegende Schrift will nun keine Geschichte der Nibelungen-Sage oder der neueren Nibelungen-Dichtung darbieten, sondern auf Grund peinlichster Forschung in möglichster Kürze alles Wesentliche anführen, was im Ring quellenmässig belegt werden kann. Das Buch, das damit einem wirklichen Bedürfniss entgegenkommt, ist die Frucht mehrfacher und gründlicher wissenschaftlicher Untersuchungen, die der Verfasser zu seinen akademischen Vorlesungen über Nibelungen-Sage und Nibelungen-Dichtung benöthigte. Anregung zur Zusammenfassung dieser Forschungen gaben ferner die verschiedenen Vorträge und Besprechungen in der Presse, mit denen der Verfasser die Aufführungen des Rings am Rostocker Stadttheater begleitete, dessen überraschend stilgerechte, im Bayreuther Geist gehaltene Darstellung wesentlich den Bemühungen Golthers zu verdanken war. In der Einleitung seines überaus klar

Digitized by Google

und plastisch-anschaulich geschriebenen Buches finden wir neben einem allgemeinen Ueberblick über die gesammte Ueberlieferung, die dem Meister bei der Schöpfung des Ringes vorgelegen, noch treffliche Bemerkungen über Sprache und Versform des Werkes. Sodann werden die vier Theile der Ring-Dichtung der Reihe nach besprochen und auf ihre Quellen geprüft. Der Verfasser begnügt sich jedoch nicht damit, zu zeigen, was Wagner vorfand und von dem Vorgefundenen für seine dichterischen Zwecke nützte, vielmehr weist er auch mit allem Nachdruck auf das hin, was in den Quellen nicht stand, was der Meister kraft eigener dichterischer Intuition neu geschaffen. Da findet sich's denn bald, dass der Ring unendlich über seine Quellen hinauswuchs, dass diese nicht viel mehr bedeuten, als verstreute und oft recht unscheinbare Bruchstücke, die erst der gewaltigen Meisterhand bedurften, um sich zu jenem stolzen Riesenbau zu fügen, in dem sich die Tragödie einer ganzen Welt abspielen sollte. So ergibt sich aus einem Vergleich dessen, was war, mit dem, was ward, erst völlig Wagners dichterische Grösse und Selbständigkeit. Seine wunderbare Gestaltungskraft tritt im Ring wahrhaft leuchtend hervor. „Die altgermanische Sage ist förmlich neu geboren worden und erfuhr in dieser Erneuerung die höchste Verklärung, die ihr je bisher zu Theil ward."

Siegmund Benedict.

Digitized by Google

Josef Kürschner und Ernst Wilhelm Fritzsch †.

Zwei um unsere Sache verdiente Männer sind uns während der letzten Festspielzeit, am 29. Juli und am 14. August, durch einen unerwarteten Tod entrissen worden. Beide waren sie durch ihre Thätigkeit mitten hinein gestellt in jene Welt der Oeffentlichkeit, der Zeitlichkeit, ja, der Zeitungen, welche ihrem Wesen und Treiben nach der unserigen so entgegengesetzt ist, und deren dienstbare Geister sonst so vielfach die unangenehmsten Erfahrungen einer geschäftigen Feindschaft uns bereitet haben. Auf eben diesem Gebiete nun durch ihre Gesinnung, ihre Treue, ihre Hilfsbereitschaft für unsere Sache sich ausgezeichnet zu haben, ist ein um so grösseres und nicht genug anzuerkennendes Verdienst dieser Männer.

„Wer der Zeit dient, der dient ehrlich“, war ein Wahlspruch des unermüdlichen stillen Arbeiters, des weltbekannten Lexikographen und Herausgebers, des Geheimen Hofrathes und Professors Josef Kürschner. Ein bedenklich klingender Spruch, gewiss, und doch — für ihn sprach er die Wahrheit. Denn, wenn es sich vor Allem fragt, Wer dient und wie dient er der Zeit — ist er ihr Knecht, oder ist er ihr Helfer? — so musste man von ihm sagen: der Vielbeschäftigte, Vielunternehmende, auch Vielausgezeichnete, er hat es niemals vergessen noch unterlassen, oft unvermerkt, doch vielleicht um so wirksamer, seiner Wagnerianischen Gesinnung Ausdruck zu geben. Die in dieser Beziehung gerade meist so äusserst schlecht unterrichtete grosse Leserwelt ward durch allgemein verbreitete Werke, wie Kürschners Universal-Lexikon, still und sicher auf den rechten Weg geleitet. Man denke sich solche Unternehmungen in gegnerischer Hand, und man wird ersehen, was wir unserem Gesinnungsgenossen für sein unauffälliges Wirken zu danken haben. Dass ausserdem unter seiner Leitung das Oesterlein'sche Wagner-Museum am Fusse der Wartburg sein Asyl gefunden hat, gehört mit zu den vielen Erfolgen, welche der nimmer rastende Mann zu verzeichnen hatte. —

Fritzsch seinerseits hat nicht nur mit seinem „Musikalischen Wochenblatte“ seit einem Menschenalter treu zu Wagner und Bayreuth gehalten und vielen litterarischen Freunden der Sache, wie auch mir selber von Anfang an, darin die Gelegenheit gegeben, sich offen für die Vielangefeindeten auszusprechen, er hat vor Allem das grosse Verdienst gehabt, als Niemand noch den Muth hatte, sich an solche aussichtslose Extravaganzen zu wagen, mit geringen Mitteln, doch im guten Glauben an den Meister, die „Gesammelten Schriften“ in seinen Verlag zu nehmen, wo sie seit 1873 in zwei Ausgaben erschienen sind. Und noch im letzten Jahre hat er durch eine Sonderausgabe der auf Staat, Kunst und Religion bezüglichen Schriften aus den Jahren 1864—1881 eine neue Bahn zum Verständnisse des gebildeten Publikums für die Kulturbedeutung der Wagnerischen Gedanken eröffnen helfen. Wir können das Andenken des wackeren Verlegers unseres Meisters, der nie für Gewinn im Weltsinn gearbeitet hat, nicht besser ehren, als indem wir eben diese schöne letzte That seines Verlages nach Kräften unterstützen. Nicht Wagner der Künstler, der Dichter, der Schriftsteller als solcher bedarf so sehr der Erschliessung weiterer Kreise als wie Wagner, der Kulturbringer, und zwar insbesondere mit denjenigen seiner Schriften, wo er diese Kultur nicht nur in der Welt der Gedanken aufleuchten lässt, sondern wo er ihre Grundlinien nachweist in der Welt der geschichtlichen Wirklichkeit. —

Wirklichkeitsmenschen, und doch Idealisten, waren Jeder auf seine Art sie beide: der grosse erfolgreiche Praktiker in Eisenach und der bescheidene Musik-Verleger in Leipzig, deren Verlust wir aufrichtig beklagen, deren Bedeutung als Typen deutschen Bürgerthums wir bei uns niemals verkennen noch vergessen wollen!

H. v. W.

Digitized by Google

Mathilde Wesendonck.

(† 29. August 1902!)

Und nun waren die Festspiele verklungen, die letzten Grüsse ausgetauscht zwischen Freunden und Künstlern des Bayreuther Werks, nach allen Seiten hin die Theilnehmenden vom Gebiete der hohen Kunst auseinander gezogen, wer's konnte, in stille Friedensstätten schöner, grosser Natur. Zu dieser Zeit weltabgewandten Nachtönens, Nachsinnens, fast unbemerkt, sodass die Nachricht wohl zu Manchem erst verspätet drang, ist auch in solch einem schönen Erdenwinkel der österreichischen Berge und Seen eine edle Frau dahingeschieden. Eine edle Frau — wie bedürfen wir solcher! eine vornehme Seele — wie selten sind sie geworden! Wäre nichts von ihr zu sagen als dies, sie wäre des Gedenkens werth. Aber sie stand uns näher; denn Ihm stand sie nahe, dem wir zugehören. Durch ein grosses Erleben ist sie unserer Pietät verbunden gewesen und wird es bleiben. Das Grosse, Uebergrosse selbst war in ihr Leben getreten, und sie hatte das herrliche Glück erfahren, dem Genius wohlthun zu können. Denn sie war eine edle Frau, eine vornehme Seele: sie brachte ihm, wessen er in nagender Leidenszeit zuhöchst bedurfte: die zarte, warme und reine Sphäre der echten Weiblichkeit. „Die Welt ist schlecht, grundschlecht; nur das Herz eines Freundes, nur die Thräne eines Weibes kann sie uns aus ihrem Fluche erlösen!“ Wir haben diese Seufzer des Grossen, Leidensvollen vernommen. Wie könnten wir aufhören, derer dankbar zu gedenken, die berufen und fähig war, ihm diese Wohlthat zu erweisen? Und wie hätte sie selbst ihm solche Wohlthat jemals erweisen können, wenn sie nicht eben war — so ganz anders, als die schlechte Welt es sich denken kann, — das wahrhafte Beispiel einer edlen Weiblichkeit, der Zartheit, der Reinheit, des grossen Mitgefühls? Die Welt versteht dies nicht, weil sie auch nicht einmal das Bedürfniss danach kennt, und ihr Missverständniss erzeugt tausendfach verletzende und tiefe unwahre Auffassungen eines zartesten geistigen Wesens, daran sie keinen Theil hat. Aber sie berührt mit alledem nichts an dem Kerne dieses Wesens; es konnte ihr auch nicht gelingen, den innerlichen Einklang zu stören, der bis zuletzt in ehrfürchtigem Gedenken bewahrt geblieben ist zwischen ihr, die nun geschieden, und denen, welche den Namen des Grossen in der Welt noch weiterführen, seiner Familie, seinem Hause, wofür wir hier sprechen. Wahre Vornehmheit ist nicht nur selten, sie bleibt auch einsam in dieser Welt. Ob auch der feine Kunstsinn der Dahingegangenen, der einstmals unter dem beseelenden Lichte der in ihrem Leben aufgegangenen Sonne die schönen Blüthen jener „Fünf Gedichte“ getrieben, nicht nur eine edle Gesellschaft von Kunstwerken um sich versammelt erhielt, die zugleich das Andenken ihres vorzüglichen Gatten lebendig erhalten, sondern auch gern und vertrauensvoll im lebendigen Verkehr blieb mit Persönlichkeiten der besten Bildung und von verwandten Interessen: es lag doch auf dem Abende dieses Lebens eine gewisse Stille, etwas von der Einsamkeit, die von der Berührung mit dem Ausserordentlichen zurückbleibt, und die ihm inmitten des fremd und fremder vorüberrauschenden Weltgetriebes etwas abgeschieden Feierliches verlieh. Und in dieser feierlichen Stille ist sie selbst nun auch von uns gezogen, Mathilde Wesendonck, aus der Welt, doch nicht aus unserem Gedenken. Denn unter dem Zeichen des grossen Gedenkens hat sie gelebt; es gibt ihrem Tode das Lebenszeichen, und wie es in ihrem ganzen Leben gestanden, so steht es an ihrem Grabe, das zarte und strenge Wort der seelischen Vornehmheit: „Fern bleibe alles Niedrige!“ — So wahret in gleichem Sinne des Reinen und Edlen verständnissvolles Gedächtniss!

H. v. W.

Digitized by Google

Bayreuth und Draussen.

Generalversammlung in Bayreuth.

Auf der diesjährigen, am 24. Juli stattgefundenen Generalversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines wurden nur die geschäftlichen Angelegenheiten ordnungsgemäss erledigt; weitere Anträge zur Berathung lagen nicht vor. Die Thätigkeit des Vereines wird sich in den kommenden Jahren, ausser seiner durch die Satzungen vorgeschriebenen hilfreichen Förderung des Stipendien-Gedankens, insonderheit auf die wünschenswerthe besonnene Verbreitung des Verständnisses für die Frage des Parsifalschutzes zu beziehen haben.

Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Rechnung über den Stand des Fonds der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung pro $19^{01}/_{02}$.

Nr.	Einnahmen.	ℳ	₰	Nr.	Ausgaben.	ℳ	₰
I	An Kassabestand des Vorjahres	57	75	I	Auf Buchbinderlöhne . . .	3	60
II	a) An Fundationszuflüssen von der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins pro $19^{01}/_{02}$ . . .	—*	—	II	Auf Zuschuss zur Deckung der Kosten für die Bayreuther Blätter	2000	—
	b) An Spenden	—	—	III	Auf sonstige Ausgaben, nämlich: für Stückzinsvergütungen, Porto etc.	14	70
III	An Zinsen von Aktivkapitalien	2850	—	IV	Auf Ausleihung von Kapitalien	903	05
IV	An sonstigen Einnahmen . .	—	—				
V	An Coursgewinn beim Ankauf von Pfandbriefen	13	60				
		2921	35			2921	35

*) Die der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung satzungsgemäss zufallende Summe von 20 % der Netto-Einnahme pro $19^{01}/_{02}$ mit 940 ℳ wurde, wie in den letzten Festspieljahren, zum Ankaufe v. Eintrittskarten für die Mitglieder mitverwendet.

Das Vermögen der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung beträgt pro 1. Juli 1902 = 79 967 ℳ 90 ₰.

Bayreuth, am 1. Juli 1902.

Georg Vogel,
Kassier des Fonds der Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Digitized by Google

Voranzeige.

Gobineau's „Renaissance"

erscheint demnächst bei Karl J. Trübner, Strassburg i. E., in neuer, grösserer Ausgabe der schönen, durchgesehenen und verbesserten deutschen Uebersetzung von Ludwig Schemann (ℳ 5.—, geb. ℳ 6.50 bezw. ℳ 8.—), und sei insbesondere als eine köstliche Weihnachtsgabe unserem Leserkreise heute schon angezeigt, indem wir hier die Vorrede des Uebersetzers zum Abdruck bringen.

Zum dritten Male lasse ich hiermit meine Verdeutschung der Renaissancescenen hinausgehen. Das erste Mal, vor zehn Jahren, hatte ich sie nur dem kleinen, intimen Leserkreise der „Bayreuther Blätter" mitgetheilt, dem immer das Verdienst bleiben wird, dass er zuerst Gobineau ein volles und grosses Verständniss entgegengebracht hat; dann, einige Jahre später (1896), im stärksten Gegensatze hierzu, denjenigen Weg öffentlicher Bekanntmachung gewählt, der gemeiniglich bei uns Büchern das denkbarste Maass von Verbreitung zu sichern pflegt: ich hatte sie in Reclams „Universalbibliothek" neu erscheinen lassen.

In der That hat diese Veröffentlichung Alles, was ich mir von Wirkungen nur hätte erträumen können, reichlich gebracht, ja überboten. In Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren gelesen, ist die „Renaissance" wie über Nacht zu einem im besten Sinne populären Buche bei uns geworden, die allgemeine Stimme hat es immer lauter und immer wärmer ausgesprochen, dass Gobineaus Werke unter allen die Renaissance behandelnden die Palme gebühre; hervorragende Gelehrte und Künstler haben gewetteifert in der Betheuerung, dass Keiner jene ganze Epoche so tief wie er ergründet und so gewaltig wie er zur Darstellung gebracht habe. Eine nach der andern von den bedeutenden Persönlichkeiten unserer Bühnenwelt wendet dem Werke ihr regstes Interesse zu; schon haben in einer ganzen Anzahl norddeutscher Städte öffentliche Recitationen der Hauptscenen mit wahrhaft tiefgehender Wirkung stattgefunden, und alles deutet darauf hin, dass dies nur erst Anfänge sind, dass die Renaissancescenen fest und dauernd bei uns Wurzel gefasst haben und neben den Meisterwerken unserer eigenen und einiger bevorzugter ausländischer Klassiker einen Ehrenplatz behaupten werden.

Gleich beim Erscheinen der Reclam'schen Ausgabe ist, auf Grund eines leider ziemlich weitverbreiteten Vorurtheils, vielfach gegen diese Einspruch erhoben und das Verlangen nach einer grösseren, auch in der Ausstattung des Werkes in jeder Weise würdigen Ausgabe geäussert worden. Ich bereue nun zwar keinen Augenblick, dass ich damals, einem kräftigen Instinkte folgend, meine Verdeutschung diesem Riesenreservoir geistiger Güter, um das uns alle anderen europäischen Völker beneiden können, einverleibt habe, da ich vielmehr davon überzeugt bin, dass der vorerwähnte ganz ungemeine Erfolg nicht zum kleinsten Theile gerade diesem Schritte zuzuschreiben ist; ebensowenig aber kann ich die Berechtigung des anderen Gesichtspunktes, der der Renaissance neben, ja vor dem volkstümlichen den aristokratischen Charakter auch im Aeusseren gewahrt wissen will, bestreiten; und somit habe ich, nachdem der Wunsch, den Deutschen eine stattliche Fest- und Geschenkausgabe des Werkes geliefert zu sehen, mir immer aufs Neue und immer dringlicher kundgegeben worden, mich dieser Pflicht endlich nicht länger entziehen zu dürfen geglaubt.

Digitized by Google

Ich habe nunmehr aber diese Gelegenheit benutzt, um auch meinem deutschen Texte noch eine eingreifende Aufbesserung zu Theil werden zu lassen. Namentlich in den ersten Theilen, mit denen ich einst meine Uebersetzerthätigkeit begonnen, habe ich weit radicaler zu ändern gefunden, als ich selbst zuvor ahnen konnte: um es mit einem Worte zu bezeichnen, ich habe jetzt, nach einem Jahrzehnt, weit entschiedener deutsch zu empfinden gewagt, während ich damals diesem meinem Empfinden, noch einen Zügel in Gestalt peinlicher (mir heute vielfach im Lichte des Gallicismus erscheinender) Treue gegen das Original anlegte. Indem ich somit erst diese neue Textesfassung für die letzte und endgiltige erkläre, die mich überdauern und die Herrlichkeiten des Werkes den Deutschen kommender Geschlechter zutragen möge, hoffe ich durch grössere Freiheit im Sinne eines noch besseren Deutsch der wirklichen, dem Geist des Werkes zu wahrenden Treue Nichts vergeben, vielmehr Gobineau nun erst endgiltig in seine wahre Heimat in der germanischen Welt hinübergeleitet zu haben.

Zahlreiche Incorrectheiten in der Namenschreibung, die leider in der früheren Ausgabe sich eingeschlichen hatten — eine Folge des Umstandes, dass ich jene während eines längeren Aufenthaltes fern der Heimat und allen litterarischen Hilfsmitteln hatte herstellen müssen — sind jetzt ebenfalls berichtigt. Beiläufig bemerkt, habe ich bei solchen Gelegenheiten häufiger als früher auch Gobineau selbst corrigiren müssen.

Was meine eigenen Worte zur Einführung der früheren Ausgaben betrifft, so hätte ich auch da wohl jetzt im Einzelnen Manches ändern und verbessern können. Aber ich vermochte mich dazu nicht zu entschliessen. Dergleichen ist stäts nur als ein Ganzes zu fassen und bedeutet als solches ein Erlebniss, eine Eingebung: der grübelnde Verstand hat da keine Rechte mehr, wo vor Jahren Geist und Herz sich übermächtig kundgegeben. Und nachdem denn so einmal, zu meiner höchsten Freude, jene meine Worte so, wie sie es gethan, zu Tausenden gesprochen und ihnen ins Herz gesprochen haben, hoffe ich mir das Recht erworben zu haben, sie nunmehr auch, ohne der Ueberhebung geziehen zu werden, als intregierenden Bestandtheil meines Buches unangetastet bestehen zu lassen.

Freiburg, 4. September 1902.

L. Schemann.

Caritas!

Da dieses Stück unserer Blätter das letzte ist, welches vor Weihnachten erscheint und man mit Bitten ohnehin besser nicht gerade in die Zeit der grössten Ausgaben kommt, so will ich heute schon unsere Leser wieder wie in den Vorjahren an unsere bald geleerte Caritas-Casse erinnern! Insbesondere alle diejenigen möchte ich daran erinnern, welche bisher ihrer noch nicht gedachten, indem ich annehme, dass sie doch wohl immer dessen gedenken werden, was unser Meister uns gelehrt hat von der „heilthatvollen“ Bestätigung des Wissens durch Mitleid. H. v. W.

Berichtigung.

Im Stück IV—VII S. 155 Z. 20 v. o. (Wahrmund, zur Besinnung etc.) soll es heissen: „nach Prof. Bräuer“ (nicht: Böhmert). —

Digitized by Google

General-Register.

Digitized by Google

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.
Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google